

# Moritz Lazarus und Heymann Steinthal

## Band II/1

Eingeleitet und herausgegeben von  
INGRID BELKE

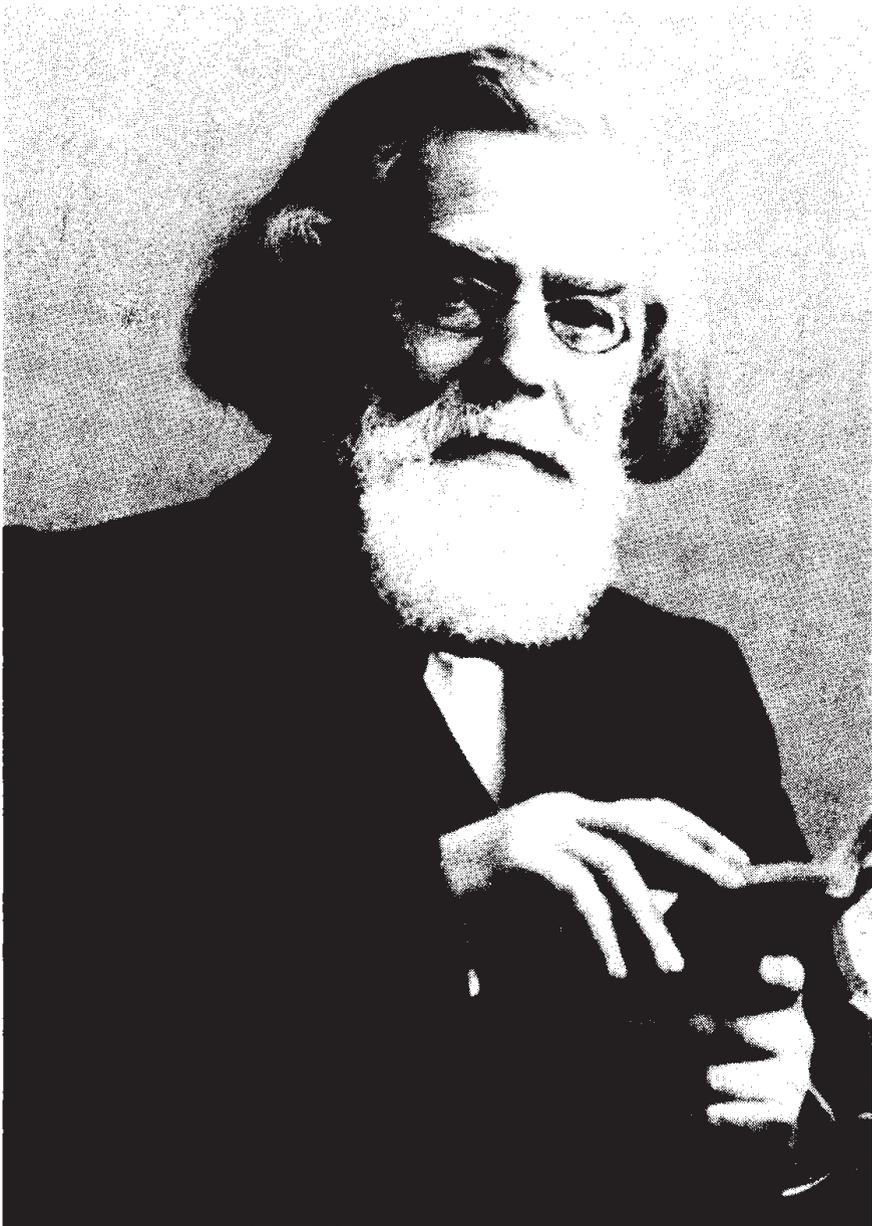
*Schriftenreihe  
wissenschaftlicher Abhandlungen  
des Leo Baeck Instituts*

40

---

**Mohr Siebeck**

SCHRIFTENREIHE WISSENSCHAFTLICHER ABHANDLUNGEN  
DES LEO BAECK INSTITUTS



Heymann Steinthal

Photographic aus dem Besitz von Dr. Heinrich Hess, Kopenhagen

MORITZ LAZARUS  
UND  
HEYMANN STEINTHAL

Die Begründer der Völkerpsychologie in ihren Briefen

Band II/1

Mit einer Einleitung herausgegeben

von

INGRID BELKE



J.C.B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN 1983

Dieses Open Access eBook wird durch eine Förderung des Leo Baeck Institute London und des Bundesministeriums des Innern und für Heimat ermöglicht.

*CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek*

*Moritz Lazarus und Heymann Steinthal: d. Begründer d. Völkerpsychologie in ihren Briefen / mit e. Einl. hrsg. von Ingrid Belke. – Tübingen: Mohr*

NE: Lazarus, Moritz [Mitverf.]; Steinthal, Heymann [Mitverf.];  
Belke, Ingrid [Hrsg.]

Bd. 2.

1 (1983).

(Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts; 40)

ISBN 3-16-744452-5 / eISBN 978-3-16-163607-3 unveränderte eBook-Ausgabe 2024

ISSN 0459-097 X

NE: Leo Baeck Institute of Jews from Germany (New York, NY): Schriftenreihe  
wissenschaftlicher Abhandlungen . . .

© Leo Baeck Institut / J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1983.

Dieses Werk ist seit 04/2024 lizenziert unter der Lizenz ‚Creative Commons Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International‘ (CC BY-SA 4.0). Eine vollständige Version des Lizenztextes findet sich unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Printed in Germany. Satz und Druck: Gulde-Druck GmbH, Tübingen.  
Einband: Großbuchbinderei Heinr. Koch, Tübingen.

## VORWORT

Mit der Publikation von zwei weiteren Halbbänden findet ein Editionsprojekt seinen Abschluß, das vom Leo Baeck Institute, New York, auf Initiative seines damaligen Direktors Dr. Max Kreutzberger bereits Ende der fünfziger Jahre geplant und seither in jeder Weise gefördert worden ist: Die Sammlung und Herausgabe der Briefe des Philosophen Moritz Lazarus und des Sprachwissenschaftlers Heymann Steinthal, zwei jüdischen Gelehrten, die 1859 mit der Begründung der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ die Grundlagen für eine neue wissenschaftliche Disziplin schaffen wollten.

An erster Stelle möchte ich daher dem Leo Baeck Institute in New York meinen herzlichen Dank für die großzügige Förderung dieses Forschungsprojektes sagen. Ohne die finanzielle Förderung, ohne das kontinuierliche Interesse und die verständnisvolle Geduld des Präsidenten des Leo Baeck Institute, Dr. Max Gruenewald, und des jetzigen Direktors, Dr. Fred Grubel, wäre eine so umfangreiche und arbeitsintensive Edition nicht durchzuführen gewesen. Dr. Max Gruenewald danke ich überdiens für seine Hilfe bei der Entschlüsselung hebräischer Zitate und deren Übersetzung. Frau Gerda Thalheimer, New York, hat den gesamten Text im Umbruch mitgelesen; ich danke ihr sehr für die mühevollen Korrekturarbeit.

Bei der Durchsicht von Nachlässen und Briefsammlungen erhielt ich Unterstützung und Anregungen von mehreren großen Bibliotheken, denen ich hiermit meinen Dank ausspreche: der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem und besonders Dr. M. Nadav; der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin (DDR) und Dr. Walter Kral, der inzwischen aus Altersgründen ausgeschieden ist; der Universitätsbibliothek in Kiel und besonders Dr. Hans Seyffert; der Bayerischen Staatsbibliothek in München und der Deutschen Staatsbibliothek in Berlin (DDR). Für die Bereitstellung von Dokumenten danke ich außerdem dem Stadtarchiv in Frankfurt am Main und dem Stadtarchiv in Leipzig für wertvolle Ermittlungsarbeiten.

Die Edition erforderte zahlreiche schriftliche Anfragen bei in- und ausländischen Archiven und Bibliotheken, für deren freundliche Hilfsbereitschaft und Überlassung von Kopien ich den Leitern und Mitarbei-

tern dieser Institutionen sehr zu Dank verpflichtet bin, ohne daß ich sie hier alle einzeln nennen könnte.

Während meiner Arbeit an der vorliegenden Briefausgabe lernte ich Dr. Heinrich Hess, Kopenhagen, einen Enkel von Jean(n)ette und Heymann Steinthal kennen. Er konnte mir noch einige ergänzende Auskünfte geben und überließ mir das im ersten Halbband abgebildete Familienphoto zur Reproduktion. Zwei wichtige Familiendokumente, die Schenkungsurkunde von Lazarus und der Hess-Steinhalsche Stammbaum, werden im Anhang des zweiten Halbbandes erstmals veröffentlicht. Ihm und seiner Frau Gisela Hess möchte ich hier sehr herzlich für ihre Hilfe und für die ungewöhnlich große Gastfreundschaft danken, die ich eine Woche lang in Kopenhagen genießen durfte.

Nicht zuletzt möchte ich dem Verleger dieser Edition, Herrn Georg Siebeck, und dessen Mitarbeiter, Herrn Friedrich Dannwolff, Tübingen, für Geduld, mannigfachen Rat und die ganze tatkräftige Mithilfe beim Zustandekommen der umfangreichen Briefbände herzlichen Dank sagen.

Marbach, im Januar 1983

Ingrid Belke

## INHALTSVERZEICHNIS

### *Band II/1*

<i>Vorwort</i> . . . . .	V
<i>Verzeichnis der Abbildungen</i> . . . . .	VIII
<i>Einleitung</i> . . . . .	IX

### *Briefe*

Der Briefwechsel zwischen Heymann Steinthal und Gustav Glogau . . . . .	1–367
--	-------

### *Band II/2*

### *Briefe*

Heymann Steinthal an Julius Harrwitz	
Heymann Steinthal an Carl Wilhelm Ludwig Heyse und Paul Heyse	
Heymann Steinthal an verschiedene Adressaten	
Heymann Steinthal an Moritz Lazarus	
Heymann Steinthal an seine Familie	
Moritz Lazarus an Paul Heyse	
Moritz Lazarus an verschiedene Adressaten	
Moritz Lazarus an Heymann Steinthal	

### *Anhang*

#### *Briefe*

Wilhelm Dilthey an Moritz Lazarus	
Theodor Fontane an Moritz Lazarus	
Eduard Rese an Gustav Glogau	

Schuldversprechen von Moritz Lazarus für Heymann Steinthal	
Stammbaum von Heymann Steinthal	
Ergänzungen zur Bibliographie	

### *Personenregister*

## VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

- Heymann Steinthal . . . . . Frontispiz  
Photographie aus dem Besitz von  
Dr. Heinrich Hess, Kopenhagen
- Die Singakademie in Berlin . . . . . nach S. 66  
Stahlstich von Finden (um 1830) nach einer Zeichnung  
von Wilhelm Klose  
Aus dem Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin  
(Original im Mendelssohn-Archiv der Staatsbibliothek  
Preußischer Kulturbesitz)
- Die Universität in Berlin, Unter den Linden . . . . . nach S. 82  
Holzstich nach einer Zeichnung von Karl Wilhelm Gropius,  
um 1860  
Aus dem Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin
- Heymann Steinthal . . . . . nach S. 176  
Photographie (um 1884)  
Aus dem Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin
- Die Universität in Kiel . . . . . nach S. 276  
Photographie  
Aus dem Besitz der Landesbildstelle Schleswig-Holstein, Kiel
- Gustav Glogau . . . . . nach S. 290  
Photographie (um 1890)  
Aus dem Nachlaß von Richard Weyl in der Universitätsbibliothek Kiel
- Heymann Steinthal mit seiner Familie . . . . . nach S. 354  
Photographie: Friedrichroda (um 1895/96)  
Von links nach rechts: Sigmund Saller, Jeanette Steinthal,  
Amalie Saller (geb. Lazarus, Schwester von M. Lazarus),  
Irene Steinthal, Heymann Steinthal; die Kinder gehören  
zu anderen Feriengästen

## EINLEITUNG

Als Band 21 der „Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts“ war die Briefedition „Moritz Lazarus und Heymann Steinthal – Die Begründer der Völkerpsychologie in ihren Briefen“ 1971 im Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) erschienen. In zwei weiteren Halbbänden soll sie nun eine Fortsetzung und Ergänzung erfahren. Der hier vorliegende erste Halbband enthält den ungekürzten Briefwechsel zwischen dem Sprachwissenschaftler Heymann Steinthal (1823–1899) und seinem Schüler Gustav Glogau (1844–1895) aus den Jahren von 1868 bis 1895. Der zweite Halbband, der im Frühjahr 1984 erscheinen wird, umfaßt weitere Briefe von Heymann Steinthal an seinen Berliner Verleger und Freund Julius Harrwitz (1819–1875), an den Sprachwissenschaftler Carl Wilhelm Ludwig Heyse (1797–1855) und an dessen Sohn, den Romanisten und Schriftsteller Paul Heyse (1830–1914), an Steinthals Bruder Hermann Steinthal und dessen Familie, an Lazarus und weitere Einzelbriefe an verschiedene Gelehrte, wie den Orientalisten Heinrich Leberecht Fleischer, den Historiker Ludwig Häusser, den Sprachwissenschaftler Bernhard Jülg, den Indologen Albrecht Weber u. a. Daran anschließend folgen die Briefe von Moritz Lazarus (1824–1903) an den befreundeten Paul Heyse und Einzelbriefe an verschiedene andere Schriftsteller, wie Karl Emil Franzos, Gottfried Keller, Wilhelm Raabe und Theodor Storm, an Kollegen, wie Wilhelm Dilthey, Georg Moritz Ebers und auch an Heymann Steinthal und an einige Redakteure. In einem Anhang werden Briefe und Dokumente publiziert, die für die Biographie der beiden Freunde und als Zeitdokumente aufschlußreich sind, darunter – bisher unveröffentlicht – drei Briefe von Wilhelm Dilthey und ein Brief von Theodor Fontane an Moritz Lazarus. Ergänzungen zu der im ersten Band veröffentlichten Bibliographie von Lazarus' und Steinthals Publikationen werden zusammen mit dem Personenregister den zweiten Halbband beschließen.

Als der Rabbiner und Historiker Dr. Aron (Arnold) Tänzer (1871–1937) in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts den Grundstein für die vorliegende Edition des ersten Bandes legte, ließ er sich von dem Wunsch leiten, durch eine Briefdokumentation die Erinnerung an das Leben und Werk seines verehrten Lehrers Moritz Lazarus wachzu-

halten. Die Persönlichkeit Steinthals interessierte ihn dabei nur, insofern dieser Freund, Schwager und Universitätskollege von Moritz Lazarus war und als Mitherausgeber der 1859 gegründeten „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ einen Anteil an der theoretischen Diskussion über die neue Disziplin der Völkerpsychologie hatte. Für die geplante Briefedition wählte Tänzer daher lediglich die frühen Briefe Steinthals an Moritz Lazarus aus.<sup>1</sup> Diesem Konzept folgten auch noch die späteren Bearbeiter, Professor Dr. David Baumgardt, New York, und Professor Dr. Kurt Wilhelm, Stockholm.<sup>2</sup>

Nachdem ich 1967 vom Leo Baeck Institute, New York, mit der Herausgabe der Korrespondenz beauftragt worden war, habe ich nach einem längeren Gespräch mit dem damaligen Direktor des New Yorker Leo Baeck Institute, Dr. Max Kreutzberger, beschlossen, mich ebenfalls an den alten Plan Tänzers zu halten; allerdings wurde bereits während der Fertigstellung dieses Bandes entschieden, in einem zweiten Band weitere Briefe und Briefkonvolute zu publizieren, die die Auswahl des ersten ergänzen und korrigieren sollten. So versuchte ich auch schon in der Einleitung des ersten Bandes die Persönlichkeit und die Arbeiten Steinthals in gleicher Weise und Ausführlichkeit zu würdigen, wie ich das zunächst für Moritz Lazarus getan hatte. Der Wiederabdruck von Steinthals Jugenderinnerungen<sup>3</sup> und die Erstellung einer Bibliographie von Steinthals Publikationen<sup>4</sup> entsprachen ebenfalls dieser Intention.

Dank der großzügigen Unterstützung des Leo Baeck Institute, New York, hatte ich nach Abschluß des ersten Bandes die Möglichkeit erhalten, den umfangreichen Lazarus-Nachlaß der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem<sup>5</sup> und den Lazarus-Nachlaß in der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin durchzusehen, anschließend auch den großen Nachlaß des Schriftstellers Paul Heyse in der Bayerischen Staatsbibliothek in München, der insofern von Bedeutung ist, als Heyse mit beiden Völkerpsychologen, vor allem

---

<sup>1</sup> Die Originale dieser Briefe Steinthals aus den Jahren von 1849 bis 1898 befinden sich im Lazarus-Nachlaß in der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin unter der Signatur 66 A 9616; es handelt sich dabei im ganzen um 68 Schriftstücke aus den Jahren von 1851 bis 1898, die unter Abt. II, Nr. 344–410, abgelegt sind. Dieser Teilnachlaß, der vorwiegend Briefe an Lazarus enthält, geht auf eine Schenkung der Witwe Nahida R. Lazarus an die Universitätsbibliothek im Jahre 1925 zurück. Die von Tänzer ausgewählten Briefe sind in Bd. I, aaO, Nr. 153–194, abgedruckt.

<sup>2</sup> Zur Geschichte dieser Edition vgl. das Vorwort zu Bd. I, aaO, S. VIIff.

<sup>3</sup> AaO, S. 371–393.

<sup>4</sup> AaO, S. 400–412.

<sup>5</sup> In der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek, Jerusalem, befindet sich auch ein Steinthal-Nachlaß, der allerdings fast nur Arbeitspapiere enthält, darunter Vorlesungsnachschriften aus seiner Studienzeit (1843–1847) und Entwürfe und Aufzeichnungen zu späteren sprachwissenschaftlichen Veröffentlichungen.

aber mit Moritz Lazarus bis 1885 eng befreundet war; schließlich konnte ich mir auch über den Nachlaß des Philosophen und Steinthal-Schülers Gustav Glogau in der Universitätsbibliothek Kiel einen guten Überblick verschaffen. Aufgrund der Durchsicht des veröffentlichten und unveröffentlichten Nachlaßmaterials waren die Kriterien, die Tänzer bei der Auswahl geleitet hatten, sehr deutlich zu erkennen:

1. Arnold Tänzer hatte ein Idealbild von Moritz Lazarus entworfen, den er als den alleinigen Begründer der Völkerpsychologie betrachtete. Die ausgewählten Briefe sollten den in der Tat glanzvollen Weg eines deutschen Juden dokumentieren, der, noch traditionell erzogen, ganz ungewöhnlich rasch seine Gymnasialbildung nachholte, dann im Universitätsbereich und in jüdischen Organisationen die höchsten Positionen erreichte. Mit Recht hatte Tänzer daher auch die von Lazarus erhaltenen Jugendbriefe aufgenommen, die dessen intensive Beschäftigung mit der deutschen Philosophie und Literatur bezeugen. Der größte Teil der von ihm ausgewählten Briefe ist folgerichtig Lazarus' beruflicher Karriere und seiner Tätigkeit für jüdische Organisationen und Ziele gewidmet, wie zum Beispiel Lazarus' Erfolg auf der ersten israelitischen Synode (1869), seinem Anteil an der Abwehr des Antisemitismus seit 1879 und an der Begründung einer modernen jüdischen Ethik. Lazarus' Schwächen wurden dabei durch die Auswahl so elegant kaschiert, wie dieser selbst das schon zu Lebzeiten für sich besorgt hatte. Da Lazarus auch private Sorgen verschwieg, wie das schwere Asthma seiner Frau, das sich zusehends verschlimmerte und sein Leben sehr belastete, wurde ihm die Verschlossenheit oft als Tugend ausgelegt.<sup>6</sup>

Tänzer ging bei der Auswahl also von Lazarus' Interesse und nicht von den Fragen aus, die schon kritische Zeitgenossen stellten und die mit Recht den späteren Lesern – aus der Distanz heraus – wichtig waren.<sup>7</sup>

2. Tänzer hat die meisten Briefe in gekürzter Fassung und modernisierter Orthographie überliefert; Auswahl und Kürzungen wurden immer auch von der Überlegung bestimmt, ob sie dem Ansehen des Gelehrten nützen beziehungsweise schaden könnten. Die Tendenz der Beschönigung läßt sich besonders kraß an der umfangreichen Korrespondenz zwischen Moritz Lazarus und Paul Heyse nachweisen, aus der Tänzer nur wenige Passagen für die Publikation auswählte, obwohl gerade diese Briefe enthüllen, welche Interessen Lazarus noch neben der

---

<sup>6</sup> Daß Lazarus es dagegen gut verstand, seine Verdienste um das allgemeine Wohl und um die Wissenschaft publik zu machen, bezeugen seine Briefe zur Genüge; vgl. Bd. I, u. a. Nr. 26, 44 und 83.

<sup>7</sup> Den Briefband hat Tänzer als Ergänzung geplant zu „Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen“, die Nahida Lazarus und Robert Leicht ebenfalls mit idealisierender Tendenz aufgrund von Lazarus' Diktaten und Dokumenten bearbeitet hatten (Berlin 1906).

Tätigkeit für die Universität und in zahlreichen Ehrenämtern verfolgte und weshalb sich Heyse schließlich 1885 tief enttäuscht von Lazarus zurückzog.<sup>8</sup> Lazarus hatte sich in Leipzig auch als Bauherr in großem Stil betätigt – Aktivitäten, auf die er sehr viel Zeit verwandte, die er nie verheimlichte und die von Freunden und Kollegen bis zu Beginn der 80er Jahre eher positiv, als Ausdruck seiner Vielseitigkeit und „Modernität“ bewertet und als Quelle seiner Großzügigkeit geschätzt wurden. Erst aus dem späteren Scheitern und den Anfeindungen in der eigenen Gemeinde sind die Vorsicht des Herausgebers zu erklären, das Verschweigen und die Tendenz zur Idealisierung, woran auch Lazarus' zweite Frau, Nahida R. Lazarus, einen entscheidenden Anteil hatte, wie ihre Briefe an Tänzer, dessen unveröffentlichte Briefabschriften<sup>9</sup> und die Kommentare zu wörtlich angeführten Briefen und Diktaten in „Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen“ bezeugen.

3. Von Steinthal hatte Tänzer – bis auf wenige Ausnahmen – nur die Briefe aus den 50er und 60er Jahren an Lazarus für eine Veröffentlichung vorgesehen. In diesen Jahren schrieb Steinthal zwar seine entscheidenden sprachwissenschaftlichen Werke, war aber bis 1862 materiell noch in völlig ungesicherter Lage, oft sehr deprimiert und hilflos. Der Anteil Steinthals an der Konzeption der Völkerpsychologie und an Lazarus' Veröffentlichungen ist auch in der ursprünglichen Kommentierung Tänzers eher zurückgedrängt als gewürdigt worden.<sup>10</sup> Da inzwischen

---

<sup>8</sup> Ein besonders verräterisches Beispiel für die recht eigenwillige und beschönigende Auswahl Tänzers bildet im ersten Band Brief Nr. 51 vom 5. Okt. 1872 an Paul Heyse. In dem publizierten Teil berichtet Lazarus von einem mehr oder weniger philanthropischen Bauprojekt, das aber nicht ausgeführt wurde. In dem unveröffentlichten vorangegangenen Briefteil und in der Fortsetzung teilt Lazarus dagegen mit, daß er für sein (erstes!) großes „Geschäfts-Finale“ viel Geld brauche und daß die „Grüne Tanne“ infolge des Umbaus und der Mieterhöhungen demnächst höhere Einnahmen für Heyse und Lazarus abwerfen werde. Die fehlenden Ergänzungen werden im zweiten Halbband veröffentlicht.

<sup>9</sup> Diese Abschriften von unveröffentlichten Heyse-Briefen bezeugen, daß Tänzer offenbar Einsicht in einen zumindest größeren Teil der Korrespondenz, wenn nicht in die vollständige Korrespondenz hatte, soweit sie im Besitz von Lazarus gewesen war (evtl. also auch in Abschriften der letzten Briefe von Lazarus an Heyse). Sie befinden sich – ebenso wie die Korrespondenz Tänzers mit Nahida Lazarus – im Lazarus-Nachlaß der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem, Ms. var. 298.

<sup>10</sup> Das gilt auch für die im Typoskript vorliegende Lazarus-Biographie von Tänzer, die sich im Lazarus-Nachlaß der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek befindet. Bezeichnend für dieses Desinteresse an Steinthals Persönlichkeit und Werk ist auch die Tatsache, daß in „Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen“ (vgl. Anm. 7) zwar Lazarus' Freunden Friedrich Rückert, Berthold Auerbach, Paul Heyse, ja selbst dem fernstehenden Gottfried Keller eigene Kapitel gewidmet wurden, Steinthal aber allenfalls indirekt erwähnt wird, obwohl für ein allgemeines Publikum des 20. Jahrhunderts, an das sich die „Lebenserinnerungen“ wenden, wenigstens die wichtigsten biographischen Daten hätten genannt werden müssen. Dagegen muß Steinthal mehrfach als dunkle Folie gegen die

alle sprachwissenschaftlichen Veröffentlichungen Steinthals durch Nachdruck wieder zugänglich gemacht wurden und Steinthal auch in der Wissenschaftsgeschichte eine weit bedeutendere Rolle spielt<sup>11</sup> als der zu Lebzeiten bekanntere und dank seiner persönlichen Ausstrahlung anziehender wirkende Lazarus, blieb die Veröffentlichung von Steinthals Briefen bisher ein Desiderat.

Die Publikation weiterer Briefkonvolute und Einzelbriefe soll daher einmal die bisherigen verklärenden biographischen Darstellungen von Moritz Lazarus und den ersten Briefband ergänzen beziehungsweise korrigieren, zum andern von dem zu Unrecht in den Hintergrund gedrängten Steinthal weitere persönliche Zeugnisse bekannt machen und damit auch der Mentalitätenforschung neues Material für das Bürgertum des 19. Jahrhunderts zur Verfügung stellen.<sup>12</sup> Auch ich konnte allerdings nicht alle Briefe und Korrespondenzen aufnehmen, die ich durch systematische Anfrage bei Archiven und Bibliotheken erhielt. Auch meine Auswahl werden die aktuellen Fragestellungen der deutsch-jüdischen Geschichtsschreibung mitbestimmt haben, so sehr ich mich um kritische Distanz bemühte.

Im folgenden möchte ich daher den Inhalt der beiden unmittelbar nacheinander erscheinenden Halbbände kurz charakterisieren und auf den Wert hinweisen, den die jeweiligen Briefgruppen für die Geschichtsschreibung haben könnten und inwiefern sie zur Ergänzung des bisher bekannten biographischen Materials über Lazarus und Steinthal beitragen. Ich habe dabei nicht alle interessanten Einzelbriefe hervorheben können, da das den Rahmen einer solchen Einleitung sprengen würde. Einführende Erläuterungen, kommentierende Zwischentexte und ausführliche Annotationen weisen jedoch auf den besonderen Informationswert der betreffenden Schriftstücke hin.

Die Briefe werden in der originalen Interpunktion und Orthographie

---

strahlende Erscheinung von Lazarus dienen (vgl. aaO, S. 320 und S. 559). Nach einer Notiz von Nahida Lazarus, die sich ebenfalls im Lazarus-Nachlaß der Jüdischen Nat.- und Univ.-Bibliothek befindet, verzieh angeblich die Familie – „vermutlich aus finanziellen Gründen“ – Lazarus nicht, daß er 1895 ein zweites Mal geheiratet habe. So sei auch eine „Entfremdung“ zwischen Lazarus und Steinthal eingetreten, da jener unter dem Einfluß der Familie gestanden habe. Falls das zutrifft, könnte auch das die spärliche, allenfalls beiläufige Erwähnung Steinthals durch Nahida Lazarus erklären.

<sup>11</sup> Vgl. dazu vor allem die beiden Monographien: Waltraud Bumann, *Die Sprachtheorie Heymann Steinthals – Dargestellt im Zusammenhang mit seiner Theorie der Geisteswissenschaft*, Meisenheim am Glan 1965, und Rosvita Bickmann, *Logik und Grammatik – Eine Untersuchung zum Universalienproblem der Philosophischen Grammatik unter besonderer Berücksichtigung der Sprachtheorie Heymann Steinthals*, Diss. der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen 1980.

<sup>12</sup> Unter diesem Aspekt sind sicher auch viele Briefe an M. Lazarus und an H. Steinthal interessant, die sich in den beiden genannten Teilnachlässen in Berlin und Jerusalem befinden.

wiedergegeben, die allerdings, da es damals noch keine verbindlichen Vorschriften gab, zwischen den verschiedenen Korrespondenten differieren und selbst bei demselben Schreiber unterschiedlich sein können. Das Datum steht in den meisten Originalen rechts oben am Briefkopf; es wurde in der vorliegenden Edition zur besseren Übersicht ergänzt, wenn es nicht dort oder nur unvollständig überliefert war. Versehentliche Auslassungen wurden in eckigen Klammern eingefügt. Trotz der ausführlichen biographischen Darstellung der beiden Völkerpsychologen im ersten Band habe ich Lebensdaten und kurze Erklärungen zu beruflichen Aktivitäten und zu Veröffentlichungen in die Anmerkungen aufgenommen, wenn diese für das Verständnis des betreffenden Briefes unentbehrlich sind.

### *I. Halbband:*

#### *Die Korrespondenz zwischen Heymann Steinthal und Gustav Glogau*

Dies ist die Korrespondenz von zwei völlig Ungleichen. Der Jüngere, Gustav Glogau, wandte sich hilfesuchend an den Erfahrenen und Kenntnisreicheren, an seinen ehemaligen Universitätslehrer in Berlin, mit dem er während des Studiums wahrscheinlich nur selten persönlich gesprochen hatte. Verschieden sind ihre Herkunft, ihr Zuhause, ihre Konfession, ihre weltanschaulich-politische Haltung. Ganz verschieden ist auch ihr Naturell. Gemeinsam sind ihnen nur die engagierte Suche nach Erkenntnis und – auf sozialer Ebene – die Zugehörigkeit zum deutschen „Bildungsbürgertum“, obwohl man auch diese Gemeinsamkeit bei näherer Untersuchung etwas einschränken müßte.

Wenn ein so umfangreicher Briefwechsel zwischen zwei Gelehrten nicht in fachlichen Fragen erstickt, wenn er sogar auf eine breitere Leserschaft noch heute anziehend wirken mag, so ist das auf die Verschiedenheit der Temperamente zurückzuführen, auf die bedingungslose Anhänglichkeit des Jüngeren und die zuweilen recht herbe, unverbindliche Offenheit des Älteren und nicht zuletzt auf die unnachsichtig geführte Auseinandersetzung, der sich beide in den für sie entscheidenden Fragen stellten – Fragen über Religion und Metaphysik, über die moralischen Grundwerte, über die Funktionen des Staates und die Rechte des Individuums. Diese Momente geben dem Briefwechsel die Dynamik und die Höhepunkte. Trotz seines Strebens und der schließlich auch erreichten Stellung als Ordinarius der Philosophie in Kiel hat sich Glogau im wesentlichen kaum geändert; aber aus dem unsicheren, gegenüber Juden und Polen überheblichen, sehr ehrgeizigen Schüler der frühen Briefe ist ein zuverlässiger, teilnehmender und bis zu

seinem frühen Tode lernwilliger Freund geworden, dessen Zuneigung Steinthal in den Zeiten des schlimmsten Antisemitismus oft ein Trost gewesen war.

Aus der Korrespondenz zwischen Steinthal und Glogau hatte Marie Glogau schon einmal einen Auszug publiziert, der unter dem Titel „Gustav Glogau – Sein Leben und sein Briefwechsel mit H. Steinthal“ im Verlag von Lipsius & Tischer, Kiel und Leipzig, 1906 erschienen war – elf Jahre, nachdem Glogau auf einer Reise nach Griechenland, bei Athen, tödlich verunglückt war.<sup>13</sup> Auch Marie Glogau leitete das Bestreben, rückblickend die Schwächen ihres Mannes durch die „richtige“ Auswahl der Briefe zuzudecken und durch die Veröffentlichung zu erreichen, daß Glogau endlich von der Fachwelt als ein seinem Lehrer ebenbürtiger Gelehrter anerkannt werde. Der fast vollständig erhaltene Briefwechsel dokumentiert allerdings eher das Gegenteil: auf seiten Glogaus ein ständiges Gefühl des Nicht-Genügens, das Bewußtsein der geistigen Abhängigkeit, auch in späteren Jahren noch das Leiden an der geringen Resonanz und die uneingeschränkte Verehrung für den Lehrer, dessen größere Leistung und Arbeitsfreude er zeitlebens bereitwillig bewunderte.

Selbst diejenigen, die aufgrund der Erfahrung nationalsozialistischer Ausrottungspolitik die Emanzipation einerseits und andererseits den Assimilationsprozeß der deutschen Juden im 19. Jahrhundert skeptisch oder gar negativ beurteilen, werden die Entwicklung der freundschaftlichen Lehrer-Schüler-Beziehung zwischen Steinthal und Glogau bewegt verfolgen. Denn diese Beziehung hatte eine „Geschichte“ mit Krisen und Höhepunkten, nicht nur für Glogau, der als Christ unter Steinthals Abkehr von jeder Metaphysik und positiven Religion sehr gelitten hat, sondern auch für Steinthal. Schon der erste Brief von Gustav Glogau, der offensichtlich gar nicht auf den Gedanken gekommen war, daß Steinthal Jude sein könnte und daß ihn daher das abfällige Urteil über die polnischen Juden in Pilica verletzen werde,<sup>14</sup> löste bei Steinthal Befremden aus. Diesem ersten Brief Glogaus folgten weitere mit Bitten um Rat, ja um Fürsprache. Erst allmählich mochte Steinthal der steten Anhänglichkeit des Schülers ganz gewiß gewesen sein. Etwa zwanzig Jahre nach dem ersten Brief dankte Steinthal für die unveränderte und uneingeschränkte Zuneigung, die ihm Glogau bis dahin entgegengebracht hatte, mit dem freundschaftlichen Brief vom 29. Oktober 1889:

---

<sup>13</sup> Der biographische Abriß von Marie Glogau umfaßt 84 Seiten und enthält auch zahlreiche Briefauszüge und Briefe Glogaus an seine Frau und seinen engsten Freund Hermann Siebeck. Der zweite Teil enthält die gekürzte, oft fehlerhaft wiedergegebene Korrespondenz zwischen Glogau und Steinthal, beginnend mit dem Brief Steinthals vom 5. Juli 1873 (S. 87) und endend mit Steinthals Brief vom 30. Dezember 1894 (S. 161).

<sup>14</sup> Brief vom 24. Juli 1868, Nr. 1.

„Lieber Glogau, ich war heute morgen betroffen, als ich las: ‚Morgen sind es 25 Jahre her, daß ich *Sie* zum ersten Male hörte‘ – ich dachte: sagen wir uns denn nicht Du? oder habe ich das geträumt? Nun Traum oder nicht – ich werde Du sagen.“<sup>15</sup>

### *Herkunft und frühe Erfahrungen*

Gerade Steinthal, der als Jude die üblichen Nachteile in seiner beruflichen Karriere erfuhr,<sup>16</sup> aber nie daran gedacht hatte, sich taufen zu lassen, unterhielt enge Beziehungen zu Nichtjuden, wurde von diesen anerkannt und verehrt, obwohl er nicht die gleichmäßig verbindlich-freundliche Art seines Schwagers Lazarus hatte. Es ist daher vielleicht nicht ganz uninteressant herauszufinden, welche glücklichen Bedingungen gegeben sein mußten, damit sich ein so herzlicher Umgang entwickelte, der auch die Familien mit einschloß.

Für Steinthal ist das wahrscheinlich leichter zu erklären: Er pflegte, wie er in seinen Jugenderinnerungen erzählte, schon in der Kindheit ganz unproblematische Kontakte zu Nichtjuden und wurde später als begabter und bescheidener Schüler des Gymnasiums in Bernburg sehr geschätzt, hatte also in seiner Jugend offensichtlich kaum antisemitische Kränkungen erfahren.<sup>17</sup> Er konnte an der Berliner Universität Lernfreude und Erkenntnisstreben nach allen Richtungen entfalten, fand in seinem Lehrer, dem Sprachwissenschaftler August Boeckh, und vor allem in dem Sprachphilosophen und reformfreudigen Staatsmann Wilhelm von Humboldt große geistige Vorbilder, denen er mit Hingabe nacheiferte; und er hat schließlich die Freundschaft und Hochachtung seines Lehrers Carl Wilhelm Ludwig Heyse gewonnen, der dank Steinthals ständiger Ermunterung in seinen letzten, von Krankheit gezeichneten Lebensjahren das „System der Sprachwissenschaft“ so weit fortsetzte, daß Steinthal es, ergänzt durch Vorlesungsmanuskripte, nach dem Tod des verehrten Lehrers 1856 veröffentlichen konnte.<sup>18</sup> An seinen Sohn Paul schrieb C. W. L. Heyse am 2. Januar 1855, etwa 10½ Monate

<sup>15</sup> Brief Nr. 199.

<sup>16</sup> Er erhielt nie eine ordentliche Professur und wurde auch nicht in die Preußische Akademie der Wissenschaften aufgenommen, obwohl ihn die Königliche Akademie der Wissenschaften in Uppsala zum korrespondierenden Mitglied ernannte und damit seinen internationalen Rang dokumentierte.

<sup>17</sup> Vgl. dazu Bd. I, S. 374; die gleichen Erfahrungen machte auch sein Jugendfreund aus dem Herzogtum Anhalt-Bernburg, Heinemann Rosenthal (vgl. Bd. I, S. LXXXIV, und Monika Richarz [Hrsg.], *Jüdisches Leben in Deutschland – Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1780–1871*, Stuttgart 1976, S. 439).

<sup>18</sup> Vgl. Bd. I, S. LXXXVIII ff. Vgl. auch die Briefe Steinthals an C. W. L. Heyse, in Bd. II, 2, Nr. 272 ff.

vor seinem Tode: „. . . Er [Steinthal] ist doch in der Tat die einzige in meinen späteren Jahren gemachte Bekanntschaft, die mir ins Herz gewachsen ist. Ich betrachte ihn wie einen Adoptivsohn und bin ebenso stolz und ebensowenig eifersüchtig auf seine Leistungen wie auf die eines Sohnes.“<sup>19</sup> So verbanden sich bei Steinthal mehrere „innere“ und „äußere“ Voraussetzungen, die seine spätere geistige Unabhängigkeit begründeten: Das eher introvertierte, aber zu großer Hingabe fähige Naturell, Bescheidenheit in den äußeren Dingen, in den ihm wesentlichen dagegen eine nahezu unbegrenzte Lernwilligkeit, intensives – man möchte sagen: existentielles – Interesse an seinen Forschungsfragen und den weltanschaulichen Fragen seiner Zeit. Trotz der bescheidenen Mittel der früh verwitweten Mutter erhielt er, was für seine Persönlichkeitsbildung notwendig war: die fürsorgliche Zuneigung zunächst des Bruders, des Onkels in Bernburg, dann außerhalb seiner Familie die des verehrten Lehrers C. W. L. Heyse, die Freundschaft mit Lazarus und die zu Julius Harrwitz, dem großen Berliner Verleger der zeitgenössischen Sprachwissenschaftler; vor allem aber und nicht zuletzt die Ausbildung an einer deutschen Großstadtuniversität und die Fortsetzung der Studien in Paris, so unglücklich Steinthal dort auch oft war wegen seiner materiellen Not und der Unfähigkeit, seinen Unterhalt zu verdienen.

Steinthal war viel unabhängiger von seiner Umwelt als Lazarus, der ständig der Anerkennung und der Zustimmung bedurfte. Er ging seinen Weg, dachte auf seine Weise. Der vorliegende Briefwechsel mit Gustav Glogau ist ein eindrucksvolles Zeugnis dafür, wie wenig sachliche und weltanschauliche Übereinstimmung er für eine Freundschaft brauchte, wenn er nur sah, daß der andere es ehrlich meinte. Im Verhältnis zu Glogau hat er diese ungewöhnliche Toleranz nicht nur betätigt, sondern ihm auch einmal brieflich das Verhältnis zu seinen Schülern zu erklären versucht, als Glogau fürchtete, seine Kritik an Steinthals „Allgemeine Ethik“ könne diesen verletzt haben: „Machen Sie sich nur wegen der Kritik keine Sorge: das müßte ja heißen, ich sei nicht ich. Was mich Jolly und Cohen aufgeben ließ, war etwas ganz andres als eine wissenschaftliche Kritik. Jolly hätte so empirisch sein können, wie er wollte, und Cohen so kantisch, wie ihm recht schien: ich hätte nicht gewehrt. Ich stehe auch mit Paulsen noch gut, obwohl Sie sehen, wie weit er von mir abweicht. Was die Welt glaubt, soll mich nicht kümmern; ich weiß schon, daß man mir nicht glaubt, daß man sich nicht denken kann, wie mir vieles so gleichgültig ist, was den Andren das höchst Begehrteste scheint.“<sup>20</sup>

<sup>19</sup> Erich Petzet und Gustav Herbig, Carl Wilhelm Ludwig Heyse und sein System der Sprachwissenschaft, in: Sitzungsberichte der Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-philologische und historische Klasse, München 1913, S. 24.

<sup>20</sup> Brief Nr. 151.

Ganz anders war die Ausgangssituation Glogaus, der aus dem östlichen Grenzgebiet Ostpreußens stammte. Gustav Glogau, das sechste von zehn Kindern, wuchs in einem Beamtenhaushalt auf. Der Vater zählte als Superintendent in der litauischen Gemeinde von Stadt und Kreis Tilsit zu den Honoratioren. Der litauische Protestantismus war streng lutherisch, wenn auch nicht ohne pietistische Einflüsse. Der Vater trieb bis in sein Alter griechische Studien, wozu ihn die Ähnlichkeit der litauischen Sprache noch besonders anregen mochte. Die Mutter, die schon als junges Mädchen für eine große Geschwisterschar mitverantwortlich war, führte ein strenges Regiment. Beide Eltern praktizierten das sprichwörtlich gewordene „preußische“ Familienleben: Autoritär, am Gehorsam gegen Gott und das Familienoberhaupt orientiert, pflichtbewußt, fleißig, sparsam, wenn auch „standesgemäß“. Diese Tradition prägte auch den jungen Glogau, so sehr er in seiner Jugend gegen dieses Elternhaus protestiert hatte. Schon die Vorfahren waren Geistliche in dieser Region, und auch Glogau soll am Ende seines Lebens gesagt haben, daß er, könnte er sein Leben nochmals beginnen, ebenfalls Theologie studieren würde, wie es sein ältester und jüngster Bruder getan hatten. In seiner Jugend soll jedoch eine unüberwindbare Entfremdung zwischen den jähzornigen, autoritären Eltern und dem künstlerisch sensiblen, schutz- und liebebedürftigen Sohn die Verfolgung der natürlichen Neigungen gehemmt haben. Der Theologie galt jedoch zeitlebens sein intensives Interesse.<sup>21</sup>

Dem Wunsch der Eltern beugte er sich noch zu Beginn seines Studiums, 1863 in Berlin, wo er sich zwei Semester lang an der preußischen Militärakademie der Medizin widmete. Kaum war er sich jedoch selbst überlassen, wurde ihm bewußt, daß ihn die Neigung eigentlich zu ganz anderen Studien trieb, zur Philosophie, zur Geschichte des Denkens, zur griechischen Antike, zur Dichtung, und er inskribierte sich an der philosophischen Fakultät der Berliner Universität. Oft habe er sich, da ihm die Eltern nach dem Fächerwechsel alle Unterstützung entzogen, am Rande des „Abgrunds“ befunden;<sup>22</sup> er verdiente sich das notwendige Geld durch verschiedene Gelegenheitsarbeiten, u. a. durch das Stenographieren von Reden im preußischen Abgeordnetenhaus. In diesen schweren Studienjahren hörte er am 29. Oktober 1864 zum ersten Mal eine Vorlesung über Völkerpsychologie von Steinthal; er hat mit großer Dankbarkeit immer wieder dieses Datums gedacht. In Steinthal sah er von nun an seinen „geistigen Vater“,<sup>23</sup> bahnte sich mit seiner Hilfe einen Weg in die Sprachpsychologie und in die Geschichte der Philosophie und verehrte ihn mit der ihm

<sup>21</sup> Marie Glogau, aaO, S. 1 ff.

<sup>22</sup> AaO, S. 3.

<sup>23</sup> Brief Nr. 49.

eigenen Ausschließlichkeit bis zu seinem frühen Tode, trotz der Differenzen in Weltanschauung und Wissenschaft.

Marie Glogau berichtet, daß die Eltern Glogaus, bei aller Fürsorge und Pflichterfüllung, nie gefragt hätten, was in dem Jungen vorgehe, daß dieser nie eine Zärtlichkeit erfahren und eigentlich kein „Zuhause“ gehabt habe. Diese Erfahrung der Verlassenheit und das Bedürfnis nach Liebe bekamen später alle diejenigen zu spüren, die in nähere Beziehung zu ihm traten. Immer suchte er nach einem Ersatz für Entbehrtes, strengte er alle Kräfte an, um ein hochgespanntes Ideal zu verwirklichen, und forderte Opfer dafür – womit er es seiner Frau und später seiner Tochter ähnlich schwer machte, wie er es selbst einst gehabt hatte. Ebenso schwer machte er es sich als Wissenschaftler: Vorbilder, die er nicht erreichen konnte, Ziele, die eine ständige Anspannung von ihm forderten, Skrupel und Selbstkritik erlaubten ihm fast nie Erholung und das glückliche Empfinden, etwas erreicht zu haben. Diese ruhelose Anspannung brachte ihn um „die unbeirrte Freudigkeit des Schaffens, die Lebenslust und Lebenskraft“, die er so sehr an Steinthal bewunderte.<sup>24</sup>

Nachdem Glogau im Anschluß an sein Studium am 1. Januar 1868 eine Hauslehrerstelle bei einer deutschen Familie in Pilica (damals: Russisch-Polen) angenommen hatte, schrieb er am 24. Juli 1868 den ersten Brief an seinen Lehrer Steinthal, der die ganze Hilf- und Haltlosigkeit des jungen Mannes widerspiegelt. Aus der gleichen Zeit, nämlich aus dem Jahre 1869 und 1870 überlieferte Marie Glogau Auszüge aus den Briefen Glogaus an die junge Verlobte, lehrhafte, fordernde, mit Weltanschaulichem befrachtete Briefe, die immer wieder um dieselben Themen kreisen: um die Ernsthaftigkeit, mit der sie einmal ihre Ehe führen wollten; um das Handeln, das Leiden sei; um das „innerliche Wachsen“ und das notwendige Vorwärtstommen; um den Kampf gegen den religiösen Zweifel, immer mit der Mahnung, Marie möge an die Kraft des Gebets glauben; um sein feuriges Sehnen nach den „ewigen Gütern“.

Den ratlosen Briefen an Steinthal und den – inhaltlich scheinbar konträren – belehrenden an Marie Glogau, die auf eine junge lebensfrohe Frau beunruhigend gewirkt haben müssen, ist doch vieles gemeinsam: Eine gewisse Überheblichkeit, das Sich-Abgrenzen von andern (die unbesorgter leben), von der Masse (die materialistisch und ohne höhere Interessen sei) und das beängstigende, etwas gewaltsam anmutende Streben nach „Vorwärtstommen“, nach beruflicher Karriere

---

<sup>24</sup> Vgl. dazu u. a. Glogaus Brief Nr. 65 vom 14. Mai 1880. – „Den Zustand des Behagens kenne ich nicht“, schrieb er ein andermal an Steinthal (Nr. 60 vom 26. Dezember 1879).

einerseits und andererseits das Gefühl des Unzulänglichen, später die Erfahrung der Erfolglosigkeit und die Sehnsucht nach dem Tod. Der Todesgedanke war immer vorhanden, am stärksten aber in der resignativen Phase vor dem letzten großen, enthusiastisch unternommenen Aufschwung zur Abfassung einer neuen Philosophiegeschichte und der Reise nach Griechenland, in die Heimat des verehrten antiken Philosophen Platon.<sup>25</sup>

### *Weltanschauung und Wissenschaft*

Dem Verehrungsbedürfnis Glogaus erschienen zunächst die geistigen Gemeinsamkeiten zwischen Lehrer und Schüler dominierend. Beide hatten ihr Studium zu einer Zeit begonnen, als der Höhepunkt der deutschen idealistischen Philosophie bereits überschritten war. Hegels Einfluß, der zu seinen Lebzeiten an der Berliner Universität unvorstellbar groß war, ging zurück, und die Spaltung in Rechts- und Links-Hegelianer trug zu dieser Schwächung noch bei. Der Neukantianismus, eine Reaktion auf die spekulative Metaphysik des deutschen Idealismus, entstand erst in den 60er Jahren. Schon in den 30er Jahren setzte dagegen, durch die politische Propaganda unterstützt, die Abwehr westlichen Denkens ein: So blieb die Soziologie des Franzosen Auguste Comte zunächst ohne jeden Einfluß in Deutschland. Auch der vorwiegend von Engländern vertretene Utilitarismus wurde in Deutschland diffamiert. Das gilt auch schon für die im Frankreich des 18. Jahrhunderts starke Strömung des Materialismus, die sich gegen die metaphysischen Systeme richtete. Seine deutschen Vertreter im 19. Jahrhundert lebten entweder im Ausland, wie Karl Marx, oder sie bewarben sich vergeblich um eine Professur, wie Ludwig Feuerbach, der nur als „Materialist“ verschrien, in Wirklichkeit gar keiner war. Nach dem sogenannten „Materialismusstreit“, der um Carl Vogt, Jakob Moleschott und Ludwig Büchner um die Jahrhundertmitte ausbrach, war man eher noch mehr darauf bedacht, nicht in die geistige Nähe der Verfeimten zu geraten.

Blieb man wie Steinthal und Glogau im Rahmen der deutschen spätidealistischen Philosophie, so hatte man sich vor allem mit Kant und Hegel auseinanderzusetzen. Die forcierte Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begünstigte jedoch die naturwissenschaftliche Denkweise und verschaffte schließlich dem westlichen Positivismus in den 70er Jahren Einlaß in Deutschland. Steinthal, der sich in

---

<sup>25</sup> Vgl. dazu Glogaus Brief Nr. 256, Anm. 1, vom 30. Dezember 1894; über das niederdrückende Gefühl sprach Glogau in seinem Brief vom 26. September 1894, Nr. 255.

erster Linie als Sprachwissenschaftler betrachtete, war diesem Einfluß ebenso ausgesetzt wie später Glogau. Während jedoch Glogau zwar während seiner Lehrtätigkeit in Halle 1872 die Naturwissenschaftler Johann Nepomuk Czermak, Hermann von Helmholtz, Gustav Theodor Fechner und Rudolf Hermann Lotze studierte<sup>26</sup> und dieses Studium, auch auf Steinthals Anraten, in der Schweiz und in Kiel fortsetzte,<sup>27</sup> übte der Positivismus auf seine philosophischen Werke kaum einen Einfluß aus.

Eine nicht unbeträchtliche Wirkung hatte jedoch der Positivismus auf Steinthal. Dafür gibt es mehr als eine Erklärung: Einmal war Steinthal um eine Generation älter als Glogau und studierte noch im Vormärz. Als er in den 50er Jahren in Paris lebte, hatte er sich durch die sechs Bände von Comtes „Cours de philosophie positive“ (Paris 1830–1842) durchgearbeitet; danach las er auch die französischen Enzyklopädisten,<sup>28</sup> und die Positivisten sahen sich in der Tradition der Aufklärung, trotz ihrer gelegentlichen Polemik gegen den Rationalismus. Zum andern mußte Steinthal als Philologe auch Empiriker sein. So fruchtbar die Theorie für den Wissenschaftler ist, so wichtig ist auch die Kontrolle dieser Theorien durch die tatsächlich existierenden Sprachen. Allerdings vertrat Steinthal die Ansicht Kants, daß auch in den positiven Wissenschaften die Theorie es sei, die den primären und fruchtbaren Anstoß für den Fortschritt der Erkenntnis gebe.<sup>29</sup>

Steinthal hatte eine gute Kenntnis von Kants Schriften; ob er aus eigener Initiative oder erst über den Umweg von Wilhelm von Humboldt dazu gekommen war, läßt sich nicht mehr rekonstruieren. Jedenfalls las er Kant schon während seines Studiums in Berlin; damals setzte er sich auch mit Hegel auseinander. Hegelsches Denken wurde ihm durch seine drei Lehrer Karl F. G. Werder, Georg Andreas Gabler und den Alttestamentler J. K. Wilhelm Vatke, vor allem aber durch den Sprachwissenschaftler Carl Wilhelm Ludwig Heyse vermittelt. Seine zweite Veröffentlichung, „Die Sprachwissenschaft Wilh[elm] v[on] Humboldt's und die Hegel'sche Philosophie“ (Berlin 1848), legt Zeugnis ab von der intensiven Beschäftigung mit dem letzten geschlossenen System der Philosophie. Ebenso wie C. W. L. Heyse betrachtete auch

<sup>26</sup> Marie Glogau, aaO, S. 49.

<sup>27</sup> AaO, S. 66f., und in diesem Band Brief Nr. 54 vom 1. Januar 1879 und Nr. 197 vom 29. Mai 1889.

<sup>28</sup> Vgl. den Brief Steinthals vom 26. September 1852, Anm. 15, an Paul Heyse, Nr. 269.

<sup>29</sup> Steinthal hatte sich mehrfach mit methodischen Fragestellungen befaßt; vgl. dazu vor allem das Vorwort zu „Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältniss zueinander“, Berlin 1855, S. XVI, und Brief Nr. 267 vom 4. April 1855, Anm. 11.

Steinthal die Sprachwissenschaft als die größte Herausforderung. Sieger in dieser Auseinandersetzung blieb dann die Humboldtsche Forderung, nach der sich Philosophie und Erfahrungswissenschaft durch das „anschauende Denken“ zu einer höheren Einheit zusammenschließen haben. Spuren des Hegelschen Denkens sind vor allem die Idee der „Entwicklung“ in Steinthals Sprachtheorie – sie hebt sich dadurch ab von den mechanischen Erklärungsversuchen des 18. Jahrhunderts – und die „Volksgeist“-Lehre in der Völkerpsychologie,<sup>30</sup> von der in Steinthals Briefen übrigens merkwürdig selten die Rede ist.

In den 70er Jahren entwarf Steinthal die Grundzüge seiner „Religionsphilosophie“, die 1875 und 1877 in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft erschienen und die Glogau erstmals das ganze Ausmaß der Differenzen zwischen Lehrer und Schüler ahnen ließen. Da ist kaum noch eine Spur von Hegel wahrzunehmen. Die französische Aufklärung, Lessing, Kant, Humboldt, sogar die Materialisten und Darwin mit seiner Deszendenztheorie haben Pate gestanden: „Alle Religion ist klein und für einen Geist, der auf der Höhe der heutigen geistigen Entwicklung steht, ungeeignet. Kritische Wissenschaft und reine Sittlichkeit bedürfen nicht der Phantasterei von Gott und Unsterblichkeit und leiden nur unter solchen Hypothesen“, so schrieb Steinthal, als Glogau ihn nach dem Inhalt seiner Vorlesung über Religionsphilosophie am 5. Juli 1873 fragte.<sup>31</sup> Die Veröffentlichung seiner Ansichten – im Rahmen einer Rezension von Jürgen Bona Meyers 1874 erschienener Schrift „Philosophische Zeitfragen“ – enthält eher noch radikalere Passagen.<sup>32</sup>

1885 erschien Steinthals „Allgemeine Ethik“. Sie trägt die freundlich-optimistischen Züge des aufgeklärten, sozialgesinnten Individualisten.

---

<sup>30</sup> Gerade Steinthal hat sich in seinen Beiträgen zur Völkerpsychologie weit mehr als Lazarus an die rationalistische Interpretation Herbarts vom „Mechanismus“ des kollektiven Bewußtseins gehalten; er hat betont, daß es innerhalb des „Gesamtgeistes“ zum Beispiel auch „Standesgeister“ gebe (die allerdings über den „Nationalgeist“ nicht hinausgreifen, sondern „von der National-Einheit umschlossen und getragen [werden,] und . . . mit ihr in Wechselwirkung“ stehen); er bemerkte auch, daß die Völkerpsychologie, soweit sie sich mit den ökonomischen und rechtlichen Verhältnissen befasse, mit der Soziologie identisch sei, daß sie aber im Unterschied zur Soziologie auch das „kontemplative Leben“ zu ihrem Forschungsgegenstand erhebe. Das rationale Element in Steinthals Ansichten kommt sehr deutlich zum Ausdruck in seinem letzten theoretischen Aufsatz über die Disziplin der Völkerpsychologie: H. Steinthal, An den Leser, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jg. 1 (Berlin 1891), S. 10–17 (Zitate S. 12 und S. 15).

<sup>31</sup> Brief Nr. 11.

<sup>32</sup> Steinthal, Zur Religionsphilosophie, in: Zfv VIII (1875), S. 257–299, und IX (1877), S. 1–50. So schreibt Steinthal in der ersten Folge über die Unsterblichkeitslehre: „Wir wissen nicht minder, daß alle Pfaffenherrschaft und aller Pfaffentrug auf der Furcht vor dem Leben nach dem Tode steht. Diese Lehre ist die unheilvollste, verderblichste von allen, die jemals erdacht waren“ (aaO, S. 263).

Eine Utopie, meinten viele, und sie hatten damit gar nicht so unrecht. Steinthal opponiert in diesem Werk gegen die gewaltige Überhöhung des Staates durch Hegel, der in seiner „Philosophie des Rechts“ (§ 257) den Staat wie folgt charakterisierte: „Der Staat ist die Wirklichkeit der sittlichen Idee – der sittliche Geist, als der *offenbare*, sich selbst deutliche, substantielle Wille, der sich denkt und weiß und das, was er weiß und sofern er es weiß, vollführt.“ Das kam zwar dem Machtanspruch des Bismarck-Staates sehr entgegen und war daher in seiner Anmaßung realistischer als Steinthals Anschauung, die sich fast mit der Humboldt-schen deckt und die extrem entgegengesetzte Position bezieht: Der Staat soll nicht mehr und nichts Höheres sein als eine „Rechts-Versicherungsgesellschaft“;<sup>33</sup> er „soll keine Pflicht übernehmen, keine Arbeit ausführen, welche von dem engern Verein oder von dem Einzelnen recht wohl, zweckgemäß und erfolgreich ausgeführt werden kann . . .“.<sup>34</sup> Das milde optimistische Menschenbild Steinthals und die entsprechende Geringschätzung des Staates lösten Glogaus kritische Rezension und mehrere Briefe aus, die zeigen, daß nicht mehr nur wissenschaftliche Thesen diskutiert, sondern auch frühe Erfahrungen und emotionale Bedürfnisse berührt wurden.<sup>35</sup>

Selbst wenn man bei der vorliegenden Korrespondenz zwischen Glogau und Steinthal den Altersunterschied berücksichtigt, ist für Glogau bis in die letzten Jahre eine gewisse Unsicherheit charakteristisch, ein Bedürfnis nach Leitlinien, Vorbildern, letztlich nach einer unbedingt gültigen Autorität. Immer wieder bedurfte er in den 70er Jahren und später noch der Anerkennung und Anregung Steinthals, was er selbst wußte und offen aussprach: „Meine ganze Gedankenentwicklung wird so ganz von der Ihrigen beherrscht, daß ich auch in den abweichenden Punkten nur im gleichen Tempo mit Ihnen fortkomme.“<sup>36</sup> Auch in späteren Briefen fragte er Steinthal noch nach empfehlenswerten Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Philosophie,<sup>37</sup> immer wieder, ob er ihn richtig verstanden und angemessen wiedergegeben habe,<sup>38</sup> bat ihn auch in beruflichen Angelegenheiten um Rat – obwohl gerade in praktischen Fragen Steinthal der denkbar schlechteste Ratgeber war, da er sich um Universitätspolitik kaum kümmerte,<sup>39</sup> – fragte, wem er Belegexemplare

<sup>33</sup> Steinthal, Allgemeine Ethik, Berlin 1885, S. 237.

<sup>34</sup> AaO, S. 239.

<sup>35</sup> Die Rezension erschien in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 88 (1886), S. 82–123. Vgl. dazu die Briefe Nr. 132–149.

<sup>36</sup> Brief Nr. 25 vom 10. März 1876.

<sup>37</sup> Vgl. Nr. 40 vom 9. August 1877.

<sup>38</sup> Vgl. Nr. 18 vom 27. Januar 1875.

<sup>39</sup> Vgl. Bd. I, S. XCII, Anm. 50.

schicken solle, wo er sich habilitieren könne, was er von der damaligen Berufungspolitik halte, fragte aber immer auch nach Steinthals Arbeiten und dem persönlichen Ergehen, woran ihm so viel lag.

Die Unsicherheit spiegelt sich in den vielen Briefentwürfen, die im Nachlaß erhalten sind, in dem Festhalten an stereotypen, altertümlichen Floskeln, die besonders am Beginn und am Schluß des Briefes auffallen: „Hochgeehrtester und theuerster Herr Professor“, „in ehrfurchtsvoller Ergebenheit“. Eine gewisse Umständlichkeit, Pathos und Servilismus in Inhalt und Stil stören nicht nur den heutigen Leser, sondern berührten auch schon Steinthal negativ. Jedenfalls mahnte Steinthal einmal, als er Glogau riet, sich mit einer Bewerbung direkt an das preußische Kultusministerium zu wenden: „Schreiben Sie nicht devot, sondern in ruhigem Selbstbewußtsein.“<sup>40</sup> Damit traf er genau den „wunden Punkt“: Glogau schrieb devot, weil er eben dieses ruhige Selbstbewußtsein nicht hatte.

Daß es sich bei Glogau nicht nur um eine umstände- und zeitbedingte Unselbständigkeit handelte, die sich im Laufe seiner Weiterbildung und Berufspraxis hätte ganz beseitigen lassen, wurde Glogau in dem Moment klar, wo er nach der Veröffentlichung von Steinthals „Religionsphilosophie“ (1875 und 1877) und vor allem der „Allgemeinen Ethik“ herausgefordert wurde, seine gegensätzliche Weltauffassung darzulegen. Seine kritischen Aufsätze<sup>41</sup> wurden begleitet von persönlichen Briefen an Steinthal, in denen er, gleichsam alternierend, dem Lehrer seine „unwandelbare Verehrung“, Liebe und Dankbarkeit bekundet und, auf Steinthals Souveränität vertrauend, alles ausspricht, was ihn von dessen Standpunkt trennt, radikaler und offener, als er das irgendwo sonst öffentlich getan hat. So faßt Glogau die Differenzen schließlich in einem Satz zusammen, der an Direktheit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt: „Ich *brauche* den deckenden Schild der Metaphysik und Religion, ich *brauche* auch volle Hingabe an eine Staatsmacht – Sie nicht!“<sup>42</sup>

Glogaus wissenschaftliche Entwicklung hatte einen ganz anderen Verlauf genommen als die Steinthals, in mancher Hinsicht war sie dieser sogar entgegengesetzt. Glogau hatte sich zunächst ganz intensiv mit Steinthals sprachwissenschaftlichen Schriften beschäftigt, obwohl ihm nur das antike Griechisch und Lateinisch einigermaßen vertraut waren und er sich in Französisch nur notdürftig verständigen konnte. Die Frucht dieser im einsamen Neumark betriebenen Studien erschien 1876

<sup>40</sup> Nr. 32 vom 28. Juli 1876.

<sup>41</sup> Vgl. G. Glogau, Zur Seelenfrage. Kritik von Steinthals Ansicht über Menschen- und Tierseele, in: ZfV VIII (1875), S. 385–428, und Anm. 35 dieser Einleitung.

<sup>42</sup> Brief Nr. 149 vom 8. April 1886.

in Berlin unter dem Titel „Steinthal’s psychologische Formeln, zusammenhängend entwickelt“, die ihm nicht viel Resonanz einbrachte; für das Buch konnten sich allenfalls Fachleute interessieren, die aber froh waren, wenn sie sich durch Steinthals gründliche und schwierige Darstellungen durchgearbeitet hatten. Und gerade Naturwissenschaftler, wie z. B. der Mediziner und Philosoph Rudolf Hermann Lotze, lehnten die – aus dem Bedürfnis nach Präzision entwickelten – psychologisch-logischen Formeln ab, da sie nichts erklärten, sondern nur der Erklärung bedürften.<sup>43</sup> Das traf Steinthal und Glogau, letzteren noch mehr, da er nichts Originelles mehr hinzufügen konnte.

Steinthal hat Glogau mehrfach auf Kant und die Publikationen der Neukantianer hingewiesen. Als aber Glogau 1876 in die Schweiz zog und sich für die geplante Habilitation über seinen Standpunkt in der Erkenntnistheorie klarwerden und sich erneut mit Kant, Herbart, Hegel, Fichte, Lotze befassen mußte, hatte ihn Hegel weit mehr beeinflußt als irgendein anderer Philosoph des 19. Jahrhunderts. Nicht zufällig trägt der erste Band seines Hauptwerkes „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften“ den Titel „Die Form und die Bewegungsgesetze des Geistes“, eine Anspielung auf Hegels „Phänomenologie des Geistes“. Die gleichen Probleme, die sich Hegel in diesem Werk gestellt hatte, wollte Glogau wiederaufnehmen und mit Hilfe der neuen Erkenntnisse der Sprachgeschichte, der Völkerpsychologie und Darwins Deszendenztheorie neu lösen. Im wissenschaftlichen Denken der Neuzeit, die er wie Hegel mit der Reformation beginnen läßt, sieht er eine späte Entwicklungsstufe des Geistes, die nicht – wie durch Kant – aus sich erklärt wird, sondern nur aus Niedrerem und Höherem verstanden werden kann, wodurch sie bedingt ist. Für Glogau stellte sich die erkenntnistheoretische also als eine genetische und historische Aufgabe dar. Er blieb jedoch hinter seinem großen Ziel zurück, da ihm gerade die empirischen Grundlagen fehlten, die Darlegungen stark von seinem Theismus bestimmt sind und ihm daher allzu spekulativ gerieten. Wesentlich war ihm das Fühlen und Erleben Gottes; so ist auch sein Stil oft schwer zugänglich, zu enthusiastisch und überhöht.

Mit der Rezension dieses ersten Bandes hatte Steinthal damals eine heikle und schwierige Aufgabe übernommen, der er sich mit Takt unterzog, indem er würdigte, wo er konnte, und kritisierte, wo es sein mußte. Grundsätzlich leuchtete ihm die ganze Disposition des Buches und des geplanten zweiten Bandes nicht ein, und vielleicht verbarg sich gar hinter dem formalen Tadel eine Befremdung gegenüber dem Inhalt. Er kritisierte dann, daß Glogau das menschliche Leben in der Vorzeit in

---

<sup>43</sup> Anm. 3 von Brief Nr. 78; Lotze sprach diese Kritik allerdings erst nach Erhalt von Glogaus Hauptwerk aus.

Parallele setzte zu dem Säuglingsleben des einzelnen.<sup>44</sup> Er verneinte, daß nur die Befriedigung des Bedürfnisses den Geist vorwärtstriebe. Kein Bedürfnis, argumentierte Steinthal ebenso wie Humboldt, habe schöpferische Kraft, die habe nur der zwecklose Spieltrieb. Es ist vielleicht für die Persönlichkeit Glogaus charakteristisch, daß er „die höchste Lust der Conception“ nicht nennt, daß er nur den Drang nach Vollkommenheit, den „qualvollen Druck eines Gegensatzes“ als auslösendes Moment schöpferischer Tätigkeit kennt.<sup>45</sup> Auch die Hegel folgende pauschale Abwertung des Mittelalters, der die Aufwertung der Reformation als Periode des „germanischen Geistes“ entspreche, kritisierte Steinthal mit dem Hinweis auf die Leistungen der Araber im Mittelalter.<sup>46</sup>

Der zweite Band des Hauptwerks mit dem Untertitel „Das Wesen und die Grundformen des bewußten Geistes“ erschien erst 1888. Inzwischen hatte sich Glogau von den Problemen des ersten Bandes gelöst und wandte sich den Fragen der Ethik und Religion zu, die ihn wohl von Anfang an zur Philosophie getrieben hatten und die sich, durch Steinthals Publikationen provoziert, nun unter dem starken Eindruck Platons Bahn brachen. Daß Gott existiere, war ihm so sicher wie seine eigene Existenz, die auf diesen hinweise. Die Selbstentfaltung des Geistes versteht er letztlich als Selbstoffenbarung Gottes, der dadurch eine Einheit der endlichen Wesen schaffe. Die verschiedenen Ideen des Wahren, Guten und Schönen erscheinen in diesem Zusammenhang „als der von Gott [. . .] den erschaffenen Geistern nach seinem Bilde verliehene Wesenskern, auf dessen Entfaltung zugleich der intelligible Weltzusammenhang berechnet ist“.<sup>47</sup>

Glogau war sich dessen bewußt, daß er mit diesem Buch in noch schärferen Gegensatz zu Steinthal geriet, obwohl er in seinem Widmungsvorwort trotz der „sachlichen Differenzen“ wie im Widmungsschreiben des ersten Bandes „ganz ebenso stark [. . .] die Gemeinsamkeit unserer Grundlagen“ betonte: „nie kann ich vergessen, daß ich die persönlichen Anregungen meines Gedankenlebens durchaus und allein Ihnen zu verdanken habe.“ So sehr das Steinthal berührt haben mag, so sicher wird ihn das offene Bekenntnis irritiert haben, daß neben seinem

---

<sup>44</sup> Steinthals Rezension über G. Glogau, *Abriss der philosophischen Grundwissenschaften*. 1. Teil: Die Form und die Bewegungsgesetze des Geistes (Breslau 1880), erschien in: *ZfV XIII* (1882), S. 178–199. Die hier erwähnte Kritik findet sich auf S. 186. – Glogaus Ansicht entspricht dem von Ernst Haeckel vertretenen „biogenetischen Gesetz“, das sich ursprünglich auf die morphologische Embryonalentwicklung bezieht, von der angenommen wird, daß sie die morphologische Entwicklung der Gattung verkürzt wiederholt.

<sup>45</sup> AaO, S. 190f.

<sup>46</sup> AaO, S. 197.

<sup>47</sup> G. Glogau, *Das Wesen und die Grundformen des bewußten Geistes*, Breslau 1888. S. 146.

Einfluß die Disziplin des preußischen Militärs wirksam gewesen sei: „Wie mir die Zugehörigkeit zur preußischen Armee das allgemeine Wesen des Staates und der politischen Wirklichkeit langsam erschlossen hat, so danke ich Ihrem dauernden Einflusse die Richtung gebenden Anstöße für die Gesamtheit meiner theoretischen Bemühungen nach Form und Inhalt.“<sup>48</sup> Das schrieb Glogau einem Mann, der sich als „Feind aller Kriege“ bekannte.<sup>49</sup> Wir kennen nicht die spontane Reaktion Steinthals auf diese Widmung. Das Buch hat er nie gelesen, was Glogau schmerzte. Historische Studien der Metaphysik lägen ihm doch recht fern, hatte er Glogau einmal an anderer Stelle erklärt.<sup>50</sup> Das galt um so mehr für die letzten Jahre vor seiner schweren Erkrankung, in denen er für eine Überarbeitung seiner „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern“ sorgen mußte und auch schon im Hinblick auf seine geplanten Bibel-Interpretationen las, sammelte und schrieb. Und aus der Erfahrung des ersten Bandes wußte Steinthal, daß es sich bei Glogaus Werk um „schwere Kost“ handelte. Der erste Grund mag schwerwiegender als der zweite gewesen sein, denn an und für sich war Steinthal ein fleißiger Leser. Er hatte auch auf Glogaus Brief vom 1. Dezember 1887 so spät geantwortet und ihm für die Übersendung des Buches gedankt, daß Glogau, traurig über das Ausbleiben jeder Reaktion, aber seiner konträren Position gewiß, ihm zuvorkam. Die Briefe kreuzten sich. Auf Glogaus betrübte Anfrage antwortete Steinthal postwendend nochmals am 30. Dezember 1887, um den Kummer zu beseitigen, den er verursacht hatte. Beide Briefe wirken noch heute, trotz des hundertjährigen Abstandes, so stark, wie sie damals ihre Adressaten bewegt haben.<sup>51</sup>

Fragt man rückblickend nach den günstigen Umständen, die zur Entwicklung einer schließlich sehr herzlichen Beziehung zwischen zwei so verschiedenen Menschen führten, so gibt es vielleicht mehrere Antworten: Die erste und wichtigste Voraussetzung war sicher Glogaus Suche nach Verständnis, nach einem Halt, nach einer Vaterfigur. Es war

---

<sup>48</sup> Das entspricht den Briefen von der Front des Deutsch-Französischen Krieges an die Braut: „Dieser Krieg ist ein solcher, der unser Volk aus engerer in höhere Sphäre versetzt, aus Tilsit nach Berlin. Was bei dieser Sturmfahrt bricht, das bricht; keiner hat ein Recht auf sich, als soweit es mit den allgemeinen Menschheitszwecken, die Gottheitszwecke sind, bestehen kann; wie keine Mutter dem Kinde ein Recht auf sich, auf seine Glückseligkeit einräumt, als soweit es mit den allgemeinen, sage Menschheits-, sage Sittlichkeits-, sage Gottheitszwecken, – das alles ist das nämliche – bestehen kann, und mag das Kind darüber zu Grunde gehen.“ (Man beachte: Damit rechtfertigt Glogau auch seine strenge Erziehung, unter der er doch so gelitten hatte.) Marie Glogau, aaO, S. 36 (Brief vom 8. Jan. 1871 aus Corneil).

<sup>49</sup> Vgl. Bd. I, S. 383.

<sup>50</sup> Brief Nr. 54 vom 1. Januar 1879.

<sup>51</sup> Vgl. die Briefe Nr. 168–171.

zunächst Glogau, der diese ungewöhnliche Beziehung der Zuneigung, der Teilnahme und Hilfsbereitschaft suchte und aufbaute. Er suchte und fand sie in einem Menschen, der wie er selbst in seinem Lebens- und Wirkungskreis nicht als völlig gleichrangig anerkannt wurde. Anspruchsvoll gegen sich und andere, grüblerisch, im Verkehr mit seinen Mitmenschen oft zu impulsiv und direkt, hat Glogau auch als Wissenschaftler zeitlebens unter mangelnder Resonanz gelitten und auch unter den Kollegen kaum dauerhafte Freundschaft gefunden.<sup>52</sup>

Steinthal schuf die zweite wichtige Voraussetzung, indem er dem andern nicht autoritär seine Anschauung aufzwang, sich im Sachlichen kritisch, aber tolerant gegen die Eigenart des Schülers und Freundes verhielt, und im Persönlichen sein Wohlwollen und seine Dankbarkeit für die Freundschaft erwies. So wirkte er geradezu als Katalysator für die Entwicklung des unsicheren und verkrampften jungen Mannes, der in der Auseinandersetzung mit dem Älteren und Überlegenen immer unabhängiger, immer mehr er selbst geworden war und in den Zeiten des Antisemitismus Steinthal schließlich die Gewißheit einer beständigen Freundschaft geben konnte.

Natürlich ist Glogau unter Steinthals Einfluß nie ein Aufklärer, nicht gerade ein Kosmopolit geworden. Aber aus dem wilden Patrioten, der 1870 begeistert gegen die „französische Brut“ in den Krieg gezogen war, entwickelte sich ein besonnenerer Konservativer, der durch die behutsame Kritik Steinthals sich seines preußischen und militanten Patriotismus nicht mehr ganz so sicher war. Allerdings gab er nie die Ideale seiner Jugend auf – Ideale, die fast alle Studenten aus dem protestantischen Preußen teilten, die in den 60er Jahren studierten. Selbst in seiner Rede über „Die Ideale der Socialdemokratie und die Aufgabe des Zeitalters“ aus dem Jahre 1891 ist noch der schwarz-weißmalende, religiös gefärbte Moralismus des jungen Glogau lebendig, der Glaube an die Macht und rechtmäßige Autorität des Staates und an den führenden Staatsmann (gemeint war der entlassene Reichskanzler) und die angstvolle Abwehr der Sozialdemokratischen Partei (die Rede hielt er kurze Zeit nach der Aufhebung des „Sozialistengesetzes“), die ihm zu radikal, zu internationalistisch, zu utopisch erschien. Die Rede macht auch deutlich, in welchem Ausmaß man mit den christlichen Vorstellungen von der „Sünde“ im 19. Jahrhundert Politik machen konnte. Aus Glogaus Darlegungen spricht immer wieder die Angst vor allen vitalen Bedürfnissen des Menschen, vor den „sinnlich-dämonischen Trieben“,<sup>53</sup>

<sup>52</sup> Eine Ausnahme bildete der gesellige Kreis in Halle von 1871 bis 1873, in dem er auch seinen besten und treusten Freund, den späteren Philosophieprofessor Hermann Siebeck, kennenlernte.

<sup>53</sup> G. Glogau, Die Ideale der Socialdemokratie und die Aufgabe des Zeitalters, Kiel und Leipzig 1891, S. 39.

vor den auf Gleichheit dringenden gedemütigten Arbeitern, vor der Faszination, die ihre geschlossene Organisation und ihre Propaganda auslösten.<sup>54</sup> Er erkannte, daß sich die Sozialdemokratie aus dem Liberalismus entwickelte, wenn auch ihr Ziel die Gleichheit aller und die Omnipotenz des Staates seien.<sup>55</sup> Er kam dabei nicht auf den Gedanken, daß der von ihm idealisierte preußische Staat auch Machtpolitik trieb und daß das Instrument dieses Staates, das straff organisierte Militär, die von ihm gefürchteten Arbeiterorganisationen zwölf Jahre verfolgt hatte. Da sprach der preußische Philosophieprofessor ganz aus der Beschränkung seines Standes heraus, der, gerade weil er es so schwer gehabt hatte, sich kein Elend vorstellen konnte, aus dem man sich nicht mit eigenen Kräften herausarbeitet. Er leugnete zwar nicht die „soziale Frage“, erhoffte aber eine allmähliche Lösung der Probleme oder wenigstens eine Milderung der krassen Armut und Benachteiligung nur vom Staat und einem neuen „Führer“ (nachdem Bismarck 1890 entlassen worden war). Nur so könnten die traditionellen Werte und Institutionen, wie die Ehe, erhalten, „die Zerstörungen und Zersetzungen des revolutionären Volksgeistes“<sup>56</sup> vermieden werden. Neben der für Glogau charakteristischen Abgrenzung von den „bethörten, verrotteten Massen“<sup>57</sup> stehen Sätze der Einsicht und Selbstkritik, die auf frühere Einwände Steinthals zurückgehen könnten. So war es wohl auch kein Zufall, daß er sich von Steinthal ein Urteil über die gedruckte Rede erbat. Diese fiel denn auch sehr charakteristisch aus. Steinthal konnte Glogau und dessen Parteigrundsätzen nicht zustimmen; er appellierte daher an dessen persönliche sittliche Ideale, die er in seiner Partei und in seinem Bekanntenkreis zur Geltung zu bringen hätte. Da alle sittlichen Ideale gut seien, verdiene sein Engagement Lob. Als Glogau bald einsehen mußte, daß er seine Ideale in der Partei nicht durchsetzen konnte, übrigens auch, weil die Partei antisemitisch wurde, trat er schließlich wieder aus.<sup>58</sup>

Die Ernsthaftigkeit von Glogaus Streben, seine Unbestechlichkeit, die Bereitschaft, Kritik zu hören und seine Ansichten zu überprüfen, und nicht zuletzt die herzliche, von allen sachlichen Auseinandersetzungen unbeeinflussbare Freundschaft und Anhänglichkeit mögen Steinthal bewogen haben, diese zu erwidern. Hinzu kommt noch ein Faktor, der leicht übersehen wird, wenn man die Grundlinien des Steinthalschen Denkens verfolgt: Auch Steinthal stand unter dem starken Eindruck der Politik Bismarcks. Die Nationalliberale Partei, der Steinthal in früheren

<sup>54</sup> AaO, S. 8, S. 24f. et passim.

<sup>55</sup> AaO, S. 19.

<sup>56</sup> AaO, S. 12.

<sup>57</sup> AaO, S. 33.

<sup>58</sup> Vgl. Steinthals Brief an Glogau vom 20. Juni 1891, Nr. 221, und Marie Glogau, aaO, S. 148, Anm. 2.

Jahren vielleicht ebenso wie sein Schwager die Wahlstimme gegeben hatte, unterstützte erst den Kulturkampf, dann das Sozialistengesetz. Vorurteile gegen die Katholiken, vor allem gegen die katholischen Randprovinzen, wie Posen und das Elsaß, wucherten noch in den Köpfen fort, nachdem Bismarck sie bereits als inopportun fallengelassen hatte. Auch Steinthal mit all seinen Humboldtschen Idealen war nicht völlig immun gegen die offizielle politische Propaganda, war trotz seiner von Humboldt geprägten Staatsauffassung kein „Reichsfeind“, und so werden ihn manche Äußerungen Glogaus in seiner Rede über die deutsche Sozialdemokratie und an anderer Stelle weniger gestört haben als den heutigen Leser. Auf die Dauer konnte sich ein einzelner kaum den allgemeinen Ansichten derjenigen gesellschaftlichen Gruppe entziehen, zu der er gehörte. Er war reichstreu geworden, wenn auch mit einigen Vorbehalten, durch die er sich den Vertretern der Fortschrittspartei näherte. Aber er war kein Radikaldemokrat und – trotz der sozialistischen Utopie am Ende seiner Ethik – kein Sozialdemokrat.<sup>59</sup>

### *Zur Sozialgeschichte*

Sieht man einmal von den grundsätzlichen Diskussionen über die Funktionen des Staates, die Notwendigkeit des Krieges und die Rechte des Individuums ab, so werden in der Korrespondenz zwischen Steinthal und Glogau aktuelle politische Ereignisse oder Probleme kaum erörtert. Weder die Wirtschaftskrise von 1873 noch Bismarcks Kulturkampfpolitik, weder die Attentate auf den deutschen Kaiser noch die auf den russischen Zaren, weder das Sozialistengesetz noch die sozialdemokratischen Parteigründungen in England, Frankreich und Belgien,<sup>60</sup> ja nicht einmal die kurze Regentschaft des liberalen Friedrich III. und sein früher Tod 1888, der alle Menschen damals sehr bewegte, wurden erwähnt. Das war nicht gerade typisch für die damaligen Universitätsprofessoren,<sup>61</sup> wohl aber die idealistische Betrachtungsweise jener Kreise. Mehrfach erwähnt und analysiert wird jedoch der Antisemitismus, der Steinthal unmittelbar traf und von dem er in Berlin mehr

<sup>59</sup> Vgl. den Brief an seinen Bruder Hermann Steinthal vom 6. März 1887, in dem er – anlässlich der Polemik gegen seinen Schwager Lazarus – dessen Votum für die Nationalliberalen verteidigt.

<sup>60</sup> Mit Arbeitern kamen weder Steinthal noch Glogau in Kontakt; allerdings ließ ihnen – mehr oder weniger theoretisch – Steinthal mehr Gerechtigkeit widerfahren als Glogau (vgl. die Briefe Nr. 35 und 36). Glogau wurde in seinen negativen Vorurteilen offensichtlich später, zu Beginn der 90er Jahre in Kiel, durch die „socialdemokratischen Dienstmädchen“ noch bestärkt (vgl. Brief Nr. 212 vom 1. Febr. 1891).

<sup>61</sup> Viele, wie ja Glogau zeitweise auch, gehörten sogar einer Partei an. Die Aussparung politischer Themen mag ihren Grund auch in den verschiedenen Standpunkten gehabt haben. Man wollte einander nicht unnötig reizen.

Kenntnisse hatte als der Durchschnittsbürger: Der Historiker Heinrich von Treitschke, der im November 1879 in den Preußischen Jahrbüchern seinen antisemitischen Aufsatz „Unsere Aussichten“ veröffentlicht hatte, war sein Universitätskollege, und der Neukantianer Hermann Cohen in Marburg, der die Verteidigungsrede seines Glaubensgenossen Moritz Lazarus empfindlicher angriff als den Antisemiten Treitschke, bezeichnete sich als sein Schüler.<sup>62</sup> Überdies war Steinthal Mitglied des „jüdischen Comité vom 1. December 1880“ zur Abwehr des Antisemitismus; so ist es wohl auch kein Zufall, daß Steinthal bei der Analyse des Antisemitismus realistischer urteilte: „Was man aber in der Welt Judenfrage nennt, das gehört in die gemeine National-Ökonomie, auch Jurisprudenz, das ist Magen- und Ehrenfrage.“<sup>63</sup> Und daneben wurden Ereignisse erwähnt, die für den betreffenden Schreiber von momentaner emotionaler Bedeutung waren, für Steinthal der mit immensem Aufwand gefeierte Geburtstag des Kaisers im Jahre 1887,<sup>64</sup> für den Offizier Glogau der Brand im preußischen Generalstab.<sup>65</sup>

Auch über die zahlreichen technischen Erfindungen und neuen Einrichtungen, wie die Schnellbeförderung der Berliner Post durch Rohrpostkarten und -briefe, die Vollendung des ersten deutschen Telegraphennetzes 1877, die Einführung des Fernsprechers, der ersten elektrischen Straßenbeleuchtung, der Kanalisation, die Berlin endlich von Gestank, Schmutz und Seuchengefahr befreite, erfährt man in diesem Briefwechsel nichts. Das liegt aber vielleicht in der Natur des Briefes: Nur in wenigen Briefen der Gegenwart wird etwas von Maßnahmen gegen die zunehmende Luftverschmutzung stehen.

Über Novitäten in der „schönen Literatur“, Zola zum Beispiel oder Ibsen und Strindberg, hört man in diesem Briefwechsel nichts; nicht einmal Fontane wird erwähnt, obwohl ihn Lazarus doch persönlich kannte.<sup>66</sup> Auch die großen Theaterereignisse, wie zum Beispiel die Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ durch die Freie Bühne in Berlin oder der damals leidenschaftlich geführte Streit um die Bedeutung Richard Wagners, berührten offenbar nicht die Welt der beiden Gelehrten. Sie besprachen weltanschauliche Fragen und interessierten sich sonst in erster Linie für ihre fachlichen Probleme (deren Spektrum ja gerade bei Steinthal sehr breit war); Studenten, Vorlesungen, Publikationen – das war ihre Welt. Für Steinthal kamen noch zahlreiche Ämter hinzu: Er saß im Kuratorium der Hochschule

---

<sup>62</sup> Vgl. dazu Anm. 2 von Brief Nr. 151 vom 19. Mai 1886.

<sup>63</sup> Brief Nr. 210 vom 3. Oktober 1890.

<sup>64</sup> Brief Nr. 162 vom 4. Mai 1887.

<sup>65</sup> Brief Nr. 78 vom 11. Februar 1881.

<sup>66</sup> Vgl. dazu Bd. I, XXXII–XXXV, und den Brief Fontanes an Lazarus im Anhang dieses Bandes.

(Lehranstalt) für die Wissenschaft des Judentums, hielt als deren Dozent dort regelmäßig seine Vorlesungen; er gehörte zum Gründungsausschuß des „Wissenschaftlichen Centralvereins Humboldt-Akademie“; nach seinem Vortrag am 30. November 1878 wurde in Berlin die erste Volkshochschule gegründet, deren Vorstand und Dozentenschaft Steinthal aktiv bis zu seiner Erkrankung im Jahre 1893, formell bis zum Ende seines Lebens angehörte.<sup>67</sup> Er war Mitglied verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften, wie der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, des Philologen-Verbandes, der Historischen Commission zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland, von den Ehrenämtern in jüdischen Organisationen einmal abgesehen.

Sprachen Steinthal und Glogau über Freunde oder andere Menschen, so handelte es sich vorwiegend um Universitätskollegen. Das ist auch heute noch nicht viel anders: Man verkehrt doch vorwiegend in den von dem eigenen Beruf bestimmten Kreisen. Ganz unauffällig, fast nebenbei findet man jedoch in der Korrespondenz viele Einzelheiten, die den Historiker der Gegenwart interessieren: über den Alltag, über die vielen Krankheiten, die im 19. Jahrhundert ein viel größeres Gewicht haben als heute, die, wie bei der Mutter und Tochter Marie Glogau, oft Frustration, psychische Bedürfnisse und Leiden verraten. Immer wieder deuten beide Geldsorgen an, Steinthal vor allem in den 80er Jahren.<sup>68</sup> Meist reicht für den Urlaub das Geld nicht. Steinthal hatte dann wenigstens immer die Möglichkeit, mit seiner Familie auf dem schönen Landsitz von Lazarus in Alt-Schönefeld wochenlang leben zu können; Glogau reiste – meist allein – in seine alte Heimat, nach Ostpreußen. Anlässlich einer solchen Reise, die Steinthal zu Glogau unternimmt, erfährt man von den täglichen Gepflogenheiten des Aufstehens und Essens.<sup>69</sup> Vor

<sup>67</sup> Steinthal hielt auch anlässlich der ersten Generalversammlung einen Vortrag über „Wilhelm von Humboldt's Ideal des socialen Lebens“, abgedruckt in: Deutsche Revue Bd. III (1879), S. 325–331. – Die Mitglieder des Wissenschaftlichen Centralvereins sind ein Beispiel dafür, wie eng gerade in den Bereichen der Sozialreform Juden und Nichtjuden zusammenarbeiteten, vgl. dazu auch die Schrift von ihrem Generalsekretär Max Hirsch, Wissenschaftlicher Centralverein Humboldt-Akademie, Skizze ihrer Thätigkeit und Entwicklung 1878–1896 – Ein Beitrag zur Volkshochschul-Frage, Berlin 1896.

<sup>68</sup> Es ist nicht ausgeschlossen, daß Lazarus infolge seiner Finanzprobleme den im Schuldversprechen Steinthal zugesicherten Betrag von 250 Talern (750 Mark) nicht mehr zahlen konnte (vgl. S. 40f. dieser Einleitung und das Schuldversprechen im Anhang des zweiten Halbbandes). In der Allgemeinen Zeitung des Judentums vom 19. Mai 1893 wurde in einem ausführlicheren Bericht über die Feierlichkeiten zu Steinthals siebzigstem Geburtstag mitgeteilt, daß der Vorstand der jüdischen Gemeinde dem Jubilar ein Glückwunschs schreiben sandte, in dem ihm ein jährliches Ehrengeld zugesichert wurde. Da Steinthal nach seiner schweren Erkrankung 1893 die regelmäßige Lehrtätigkeit nicht wieder aufnehmen konnte, befreite ihn diese Zusicherung von einer drückenden Sorge.

<sup>69</sup> Brief Nr. 127 vom 14. Mai 1885.

allem von Steinthal kommen Reflexionen über die Veränderung des „Lebensgefühls“, über Beobachtungen, die bezeichnend für seine kritische Distanz gegenüber der Umwelt sind. So stellte er einmal fest, daß die Menschen – im Vergleich zu früheren Zeiten – ganz offensichtlich ein höheres Alter erreichten und die Älteren „rüstiger“ seien.<sup>70</sup> Daß Berlin mit der Entwicklung zur Großstadt immer lauter werde.<sup>71</sup> Man erfährt, wie und wo sie Ferien machen, in welche Länder sie bevorzugt fahren (Österreich, Schweiz, wenn sie es sich leisten können), über Gehälter,<sup>72</sup> über die durchschnittlichen Hörerzahlen in Zürich, Halle, Kiel und Berlin,<sup>73</sup> über den Ansturm von Lehramtsbewerbern nach Gründung des Leibnitz-Gymnasiums in Berlin.<sup>74</sup> Sehr interessant ist Steinthals Bericht über die Witwenkasse an der Universität Berlin; nicht ohne Seitenhieb auf Glogaus Staatsvertrauen kommentiert er die neu eingeführten ungerechten Unterschiede zwischen den Pensionen für die Witwen der ordentlichen und denen der Witwen außerordentlicher Professoren – eine neue Einrichtung zur Einsparung öffentlicher Gelder: „Der Racker Staat“.<sup>75</sup>

Es ist auch recht aufschlußreich, die Briefe Steinthals und Glogaus nach der Rolle und den Aufgaben der Frauen zu befragen; das gilt ebenso für die Erziehung der Kinder. Hier sind die Ähnlichkeiten größer als die Unterschiede: Beide Ehefrauen standen im Schatten des Mannes, die als Erzieherin ausgebildete Marie Glogau<sup>76</sup> vielleicht noch etwas stärker als die gesellige Jeannette Steinthal, die meistens die Kommunikation zwischen Besuchern und ihrem zunächst etwas unverbindlichen Mann ebnete und viel dazu beitrug, daß einmal geschlossene Freundschaften erhalten blieben.<sup>77</sup> Beide Frauen standen dem Haushalt vor, hatten einen stärkeren Einfluß auf die Kinder und deren Erziehung als die Männer, obwohl sich Steinthal – auch aus wissenschaftlichen Gründen – mehr für die Kinder interessierte und an deren Entwicklung teilnahm, als Glogau es zu tun schien. Beide Frauen waren – „selbstver-

<sup>70</sup> Brief Nr. 205 vom 17. Mai 1890.

<sup>71</sup> Brief Nr. 154.

<sup>72</sup> Vgl. u. a. die Briefe Nr. 60 und 96.

<sup>73</sup> Vgl. u. a. die Briefe Nr. 153, 193 und 217.

<sup>74</sup> Brief Nr. 29 vom 25. Juni 1876.

<sup>75</sup> Brief Nr. 192 vom 23. Februar 1889.

<sup>76</sup> Marie Glogau, aaO, S. 22.

<sup>77</sup> Steinthal nannte seine Frau einmal scherzhaft „meinen Festkalender“, weil sie sich alle persönlichen Daten merkte und überhaupt sehr aufmerksam war. Vgl. u. a. Brief Nr. 189 (Postscriptum) und Nr. 206, dazu alle Briefe, die sie selbst schrieb und die in diese Korrespondenz mitaufgenommen wurden, soweit sie erhalten sind. Übrigens war die offizielle Schreibweise, wie auch aus der Schenkungsurkunde und der Grabaufschrift in Berlin-Weissensee zu entnehmen ist, offensichtlich „Jeanette“. Ich folgte in Text und Anmerkungen der von ihr selbst und Steinthal konsequent bevorzugten Schreibweise „Jeannette“.

ständig“ – nicht beruflich tätig; sie hatten aber den in bürgerlichen Kreisen damals üblichen Komfort einer Haushaltshilfe, obwohl sie sehr sparen mußten, Marie Glogau, die zeitweise sehr unter den Ambitionen ihres Mannes und den materiellen Folgen litt,<sup>78</sup> bis auf die letzten Jahre noch mehr als ihre auch nicht wohlhabende und bescheiden lebende „Freundin“ Jeannette Steinthal.<sup>79</sup> Nur sehr selten fuhr man ins Ausland, Glogau in die Schweiz, wo er viele Jahre beruflich tätig war, Steinthal – aber wohl nur mit der Unterstützung durch den Schwager Lazarus – in die Schweiz und nach Nizza. Die große, staatlich unterstützte Bildungsreise nach Griechenland machte Glogau allein, obwohl er in früheren Briefen an Marie Glogau beteuert hatte, daß er ohne sie nie so schnell das Examen geschafft hätte, und obwohl sie ihren Mann wahrscheinlich noch stärker bei der Arbeit unterstützen mußte als Jeannette Steinthal, indem sie als Sekretärin fungierte und Abschriften von Glogaus schwer lesbaren Manuskripten und Briefen anfertigte.<sup>80</sup>

In beiden Familien sind es die Männer, die sich mit den Fragen der Religion und des nicht mehr selbstverständlichen Glaubens an einen gerechten Gott auseinandersetzen – soweit man das aus den Briefen erschließen kann. Über die offensichtlich einst lebensfrohe Marie Glogau geben die ständig zum Gebet mahnenden und gegen den Zweifel der Braut ankämpfenden Briefe Gustav Glogaus ein verräterisches Zeugnis. Noch am 23. März 1892 schrieb Glogau an den Freund Hermann Siebeck: „Ich bin viel mit dem alten und neuen Testament beschäftigt, weniger wissenschaftlich, als es von innen her zu erzeugen, lese auch sonst viel Religiöses!“ Gleichsam von außen kommentiert dies Marie Glogau: „Er hatte Schweres durchzukämpfen.“<sup>81</sup>

Als Steinthal 1886 beschloß, zu Roschhaschanah nicht mehr in die Synagoge zu gehen, bedauerte Jeannette Steinthal nur, sehr natürlich, daß sie auf diese Weise die nahen Verwandten in Berlin nicht persönlich beglückwünschen könne.<sup>82</sup> Und Irene Steinthal hat nach ihrem Brief vom 30. Dezember 1894 an Marie Glogau sogar Weihnachten gefeiert.

<sup>78</sup> Ihr schweres Leben hat sie selbst nur angedeutet; vgl. dazu M. Glogau, aaO, S. 55 und S. 57, und dazu den Brief, den sie am 26. Oktober 1883 an Jeannette Steinthal schrieb (Nr. 114): „... Wie gebrochen an Leib und Seele er war, verehrte Frau, das weiß nur ich. Gottlob, daß es wieder besser geworden, es war so schwer.“

<sup>79</sup> Vgl. den 3. und 4. Absatz von Brief Nr. 151 (vom 19. Mai 1886).

<sup>80</sup> Marion Kaplan (*Die jüdische Frauenbewegung in Deutschland – Organisation und Ziele des jüdischen Frauenbundes 1904–1938*, Hamburg 1981, S. 55f.) hat sicher recht, wenn sie annimmt, daß die häufigen Krankheiten oft das Resultat eines frustrierten, nur von dem Ehemann abhängigen Lebens waren. – Bei Jeannette Steinthals Übelbefinden handelte es sich jedoch zumindest auch um Rheumatismus, Ischias und Hexenschuß (vgl. Brief Nr. 164 und 230), neben häufiger Grippe mit schwerer Bronchitis (Brief Nr. 113 u. a.).

<sup>81</sup> Marie Glogau, aaO, S. 69.

<sup>82</sup> Brief an Bertha und Hermann Steinthal vom 29. September 1886.

Den Lebensweg der Töchter betrachteten Steinthal und Glogau in sehr ähnlicher Weise – so, wie es damals in bürgerlichen Kreisen allgemein üblich war. Sie sollten nicht zu früh zu viel lernen, dann im Haushalt die notwendigen Kenntnisse erwerben, Handarbeiten machen, Musikunterricht nehmen – und schließlich heiraten. Irene Steinthal hatte es zunächst leichter: Sie nahm an vielen Geselligkeiten teil, war eine gesuchte Tänzerin,<sup>83</sup> reiste zu allen näheren und ferneren Verwandten und heiratete schließlich den Hamburger Anwalt Dr. Anton Hess.<sup>84</sup> – Sie wurde übrigens noch im Alter deportiert und starb 1944 in Theresienstadt.<sup>85</sup>

Marie Glogau litt dagegen offensichtlich unter dem leicht erregbaren, ehrgeizigen und wohl auch autoritären Vater, unter den Spannungen, die seine hochfliegenden Ziele in der Familie ausgelöst hatten. Sie mußte immer geschont werden, war blaß und leicht verletzbar. An den Freund Siebeck schrieb Glogau am 9. November 1894 etwas ausführlicher: „Meine Tochter ist zwar blaß und in ihrer sittlichen Strenge oft rigoros – neuerdings hat sie das Tanzen ganz aufgegeben –, aber nach ihren Verhältnissen wohl und ein wahrhaft imponierender Charakter. Die Musikstudien, bes[onders] die Theorie, dann der Gesangverein, dem sie jüngst beitrug, außerdem die Wirthschaft bilden ihre äußere Thätigkeit.“<sup>86</sup> Fast zur selben Zeit schrieb Jeannette Steinthal an die Eltern Glogau, daß „ein Luftwechsel für mehrere Monate entschieden vortheilhaft nach allen Seiten“ auf die Tochter wirken würde,<sup>87</sup> und als Marie diese Reise nicht antrat, erklärte Steinthal sehr viel entschiedener gegenüber der Mutter, Marie Glogau: „Und nun muß ich Ihnen offenherzig sagen, und meine Frau stimmt mir bei, Sie hätten Mariechen auf einige Zeit von Sich lassen sollen. Wir begreifen nicht, was Ihr Gatte dagegen haben konnte . . .“<sup>88</sup> Als Steinthal dies schrieb, lebte Glogau schon nicht mehr. Die Tochter Marie Glogau blieb unverheiratet und mußte vor allem in den Jahren der Inflation 1922/23 schwer arbeiten, d. h. immer mehr Klavierstunden geben, um sich und die Mutter zu erhalten.

Ganz sicher hatte Jeannette Steinthal die Atmosphäre in ihrer Familie stärker bestimmt, als Glogaus Frau das tun konnte. Eine Schilderung ihrer liebenswürdigen, vermittelnden und teilnehmenden Art, auch gegenüber Fremden und Freunden, schilderte Steinthals Schüler Friedrich Paulsen sehr anschaulich in seinen „Jugenderinnerungen“:

---

<sup>83</sup> Nach dem mündlichen Bericht ihres Sohnes, Dr. Heinrich Hess, Kopenhagen.

<sup>84</sup> Vgl. auch den Stammbaum am Ende des zweiten Halbbandes.

<sup>85</sup> Darüber berichtete mir der Sohn, Dr. Heinrich Hess, in seinem Brief vom 8. März 1977.

<sup>86</sup> Der unveröffentlichte Brief befindet sich im Glogau-Nachlaß in der Universitätsbibliothek Kiel.

<sup>87</sup> Brief Nr. 256.

<sup>88</sup> Brief Nr. 257.

„Durch meine Habilitation wurde ich um dieselbe Zeit mit zwei nah verwandten Familien bekannt: mit den Professoren Lazarus und Steinthal. Ich hatte meinem verehrten Lehrer Steinthal meine Erstlingsschrift überbracht, persönlich, ohne indessen zunächst den Eindruck zu haben, daß er für mich oder meinen Kant sich interessiere. Es war nicht seine Art, dem ihm sich Vorstellenden lebhaft entgegenzukommen: er ließ an sich herankommen und konnte wohl auch durch beharrliches Schweigen eine etwas unbehagliche Situation entstehen lassen. Als der Jüngere hatte ich die Empfindung, daß es geziemend sei, ihm die Frage und die Leitung des Gesprächs zu überlassen. Da er von dem Recht weiter keinen Gebrauch machte, empfahl ich mich bald, nicht ohne eine kleine Mißstimmung. Ich sollte später erfahren, daß es durchaus nicht Mangel an freundlicher Gesinnung gegen den sich vertrauensvoll Nahenden, sondern der natürliche Habitus des Mannes, vielleicht auch ein wenig Mangel an Übung im Verkehr mit jungen Leuten war, was mir als Kälte entgegnetrat. Ich bin in seinem Hause bald so heimisch geworden, wie ich mich kaum in einem andern Hause gefühlt habe. Das war freilich vor allem das Verdienst seiner Frau, der Schwester des Professor Lazarus. Ich weiß nicht, wann ich sie zuerst gesehen habe, es wird im Laufe des Sommers 75 gewesen sein. Sie war damals noch eine jugendliche Frau, nicht gar viel älter als ich, ihr Mann war beinahe 20 Jahre älter als sie. Die Liebenswürdigkeit, mit der sie sich für die persönlichen Angelegenheiten, für Heimat und Herkunft, für häusliche Verhältnisse und wissenschaftliche Pläne des Gastes interessierte, die freundliche Art, wie sie ihn zum Sprechen zu bringen und zu hören wußte, nahmen mich ebenso sehr ein, als mir die ganze schlichte Geselligkeit, die den beschränkten Umständen entsprach, zusagte. Ich kam bald als regelmäßiger Gast jeden Dienstag abend zu ihnen, mit mir Dr. Bruchmann. Meist waren wir die einzigen Gäste, doch kam später noch hin und wieder der eine und andre Schüler Steinthals dazu. An äußeren Genüssen wurde ein Butterbrot und ein Glas Bier geboten, und davon wurde nicht abgegangen, auch wenn einmal ein geehrter Gast, z. B. Professor Baron, dazukam. Die herzliche Freundlichkeit aber, womit man aufgenommen wurde, die Sorglichkeit, womit die Hausfrau die Wirtin machte, die Behaglichkeit der Plauderei über Tisch, die Intimität des Gesprächs mit dem vielseitigen und tiefen Gelehrten, alles das gab diesen schlichten Abenden für uns unvergleichliche Reize. Sie fanden ihr Ende erst, als der eigne Hausstand seine Ansprüche und Hemmungen geltend machte; meine Braut und in der ersten Zeit auch meine junge Frau habe ich noch oft mitgebracht.“<sup>89</sup>

<sup>89</sup> F. Paulsen, *Aus meinem Leben – Jugenderinnerungen*, Jena 1909, S. 200f. Zu Lazarus hatte er dagegen nie einen engeren Kontakt gehabt, im Gegenteil: „Auch zu Lazarus kam ich ins Haus; sie hatten mich wohl bei Steinthals kennen gelernt. Wenn ich nicht irre, bin

## II. Halbband:

## 1. Briefe von Heymann Steinthal an verschiedene Adressaten

Die im zweiten Halbband erstmals veröffentlichten Briefe Steinthals dokumentieren sehr eindrucksvoll die große geistige und emotionale Spannweite dieses Gelehrten, die Vielfalt seiner Interessen, die mannigfaltigen Variationsmöglichkeiten seines Briefstils.<sup>90</sup> Hatte er zu einem Menschen eine engere Beziehung aufgenommen, fand er auch eine, nur für diesen Freund bestimmte Tonart. Und auch diese variierte dann wieder, je nachdem ob er verbittert, zornig, resigniert, guter Laune oder traurig und voller Sorge um den andern war.

Die Briefe an den nur wenig älteren Freund und Berliner Verleger Julius Harrwitz (1819–1875) spiegeln Steinthals leidenschaftliche Auseinandersetzung mit den verschiedenen, von seinem Standpunkt abweichenden Positionen der europäischen Sprachwissenschaftler, das philosophische Interesse, mit dem er auch die Philologie betrieb, sein Bedürfnis nach Freundschaft und Aufrichtigkeit, seinen Idealismus, die Freude an der brieflichen Diskussion sachlicher Themen und die Teilnahme am persönlichen Leben des Briefpartners. Wie weit entfernt sind diese zuweilen zornigen, aufbegehrenden, leidenschaftlich argumentierenden Briefe von denen, die der Freund und Schüler Gustav Glogau erhielt! Gewiß spielte da zunächst der geringere Altersunterschied eine Rolle, auch die Tatsache, daß Steinthal, als er diese Briefe an Harrwitz schrieb, etwa zwanzig Jahre jünger war als zu dem Zeitpunkt, da die Korrespondenz mit Glogau intensiver wurde. Außerdem erweist sich das Verhältnis zu Harrwitz – ebenso wie das zu M. Lazarus und P. Heyse – als

---

ich im Winter 75/76 zum erstenmal bei ihnen gewesen, in großer Gesellschaft, ohne Anschluß und ohne Freude. Es war das vollkommene Widerspiel der Geselligkeit bei der Schwester. Hier eine Zusammenführung von großen Namen, Titeln und Orden, mit denen das Haus Staat machte, und unter denen sich ein so unberühmtes Individuum, als ein junger Privatdozent ist, völlig verlor oder nur als bescheidene Raumfüllung wirkte, dort ein engster Kreis, in dem jeder als Persönlichkeit wirkte und galt. Ich bin nur noch ein- oder zweimal dort gewesen, das letztemal mit meiner Braut. Es war mir nicht wohlher dabei als das erstemal. Es lag doch auch daran, daß ich zu den Wirten selbst kein Verhältnis zu gewinnen vermochte“ (aaO, S. 201).

<sup>90</sup> Steinthal war sich dieser Eigenart und Fähigkeit selbst bewußt; an Paul Heyse schrieb er am 3. Februar 1855 (Nr. 273): „ . . . ich schickte 7 oder 8 Briefe mit an verschiedene Gelehrte, denen ein Exemplar [von „Grammatik, Logik und Psychologie . . .“] bestimmt war, und unter denen sich auch Lotze befindet. Das hatte ich seit Jahren im Sinne. Siehst Du nun, von diesen 7 Briefen ist keiner wie der andere, eine Vertauschung der Adresse wäre unmöglich, würde Verwirrung anstiften; denn ich setze mich zu jedem in ein individuelles Verhältnis. Ob meine Briefe gut oder schlecht stylisirt sind, das ist gar nicht der Maßstab, der an sie zu legen ist; es sind ganz individuelle Handlungen, deren Wesen bestimmt ist durch das allgemeine Verhältnis meiner zu der Person, an den [!] der Brief gerichtet ist, und die besondere Veranlassung.“

zutraulicher, unbeschwerter, obwohl es ja auch von der gesellschaftlich-ökonomischen Beziehung zwischen Autor und Verleger mitbestimmt war.<sup>91</sup> Je näher Steinthal jemandem stand, desto eher gab er seine Stimmungen preis und desto leichter sprühte auch sein Witz, der in den Briefen an Gustav Glogau fast völlig fehlt. Bezeichnend dafür sind das letzte, hier veröffentlichte Billett Steinhals an Harrwitz vom Januar 1856 und der Brief Steinhals an Sarah Lazarus vom „ersten Weihnachtstage 1860“, der auch bezeugt, wie freundschaftlich-vertraut das Verhältnis zwischen Steinthal und Harrwitz war.

Das briefliche Gegenstück zur Schüler-Lehrer-Korrespondenz zwischen Glogau und Steinthal bilden die wenigen, aber sehr ausführlichen Briefe Steinhals an seinen Lehrer Carl Wilhelm Ludwig Heyse (1797–1855) aus den Jahren von 1852 bis 1855, den Jahren von Steinhals Auslandsaufenthalt.<sup>92</sup> Der Vergleich mit der Glogau-Steinthal-Korrespondenz, der durch das Fehlen der Gegenbriefe Heyses zwar nur bedingt möglich ist, manifestiert doch deutlich den Unterschied zwischen den beiden Schülern. Steinthal schreibt einfacher, direkter, spontaner als Glogau, voller Ideen und Pläne, trotz der materiellen Not, die ihm gelegentlich Kummer bereitet. Der da erzählt, argumentiert und polemisiert, bittet und fragt, ist ein selbstbewußter junger Gelehrter, der vielleicht noch etwas unausgeglichen sein mag, der aber doch recht gut weiß, was er will, dem das Studieren und Arbeiten ein Vergnügen ist und der sich bei aller Bescheidenheit und Hochachtung vor dem Lehrer seiner eigenen Leistung bewußt wird. Mit seinem Brief aus dem fernen Paris vom 10. Januar 1855 an den todkranken Lehrer, dem er mit seiner Liebe, Verehrung, Kooperationsfreude und Hilfsbereitschaft Vertrauen zu den wenigen Kräften einflößen wollte, hat er der Nachwelt unbeabsichtigt ein Porträt von sich hinterlassen, wie es andere in dieser Wahrhaftigkeit kaum hätten geben können. Viermal setzt er neu an, und immer wieder versucht er Heyse (und sich selbst!) Mut zuzusprechen: „Aber haben Sie denn alles Vertrauen zu Ihrer ‚Zähigkeit‘ verloren? Ich glaube auch nicht an die Wunder Ihres neuen Doctors; aber ich glaube immer noch, daß Sie selbst ein Wunder thun könnten. Es ist mir außer

---

<sup>91</sup> Steinthal war sich dessen wohl bewußt; so schrieb er am 17. Dezember 1854 nach einer kleinen Verstimmung an Julius Harrwitz: „Die Rücksicht auf Ihren Schwager [den Mitinhaber von Ferd. Dümmler’s Verlagsbuchhandlung, Julius Gossmann] begreife ich vollständig; und da er einmal so denkt, so können wir leicht unsere geschäftlichen Beziehungen und Verhandlungen von den freundschaftlichen Unterhaltungen trennen.“ (Nr. 263).

<sup>92</sup> Die Originale von Steinhals Briefen an Carl Wilhelm Ludwig Heyse und an dessen Sohn Paul befinden sich im Heyse-Nachlaß der Bayerischen Staatsbibliothek in München. Heyses Antworten sind höchstwahrscheinlich verlorengegangen.

Zweifel, daß ein stark erregter Geist, ein fester Wille, zur Erreichung eines Zweckes noch leben zu wollen, die Lebenskraft in den Körpermassen festhält. Ich muß Sie noch einmal sprechen in diesem Leben; also müssen wir dieses Jahr noch zusammen leben.“ Und dann schildert er ihm, was er noch zu tun habe und wann er nach Berlin komme. Abends – sehr bezeichnend für Steinthal – schreibt er die erste Fortsetzung des begonnenen Briefes und teilt ihm die Gedanken mit, die ihn den ganzen Tag bewegt haben: „Sie müssen länger leben. Sind Sie denn nicht neugierig, was ich von China mitbringen werde? Ich verliere in Ihnen meinen einzigen Leser . . .“, und dann schreibt er über Heyses Position in der europäischen Sprachwissenschaft, so wie er sie als ihr Geschichtsschreiber einmal darstellen werde. „Wenn ich Ihnen nur ein wenig Hoffnung, Muth, Selbstvertrauen einflößen könnte!<sup>93</sup> Sie kommen spät; aber Sie mußten erst gekommen sein, um urtheilen zu können, ob zu spät . . . Suchen Sie mir zu Liebe erstlich noch zu arbeiten, zu vollenden, zu ordnen, was und so viel Sie können. *Mir* liegt daran, Sie zu haben.“ Daß ihm daran lag, hat Steinthal dann dadurch bewiesen, daß er nach dem Tode Carl Heyses am 25. November 1855 – er hatte ihn nicht mehr sehen können! – unter Hintanstellung seiner eigenen Arbeiten Heyses Hauptwerk „System der Sprachwissenschaft“ zum Druck vorbereitete. In einer Vorrede schilderte er den Weg des Gelehrten, der nach abgeschlossenem Universitätsstudium noch Philosophie bei Hegel und Sanskrit bei Franz Bopp gehört und nach einem dritten selbständigen Weg zwischen diesen beiden einflußreichen Schulen gesucht hatte. Es ist bezeichnend für Steinthal, daß er Heyses Buch auch und gerade den Gegnern der von Heyse verfolgten Richtung empfahl: „Kritische Naturen werden sich an dem ihnen hier gebotenen Gegensatz gern messen wollen und sich über sich selbst klarer werden.“<sup>94</sup>

Zusammen mit den Briefen an den Vater Carl Heyse werden im zweiten Halbband auch Steinthals Briefe an dessen Sohn, den Romani-  
sten und Schriftsteller Paul Heyse veröffentlicht. Merkwürdigerweise sind die Dokumente aus den 50er Jahren, der Zeit, in der sich zwischen Steinthal und Heyse Spannungen und Verstimmungen entwickelten, sehr viel interessanter als die der späteren Jahre, nachdem die Krise beseitigt war. In den 50er Jahren erwies sich Steinthal als ein zwar oft gereizter, aber kritischer Leser von Heyses Briefen und Büchern. Er erkannte unter dem Eindruck, daß seine Freundschaft von dem vielbewunderten und vielgeliebten Heyse nicht erwidert wurde, sehr viel

<sup>93</sup> Aus Steinthals Brief ist zu entnehmen, daß seine neuste Veröffentlichung „Grammatik, Logik und Psychologie . . .“ (Berlin 1855) Heyse entmutigt hatte.

<sup>94</sup> C. W. L. Heyse, System der Sprachwissenschaft, Berlin 1856, Vorrede des Herausgebers H. Steinthal, S. V.

schärfer als die meisten Zeitgenossen dessen persönliche Schwächen und die Schwächen der literarischen Produktion. Es lohnt sich noch heute, Heyses antikisierende Tragödie „Meleager“ (1854) zu lesen, um die berechtigten kritischen Einwände Steinthals in seinem langen Brief vom 25. Januar 1855 verfolgen zu können.<sup>95</sup> Diese ausführliche Kritik Steinthals liefert ein wichtiges Kapitel zur Geschichte der Auseinandersetzung mit der epigonalen Klassikerrezeption im 19. Jahrhundert.

Solange Steinthal Kritik übte, kämpfte er noch um die Freundschaft des andern. Später mündete diese Beziehung in konventionellere Bahnen, bis auf die Briefe, die existentielle Erfahrungen berührten: die Freundschaft zu dem verehrten Vater Carl Heyse und den Verlust der Kinder; denn die beiden Jugendfreunde erfuhren ein ähnlich schweres Schicksal, das sie trotz der räumlichen und gesellschaftlichen Entfernung weiterhin verband.<sup>96</sup> Steinthal hatte eine sehr enge Beziehung zu seinen Kindern gehabt und konnte nie ganz den Schmerz darüber verwinden, daß sie so früh hatten sterben müssen. In Geburt und Tod konnte er kaum mehr einen Sinn sehen. Das wirkte sich auf sein Interesse an der Sprachwissenschaft aus: Sie verlor für ihn an Gewicht und Relevanz. Er bekannte von da an öffentlich, daß er an einen persönlichen Gott nicht mehr glauben könne, daß er sich nun „eine gottlose und seelenlose Welt“ gestalte.<sup>97</sup> Diese Intensität seines Empfindens und die Konsequenzen, die persönliche Erfahrungen auf sein Denken und Arbeiten hatten, bezeugen auch die Briefe an den Jugendfreund Paul Heyse.<sup>98</sup>

### *Deutscher und Jude*

Steinthal war sich der beiden Pole seiner Existenz immer lebhaft bewußt, wobei er von beidem, von dem was deutsch und von dem was jüdisch sei, ein Idealbild in sich trug. Nur so sind die überhöhten, von der deutschen Aufklärung und Romantik gleichgewichtig geprägten Vorstellungen möglich, die er als Wunsch- und Zukunftsvisionen ständig der Realität gegenüberstellte, so auch die Resignation und Verzweiflung, wenn Ideal und Realität weit auseinanderklafften. Bezeichnenderweise arbeitete er an Deutschlands Idealbild vor allem in seinen jungen

<sup>95</sup> Vgl. Steinthals Brief Nr. 275. Er ist ein typisches Beispiel dafür, wie brüsk und unverbindlich Steinthal seine Kritik aussprechen konnte, so daß man schon ein starker Charakter sein mußte, um das zu ertragen und daraus zu lernen: „Ich glaube nicht an die Realität des Spans, nicht an die Realität Althäa's und alles läßt mich kalt.“

<sup>96</sup> Steinthal hatte seine beiden ersten Kinder David und Agathe verloren, Paul Heyse die beiden Söhne Ernst und Wilfrid und die Tochter Marianne aus der zweiten Ehe.

<sup>97</sup> H. Steinthal an Gustav Glogau am 14. Januar 1876.

<sup>98</sup> Vgl. dazu die Briefe an Paul Heyse vom 22. April 1871 und vom 26. September 1873.

Jahren, in den Jahren der Restauration und zur Zeit seines Auslandsaufenthaltes, als ihn negative Erfahrungen in der Fremde und Heimweh immer wieder nach Deutschland schauen ließen.<sup>99</sup> Das Ideal jüdischer Aufklärung und Ethik malte er in dem Moment in den glühendsten Farben, als es ihm von außen durch den Antisemitismus und von innen durch die fortschreitende Gleichgültigkeit der Juden bedroht schien.<sup>100</sup> Allerdings machte er sich dabei nicht genügend klar, daß die Bindung an das Judentum notwendigerweise schwächer werden mußte, wenn die Säkularisierung in der Gesamtgesellschaft weiter fortschritt und der Antisemitismus sich in Grenzen hielt. Steinthal selbst war von den Folgen der gesellschaftlichen Emanzipation und der allgemeinen Loslösung von traditionellen Werten und Geboten nicht unberührt geblieben. In den Briefen an Lazarus und an den Bruder Hermann tauchen zwar immer wieder hebräische Wörter und Wunschformeln auf; der letzte Brief an Lazarus, ein kurzes Gratulationsschreiben zum Geburtstag im Jahre 1898, ist sogar ganz hebräisch geschrieben. Man darf das aber wohl nicht überbewerten: Es entspricht dem vertraulichen Ton, ist die Sprache der Familie. Im übrigen schrieb er am Schabbath seine Briefe und unternahm sogar eine Reise zu Glogau. In die Synagoge ging er nur noch an den hohen Feiertagen, und auch das gab er 1886 auf.

Wie weit dieser Prozeß der Loslösung auch von den Inhalten jüdischer Tradition schon fortgeschritten war, verrät seine Idealisierung der deutschen Sprache und Kultur. So hat er, gegen seine Intention und sein Bemühen um Objektivität, bei der Klassifikation der Sprachen die Kategorien und Begriffe der indogermanischen Sprachen als die vollkommensten angenommen und an ihnen die übrigen gemessen. Dabei kam er zu der rational ganz unbegründeten Schlußfolgerung, daß die Sanskrit-Sprachen „die Rosen unter den Sprachen“ seien.<sup>101</sup> Und unter diesen erschien ihm wiederum die deutsche Sprache als die bisher vollkommenste, die den größten „inneren Reichtum“ habe, da sie sowohl „größere sinnliche Frische“ besitze als auch „geeigneter für die abstracte Speculation“ sei als die romanischen.<sup>102</sup> Es ging ihm also nicht auf, daß er zum Ideal erhob, was ihm am vertrautesten war.

---

<sup>99</sup> Nur ein, wenn auch ein sehr bezeichnendes Beispiel dieser Idealisierung (von der das Negativbild Italiens nur die Kehrseite darstellt) ist der allerdings in unglücklicher Stimmung geschriebene Brief vom 2. Februar 1855 an Paul Heyse.

<sup>100</sup> Vgl. dazu vor allem die Aufsätze für die Allgemeine Zeitung des Judenthums und für Berliner Zeitungen, die zum großen Teil der folgende Sammelband enthält: „Über Juden und Judentum. Vorträge und Aufsätze. In der Reihe der Schriften der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums“, hrsg. von Gustav Karpeles, Berlin 1906.

<sup>101</sup> H. Steinthal, Die Classification der Sprachen dargestellt als die Entwicklung der Sprachidee, Berlin 1850, S. 91.

<sup>102</sup> Vgl. dazu auch Bd. I, S. CXII f. (mit Anmerkungen).

Nicht anders verhielt er sich bei der bewundernswerten Leistung seiner Humboldt-Kommentare, die in dem großen Editionswerk „Die sprachphilosophischen Werke Wilhelm’s von Humboldt, mit einer Allgemeinen Einleitung . . .“ (Berlin 1884) gipfelten.<sup>103</sup> Bis auf die Dissertation, in der Steinthal Humboldts Werke uneingeschränkt als „*verba divina*“ („göttliche Worte“) pries, hatte er sich in jedem Werk mit Humboldts sprachwissenschaftlichen Erkenntnissen kritisch auseinandergesetzt und war zu dem Ergebnis gekommen, daß Humboldt seinen eigenen methodischen Forderungen nicht ganz gerecht geworden sei, da zu oft das von ihm erarbeitete empirische Material nicht mit seinen theoretischen Prinzipien übereinstimme. Er „rekonstruierte“ deshalb eine Art „Ideal-Humboldt“, mit dessen Hilfe er Dunkelheiten und Unklarheiten aufzulösen und den Zusammenhang, das System herauszuarbeiten suchte, was Humboldt wegen der „Neuheit“ der Ideen noch nicht völlig gelungen sei.<sup>104</sup> Er selbst erklärte in seinem „Offenen Sendschreiben an Herrn Prof. Pott“, daß er Humboldt „fortgesetzt“ und „begründet“ habe.<sup>105</sup>

Einerseits hatte sich Steinthal mit dem Idealbild ein Instrument geschaffen, mit dem er messen und urteilen konnte; andererseits hinderte ihn sein Idealismus oft daran, Machtverhältnisse und deren Veränderung, politische Demagogie und handfeste Interessenpolitik zu durchschauen, wenn eine idealistisch-mythische Ideologie diese verklärte. So teilte er zwar Humboldts Verehrung für die menschliche Vielfalt, erlag aber doch der damals dominierenden Vorstellung vom einheitlichen deutschen „Volksgeist“, der seiner äußeren Verkörperung in einem Einheitsstaat unter preußisch-protestantischer Führung harre. Seit den Befreiungskriegen, verstärkt in den 30er, 40er Jahren, hatten preußische Institutionen, preußische Informationsorgane und Persönlichkeiten in einflußreicher Position in Deutschland eine ideologische Einheit zu schaffen gesucht. Historische Gedenkfeiern, wie 1842 das Dombaufest zu Köln, die Stilisierung einer legendären Gestalt wie die des Cheruskers Hermann zum deutschen Freiheitshelden und vor allem die Aufwertung Martin Luthers zum Wegbereiter der deutschen Nation wurden bewußt als politische Mittel zur Einigung der 39 Bundesstaaten eingesetzt, die keineswegs homogen waren und die keineswegs alle an einer politischen Einigung, d. h. an der Aufgabe ihrer Partikularinteressen, interessiert waren. Daß diese Beschwörung der Vergangenheit auch auf die jüdi-

<sup>103</sup> H. Steinthal, Die sprachphilosophischen Werke Wilhelm’s von Humboldt, mit einer Allgemeinen Einleitung, der Abhandlung „Der Styl Humboldts“ und mit Einführungen und Erklärungen des Herausgebers zu den einzelnen Schriften Humboldts, Berlin 1884.

<sup>104</sup> Vgl. besonders H. Steinthal, Die Sprachwissenschaft Wilh. v. Humboldt’s und die Hegel’sche Philosophie, Berlin 1848, S. 30f.

<sup>105</sup> H. Steinthal, Offenes Sendschreiben an Herrn Professor Pott, Berlin 1852, S. 3–5.

sche, bisher rechtlich und gesellschaftlich benachteiligte Minorität eine integrative Wirkung hatte, belegt Steinthals Reaktion auf den Plan Paul Heyses, ein Drama über Otto III. zu schreiben. Steinthal erfaßte sofort den Gedanken der Reichseinheit, der Paul Heyse an dem Plan faszinierte, und schrieb am Rosenmontag 1855 in seiner eingehenden Antwort: „. . . Wäre Deutschland, wie es sein sollte, so würde man in jeder wohlhabenden Stadt auf dem Marktplatz die vier Bildsäulen Hermans (sic!), Luthers, Lessings und Steins sehen.“<sup>106</sup> Belege für den Wechsel von Idealisierung und – unvermeidlicher – Enttäuschung bzw. bitterer Kritik der Deutschen finden sich besonders zahlreich in den Briefen an Julius Harrwitz und Paul Heyse aus den 50er Jahren.

Seiner Schwägerin Sarah Lazarus erzählte Steinthal in einem Brief „am ersten Weihnachtstage 1860“ ein köstliches Beispiel der „Assimilation“ an nichtjüdische Wertvorstellungen, von der dreifachen Versammlung deutscher „Größe“ bei der Namensgebung im Hause des Verlegers Julius Harrwitz: „Der deutsche Name des Kleinen stand schon fest, nur den hebräischen sollte ich bestimmen [. . .] Der Knabe heißt: Maximilian (Kaiser von Deutschland) Albrecht (Dürer, sein Zeitgenosse) Wilibald (Pirkheimer, sein Rath). Da haben Sie ihn ganz – ich meine den Namen des Kindes, aber auch den Vater. Nun der hebräische Name. Er wollte einen kriegerischen aus der Bibel, oder wie haben die Makkabäer geheißen? Ich sagte, die berühmtesten wären Judas und Simon gewesen. Er aber meinte, ich nannte ihm wohl nur Namen, von denen ich wüßte, daß sie ihm mißfallen würden. Also einen Namen aus der Bibel. Ich muß gestehen, daß mir die Namen der Propheten geläufiger sind, als die der biblischen Feldherren. [. . .] Als ich aber sagte: oder Gideon, da rief er erfreut aus: ‚Schwert Gideons! Das habe ich noch behalten. Gideon soll er heißen.‘“<sup>107</sup> Das sind nur zwei signifikante Beispiele für das, was wir im allgemeinen mit dem am wenigsten problematischen Begriff der „Akkulturation“ bezeichnen.

Mindestens ebenso aufschlußreich für das hohe Ausmaß der „Akkulturation“ sind all die Briefe, die Steinthal an Gustav Glogau, an Carl Heyse, Bernhard Jülg und Albrecht Weber schrieb. Sie alle führten eine sehr ähnliche Existenz, die bestimmt war von der sozialen Schicht, zu der sie gehörten, von ihrem Beruf als Gelehrte und Universitätslehrer, von der Kleinfamilie, die in diesen Kreisen bereits dominierte, und vom städtischen Lebensstil, der Wohnung, Kleidung und Nahrungskonsum schon weitgehend uniformierte. Lebte man – wie Steinthal und viele zeitgenössische Wissenschaftler – in einem relativ kleinen und homoge-

<sup>106</sup> Vgl. Brief Nr. 277.

<sup>107</sup> Max Harrwitz (1860–1942/43), später Antiquar in Berlin, starb im Konzentrationslager Theresienstadt.

nen Kreis wohlgesinnter Freunde, in dem die wissenschaftlichen Qualitäten eine beherrschende Rolle spielten, so fiel es einigermaßen leicht, eine innere Sicherheit zu gewinnen und vereinzelte unangenehme Erfahrungen – Machtkämpfe in der Universität, Antisemitismus u. a. – abzuwehren oder zumindest die wissenschaftliche Arbeit davon freizuhalten. Im Unterschied zu Lazarus, der aus dieser scheinbar sich selbst genügenden Existenz herausstrebte und ständig um einen höheren Lebensstandard kämpfen mußte, konnte Steinthal es sich „leisten“, eine „Ethik“ zu schreiben, die „aus allem Berliner Wirrwarr herausgehoben“ war, „gerade so, wie ich sie haben kann“ (Brief Nr. 137 und 139), obwohl den schlecht bezahlten Extraordinarius die Ausfälle durch Krankheit empfindlich trafen und seine Abhängigkeit spüren ließen. Auch der menschenfreundliche Sozialismus-Exkurs seiner „Ethik“ war aus dem „Berliner Wirrwarr“ (der Parteienkämpfe, des Sozialistengesetzes) herausgehoben. Diese idealistische und individualistische Sicht hat wahrscheinlich am ehesten in Universitätskreisen Resonanz gefunden, in dem Milieu, in dem sie entstanden ist.

Steinthals Korrespondenz mit wissenschaftlichen Kollegen macht deutlich, wie sehr deutsche – jüdische und nichtjüdische – Gelehrte noch am Ende des vorigen Jahrhunderts, ungeachtet einer veränderten Realität, von den Gedanken und Wertmaßstäben der deutschen Klassiker bestimmt wurden; verglichen mit Vertretern anderer sozialer Schichten und anderer Nationen, waren sie sich viel ähnlicher, als ihre verschiedenen Temperamente und wissenschaftlichen Dispute sie zunächst erscheinen lassen.

Dank seiner Bescheidenheit, Zurückgezogenheit und Konzentration auf die geistigen Interessen blieb Steinthal in seiner idealistischen Haltung glaubwürdig. Ich habe daher auch nirgends ein Urteil gefunden, das an seiner Aufrichtigkeit, an seiner Unvoreingenommenheit und Weltoffenheit einen Zweifel zum Ausdruck gebracht hätte. Was ihn von seiner Jugend an bis ins Alter – trotz aller Kritik im einzelnen – an Wilhelm von Humboldt anzog, war dessen Humanität, d. h. die Ehrfurcht vor der Würde des Menschen als solchen, des Menschen schlechthin<sup>108</sup>. Diese Gesinnung habe Humboldt auch zum großen Sprachforscher gemacht. Das könnte man auch auf Steinthal anwenden; auch für ihn gab es keine Trennung zwischen Wissenschaft und Leben: Das Interesse am Menschen schlechthin, die Gesinnung der Humanität beflügelte seine Arbeit und bestärkte ihn darin, daß Teilnahme, Gespräch und Auseinandersetzung ihm die Menschen näherbringe. Er

<sup>108</sup> H. Steinthal, Gedächtnisrede auf Wilhelm von Humboldt an seinem hundertjährigen Geburtstag, Sonnabend, den 22. Juni 1867, Berlin 1867, S. 17.

sprach einmal in einem Brief an Gustav Glogau darüber, ganz schlicht und unpräntiös, und nichts charakterisiert den Menschen und Gelehrten Steinthal so gut wie dieses persönliche Bekenntnis: „Das Schicksal hat mich geschmiedet, Freundschaft und Liebe halten mich weich, Wissenschaft gibt mir Elasticität.“<sup>109</sup>

## 2. Briefe von Moritz Lazarus an verschiedene Adressaten

Der Völkerpsychologe und Philosoph Moritz Lazarus (1824–1903) war zeit seines Lebens ein fleißiger Briefschreiber gewesen. Alte und neue Freunde, die fern von Berlin wohnten, suchten immer wieder seinen Kontakt, seinen Rat und seine Hilfe; auch Wissenschaftler, Repräsentanten jüdischer Organisationen, Redakteure von Zeitschriften und Zeitungen und vor allem Schriftsteller schrieben ihm, um ihn als Kollegen, als Redner, Organisator und Publizisten zu gewinnen, als Lektor und Kritiker für ihre Sache zu interessieren. Das kam Lazarus' Bedürfnis entgegen: Trotz seiner schnellen und glänzenden Karriere vom Talmudschüler in Filehne (Posen) bis zum Universitätsprofessor und -rektor in der schweizerischen Hauptstadt Bern, trotz seiner Begabung zu öffentlicher Rede, seiner organisatorischen Fähigkeiten und eines gewinnenden Naturells besaß er nicht die geistige Unabhängigkeit und innere Sicherheit seines Freundes und Schwagers Heymann Steinthal, der zeitlebens im Schatten dieses mit Ehrenämtern überhäuftten Gelehrten stand. Auch nach dem Tode der beiden Völkerpsychologen wurde weit häufiger des brillanten Redners und des erfolgreichen Popularisators ihrer Ideen gedacht als des stillen Gelehrten Steinthal.

Lazarus' Bedürfnis nach Freundschaft, nach vielseitiger Inanspruchnahme und Anerkennung, auch seine Angst, sich dem andern durch Offenheit und private Mitteilungen preiszugeben, haben ihre Wurzeln sicher in frühkindlichen Erfahrungen, zu denen wohl auch die jüdische Herkunft und der bescheidene Lebensstil seines Zuhause gehören mögen, und in dem raschen Aufstieg in das wohlhabende Großbürgertum. Schon in den im ersten Band veröffentlichten Jugendbriefen spiegeln sich der Ehrgeiz und die Sehnsucht nach öffentlicher Anerkennung; nur zu gern übernahm er bis ins Alter die Rolle des Beraters und Beichtvaters,<sup>110</sup> des Anregers und Vermittlers,<sup>111</sup> des Vormunds und Vermögensverwalters.<sup>112</sup> Je bekannter Lazarus jedoch wurde, desto weniger war er dieser Rolle noch gewachsen. Da er ein gesuchter

<sup>109</sup> Brief vom 7. Juni 1880, Nr. 66.

<sup>110</sup> Zum Beispiel für Karl Emil Franzos.

<sup>111</sup> Bei Otto Braun, Georg Ebers, Gustav Glogau u. a.

<sup>112</sup> Für die Kinder von J. N. Czermak, für Paul Heyse.

Redner war, Universitätsverpflichtungen und zahlreiche Ehrenämter in jüdischen und nichtjüdischen Organisationen innehatte, Mitglied des deutschen Schriftstellerverbandes und mehrerer literarischer oder nur geselliger Zirkel war,<sup>113</sup> wissenschaftliche Institutionen und Gesellschaften mitbegründete und förderte und überdies noch einen großen Teil seiner Zeit den Bauvorhaben in Leipzig widmete, ist es ohnehin erstaunlich, wie er trotz dieser mannigfaltigen Verpflichtungen so viel veröffentlichten und eine so umfangreiche Korrespondenz bewältigen konnte. Dem heutigen Betrachter erscheint es daher fast unausweichlich, daß viele Anfragen, Bücherzusendungen und ratsuchende Briefe nur oberflächlich von Lazarus beantwortet wurden. Da schon ein umfangreicher Briefband und mehrere Veröffentlichungen von und über Lazarus mit Briefauszügen existieren,<sup>114</sup> wurden Briefe, die sich auf konventionelle Freundlichkeiten beschränken, die erbetene Urteile über Personen und Bücher auf persönliche Begegnungen oder einen späteren Brief verschieben, die weder durch den Adressaten noch durch den Inhalt eine Information vermitteln oder deren möglicherweise aufschlußreiche Anspielung nicht zu entschlüsseln war, nicht in diese Auswahl aufgenommen.<sup>115</sup>

Mehr als im ersten Band, in dem vor allem der Wissenschaftler und der Repräsentant jüdischer Organisationen vorgestellt wurde, sollen im zweiten Halbband Lazarus' Briefe an zeitgenössische Schriftsteller dessen intensives Interesse an der „schönen Literatur“ bezeugen. Er war selbst nicht nur ein großer Leser, griff zuweilen sogar in noch unge-

<sup>113</sup> Vgl. dazu Bd. I, S. XXXIIff. und auch Brief Nr. 44.

<sup>114</sup> Ludwig Stein, Moritz Lazarus, in: Biographisches Jahrbuch, Bd. 8, Berlin 1905; Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen, bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht, Berlin 1906; Nahida Lazarus, Ein deutscher Professor in der Schweiz, Berlin 1910; Aus meiner Jugend – Autobiographie von Moritz Lazarus, hrsg. von Nahida Lazarus, Frankfurt a. M. 1913. Vgl. auch Alfred Leicht, Lazarus der Begründer der Völkerpsychologie, Leipzig 1904, und ders., Lazarus – Gedenkschrift zum 100. Geburtstage des Begründers der Völkerpsychologie, Frankfurt a. M. 1924.

<sup>115</sup> Dazu zählen u. a. ein Brief an den Schweizer Philologen Adolf Frey, der sich im Besitz der Zentralbibliothek Zürich befindet, Briefe an die Schriftsteller Emil Kuh, Eduard von Bauernfeld, Johannes Nordmann, den damaligen Präsidenten der Schriftstellervereinigung „Concordia“, und an den Philosophieprofessor Friedrich Jodl, die sich in der Handschriftensammlung der Wiener Stadtbibliothek befinden, weitere Briefe an den Ägyptologen und Romanschriftsteller Georg Moritz Ebers aus dem Ebers-Nachlaß in der Staatsbibliothek der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin, dreizehn weitere kurze Briefe an den vielseitigen Publizisten, Theaterdramaturgen und -kritiker Paul Lindau, die sich zusammen mit dem Manuskript „Carnaval“ im Besitz des Leo Baeck Institute, New York, befinden, und einige Briefe an den Schriftsteller Karl Eggers in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek in Kiel. Einige Briefe von M. Lazarus an Ignaz Goldziher aus den Jahren 1886 bis 1893, deren Kopien sich im Besitz des Leo Baeck Institute, New York, befinden, wären nur für eine Untersuchung über die Berufungspolitik der Hochschule (Lehranstalt) für die Wissenschaft des Judentums in Berlin von Interesse.

druckte Arbeiten kritisch und anregend ein,<sup>116</sup> sondern er empfand als Publizist vielleicht sogar eine größere Neigung und Nähe zur fiktiven Literatur als zur Wissenschaft. Er interessierte sich lebhaft für die Produktivität und die Produktion der Phantasie, und er sprach und schrieb dann so darüber, daß seine Hörer und Leser etwas von dem Funken zu ahnen begannen, mit dem der Poet sein meist empirisches Material neu aufleuchten läßt. Vielleicht wäre er lieber ein „Dichter“ gewesen als ein Wissenschaftler; mag sein, daß seine mitreißende Wirkung als Redner ihm diese verschlossene Laufbahn oft wünschenswert erscheinen ließ. Das sind jedoch nur Vermutungen; belegbar sind nur die vielen, immer wieder neu aufgenommenen und aufmerksam gepflegten Beziehungen zu Schriftstellern und zur Literatur seiner Zeit, die er zumindest als fruchtbares Betätigungsfeld für den Psychologen und Völkerpsychologen betrachtete.<sup>117</sup>

Erwähnt werden müssen in diesem Zusammenhang noch die Briefe von Moritz Lazarus an den dänischen Literaturhistoriker und Literaturkritiker Georg Brandes (1842–1927), der mit Paul Heyse eng befreundet war und durch diesen auch in nähere Beziehungen zu Moritz Lazarus trat. Wegen seiner radikalen, realismusfreundlichen Anschauungen erhielt Brandes 1872 nicht den freigewordenen Lehrstuhl für Ästhetik an der Universität Kopenhagen. Zu dem ständigen politischen Ärger kamen 1874 noch persönliche Schwierigkeiten, die seine beabsichtigte – und 1876 schließlich erfolgte – Heirat mit Juliane L. H. Strodtmann erschwerten. Moritz Lazarus betätigte sich auch da als hilfreicher Ratgeber und Vermittler. Der Inhalt von Lazarus' Briefen<sup>118</sup> und Brandes' berufliche Probleme wurden schon 1906 in Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen<sup>119</sup> und in Arnold Tänzlers Aufsatz „Georg Brandes' Ringen um eine Professur“<sup>120</sup> bekannt gemacht und sind deshalb nicht in diese Edition aufgenommen worden.<sup>121</sup>

Das letzte, trotz der Kürzungen noch umfangreiche Konvolut des zweiten Halbbandes ist so ausführlich kommentiert und dokumentiert worden, daß hier auf den Inhalt nicht im einzelnen eingegangen werden

---

<sup>116</sup> Vgl. Lazarus Brief an Paul Heyse vom 14. Juni 1872 und vom 22. Januar 1873: Lazarus hatte Heyse Korrekturvorschläge für dessen Roman „Kinder der Welt“ gemacht, die Heyse weitgehend beherzigte.

<sup>117</sup> Vgl. zum Beispiel Bd. I, Nr. 58.

<sup>118</sup> Die Briefe von Lazarus an Brandes befinden sich im Brandes-Archiv der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen.

<sup>119</sup> AaO, S. 144–146 und S. 395f.

<sup>120</sup> A. Tänzer, Georg Brandes' Ringen um eine Professur, in: Preußische Jahrbücher, Bd. 220 (1930), Heft 2, S. 129–136.

<sup>121</sup> Die sehr viel interessanteren, sehr privaten Gegenbriefe von Georg Brandes aus den Jahren 1874–1876 befinden sich in Abschriften von A. Tänzer im Leo Baeck Institute, New York.

muß. Es enthält in der Mehrzahl Briefe von Moritz Lazarus an Paul Heyse und erschließt Interessen und Aktivitäten von Lazarus, die sowohl die Persönlichkeit als auch den Gelehrten von einer neuen Seite zeigen.<sup>122</sup> Moritz Lazarus hatte seit den 70er Jahren in größerem Umfang Hausbesitz in Leipzig erworben und auf die damals zu erwartende beträchtliche Wertsteigerung dieses Besitzes spekuliert. Er war nicht der einzige, der in den Gründerjahren an die Krisenfestigkeit von Haus- und Grundbesitz glaubte. Wie viele hatte auch er sich darin getäuscht und, verführt von den sich bietenden Möglichkeiten, immer mehr Häuser erworben, ohne das nötige Betriebskapital flüssig zu haben oder sonstige Werte zu besitzen, die er im Fall der Krise hätte realisieren können. Im Gegenteil: Er vergrößerte seinen Besitz an großen Miethäusern im Zentrum Leipzigs mit dem nicht geringen Vermögen von Paul Heyse, mit dem kleinen Kapital, das die Witwe des Schriftstellers Hermann Kurz dem befreundeten Paul Heyse zur Verwaltung übergeben hatte, mit Mündelgeldern, wahrscheinlich auch mit dem Vermögen des Jugendfreundes Eduard Rese.<sup>123</sup> Das ganze Ausmaß der Abhängigkeit von privaten Geldgebern ist nicht mehr zu rekonstruieren.

Bei dieser Tätigkeit erwies sich Lazarus als ein an praktischen Einzelheiten sehr interessierter und begabter Unterhändler; er hatte selbst in seiner Jugend eine kaufmännische Lehre absolviert und besaß auch gute juristische Kenntnisse; für die Kleinarbeit hatte er allerdings einen Buchhalter, A. Roch, engagiert, mit dem er zunächst in den 60er Jahren nur den Besitz der Geschwister Lebenheim in Leipzig verwaltete.

Lazarus war sehr ehrgeizig, und er wußte, daß Arme selten zu Lebzeiten Ansehen gewinnen, arme Juden schon gar nicht. Als Junge hatte er die Armut selbst erfahren.<sup>124</sup> Nachdem er durch seine Frau, Sarah Lebenheim, und deren Geschwister wohlhabend geworden war, wollte er mit den Pfunden wuchern, die ihm anvertraut waren, nicht nur, um ein großes geselliges Haus zu führen, sondern auch um schenken zu können, öffentliche und private Einrichtungen zu unterstützen und seinen Geschwistern eine ordentliche Mitgift zu verschaf-

<sup>122</sup> Selbstverständlich sind in diese Auswahl auch Briefe aufgenommen worden, die nicht „geschäftlich“, aber charakteristisch für Lazarus' Verhalten und Interessen sind.

<sup>123</sup> So schrieb Theodor Fontane am 6. April 1897 an Georg Friedlaender: „. . . Sie wissen, wie sehr ich an diesem [= Lazarus] gehangen, wie große Stücke ich von ihm gehalten habe. Das ist nun alles hin; was ich seit der Heyse-Affaire, von der ich Ihnen wohl erzählt, immer gefürchtet habe, das hat sich nun grausam bestätigt und zwar durch Mittheilungen des alten Obersten Reese, der durch 50 Jahre hin Lazarus intimster Freund gewesen ist.“ Dazu heißt es in einer Anmerkung von Fontane selbst: „Reese's Mittheilungen beziehen sich aber nicht auf Heyse, sondern auf viel Grauslicheres, was er *selber* mit Lazarus erlebt hat.“ (Theodor Fontane, Briefe an Georg Friedlaender, hrsg. und erläutert von Kurt Schreinert, Heidelberg 1954, S. 312.)

<sup>124</sup> Vgl. Bd. I, S. XVI f. und Anm. 11.

fen.<sup>125</sup> Steinthal hätte in den ersten Ehejahren nicht ohne Lazarus' Hilfe existieren können,<sup>126</sup> und er war nicht der einzige Freund, der von Lazarus' Wohlhabenheit und Gastfreundschaft profitierte. Man muß das zu seinen Gunsten anführen.

Lazarus hingegen hatte 1872, weil er Jude war, seine Dozentur an der Berliner Militäarakademie verloren. 1873 erhielt er dann zwar die Ehre, an der Universität Berlin Vorlesungen halten zu dürfen, aber diese Lehrtätigkeit wurde nicht bezahlt.<sup>127</sup> Er zog aus dieser Benachteiligung nur die verständlichen Konsequenzen, allerdings bis an die Grenzen der Legalität.<sup>128</sup> Am Ende seines Lebens stand er vor einem Scherbenhaufen: Er hatte die Freundschaft Paul Heyses und das Vertrauen Eduard Reses und Theodor Fontanes verloren. Wahrscheinlich waren sogar noch mehr Menschen betroffen. Überdies brachte er mit seinem Spekulationsfieber die eigene jüdische Gemeinde in Schwierigkeiten.

Bisher ist in den Ausgaben von Theodor Fontanes Briefen nur von „Geldmanipulationen“ die Rede gewesen. Man erschloß diese Ursache, die zum Abbruch aller freundschaftlichen Beziehungen zu Lazarus geführt hatte, offensichtlich aus brieflichen Andeutungen. So schrieb Paul Heyse am 5. Dezember 1887 an Ernst Wichert: „Ein anderer Freund dagegen ist für mich verloren – Lazarus. Ich bin in meinem unbegrenzten Vertrauen zu ihm so traurig getäuscht worden, daß ich nie mehr ein Wort an ihn richten werde, und leider stehe ich in dieser veränderten Stimmung nicht allein ihm gegenüber. . . . Die auri sacra fames oder vielmehr die schwindelhafte Unternehmungslust hat ihn so weit gebracht, daß er allen Kredit verloren, alle Ehrenstellen in seiner Gemeinde eingebüßt hat. Ich kann nur in tiefer Trauer an ihn denken.“<sup>129</sup> Nahida Lazarus hatte über den Abbruch der langjährigen Freundschaft zwischen Heyse und Lazarus den Schleier der Beschönigung und der Selbstbemitleidung gelegt.<sup>130</sup> Wahrscheinlich hatte sie – oder vorher schon Lazarus – entscheidende Briefe von Paul Heyse verbrannt, mögli-

<sup>125</sup> Vgl. den Brief von Moritz Lazarus an Paul Heyse vom 6. November 1884.

<sup>126</sup> Vgl. dazu das Schuldversprechen im Anhang des zweiten Halbbandes.

<sup>127</sup> Man nannte das dann „ordentliche Honorarprofessur“. Siehe dazu Bd. I, aaO, S. XL.

<sup>128</sup> Vgl. dazu den Brief von Gustav Getz an Paul Heyse vom 8. Februar 1886.

<sup>129</sup> Der Briefwechsel von Theodor Fontane und Paul Heyse – 1850–1897, hrsg. von Erich Petzet, Berlin 1929, S. 257f. Unverändert aufgenommen in: Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane, und Paul Heyse, hrsg. von Gotthard Erler, Berlin und Weimar 1972, S. 525.

<sup>130</sup> Vgl. dazu Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen, aaO, S. 104: „Als er [= Lazarus] auf dem sonnenabgekehrten Abhang tiefen Leidens in Meran dem langsamen Ende entgegensah und wußte, daß der Freund auf dem nahen Schloß Labers weilte, wartete er auf ihn. Aber er kam nicht . . . [ . . . ] Ihm ist nicht geworden, was er ersehnte: die Weihe und Wonne der Versöhnung.“

cherweise auch Briefe von Gustav Getz und J. R. Fuld und damals noch vorhandene Bilanzen. Aus Lazarus' Briefen an Paul Heyse, die sich im Paul-Heyse-Nachlaß der Bayerischen Staatsbibliothek in München befinden, vor allem aber aus den hier im Anschluß an Lazarus' Briefe veröffentlichten Schreiben der Frankfurter Rechtsanwälte Gustav Getz und J. R. Fuld,<sup>131</sup> die seit 1886 die gesamte Korrespondenz von Paul Heyse mit Moritz Lazarus übernommen hatten, läßt sich der Tatbestand jedoch rekonstruieren, jedenfalls soweit es das Vermögen von Paul Heyse betraf. Aufschluß gaben auch die Nachforschungen, die das Stadtarchiv Leipzig auf meine Anfrage hin über den Grundbesitz von Moritz Lazarus und den Geschwistern Lebenheim anstellte. So konnte endlich eine Situation aufgeklärt werden, die bisher Anlaß zu Spekulationen und Andeutungen gab und vielleicht auch die besonders heftige Reaktion in der jüdischen Gemeinde Berlins erklärt, die sich nach den Kartellwahlen 1887 fast ausschließlich gegen Lazarus richtete, obwohl dieser ja nicht als einziger öffentlich für den „reichstreuen“ und antisemitischen Abgeordneten, den nationalliberalen Rechtsanwalt Waldemar Wolff, eingetreten war.<sup>132</sup>

Auf die Feindseligkeiten, die nach den Kartellwahlen 1887 in den jüdischen Zeitungen vor allem gegen Lazarus geäußert wurden, möchte ich noch kurz eingehen. Aus einem Brief von Gustav Getz, den er am 28. Juli 1886 an Paul Heyse schrieb, ist zu erfahren, daß „Ende des letzten Winters“, also zu Beginn des Jahres 1886, in der jüdischen Gemeinde Berlins für Lazarus Geld gesammelt worden war. Da der Gewährsmann dieser Nachricht, der Rechtsanwalt J. R. Fuld, guten Kontakt zu Lazarus' Gläubigern in Berlin hatte, besteht kein Anlaß, an dieser Mitteilung zu zweifeln.<sup>133</sup>

Für die Richtigkeit der Vermutung, daß ein Zusammenhang bestand zwischen den Geldspenden für Lazarus und dem politisch motivierten Unwillen innerhalb der jüdischen Gemeinde ungefähr ein Jahr später, sprechen zwei Tatsachen:

1. Die öffentlichen Artikel in den jüdischen Zeitungen wandten sich in unvergleichlich größerem Ausmaß gegen Lazarus als gegen Levin Goldschmidt und beschränkten sich keineswegs auf die politische Argu-

<sup>131</sup> Sie befinden sich ebenfalls im Paul-Heyse-Nachlaß der Bayerischen Staatsbibliothek in München. Interessant in diesem Zusammenhang sind auch die Nachlaßakte Louis Saaling (Heyses Onkel), die sich heute im Stadtarchiv Frankfurt am Main befindet, und die Nachlaßakte Paul Heyse im Staatsarchiv München.

<sup>132</sup> Bd. I, aaO, S. LXXIII und Anm. 245. – Vgl. dazu auch Jacob Toury, Jüdische Parteigänger des Antisemitismus, in: Bulletin des Leo Baeck Instituts, 4. Jg. (1961), Nr. 16, bes. S. 325 ff., und ders., Die politischen Orientierungen der Juden in Deutschland – Von Jena bis Weimar (Schriftenreihe wissenschaftl. Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, Nr. 15), Tübingen 1966, bes. S. 177 ff.

<sup>133</sup> Gustav Getz berichtete darüber am 28. Juli 1886 an Paul Heyse.

mentation, sondern sind scharfe und verletzende Angriffe auf Lazarus' Persönlichkeit. So wurde in der von Moritz Rahmer herausgegebenen „Israelitischen Wochenschrift“ vom 26. August 1887 (Nr. 35) die „Selbstgefälligkeit“ von Moritz Lazarus getadelt, der selbst auf seine schönen Hände stolz sei, und – etwas sachlicher –, daß er es jedem recht machen wolle. Lazarus „ist gern das schöne und wohlklingende Organ der Meinung, die populär ist“. Die Begründung: Als Michael Sachs noch lebte, habe sich Lazarus diesem streng-konservativen Mann angeschlossen; als die Reformer Oberhand gewannen, sei er Herold der Reform geworden. Auf die nachträglichen Anmerkungen, die Lazarus der gedruckten Rede zur Verteidigung seiner Stellungnahme zugunsten der reichstreuen Parteien beigab, antwortete scharf der Herausgeber der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums“, Ludwig Philippson:<sup>134</sup>

„Daß er als Nationalliberaler stimmte und agitirte, war seine persönliche Freiheit und Niemand konnte ihm daraus einen Vorwurf machen. Aber dieselbe Freiheit muß er auch anderen zugestehen, es verwerflich zu finden, einen Aufruf zu Gunsten eines entschiedenen Antisemiten zu unterschreiben und die deutschen Juden aufzufordern, Antisemiten zu wählen, sobald sie der Cartellpartei angehören. Und da auch wir uns dies erlaubten, schlägt er einen unerhört bitteren Ton gegen uns an. Er erklärt dies als aus ‚Rachsucht und Eitelkeit‘ geschehen. Wohl, wir fordern Jedermann auf, uns aus unserem langen Leben auch nur eine That der Rachsucht nachzuweisen. Eitelkeit! Wir leben seit 25 Jahren in engster Zurückgezogenheit, in der Familie und im kleinen Freundeskreise; wir haben uns niemals vor- und eingedrängt, niemals nach Ehrenämtern gestrebt, sind niemals umhergereist, uns Ovationen bereiten zu lassen, wir drängten uns niemals in die Öffentlichkeit und haben vielfache Gelegenheiten hierzu unbeachtet gelassen, seit 15 Jahren wohnten wir keiner öffentlichen Versammlung bei und hielten keine öffentlichen Reden – wo liegt da Eitelkeit bethätigt?! Was wählt nun Lazarus, um uns mit Schmähungen zu überhäufen? Es war in Berlin unter Lazarus ein Comité zum Kampfe gegen den Antisemitismus zusammengetreten. Es bestand mehrere Jahre und gab kein einziges Lebenszeichen von sich. Da beschlossen wir, da der Antisemitismus immer stärker und erfolgreicher auftrat, eine Versammlung von Delegirten jüdischer Gemeinden nach Berlin zu berufen, denen wir eine Reihe von Vorschlägen zu gemeinsamer Thätigkeit gegen den Antisemitismus unterbreiten wollten, und baten zum Locale die ‚Gesellschaft

---

<sup>134</sup> Im Zusammenhang mit einer Rezension von Lazarus' Buch „Treu und Frei – Über Juden und Judenthum“, Leipzig 1887. Lazarus hatte in der Anmerkung zu S. 131 (auf S. 318) zwar ohne Namensnennung gegen Philippson polemisiert, aber doch so, daß zumindest die prominenten Vertreter der jüdischen Gemeinde in Berlin wußten, wer gemeint war.

der Freunde', der wir seit 1839 angehören, um ihren Saal. Aber die Herren Berliner wollten nichts davon wissen; sie telegraphirten nach allen Gegenden, daß Niemand kommen solle, und versagten uns das Local. Dies sind Thatsachen, und Lazarus hätte dieselben widerlegen sollen. Statt dessen wirft er uns Eitelkeit, Thorheit vor, nennt uns einen alten Mann [. . .] Nein Herr Lazarus, mit diesem knabenhaften Geifer haben Sie sich nur selbst blamirt und erwiesen, daß Rachsucht und Eitelkeit Eigenschaften sind, deren Sie sich nicht entkleiden können. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, daß man das Thun anderer Menschen aus seinem eigenen Seelenzustande heraus beurtheilt und ihnen Eigenschaften andichtet, die man selbst in reichem Maße besitzt. Doch genug, entfernen wir uns aus dieser ungesunden Atmosphäre."<sup>135</sup>

2. In einem Brief an seinen Bruder Hermann Steinthal und dessen Frau vom 6. März 1887 antwortete Heymann Steinthal auf die Vorwürfe und die allgemeine Erregung, die Lazarus' Verhalten hervorgerufen hatte: „So wie man sagt: ‚Seinem Collegen G[oldschmidt] nimmt es keiner übel‘, so gesteht man zu, daß man, die Sache an sich genommen, auch ihm, Lazarus, nichts übel nehmen dürfte.“ Auch er bemerkte, daß der Zorn kaum Goldschmidt, sondern vor allem dem heftig umstrittenen Schwager galt, den er dann verteidigte, obwohl er den Aufruf der „Reichstreuen Parteien“ im Sprechzimmer der Universität nicht unterschrieben hatte. Der Feststellung folgt im Brief die merkwürdige Andeutung der materiell schlechteren Situation: „Daß L[azarus] anders, schlechter, situirt ist, kann für sein Betragen nicht in Betracht kommen“ – eine Bemerkung, die bei einer so angesehenen Persönlichkeit ganz abwegig wäre, wäre nicht, so könnte man vermuten, die Spendenaktion noch in wacher Erinnerung, die ja unternommen wurde, um den ständig lauern den Antisemiten keinen Anlaß zu hämischen Schmähungen zu geben. Diese blieben dann in diesem Fall auch nur auf private Äußerungen beschränkt. Nur ist zu fragen, ob der bitterböse Antisemitismus eines Fontane nicht letztlich eine breitere und länger wirkende Resonanz erlebte als die der Tagespublizisten Glagau und Stöcker. „Die Juden bringen es fertig“, so schrieb Fontane in dem erwähnten Brief an Friedlaender, „im höchsten Maße feingeistig, auch wirklich *ehrlich* mit idealen Dingen beschäftigt zu sein, allerlei Gutes zu thun, zu geben und zu helfen und dabei ständig zu mogeln oder auch direkt zu betrügen, immer mit einem herrnverklärten oder rabbinerhaft feierlichen Gesicht

<sup>135</sup> Allgemeine Zeitung des Judenthums vom 4. August 1887, Nr. 31. – Der Sturm hat sich dann offenbar in den folgenden Jahren wieder gelegt. Jedenfalls meldete die Allgemeine Zeitung des Judenthums am 21. Sept. 1894, Nr. 38, daß der Vorstand und die Repräsentanten der jüdischen Gemeinde Berlin M. Lazarus zum 70. Geburtstag am 15. Sept. 1894 ein Gratulationsschreiben geschickt und ihm fortan ein jährliches Ehrengeloh angeboten hätten.

und immer durchdrungen von dem Gefühl, was ganz Besondres und ein Liebling Jehovas zu sein'.“<sup>136</sup>

Warum nur „die Juden“? Hatte nicht zum Beispiel Heinrich Quistorp in viel größeren Ausmaßen spekuliert und Berlin-Westend in ein großes Bauterrain verwandelt? Oder der Rittergutsbesitzer von Carstenn in Lichterfelde? Interessierten sich nicht alle, Adel und Bürgertum, für günstige Geldanlagen, für Eisenbahnaktien zum Beispiel? Auch die Professoren? Hatten nicht fast alle Vertreter des Bildungsbürgertums auf die philosophische Strömung des Materialismus herabgesehen, diese in einem vulgären Sinn interpretiert und als Lebensstil geschmäht, obwohl gerade sie zunehmend am Wohlstand partizipierten? Machten sie sich – Lazarus ebenso wie Treitschke – nicht der Selbstgerechtigkeit und Heuchelei schuldig, indem sie ganz selbstverständlich vom Katheder herab den „Idealismus“ proklamierten und gegen den „schnöden Materialismus“ (der „Massen“!) zu Felde zogen, sich aber sehr für das Geld interessierten, auch wenn man nicht darüber sprach? Und wurde nicht auch auf höchster Ebene die Politik der Expansion und Aufrüstung mit dem Anspruch des „deutschen Idealismus“ verklärt?

Lazarus trug einerseits noch das ganze „geistige Gepäck“ des deutschen Idealismus, wurde auch als Philosophieprofessor von der elitären Gesellschaft in seinem Berliner Salon an diesen „höheren“ Maßstäben gemessen, mußte andererseits aber als Kaufmann realistisch kalkulieren und sich auf seinen Vorteil verstehen. Das für diesen Zwiespalt charakteristische, unverbindliche und schöngeistige Pathos verschwindet dann auch in den Briefen an Heyse, sobald er „geschäftlich“ wird.

Die mit dem idealistischen Standpunkt unvereinbare „Geschäftsmoral“ bestimmte aber die „Praxis“ des deutschen Bürgertums viel stärker, als man das öffentlich zugab, und es ist bezeichnend, daß nur bei so materiell bescheiden und unabhängig lebenden Zeitgenossen wie Fontane die „idealistische“ Kritik noch glaubwürdig klingt (obwohl man sich fragt: War es je so viel anders?):

„Alle reformatorische Macht ruht heutzutage beim Geldbeutel, Ideen gelten wenig, Recht gilt gar nicht. Wer reich ist oder eine bestimmte Machtstellung einnimmt, kraft welcher er helfen und fördern kann, der kann aus sich heraus, so zu sagen direkt, viel Gutes schaffen, wer aber mit nichts kommt als mit Idee, Wahrheit, Recht, wer losgelöst von eigener und Andrer Selbstsucht eine ‚Frage‘ durchfechten will, der kann nur gleich zu Hause bleiben. Es giebt nur noch persönliche, aber keine höheren Interessen, alles wird durch Furcht oder Vortheil oder Ehrgeiz bestimmt.“<sup>137</sup>

<sup>136</sup> Th. Fontane, Briefe an Georg Friedlaender, aaO, S. 312.

<sup>137</sup> AaO, S. 75.



## DER BRIEFWECHSEL ZWISCHEN HEYMANN STEINTHAL UND GUSTAV GLOGAU

Im folgenden wird der gesamte Briefwechsel zwischen dem Sprachwissenschaftler Heymann Steinthal (1823–1899) und dessen Schüler und späterem Freund Gustav Glogau (1844–1895) publiziert; eingeschlossen sind auch die Briefe der Frauen Jeannette Steinthal und Marie Glogau und der beiden Töchter, soweit sie erhalten sind. Die Originale befinden sich im Glogau-Nachlaß der Universitätsbibliothek Kiel. Da der jüngere der beiden Korrespondenten 1895 in Griechenland tödlich verunglückte, erbat sich dessen Witwe Marie Glogau die Briefe ihres Mannes 1896 von Steinthal zurück. Glogau hatte in seiner großen Anhänglichkeit und Verehrung für den Lehrer alles aufbewahrt, was von Steinthal kam, und so ist auf diese Weise eine – bis auf wenige fehlende Briefe Glogaus – geschlossene Korrespondenz erhalten geblieben.

Aus diesem Briefmaterial, das vor allem durch die Korrespondenz Glogaus mit dem Freund Hermann Siebeck ergänzt wurde, stellte Marie Glogau zehn Jahre nach dem Tode ihres Mannes eine kleine Dokumentation von ca. 160 Seiten zusammen und gab diese 1906 unter dem Titel „Gustav Glogau – Sein Leben und sein Briefwechsel mit H. Steinthal“ im Verlag von Lipsius & Tischer (Kiel und Leipzig) heraus.<sup>1</sup>

Aus dieser Auswahl haben wohl die meisten Leser den Eindruck gewonnen, es handle sich dabei um die Korrespondenz von zwei großen, einander ebenbürtigen Gelehrten, die ein relativ ruhiges Leben führen und sich in ihren Briefen über die dringenden Probleme ihrer Wissenschaft aussprechen konnten. Das trifft aber nur einigermaßen für Steinthal zu, der bei Beginn des Briefwechsels, 1868, als a. o. Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Berlin und seit 1872 auch an der neugegründeten „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“ lehrte, der sich letztlich damit abgefunden hatte, daß er als Jude Extraordinarius bleiben mußte, der aber große Befriedigung aus

<sup>1</sup> Über die Kriterien der Auswahl und die Gründe, die sich für eine vollständige Veröffentlichung der Briefe anführen lassen, vgl. die Einleitung dieses Bandes, S. 6 ff. Die Briefe gelangten mit dem gesamten Glogau-Nachlaß dank der Initiative des Kieler Literaturhistorikers Eugen Wolff 1916 zunächst an das Literaturwissenschaftliche Seminar der Universität Kiel, das diesen dann 1958 der Universitätsbibliothek Kiel übergab.

seiner Arbeit zog und aus dem Kreis von Menschen, die ihn liebten und verehrten.

Glogaus Leben ist dagegen von einem Übermaß an Anspannung und einer ständigen Unrast gekennzeichnet; er strebte nach vielen hohen Zielen und hatte eigentlich nicht die Voraussetzungen dafür, weder die finanziellen Mittel noch die geistige Schulung und Begabung seines Lehrers und eigentlich auch nicht die robuste Gesundheit. Zur leichteren Übersicht seien hier wenigstens die wichtigsten Daten seines unruhigen Lebens kurz genannt.<sup>2</sup>

Gustav Glogau wurde am 6. Juni 1844 als Sohn des evangelischen Geistlichen Carl Wilhelm Glogau in Laukischken (Ostpreußen; heute UdSSR) geboren. Er war das sechste von zehn Kindern, die sparsam, autoritär und ohne individuelle Fürsorge erzogen wurden. Auf Wunsch der Eltern sollte Gustav Glogau Medizin studieren, aber schon nach einem Jahr wandte sich Glogau an der Universität Berlin der klassischen Philologie, Philosophie und Geschichte zu, obwohl ihm aufgrund dieser Entscheidung alle finanzielle Unterstützung von zu Hause entzogen wurde. Am 29. Oktober 1864 hörte er erstmals Steinthal, ein Tag, der für sein Leben größte Bedeutung hatte und an den er sich zeitlebens dankbar erinnerte. Im übrigen besuchte er die historischen Vorlesungen von Leopold von Ranke und Theodor Mommsen, hörte bei August Boeckh, dem Begründer der klassischen Philologie, und Philosophie bei dem großen Aristoteles-Forscher und -Anhänger Friedrich Adolf Trendelenburg.

Um sich die notwendigen Geldmittel für eine Promotion zu verdienen, nahm er eine Hauslehrerstelle bei der deutschen Familie Moes in Pilica (damals: Russisch-Polen) an.<sup>3</sup> Zu dieser Zeit setzt der Briefwechsel mit Steinthal ein.

Im Frühjahr 1869 kehrte Glogau nach Berlin zurück und bestand Anfang Juli in Halle das Doktor-Examen mit einer Dissertation über zwei Grundbegriffe der Aristotelischen Ethik. Im August 1869 verlobte sich Glogau mit Marie Bodinus in Berlin und siedelte nach Halle über. Nicht viel später brach jedoch der deutsch-französische Krieg aus, und Glogau folgte dem Aufgebot. Er wurde schwer verwundet und konnte erst im Oktober 1871 die Stelle eines ordentlichen Lehrers an der Realschule der Franckeschen Stiftungen in Halle antreten und dort auch heiraten.

Sein sehnlichster Wunsch blieb die wissenschaftliche Arbeit und die Lehrtätigkeit an einer Universität. Aber im Juni 1873 wurde ihm die

<sup>2</sup> Über die Biographie Steinthals und dessen Beziehung zu Glogau vgl. auch Bd. I dieser Edition, S. LXXXIff.

<sup>3</sup> Einige Briefe von der Familie Moes aus den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts befinden sich noch im Glogau-Nachlaß.

erste Tochter Marie geboren, und er hatte nun für drei Menschen den Lebensunterhalt zu verdienen. Aus finanziellen Gründen nahm er deshalb die besser bezahlte Stelle eines Oberlehrers am Progymnasium zu Neumark/Westpreußen an, ertrug aber nicht lange die Ferne von Universität und Bibliothek: Im September 1876 gab er die Karriere im preußischen Staatsdienst auf und ging nach Winterthur, um dort an einem Gymnasium Griechisch, Latein und Philosophie zu unterrichten. Damals begann jene Zeit äußerster Anspannung aller Kräfte, des Sparens und des verzweifelten Hoffens auf einen beruflichen Erfolg.

In einer gewaltsamen Anstrengung befreite sich Glogau schon im Herbst 1874 von seinen Verpflichtungen am Winterthurer Gymnasium und zog nach Zürich, um sich dort – ohne Aussicht auf eine Anstellung – zu habilitieren. Am 8. Februar 1878 meldete er schließlich Steinthal, daß er sich an der Universität Zürich habilitiert und am 2. Februar seine Probevorlesung „Über die psychische Mechanik“ gehalten habe.

Die Sorgen waren damit nicht beendet. Glogau gab weiterhin Einzelstunden an der Cantonschule in Zürich und hatte zwei, zeitweise drei Pensionäre im Haus, die das karge Budget aufbesserten. Seine Unfähigkeit, leichten Herzens in der Not vom Kapital zu nehmen, „erschwerte ihm und den Seinen das Leben oft bis zur Unerträglichkeit“ (Marie Glogau, aaO, S. 57). Zwar hatte Glogau recht bald die Genehmigung erhalten, philosophische Vorlesungen auch am Polytechnikum zu halten; die erste Dozentur für Philosophie wurde jedoch erst im März 1882 am Polytechnikum geschaffen. Aber kaum konnten er und die Familie etwas aufatmen – die Stelle war nicht sehr gut dotiert –, da kam im Dezember 1882 aus Berlin die Anfrage, ob Glogau bereit sei, ein Extraordinariat in Halle zu übernehmen. Er war viel zu sehr deutscher Patriot, als daß er nicht gejubelt hätte, obwohl ihm nicht einmal ganz die Hälfte der Einnahmen bewilligt wurde, die er in Zürich hatte. So zog er mit Frau und zwei Töchtern wieder nach Halle – um schließlich nur ein Jahr dort zu bleiben: Im Frühjahr 1884 ging er als Ordinarius an die Universität Kiel.

So recht seines Lebens froh wurde er auch dort nicht: Noch immer mußte er sich sehr einschränken, und statt einer Urlaubsreise nahm er mit dem Besuch bei den Verwandten in Ostpreußen vorlieb, und Marie Glogau blieb meistens überhaupt zu Hause. Hatte er auch 1888 endlich den zweiten Band seines Hauptwerkes fertigstellen können, „Das Wesen und die Grundformen des bewußten Geistes“<sup>4</sup>, eine Fortführung und Umgestaltung der Erkenntnisse des deutschen Idealismus, vor

<sup>4</sup> Der Titel des ersten Bandes lautet „Die Form und die Bewegungsgesetze des Geistes“. (Die Anlehnung an den Titel von Hegels berühmtem Werk „Phänomenologie des Geistes“ ist beabsichtigt.)

allem Fichtes und Hegels, auf dem Fundament der modernen Wissenschaften, so fand er doch kaum Resonanz, geschweige denn Anerkennung. Der Freund Hermann Siebeck war der einzige, der alle Werke intensiv durchgearbeitet hatte. Sogar sein Lehrer Steinthal, dem er die beiden Bände seines Hauptwerkes gewidmet hatte, fand nie die Zeit für die anspruchsvolle Lektüre.

Auch von der politischen Aktivität im konservativen Verein zog sich Glogau enttäuscht zurück, als sich dort der Antisemitismus ausbreitete.

Hinzu kam persönlicher Kummer, der Tod der Tochter Else und schließlich sogar eine Entfremdung von dem hilfsbereiten und treuen Freund Hermann Siebeck.<sup>5</sup>

1894 erhielt er von einer Berliner Verlagsbuchhandlung den Auftrag, einen neuen „Schwegler“, d. h. eine neue Philosophiegeschichte zu schreiben. Das gab ihm endlich das Gefühl der Genugtuung und endlich auch – zusammen mit einer staatlichen Beihilfe – die finanziellen Mittel, mit denen er sich seinen größten Wunsch erfüllen konnte: die Reise nach Griechenland, in die Heimat Platons. Gut vorbereitet reiste Glogau am 10. März 1895 über Wien, Graz, Triest, Patras nach Athen. Es folgten ein paar beschwingt erlebte Tage; dann ist er auf der Eisenbahnfahrt von Laurion nach Athen verunglückt und war trotz schneller ärztlicher Hilfe in wenigen Minuten tot.

Nach dem Tode Glogaus ist der freundschaftliche Kontakt zwischen den beiden Familien offenbar recht bald unterbrochen worden. Es fehlte der, der die Freundschaft selbst sehr brauchte und die Flamme lebendig erhielt. Aus späteren Jahren liegen im Glogau-Nachlaß noch zwei, drei Briefe von Marie Glogau an den Kieler Orientalisten Georg Hoffmann, dem sie von ihrem Leben berichtete.<sup>6</sup> Die Tochter, Marie Glogau, unter der dominierenden Persönlichkeit des Vaters und jahrelang unter Entbehrungen herangewachsen, war eine sensible, gegen sich selbst sehr

<sup>5</sup> Die Ursache der Entfremdung ist nicht völlig zu klären; Glogau war jedenfalls sehr verstimmt, weil Siebeck ihn trotz wiederholter Einladungen nicht in Kiel besuchte: „Ich bedaure es schmerzlich, daß, da Du doch wenigstens mit Deinen Söhnen gereist bist, Kiel nicht das Ziel hat sein sollen. Der Familienton, in welchem ich gewöhnt war, an Euch zu denken, hat dadurch einen starken Stoß bekommen [...] Ich verliere nun viel durch diese Veränderung unserer Beziehungen und muß es zu dem übrigen legen.“ (Brief Glogaus an H. Siebeck vom 9. Sept. 1894.) Abgebrochen wurde die Beziehung jedoch nicht, und Siebeck hat auch den Nachruf in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 107 (1896), S. 120–130, und den Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 49, S. 394–397, geschrieben und die historische Skizze Glogaus über „Das Vorstadium und die Anfänge der Philosophie“ aus dem Nachlaß herausgegeben.

<sup>6</sup> An den Orientalisten Georg Hoffmann (1845–1933) schrieb Marie Glogau nachweislich am 14. April 1890 (Karte) und am 24. April 1922 aus Danzig–Langfuhr; überdies findet sich – neben diesen Schreiben, die in der Universitätsbibliothek Kiel im Nachlaß von G. Hoffmann aufbewahrt werden – noch ein undatiertes Brieffragment von Marie Glogau.

strenge, aber künstlerisch begabte junge Frau geworden, von der die Mutter 1903 berichtete, daß sich ihre Nervenschwäche trotz des Urlaubs nicht gebessert habe. Marie Glogau blieb unverheiratet und zog mit der Mutter nach Danzig; von dort stammt das letzte Zeugnis aus dem Jahre 1922. Mutter und Tochter hatten in Danzig-Langfuhr eine gemeinsame Wohnung; die Rente schrumpfte infolge der steigenden Inflationsrate immer mehr zusammen. Marie Glogau besuchte zur Freude und zur Weiterbildung ein Konservatorium und gab trotz ihrer Schonungsbedürftigkeit immer mehr Klavierstunden, um mehr zu verdienen. So hat sie, die als junges Mädchen – im Vergleich zu Irene Steinthal, die allein zu Freunden reiste und auf den großen Bällen in Berlin eine gesuchte Tänzerin war – viel ängstlicher „behütet“ wurde, später weit mehr Selbständigkeit entwickeln müssen, als sie zu Hause hatte lernen können.

[1] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Pilica, den 24. Juli 1868

Hochverehrtester Herr Professor

Länger als ein halbes Jahr befinde ich mich nun in fremdem Lande und unter Verhältnissen, die mich ganz und gar nicht befriedigen. Alle Kraft zur Arbeit ist gelähmt, ich möchte je eher je lieber diesen Ort verlassen.

Sie sehen, hochverehrtester Herr, was mich hindert, Ihre gütige Erlaubniß, Ihnen schreiben zu dürfen, zu benutzen. Darf ich es nun wagen, einem inneren Drange folgend, kurz Ihnen meine Lage darzustellen und Ihren Rath und Hilfe mir zu erbitten? Unbegrenzte Hingebung und Verehrung für Sie giebt mir den Muth, Sie mit so individuellen Angelegenheiten zu beschweren; ich hoffe Sie zürnen meiner Kühnheit nicht.

Herr Moes, bei dem ich mich befinde, ist Millionär, der erste Tuchfabrikant Rußlands und gleichzeitig Besitzer bedeutender Ländereien, Brennereien, Brauereien, einer Papierfabrik usw.<sup>1</sup> Das äußere Leben also entbehrt nichts an Glanz und Bequemlichkeit. Hierin geht auch das ganze, rein sinnliche Sein des Hausherrn auf, zumal er über die Jahre schaffender Thätigkeit hinaus ist, und demzufolge großentheils auch das der Familie. Zwar lebt man nur unter Deutschen, da auch die zahlreichen Beamten ausschließlich Deutsche<sup>2</sup> und gewiß recht tüchtige Männer sind: Doch sie alle gehören einer ganz anderen Lebensrichtung an, und ich, der ich noch so sehr einer lebendigen, allseitigen Anregung, des, wenn auch nur stummen Anschauens großer Muster, bedarf, der ich noch so gar nichts von festgestaltetem Wissen in mir trage, das mir eine Stütze, ein Ausgangspunkt weiterer Studien sein könnte, ich erschlafe und verkümmere in der ärmlichen Atmosphäre eines polnischen Judennestes<sup>3</sup>. – Denn zuerst hatte ich mich dem ganz neuen

<sup>1</sup> Mit den Kindern dieses Gutsbesitzers korrespondierte Glogau später noch gelegentlich, besuchte sie sogar: Dr. Alexander Moes in Wierbka (Russ.-Polen) und Elise Behrend, geb. Moes, in Pilica.

<sup>2</sup> Im Zuge der allgemeinen Russifizierung wurden 1864 14 000 polnische Beamte entlassen und die polnische Sprache als offizielle Sprache verboten.

<sup>3</sup> Der Ort hatte zu jener Zeit etwa 3500 Einwohner, die mit Woll- und Leinweberei und Zuckerfabrikation beschäftigt waren. Es gab dort drei Kirchen und eine Synagoge.

hiesigen Leben freudig hingegeben. Meine Bücher mußten die Warschauer Censur passiren, gelangten also erst 2 Monate später in meine Hände – was sollte ich da beginnen? Seit manchem Jahre fühlte ich mich zum Journalisten in Lessingischem Sinne berufen: hier quoll das unbekannte reale Leben, hier konnte ich unentbehrliche Kenntnisse sammeln. Vieles hier erfahrene wird mir später sicherlich zustatten kommen; wenn es nur nicht soviel Zeit gekostet hätte, wenn ich nur dadurch nicht vorläufig ganz aus meiner Bahn geworfen wäre! Der früher fast ununterbrochen quellende Gedankenborn scheint versiegt; obwohl das gesellschaftliche Leben mich abstößt, kann ich mich demselben nicht entziehen und nur zeitweise ist die rechte Stimmung zum Studiren da, aber auch dann ist sie nicht gar zu fruchtbar. So kommt es, daß ich oft stundenlang in meinem Zimmer hinbrüte und meine Lebenskraft sich schwächt. Von Polen selbst lernt man sehr wenig kennen. Niemand hat Lust oder rechtes Interesse für das, was ihn nicht unmittelbar angeht, und so schwimmt man gleich einer Insel im fremden Elemente ohne sich bewußt mit ihm zu mischen. Doch Warschau werde ich in kurzem sehen.

Dazu kommt noch eins. Ich habe am sechsten Juni das 24te Jahr vollendet und noch nicht den Muth gehabt die Rennbahn des Lebens zu betreten. Gewiß hat das sein Gutes, doch von dem Wahne, man müsse nur mit vollendetem vor die Öffentlichkeit treten, bin ich geheilt. Der Durchbruch zu öffentlicher Thätigkeit wird aber mit jedem Tage schwerer; geschrieben habe ich, außer dem Ihnen bekannten Aufsätze noch nichts – am Ende verliert man ganz den Muth dazu. Und doch erkenne ich klar wie die höchste Concentrirung der Kraft nur im Schreiben gewonnen wird, wie nur die eignen Produkte der feste Widerhalt wirklich tief greifender Entwicklung sind.

Ich muß also fort, in's handelnde Leben. Dazu scheint mir, bei der zunächst beabsichtigten Carrière, die Veröffentlichung einer Anzahl Gedichte, die sich in etwa sieben Jahren angesammelt haben, eine passende Einleitung. In sehr kleinlichen Verhältnissen und Begriffen herangewachsen, war die Berührung mit einem neuen Geiste von unendlich erhabenerem Schwunge, der überall in Berlin mir entgegentrat, zuerst von dumpf niederdrückender Gewalt, dann aber von so elektrischer Wirkung auf alle Seiten meines Ich's, daß einige Produkte derselben, den besten poetischen Erzeugnissen unsrer Zeit, deren Hauptkraft ja ganz anderen Strebungen gehört, nicht nachstehen dürften. Die Sammlung scheint mir aber einigen Werth noch dadurch zu

Um 1921 betrug der Anteil der jüdischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung etwa ein Sechstel; im 19. Jahrhundert, vor den großen Progromen, war er wahrscheinlich aber größer.

erhalten, daß sie eine fortlaufende Entwicklung zur Klarheit im engeren Gemüthsleben sowohl, wie auch in politischen und wissenschaftlichen Ideen darstellt. Jetzt fühle ich deutlich, daß es mit der Poesie einstweilen vorbei ist, ich einem andern Stadium der geistigen Entwicklung angehöre. Die Publikation der Gedichte dürfte also passend die Zusammenfassung eines durchlaufenen Lebensabschnittes und den Abschied von ihm und den Eintritt in einen neuen bezeichnen.<sup>4</sup>

Natürlich wage ich es nicht, Sie zu bitten Einsicht in das Manuscript zu nehmen, hoffe jedoch von Ihrer Güte, daß Sie einen passenden Verleger mir namhaft machen und die geschäftlichen Bedingungen, unter denen ich dasselbe ihm überlassen könnte, mir angeben wollen. Die pekuniäre Seite ist mir ebenfalls nicht gleichgültig. Ich will sobald wie möglich, spätestens aber den 1. Januar 69 von hier fort, und muß dann natürlich einiges Geld zur Verfügung haben. In einer größeren Universitätsstadt, womöglich mit recht tüchtigen wissenschaftlichen Kräften und einem reicheren Leben, vielleicht Breslau, will ich versuchen als Journalist, ohne in der ersten Zeit die Politik hineinzuziehen, Beschäftigung zu finden. Nun bin ich in all solchen Verhältnissen ganz unwissend. Könnten Sie vielleicht mir rathen oder durch Ihre Verbindungen eine derartige Stelle mir nachweisen? Dann möchte ich sofort promoviren und wäre so in meine eigentliche Laufbahn eingelenkt.

Wenn meine Rathlosigkeit, hochverehrtester Herr, solche Bemühungen von Ihnen zu erbitten wagt, so werden Sie die Motive dazu nicht mißverstehen. Meine innere und äußere Lage ist gegenwärtig so wenig beneidenswerth, daß ich an Sie, als an den einzigen der mir rathen könnte und vielleicht wollte, mich zu wenden vermag.

Darf ich mir noch die Frage nach Ihrem und Ihrer Familie Wohlergehen erlauben? Ich hoffe und wünsche, daß Ihr körperliches Leiden Sie in diesem Semester verschont hat. – Ihre Allgemeine Sprachwissenschaft hat gewiß schon das Licht der Welt erblickt und mein brennendes Verlangen nach diesem Buche wird ja, sobald ich deutschen Boden betrete, also in kurzer Zeit gestillt werden können.<sup>5</sup>

<sup>4</sup> Einige dieser Gedichte veröffentlichte nach Glogaus Tod dessen Witwe Marie Glogau in: Gustav Glogau – Sein Leben und Briefwechsel mit H. Steinthal, aaO, S. 3ff.

<sup>5</sup> Steinthals „Abriß der Sprachwissenschaft – I. Teil“ erschien erst 1871.

Indem ich mich Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin bestens empfehle und einer baldigen, gütigen Antwort entgegensehe zeichne ich mich als

Ihr  
treu ergebener  
Gustav Glogau  
Adr. Herr Moes, Pilica per Kattowitz  
Rußland, Gouv. Radom<sup>6</sup>

Um der Unsicherheit der russischen Post willen recommandire ich den Brief.

<sup>6</sup> Das „Weichselgebiet“ war im Zuge der Bodenreform 1864 in 10 Gouvernements aufgeteilt worden.

[2] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, den 30. Juli 1868

Gehrter Herr,

Ihr Schreiben vom 24.d[ieses] M[onats] habe ich am 27. erhalten, und erlaube ich mir folgende Antwort.

In Bezug auf Ihren künftigen Beruf kann ich keine Ansicht haben, noch viel weniger Rath ertheilen. Es kann jeder nur selber wissen, wozu er berufen ist und, um zu größerer Klarheit und Gewißheit zu gelangen, könnte er sich mit einem Freunde, von dem er Jahre lang genau gekannt ist, besprechen. In dem Grade kenne ich Sie nicht.

Ich kann nur von außen her zu Ihnen reden und kann Ihnen nur Äußerliches sagen. Bleiben Sie in Ihrer jetzigen Stellung, da sie materiell gut zu sein scheint, so lange bis Sie Sich 500–1000 Rth. gespart haben, damit Sie bei Ihrer Rückkehr zur Noth 2–3 Jahre sorglos abwarten und sorglos arbeiten können, bis sich Ihnen die Gelegenheit zu solcher Wirksamkeit bietet, in der Sie gern verharren mögen.<sup>1</sup> Für Ihre Gedichte wüßte ich Ihnen keinen Verleger zu verschaffen, halte auch den Grundsatz fest, Niemand soll Poetisches veröffentlichen, der sich nicht lebenslänglich und wesentlich der Poesie widmen will. Wer nur

<sup>1</sup> 500–1000 Reichstaler entsprachen (umgerechnet auf die spätere Mark-Währung) etwa 1500–3000 Mark. Ein Unterbeamter begann im Jahre 1870 mit einem Jahresgehalt von etwa 900 Mark. Als Glogau 4 Jahre später heiratete und eine volle Stelle als Gymnasiallehrer in Halle übernahm, verdiente er 373 Taler jährlich, also etwa 1119 Mark (vgl. Glogaus Brief vom 21. Dezember 1872).

ein poetisches Stadium durchlaufen hat, nur *ein* Bändchen Gedichte, *einen* Roman liefern kann, der behalte dieses Product als Tagebuch zur Selbsterinnerung im Pulte – denn das mag eine poetische Natur sein, aber er ist kein Dichter.

Was Sie nun auch innerlich sein und welchen Beruf Sie später wählen mögen, Ihr jetziger Aufenthalt könnte Ihnen, denke ich, recht wohl nützlich werden. Ich denke, Sie müssen dort Gelegenheit haben, sociale und völkerpsychologische Studien zu machen.<sup>2</sup> Um Sie her verkehren drei Nationen, Russen, Polen, Juden. Worin besteht die Kraft der Russen? warum gehen die Polen unter? welche Rolle spielen die Juden und welche könnten sie wohl in Zukunft spielen. Das muß ein sehr anziehendes Studium sein. Lernen Sie Ihre Umgebung kennen. Diese schmutzigen Juden nennen sich das auserwählte Volk. Wie kommen sie dazu? Sie scheinen ja nicht eitel, sondern so gemein, daß man gar nicht begreift, wie sie solchen Gedanken hegen können. Dort sitzt vielleicht im Schmutz ein Rabbi, der über Hunderttausende eine unbedingte Autorität hat, ohne daß er besonders religiös geweiht oder staatlich irgend welche Macht hätte. Studiren Sie das. Lernen Sie die Gedanken des Volks kennen. Man kennt sie noch nicht, wenn man einen Blick in ihre Hütten gethan hat, noch auch wenn man einmal ein Geschäft mit ihnen gemacht hat und betrogen worden ist. Es ist schwer, ein Volk kennen zu lernen, aber lohnend, Russen, Polen, Juden, oder welches Volk es sei.

Möge es Ihnen wohl ergehen!

Ergebenst Steinthal

In meinem Hause geht es gut. Meine Frau ist voran gereist, ich werde ihr folgen, sobald ich Ferien habe, was in etwa 8 Tagen der Fall sein wird.

D. O.

<sup>2</sup> Vgl. dazu die „Studienberichte“, die Steinthal in den 50er Jahren, materiell nur sehr viel schlechter gestellt als Glogau, aus Paris an Lazarus schickte (Bd. I, S. 262 ff.). Kaum sonst hat übrigens Steinthal die Juden – neben den Russen und Polen (letztere damals ohne staatliche Einheit und Unabhängigkeit!) – als „Nation“ bezeichnet.

[3] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Pilica, den 1. Januar 1869<sup>1</sup>

Hochgeehrtester Herr

Wenn ich zum zweiten Male mit rein individuellen Angelegenheiten Ihre Zeit in Anspruch zu nehmen wage, dürfte es mir zu einiger Entschuldigung gereichen, daß ich an Niemand in der Welt die folgenden, für mich äußerst wichtigen Fragen, zu richten weiß, als an Sie. Ich hoffe, Sie werden auch diesmal hierin nicht ungehörige Zudringlichkeit sehen, sondern mich einer baldigen Antwort würdigen.

Herr Moes giebt zu Ostern d[ieses] J[ahres] seine Kinder auf Breslauer Schulen. Demzufolge muß ich in Norddeutschland an einem für literarische Thätigkeit und eingehende weitere Studien geeigneten Orte eine Stellung zu finden suchen, wozu mich meine Ersparnisse in Stand setzen. Ich dachte an Leipzig, und da nach meiner Rückkehr nach Deutschland die Doctor-Promotion mir zunächst liegt, die dortige Universität auch philosophische Arbeiten in deutscher Behandlung als Dissertation annimmt, so sandte ich meine von Ihnen günstig beurtheilte Arbeit: Über die μεσότης und den ὀρθὸς λόγος in der nik[omachischen] Ethik als Dissertation ein.<sup>2</sup> Selbige wurde ohne Angabe von Gründen als „nicht genügend“ zurückgeschickt. Die einzigen beiden Randbemerkungen im Manuscripte bezogen sich auf beiläufige Erörterungen meines Standpunkts, kein Wort war der 78 Seiten langen Analyse jener Begriffe entgegengesetzt. So büßte ich die erste Einzahlung von 16½ Rth. ein; ich habe um Motivierung des gefällten Urtheils gebeten.

Es ist mir nun fast unmöglich, jene Arbeit behufs Einreichung bei einer preußischen Universität ins lat[einische] zu übersetzen, und auch in diesem Falle scheint deren Annahme ja zweifelhaft. Daher richte ich an Sie die ganz ergebene Bitte, mir eine außerpr[eußische] Universität namhaft zu machen, wo ich einer günstigeren Aufnahme gewärtigen könnte und zugleich einen passenden Boden für die nächsten Jahre fände, oder mir eine Zeitschrift zu nennen, in der jene Untersuchung zum Abdruck gelangte. Dann würde ich sofort ein neues Thema aus der neuesten Philosophie in Angriff nehmen. Lotzes Mikrokosmos und

<sup>1</sup> Von diesem Brief existiert im Nachlaß noch ein Bleistiftentwurf.

<sup>2</sup> Μεσότης (griech.), Mäßigung, Besonnenheit; ὀρθὸς λόγος (griech.), das richtige, gerechte Wort; die richtige Einsicht. – Glogau hat am 14. Juli 1869 mit der Arbeit „De Aristotelis ethicon Nicomacheorum notionibus quae sunt: μεσότης et ὀρθὸς λόγος“ in Halle promoviert. Die Arbeit war seinem Vater Carl W. Glogau gewidmet.

Logik<sup>3</sup>, Trendelenburgs Logische Untersuchungen<sup>4</sup> sind mir bekannt und in Händen. Vielleicht giebt Ihre Güte mir hier ein Thema an die Hand, bei dessen Bearbeitung weitere Hilfsmittel entbehrlich wären.

Indem ich wegen dieser neuen Belästigung Sie dringend um Entschuldigung bitte und Ihnen und Ihrer werthen Familie den herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahre übersende, bleibe ich

in tiefster Verehrung  
Ihr ergebenster Gustav Glogau  
Adr. C. A. Moes, Pilica, russ. Polen, Gouv.  
Radom.

<sup>3</sup> Rudolf Hermann Lotze (1817–1881), 1842 Professor der Philosophie in Leipzig, seit 1844 in Göttingen, wurde noch 1881 – kurz vor seinem Tode – an die Berliner Universität berufen. Glogaus spätere philosophische Arbeiten sind stark von Lotzes Ideen geprägt. Lotzes Hauptwerk, „Mikrokosmos, Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit“, erschien erstmals von 1856 bis 1864 in Leipzig und erlebte mehrere Auflagen. Die „Logik“ ist ein Frühwerk Lotzes (1843).

<sup>4</sup> Friedrich Adolf Trendelenburg (1802–1872), seit 1837 o. Professor der Philosophie in Berlin; Glogau hat als Student in Berlin bei Trendelenburg gehört und war sehr von ihm beeinflusst worden. Auch das Thema der zunächst erfolglos eingereichten Dissertation dürfte auf eine Anregung dieses Lehrers zurückgehen. Trendelenburgs „Logische Untersuchungen“, sein Hauptwerk, erschienen erstmals 1840 (in 3., erweiterter Auflage 1870).

[4] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, den 1. Februar 1869

Gehrter Herr Doctor,

Ihr Schreiben vom 1. Jan. c[uius]<sup>1</sup> ist mir rechtzeitig zugekommen; durch Berufsgeschäfte und Unwohlsein ward ich bisher an der Beantwortung gehindert.

Betreffs Ihrer Frage weiß ich Ihnen wenig zu rathen. Das Latein ist auch hier und also gewiß auch auf andern preußischen Universitäten nicht mehr obligatorisch, wenigstens werden für weite Gebiete Ausnahmen gestattet; nur den Philologen wird es schwerlich erlassen werden. Warum man in Leipzig Ihre Arbeit nicht genügend gefunden hat? vielleicht weil sie nicht Gelehrsamkeit genug bewies. Aus demselben Grunde aber müßte ich von einer Arbeit über Lotze oder Trendelenburg abrathen; denn eine solche kann viel Geist verrathen (darum kümmert sich keine Facultät), aber sie ist kein Specimen eruditionis.<sup>2</sup> Auch der

<sup>1</sup> Cuius (lat.), dieses [Monats].

<sup>2</sup> Specimen eruditionis (lat.), Beispiel der Gelehrsamkeit.

Styl Ihrer Abhandlung war nicht akademisch; damit stoßen Sie die gravitätischen Herren ab. Schreiben Sie ruhig und bescheiden.

Wenn es Ihnen nicht bloß um den Titel „Doctor“ zu thun ist, wenn Sie darauf Ansprüche begründen wollen, so müssen Sie in Preußen promoviren. Wählen Sie ein Thema aus der classischen Philologie, dessen Bearbeitung Belesenheit und philologische Akribie bekundet. Dazu bietet sich dann auch die lateinische Sprache bequem dar. Hilfsmittel sind dazu freilich sehr viel nöthig, und eine solche Arbeit kann nur an einem Orte gemacht werden, wo es eine große öffentliche Bibliothek gibt.

Gehen Sie also zunächst nach Breslau, und arbeiten Sie dort in Ruhe und mit Muße. Auch ein Thema wird sich dort finden. Eine Umschau in einem Journal-Zimmer wird Ihnen sagen, wo etwa Ihr Aufsatz über Aristoteles abgedruckt werden könnte. Er ist leider zu philosophisch für die philologischen Zeitschriften, und zu philologisch für die philosophischen.

Ich danke für Ihren Glückwunsch und hoffe, daß Sie recht bald eine angenehme Stellung finden werden.

Ergebenst

Steinthal  
Seegershof 4a

[5] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, den 22. März 1872  
In den Zelten 19

Verehrter Herr Doctor,

Für morgen und übermorgen Abend sind wir leider schon versagt. So bitten wir Sie und Fräulein Braut<sup>1</sup> uns Sonntag Nachmittag um 5 Uhr durch Ihren Besuch zu erfreuen.

Mit herzlichen Grüßen von mir und meiner Frau

der Ihrige  
Steinthal

<sup>1</sup> Glogau hatte sich im August 1869 in Berlin mit Marie Bodinus verlobt, die er im August 1872 heiratete.

[6] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

[Halle a/S, den 6. Mai 1872]

Hochverehrtester Herr Professor

Verzeihen Sie, daß ich in einer Angelegenheit mich an Sie wende, von der ich genau weiß, daß sie Ihnen selbst fern liegt.

Am 27. April habe ich die Prüfung pro facultate docendi abgelegt<sup>1</sup> und ist mir die Lehrfähigkeit ertheilt worden:

für *Prima* in der philos[ophischen] Propaedeutik, der lateinischen u[nd] griechischen Sprache

für die *mittleren Klassen* in der alten Geschichte und in der Geographie über meine *allgemeine Bildung* sind durchweg günstige Urtheile ausgesprochen worden.

Leider jedoch ist die halbe Lehrerstelle, auf welche ich hoffte, nicht frei geworden. Ich will also, bei dem verhältnißmäßig günstigen Resultate der Prüfung, den Versuch machen, in einer andern deutschen Universitätsstadt eine Anstellung als Lehrer zu finden und erlaube mir an Sie die ganz ergebene Bitte, Herrn Professor Lazarus, der die äußeren Verhältnisse der deutschen Universitäten gewiß eingehend kennt, gelegentlich zu ersuchen, mir gütigst einen Fingerzeig geben zu wollen, wohin ich zunächst mich zu wenden hätte und auf welchem Wege es am besten zu geschehen hätte. Wenn ich meine Wünsche den Herren Provinzial-Schulrätthen direkt vorlegte, dürfte ich meiner Absicht eher schaden als nutzen; sie würden fürchten, es werde der Schule die Kraft entzogen, welche ich meinem Studium zuzuwenden gedächte.

Wollen Sie, verehrtester Herr Professor, meine Kühnheit nicht übel deuten. Ich bin in einer Lage, die mich nach jeder Hoffnung greifen macht, die meine Wünsche mir vorspiegeln: vielleicht für viele Jahre soll in den nächsten Wochen meine Zukunft entschieden werden.

Mit der Bitte, mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin empfehlen zu wollen, bin ich in dankbarer Verehrung

Ihr ergebenster  
Dr. Gustav Glogau  
Lehrer a. d. Realschule I. Ordnung  
im Waisenhaus<sup>2</sup>

Halle a/S, den 6ten Mai 1872

<sup>1</sup> Im Krieg von 1870/71, an dem Glogau teilgenommen hatte, ist er bei Beaumont schwer verwundet worden. Nach seiner Genesung bestand er im April 1872 in Halle das preußische Oberlehrerexamen, wovon der Brief im folgenden berichtet.

<sup>2</sup> Glogau unterrichtete etwa ein Jahr lang an der Realschule I. Ordnung der Franckeschen Stiftungen in Halle.

[7] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, den 16. Mai 1872

Verehrter Freund,

Ich kann Ihnen allerdings in Bezug auf die in Ihrem letzten Schreiben mir vorgelegten Frage keine Auskunft erteilen; aber auch mein Schwager nicht. Wie sollte er die äußeren Verhältnisse der Universitäten u[nd] Gymnasien kennen!

Übrigens meine ich, es könnte Ihnen *jedes* Gymnasium in *irgend einer* Universitätsstadt recht sein. Denn einmal habilitiert, können Sie an jede Univ[ersität] berufen werden, wenn Sie Glück haben. Sollte es Ihnen wirklich schaden, wenn Sie dem Schulrat rundweg erklärten, daß bestimmte wissenschaftliche Arbeiten (daß eine Arbeit über Thukydides oder Plato) Ihnen eine Stelle in einer Universitäts-Stadt, wo eine bedeutendere Bibliothek zur Verfügung steht, wünschenswert machen.

Ihnen viel Glück, zunächst Kraft zum Ausharren wünschend

ergebenst  
Steintal

[8] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

[Halle a/S, den 21. December 1872]

Hochgeehrtester Herr Professor

Gestatten Sie mir, zum bevorstehenden Weihnachtsfeste Ihnen ein Lebenszeichen von mir zu geben und zunächst Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin und Tochter die herzlichsten Wünsche zum Feste von meiner Frau und mir zu übersenden.

Das beiliegende Heft<sup>1</sup> möge Ihnen zeigen, wie ich mit Ihrem neuesten Buche, seit die Examensorgen hinter mir liegen, mich ununterbrochen beschäftigt habe. Ich weiß sehr wohl, daß kein einziger Gedanke, kaum hie und da eine neue Wendung, mein eigen ist und habe mich deshalb wohl gehütet, auch nur Ihren Ausdruck willkürlich zu ändern. So hoffe ich, Ihre Gedanken werden in meiner Darstellung nicht gelitten haben und wünsche durch dieselbe Ihnen zu zeigen, daß ich zu einer umfassenderen Leistung über Ihre Psychologie mich vorbereite. Übrigens scheint

<sup>1</sup> Es handelt sich dabei wohl um eine populäre Kurzfassung von Steinthals 1871 erschienener „Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft“. Vgl. dazu auch Brief Nr. 156.

mir mein Heft jetzt druckfertig, und würde ich, falls Sie dazu rathen, es der Dümmlerschen Buchhandlung anbieten. Auf eine Rückäußerung Ihrerseits hoffe ich auch in dem Falle, daß Sie meine Arbeit einstweilen ungelesen lassen müssen.

Nachdem in diesem Sommer meine Versuche, in einer Universitätsstadt eine Lehrerstelle zu finden, sämmtlich fehlgeschlagen waren, glückte es mir, meine bisherige Stellung dadurch beizubehalten, daß ich durch pekuniäre Opfer die Verpflichtung, auf dem Pensionat zu wohnen, ablösen durfte. So bin ich seit dem 24ten August d[ieses] J[ahres] verheirathet, habe eine volle Lehrerstelle inne mit ihren sämmtlichen Correkturen und Lasten, bei einem Gehalt von 373 Thalern, und verwende, was ich irgend an Zeit erübrigen kann, auf meine Studien. Darin unterstützt mich meine Frau aufs treuste.

Mit dem Wunsche, verehrtester Herr Professor, Ihre Gesundheit möge sich im Laufe des verflossenen Jahres wieder befestigt haben und weiter befestigen, empfehlen wir uns Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin bestens und erlauben uns gleichzeitig unseren Glückwunsch zu dem nahen Geburtstage derselben hinzuzufügen.<sup>2</sup> Irre ich nicht, so darf ich auch zu Ihrem 25jährigen Doctorjubiläum glückwünschen, das wohl in das verflossene Jahr hat fallen müssen.<sup>3</sup>

In tiefster Verehrung  
Ihr  
Dr. Gustav Glogau,  
ordentl. Lehrer an der Realschule I. O[rdnung]  
Große Klausstraße 8

Halle a/S, den 21./12. 1872

<sup>2</sup> Jeannette Steinthal, geb. Lazarus, hatte am 29. Dezember Geburtstag (vgl. dazu den Brief Glogaus vom 28. Dezember 1876, Nr. 35).

<sup>3</sup> Steinthal hatte am 1. November 1847 promoviert.

[9] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

In den Zelten 19  
 Berlin, den 27. December 1872

Verehrter Freund,

Für mich und die Meinigen danke ich Ihnen und Ihrer lieben Frau für die herzlichen Wünsche, die Sie uns zugesandt haben, und erwidere dieselben mit vollem Herzen. Auch wünschen wir Ihnen Glück zu dem Ehebunde und zur gewonnenen Stelle: mögen beide Ihnen Quell und Anfang des reichsten und allseitigen Segens sein. Meine Frau ist Ihnen dankbar, daß Sie Sich ihres Geburtstages erinnern. Auch in Bezug auf mein Doctorjubiläum haben Sie richtig gerechnet. Dasselbe fiel in den November und wurde im engsten Kreise still gefeiert – ganz still, teils weil ich solche Feste nicht liebe, teils aus noch einem andern Grunde. Derselbe Jahrestag, der mich zum Doctor machte, wurde wenige Jahre später auch das Datum noch zweier glücklicher Ereignisse, aber auch der Todestag meines ältesten Bruders, dem ich wie einem Vater verpflichtet bin.<sup>1</sup> Ein wunderliches Zusammentreffen, welches ganz geeignet ist, Einem die Wechselfälle des Lebens zu Gemüte zu führen und die Freude zu dämpfen. Der denkende Mensch darf sich freuen; aber jubeln kann er nicht.

Ihre Arbeit sende ich Ihnen zurück mit dem Rate, sie nicht zu veröffentlichen. Ein junger Mann, der einen Platz oder ein Plätzchen in der Gelehrten-Welt, einen litterarischen Namen zu erwerben strebt, muß, nach meiner Ansicht, sich mit einer Arbeit einführen, die sogleich klar und bestimmt zeigt, wes Geistes Kind er ist, und welche Hoffnung man auf ihn setzen darf. Dazu ist die vorliegende Arbeit durchaus ungenügend; sie könnte nur ein falsches Vorurteil wider Sie bewirken, das dann erst überwunden werden müßte. Das darf nicht geschehen. Was ist aus Ihrer Aristotelischen Ethik geworden? Wie steht es mit Ihrem Thukydidés? Mit so etwas müssen Sie kommen. Oder auch, wenn Ihnen dies jetzt mehr zusagt, mit einer eingehenden psychologischen Leistung. Kurz: ein wirklicher Schritt vorwärts, sei er auch noch so klein, aber ein Schritt.

Mit den besten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr Steinthal

<sup>1</sup> Eduard Steinthal, geb. 1820, führte nach dem Tode des Vaters (1832) zusammen mit der Mutter das Geschäft weiter und veranlaßte, daß der jüngere Bruder 1836 das Gymnasium in Bernburg besuchen konnte. Vgl. dazu Bd. I, Anhang: Aus den Jugenderinnerungen Steinthals, bes. S. 375 f.

## [10] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Halle a/S, den 26. Juni 1873

Hochgeehrtester Herr Professor

Gestern Mittag 11 Uhr wurde meine liebe Frau Marie, geb. Bodinus, von einem kräftigen Töchterchen glücklich entbunden.<sup>1</sup> Bis jetzt erfreuen sich Mutter und Kind des besten Wohlergehens.

Darf ich an diese Nachricht ein Wort der Theilnahme knüpfen?<sup>2</sup> Gott erhalte Sie noch lange und ersetze Ihnen, mildere wenigstens auf andere Weise Ihren Schmerz! Ich konnte ahnen, wie schwer Sie getroffen seien, denn ich kannte Ihre Widmung an Lazarus<sup>3</sup> – so fand ich damals keine Worte.

Auch eine Bitte habe ich, verehrtester Herr Professor, an Sie auf dem Herzen. Würden Sie mir nicht ein gut nachgeschriebenes Heft Ihrer Vorlesungen über Religionsphilosophie auf ganz kurze Zeit leihweise verschaffen können? Vielleicht die erste Hälfte schon jetzt, die zweite unmittelbar nach Schluß Ihrer Vorlesung? Ich bin zu jeder Renumeration<sup>4</sup> bereit u. würde das Heft sehr sorgfältig halten. Eile ist deswegen nöthig, weil ich im September von hier nach Neumark in Westpreußen übersiedele, wohin ich mit sehr bedeutendem Avancement berufen bin.<sup>5</sup> Noch möchte ich Sie bitten: denken Sie an mich nicht, als an einen Verlorenen. So Kraft und Gesundheit aushalten, werde ich, wenn auch spät erst, meine Frucht bringen, dessen bin ich sicher. Einstweilen bietet mir der Übergang an ein Gymnasium erhöhte Gelegenheit zu der mir so nöthigen Durcharbeitung meiner Vorbildung.

Meine Frau grüßt Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin mit mir auf das ergebenste. Sie haben durch Ihr letztes Schreiben vom 27. December v[origen] J[ahres] uns sehr, sehr glücklich gemacht.

In tiefster Verehrung  
Ihr dankbarer Schüler  
Dr. Gustav Glogau  
(Kirchthor 15)

<sup>1</sup> Die Tochter Glogaus erhielt den Namen der Mutter, Marie.

<sup>2</sup> Steinthal hatte am 15. März 1873 seine Tochter Agathe verloren.

<sup>3</sup> Zur Widmung der „Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft“ an Lazarus vgl. Bd. I, S. XCI.

<sup>4</sup> Glogau meint hier wohl „Remuneration“, d. h. eine finanzielle Entschädigung.

<sup>5</sup> Glogau erhielt zum Oktober 1873 eine besser bezahlte Stelle als Oberlehrer am Progymnasium in Neumark/Westpreußen.

[11] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, In den Zelten 19,  
den 5. Juli 1873

Verehrter Freund,

Für Ihren lieben Brief vom 26. 6. meinen und meiner Frau besten Dank. Über den trüben Teil desselben muß ich schweigend hinweggehen; die Wunde verträgt noch keine Berührung.<sup>1</sup> Wie betrübt aber auch, so wünschen wir Ihnen doch von ganzem Herzen Glück. Möge Ihr Haus sich in Freuden füllen und verschont bleiben.

Ich bin so mit Arbeiten überhäuft, daß ich nur am Sonnabend correspondiren kann. Daher diese Zeilen etwas verspätet.

Wie ich Ihnen ein gut nachgeschriebenes Heft meiner Vorlesungen über Religionsphilosophie verschaffen könnte, sehe ich nicht ab. Ich habe nur 5 oder 6 Zuhörer, die sich kurze Notizen machen. Übrigens ist der Inhalt meiner Vorlesungen der: alle Religion ist klein und für einen Geist, der auf der Höhe der heutigen geistigen Entwicklung steht, ungeeignet. Kritische Wissenschaft und reine Sittlichkeit bedürfen nicht der Phantasterei von Gott und Unsterblichkeit und leiden nur unter solchen Hypothesen.

Endlich drücke ich noch meine Freude aus, daß Sie nun auch eine Stellung gefunden haben, die Ihnen die materiellen Bedingungen des Lebens sichert. So wünsche ich Ihnen Gesundheit, Gemütsruhe und geistige Kraft.

der Ihrige  
Steintal

<sup>1</sup> Der Verlust der Tochter Agathe.

[12] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, In den Zelten 19,  
den 25. Juli 1873

Verehrter Freund,

Ich kann bei der Teilnahme, die Sie meinem Familienleben so treu bewiesen haben, nicht unterlassen, Ihnen persönlich die Anzeige zu machen, daß wir vorgestern früh durch die Geburt eines kräftigen

Mägdleins erfreut wurden.<sup>1</sup> Ja, wir sind erfreut, wie sehr auch das Gefühl gemischt ist.

Hoffentlich geht bei Ihnen alles gut. Das Befinden meiner Frau ist befriedigend.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr ergebener Steinthal

<sup>1</sup> Am 23. Juli 1873 wurde Steinthals drittes Kind, die Tochter Irene, geboren. Sie überlebte den Vater, heiratete den Hamburger Rechtsanwalt Dr. Anton Moritz Hess und übersiedelte nach Hamburg. Schon im hohen Alter, mußte sie die Brutalität der Nationalsozialisten erfahren und starb 1943 im Konzentrationslager Auschwitz.

[13] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Halle a/S, den 28. Juli 1873

Hochgeehrtester Herr Professor

Mit innigster, tiefster Freude erfüllte uns die Nachricht, die wir gestern empfangen. So wird Ihr Alter nicht einsam, Ihr Haus nicht leer sein! Gewiß wäre der Schluß doch ungerecht und verfrüht, daß auch diesmal Ihnen das Schicksal nur gegeben, um Ihnen zu nehmen.

Und wie sollen wir für Ihre außerordentliche Freundlichkeit Ihnen danken? O wüßten Sie, was Sie mir einst gegeben, was Sie mir täglich sind! Am 30. November vorigen Jahres, an ihrem Geburtstage, hat meine Frau von Ihrem Bilde, das Ihre Frau Gemahlin uns geschenkt, eine größere Abnahme mir auf den Schreibtisch gestellt. Das sieht nun täglich auf mich und erläutert mir Ihr lebendiges Wort, aus dem ich Kraft gewann, ein schon in den ersten Lebensjahren verborgenes Innere von Grund aus umzubaun zu versuchen.<sup>1</sup>

Ihrer verehrten Frau Gemahlin wollen Sie späterhin unsere innigste Theilnahme ausdrücken. Möge Sie so bald sich erholen, wie meine Frau, die unserem Kinde selber die Brust reicht. Am Sonnabend wird unser Töchterchen getauft, es heißt nach der Mutter Marie.

In tiefster, innigster Verehrung  
Ihr dankbarer Schüler  
Dr. Gustav Glogau

<sup>1</sup> Vgl. Einleitung S. 10f. und 19f.

## [14] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Neumark, West-Preußen, den 27. October 1874

Hochgeehrtester Herr  
Theuerster Herr Professor!

Nach längerer Zeit wage ich es wieder einmal zu Ihnen zu kommen. Es ist ein Bruchstück<sup>1</sup>, was ich Ihnen bringe, immerhin groß genug, um ein Urtheil zu ermöglichen, aber doch nur ein Bruchstück, dessen Redaction trotz aller darauf verwendeten Mühe nicht einmal für abgeschlossen gelten kann. Wenn ich Sie bitte, der Durchsicht desselben einige Stunden zu schenken, so geschieht dies aus einem doppelten Grunde.

Am 29ten Oktober d[ieses] J[ahres] sind zehn Jahre verflossen, seit zum ersten Male Ihr Wort an mein Ohr schlug. Sie begannen an diesem Tage in der Stunde von 12–1 Uhr ein zweistündiges Colleg über Völkerpsychologie. In welchem inneren Zustande ich mich damals befand, was Sie seitdem aus mir gemacht haben, was ich nach jeder Richtung hin Ihnen schuldig geworden, das gehört nicht hierher. Wie ein electrischer Funke fuhr mir Ihr Wort in die Seele, und langsam und allmählig wurde es trotz aller Ungunst der äußeren Verhältnisse zu einem Brande, der mich geläutert und umgeschmolzen hat. So ist der 29te October des Jahres 1864 der wichtigste Tag meines Lebens: wollen Sie, in meinen Blättern lesend, in freundlicher Herablassung ihn mit mir feiern. Dieser Tag muß es dann auch entschuldigen, daß ich mit dem unvollendeten Werke [mich] Ihnen zu nahen gewagt habe.

Zweitens aber bin ich so kühn zu hoffen, es werde auch für Sie selbst nicht ohne Interesse sein, zu sehen, wie ich Ihr Hauptwerk anzufassen gelernt habe. Ich wage es zu hoffen, daß meine Blätter den Schmerz zu lindern geeignet sind, den Whitney's Thorheit Ihnen verursachen mußte.<sup>2</sup>

Über die äußere Form meines Manuscripts werden Sie gewiß hinwegsehen, indem Sie die geringe Muße in Anschlag bringen, welche meine Lehrerthätigkeit mir läßt. Sie wollen es, nachdem Sie es durchgesehen haben, mir wieder zurücksenden.

<sup>1</sup> Bei dem „Bruchstück“ handelt es sich wohl um einen Teil der ersten größeren philosophischen Arbeit, die Glogau 1876 unter dem Titel „Steinthal's psychologische Formeln, zusammenhängend entwickelt“ veröffentlichte.

<sup>2</sup> Der amerikanische Sprachforscher William Dwight Whitney (1827–1894) war Sekretär und Bibliothekar der American Oriental Society in New Haven/USA. Er hatte Steinthal in seiner Publikation „Oriental and Linguistic Studies“ (New York 1872–1874) mehrfach mißverstanden und angegriffen; in vier (!) Rezensionen dieses Buches hatte Julius Jolly, ein Schüler Steinthals, diese Kritik mit eigenen Ausfällen noch verstärkt. Das Verhalten Jollys hatte Steinthal am meisten geschmerzt. Vgl. dazu auch den Brief Nr. 330.

In der Hoffnung und mit dem Wunsche, daß es mit Ihrer Gesundheit besser geht und Ihre Frau Gemahlin und Ihr Kindlein sich wohl befinden, bin ich mit ehrerbietigem Gruße an Sie alle, welchem meine Frau und die kleine Marie die ihrigen hinzufügen

In tiefster Verehrung  
Ihr dankbarer Schüler  
Gustav Glogau

[15] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Neumark, West-Preußen, den 29. December 1874

Hochgeehrtester Herr  
Theuerster Herr Professor

Gestatten Sie, daß ich zum bevorstehenden Jahreswechsel Ihnen und Ihrer verehrten Familie meine innigsten und ergebensten Glückwünsche ausspreche. Leider erfuhr ich durch meinen Bruder, daß es mit der Gesundheit Ihrer Frau Gemahlin und wohl auch der Ihrigen nicht gut bestellt sei; wie würde ich mich freuen, jetzt das Gegentheil zu erfahren, wie dankbar wären wir alle dem Schicksal, wenn es in dem nächsten wie in allen folgenden Jahren Sie und die Ihrigen mit seinen reichsten Gaben überschüttete!

Für die Übersendung Ihrer Festschrift zum 25jährigen Doctor-Jubiläum des Herrn Prof[essor] Lazarus<sup>1</sup> und den eigenhändigen Gruß empfangen Sie meinen tiefgefühltesten Dank. In der entsetzlichen Öde meines hiesigen Daseins hat Ihre Freundlichkeit mir eine wochenlange Freude geschaffen. Nicht nur daß Sie mich theilnehmen ließen an jenem Ereigniß – auch der Inhalt Ihrer Gabe hat mich grade nach der Seite hin in dem Verständniß Ihrer Ideen mächtig gefördert, welche mir vorwiegend am Herzen liegt.

Darf ich nun noch die Frage aussprechen, ob der zweite Band Ihrer Einleitung im nächsten Jahre erscheinen wird?<sup>2</sup> Ich glaube eine genaue Vorstellung zu haben über das, was er uns bringen wird, und da meine allgem[einen] Sprachkenntnisse sehr gering sind, sich auf Ihre „Typen“

<sup>1</sup> Festschrift für „Herrn Prof. Dr. M. Lazarus zu seinem fünfundzwanzigjährigen Doktorjubiläum am 30. November 1874“, Berlin 1874; nochmals veröffentlicht in: H. Steinthal, *Über Juden und Judentum – Vorträge und Aufsätze*, hrsg. von Gustav Karpeles, Berlin 1906, S. 238–242.

<sup>2</sup> Gemeint ist der II. Teil von Steinthals „Abriß der Sprachwissenschaft“ (Teil I war 1871 unter dem Titel „Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft“ erschienen).

beschränken, die doch in ganz wesentlicher Weise hier werden ergänzt werden, so brenne ich vor Verlangen nach jenem Buche. Wird doch erst durch den 2ten und 3ten Band Ihrer Einleitung der volle Werth und die wirkliche Fruchtbarkeit Ihrer allgemeinen Psychologie für weitere Kreise sichtbar werden!

Was endlich meine Arbeit über Ihre Psychologie betrifft, so kann ich nicht leugnen, daß sie ins Stocken gerathen. Ich weiß ja sehr wohl, Ihre geringe Muße gehört der Welt, nicht mir, und es lag mir bei Übersendung des M[anu]s[cript]s ganz fern, mit Bestimmtheit auf eine eingehende Äußerung von Ihnen zu rechnen. Daß jedoch Ihr Schweigen lähmend auf mich wirken muß, ist ja natürlich, zumal die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, Ihr Brief und das Ms. sind verloren gegangen. So wage ich die ehrfurchtsvolle Bitte, Sie wollten mir etwa durch Ihren Famulus oder durch meinen Bruder (St. Glogau, [Berlin,] Schadowstr. 14, 4 Tr[uppen]) eine kurze Notiz freundlichst zugehen lassen.

Meine Frau, die schwer krank zu Bette liegt, bittet mich, Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin ergebenst zu grüßen. Diesem Gruße schließe ich mich mit der kleinen Marie ergebenst an.

In tiefster Verehrung  
Ihr dankbarer Schüler  
Dr. Gustav Glogau

[16] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Kronprinzen-Ufer 25, den 31. December 1874

Verehrter Freund,

Ich will meine Schuld gegen Sie nicht in das neue Jahr hinüber tragen. Haben Sie besten Dank für beide Briefe, vom 27. Oct[ober] und 29. Dec[ember]. Seitdem Ihr Herr Bruder so gütig war, uns zu besuchen, glaubte ich, Sie würden wenigstens über die richtige Ankunft Ihres M[anu]s[cript]s beruhigt sein.

Der Ausdruck Ihrer Gefühle gegen mich ist mir lieb und wert. Die Weise, wie Sie sich seit einem Jahrzehnt mir gezeigt haben, war bestimmt genug; aber nun hat Ihr Wort Ihrem Benehmen, wie man gewöhnlich sagt, den Stempel aufgedrückt. Für die Erfüllung meiner Lehr-Pflicht kann ich keinen Dank erwarten; wer mir aber diesen bringt, der bekundet, daß er etwas von mir erhalten hat, was ich nur dem geben kann, der es aufzunehmen versteht. Sie sind ja auch Lehrer, und es ist schließlich im Großen wie im Kleinen: die Freude des Lehrens

erfährt man selten; und darum ist sie um so stärker, und dann ist sie fast die reinste, die man haben kann. Doch darüber will ich nicht ausführlich sein, und ich hätte wohl nicht einmal so viel gesagt (auch gewiß nicht zu sagen brauchen), wenn ich nicht auch manche andre Erfahrung gemacht hätte.

Ich hätte Ihnen schon längst geantwortet, wenn ich nicht zuvor gern Ihre Arbeit angesehen hätte. Ich bin aber überhäuft mit Arbeiten. Ich bitte Sie nun, lassen Sie mir das M[anu]s[cript] noch einige Zeit; ich will es nun so bald wie möglich lesen.

In dem Hefte unserer Zeitschr[ift]<sup>1</sup>, das jetzt unter der Presse ist (vier Bogen sind gedruckt; für den Rest ist M[anu]s[cript] da – aber der Druck rückt langsam vor) wird ein Artikel von mir sein „Zur Religionsphilosophie“, veranlaßt durch J. Bona Meyers Philosophische Zeitfragen.<sup>2</sup>

Ich arbeite am zweiten und dritten Bande meines Werkes<sup>3</sup>, an beiden zugleich, und mehr an letzterm als an erstem, der nur wenig erweitert wird. Nämlich die theoretische Seite der Charakteristiken wird von der historischen getrennt und den dritten bilden. Ich wäre schon weiter vorgerückt, wenn ich nicht diesmal gezwungen wäre, einen starken kritischen Teil zu geben, der leider wenig Positives bringt.

Mein Befinden gibt zu keiner Klage Veranlassung; meine Frau aber ist schon seit Monaten mehr oder weniger leidend und immer nur für wenige Tage frei von Schmerzen. Ich bedaure, daß Ihre letzte Nachricht über Ihre liebe Frau so ungünstig lautet. Ich hoffe, daß es jetzt schon besser und bald völlig gut geht. Meine Frau erwidert Ihrer Beider Grüße mit vollster Herzlichkeit, und unsre kleine Irene schließt mit Ihrer kleinen Marie einen Freundschaftsbund – unwissender Weise. Sie ist jetzt 1 Jahr 5 Monate alt, ganz kräftig.

Nehmen Sie für Sie und die Ihrigen unsre besten Wünsche zum Neu-Jahr. Möge es Ihnen immer wohl ergehen, und auch das innige Verständnis zwischen uns nicht abreißen, sondern wachsen, wie wir wachsen.

Der Ihrige  
Steinthal

<sup>1</sup> Gemeint ist die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ (ZfV), hrsg. von Moritz Lazarus und Heymann Steinthal.

<sup>2</sup> Die sehr ausführliche Abhandlung „Zur Religionsphilosophie“ erschien in Bd. VIII der ZfV (1875), S. 257–299, und Bd. IX (1877), S. 1–50.

<sup>3</sup> Die Neubearbeitung von Steinthals Werk „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“ (Berlin 1860).

[17] HEYMAN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin N. W., Kronprinzen-Ufer 25, den 20. Januar 1875

Verehrter Freund,

Erst vor mehreren Tagen war ich im Stande, Ihr eingesandtes M[anu]s[cript] völlig durchzulesen, und doch nur flüchtig. Nun denke ich, es Ihnen heute noch zuzusenden. Ich begreife, daß Sie durch diese Verzögerung in Ihrer Arbeit gehemmt worden sind. Das ist eine Probe Ihres Feuers für die Sache. – Ich habe Ihnen schon geäußert, wie wohltuend mich die Gefühle berühren, die Sie für mich hegen, und ich bitte, sie mir zu bewahren.

Da Sie doch wohl daran denken, die Arbeit zu veröffentlichen, so will ich zunächst meine Meinung über die Herausgabe aussprechen. Für eine Arbeit, so ausgeführt, wie die vorliegende Probe zeigt, werden Sie schwerlich einen Verleger finden, und wenn einen Verleger, dann keine Leser. Die Arbeit wird zu stark (umfangsreich)<sup>1</sup> und zu schwer. Sie haben Leser im Auge, die sich mit mir und mit Ihnen quälen wollen. Dergleichen gibt es wenig, und diese haben an meinem Buche genug. Ich würde Ihnen im Gegenteil raten, meine Psychologie für Leser zu bearbeiten, die zwar mein Werk auch selbst schätzen und lesen mögen, denen aber eine *leichtere Darstellung* sehr willkommen wäre, und auch für solche Leser, denen mein Name schon etwas Abschreckendes von Gründlichkeit und Schwierigkeit hat, die aber froh wären, meine Ansicht in leichterer Weise kennen zu lernen. Nur nicht über 30 Bogen! Oppositionelle Bemerkungen gegen mich brauchen Sie nicht zurückzuhalten: geben Sie die Gründe Ihrer Abweichung und meine Ansicht in Anmerkungen *hinter* den Text. Dann würde ich Sie dringend bitten, Ihrer Verehrung gegen mich nur den *halben* Ausdruck öffentlich zu gestatten, und zwar in der Vorrede ein für alle Mal, aber nicht weiter im Text.

Sie sind bis jetzt noch im Anfang, und so wird Ihnen eine Änderung nicht schwer werden. Ich möchte Ihnen aber sogar raten, *für Sie* zunächst in der Weise bis zu Ende zu gehen, wie Sie angefangen haben, damit Sie vor allem mit Sich einig sind über das, was Sie dem größern Publicum bieten wollen. Sie werden vielleicht bei spätern Kapiteln die frühern abändern. Mir schien, als hätten Sie Association und Verbindung nicht scharf genug geschieden, und die Verflechtung wird Ihnen auch noch klarer werden.

Arbeiten Sie also einstweilen rüstig für Sich weiter und sehen Sie

<sup>1</sup> Über dem „stark“ steht im Original „umfangsreich“, ohne daß das zuerst hingeschriebene Adjektiv gestrichen worden wäre.

dann, was Sie tun mögen. Dazu wünsche ich Ihnen von Herzen Kraft und guten Erfolg. Vielleicht kommen Sie zu tiefern Ergebnissen, als Sie zunächst erwarten. Ich kann nur wünschen, recht bald überholt zu werden.

Leben Sie wohl! Mit herzlichen Grüßen von Haus  
zu Haus

Ihr Steinthal

[18] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Neumark, West-Preußen, den 27. Januar 1875

Hochgeehrtester Herr Professor

Gestatten Sie, daß ich Ihnen zuerst meinen ergebensten Dank ausspreche für die große Güte und Freundlichkeit, durch welche Sie mich in Ihren Briefen vom 3. Dec[ember] und 20. Januar beglückten. Die Freudigkeit und der Muth, mit dem mich Ihre Worte erfüllen, sollen mich für lange Zeit in meinem schweren hiesigen Dasein stützen und tragen.

Sehen Sie es nun, hochgeehrtester Herr, nicht für Zudringlichkeit an, daß ich nochmals mit Fragen an Sie herantrete. – Deute ich Ihren letzten Brief richtig, so hätte ich nicht nur die allgemeinen Grundgedanken, sondern auch die (bisher behandelten) Einzelheiten Ihrer Psychologie, wenn auch bis jetzt vielfach nicht mit der vollen Schärfe, so doch richtig erfaßt. Mehr vermag ich Ihrem Briefe mit Sicherheit nicht zu entnehmen. Wenn Sie nun berücksichtigen, daß sich mein Urtheil noch niemals an dem Urtheile anderer zu messen Gelegenheit hatte, daß ich nichts bin; daß die ausdrückliche Kritik eines dritten jedem unentbehrlich und eine Kritik aus Ihrem Munde für mich die einzige authentische ist: so werden Sie ermessen, wie ich nach bestimmteren Sätzen hungere und dürste.

Meine Arbeit ist weiter vorgeschritten, als Sie voraussetzen; in gleicher Weise fortschreitend bin ich bei dem Haupt-Abschnitte: Wort und Satz, angelangt, allerdings erst in der ersten Bearbeitung. So erkenne ich klar, daß die Ihnen vorgelegte Probe für ein Gesamt-Urtheil durchaus unzureichend ist. Ein solches zu erwarten lag mir auch ferne. Indessen über diese oder jene Einzelheit scheint mir eine bejahende oder verneinende Äußerung möglich; doch nur zwei Zeilen Ihres Briefes, deren Inhalt nicht verloren sein soll, enthalten eine bestimmte kritische Bemerkung.

Ich wage nun, hochverehrtester Herr, die ergebene Bitte, Sie wollten

mir nachträglich über dieses oder jenes, woran Sie sich erinnern, Ihre Meinung mittheilen. Vieles in meiner Arbeit, das weiß ich, ist noch sehr unreif; ich bin schon jetzt im Stande, manches besser zu machen. Indessen – habe ich z. B. die Gründe richtig getroffen, die Sie zum Ausschluß des metaphysischen Theils aus Ihrer Psychol[ogie] bestimmt haben? Sind ferner die in dieser Richtung hinzugefügten Ergänzungen nach Ihrem Sinne? Sind Sie geneigt, die Bemerkungen anzuerkennen, welche Ihr innerstes Ich bezeichnen sollen? Und, um etwas Äußerliches zu nennen, irre ich, wenn mir die Darstellung des § 92 (Verflechtung) nicht ausreichend scheint? Wenige kurze Sätze würden mir als Antwort hierauf genügen. Dieser bedarf ich umsomehr, als ich allerdings nach einer bestimmten Richtung hin über die Grenzen, die Sie Sich stecken, hinausstrebe. Nur wenn ich sicher bin, Sie zu verstehen, kann ich ja hoffen, auch da auf richtigem Wege zu sein, wo Ihre bestimmte Führung aufhört. Ich habe den Gegensatz, in welchen ich so gegen Sie gerathe, gelegentlich des Abschnittes Mensch und Thier auf das sorgfältigste begründet. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen diese (ziemlich selbständige) Partie zu schicken? Sie umfaßt in dem großen Formate schwerlich über dreißig Seiten.

Für Ihre Winke in Betreff der Herausgabe meinen ergebensten Dank. Zunächst will ich also für mich in der bisherigen Weise das Ganze zum Abschlusse bringen. Mein jetziges Princip dabei ist, diejenigen Erläuterungen, durch welche mir selbst das Verständniß Ihres Buches vermittelt wurde, in möglichst scharfer Fassung niederzulegen und zweitens nach der metaphysischen Seite hin, auf welche ich in der Mechanik fortwährend stieß, eine Ergänzung zu versuchen. Freilich würden eine derartige Arbeit jetzt wenige lesen. Es ließe sich vielleicht zwischen dem metaphysischen und dem popularisirenden Theil eine Scheidung versuchen, da erstere in eine Anzahl einzelner Aufsätze sich auflösen. Dann wäre die Vergleichung der Menschen- und Thier-Seele, deren ich gedachte, eine solche kurze Monographie. Vielleicht gönnten Sie ihr mit einer kurzen Erwiderung im 4ten Heft des 8ten Bandes Ihrer Zeitschrift einen Platz. Sie könnte den Anfang bilden für eine Reihe weiterer kritischer Besprechungen. – Erkennen Sie aber das, was ich z. B. über die Projektion oder über die Kategorien (die Vorstellung) gesagt habe, überhaupt als *Ihre ganz unverfälschte Ansicht* an? Mir wurden Ihre Gedanken erst durch diese anschaulichere Fassung zu voller Klarheit erhoben. So, schließe ich, dürfte sie auch dem Bedürfnisse manches Andern entgegen kommen. Und in Bezug auf die Form: halten Sie es für eine leichtere Darstellung Ihres Buches für wünschenswerth, daß die fortlaufenden ausgedehnten Anführungen wegbleiben und wesentlich in eigenen Worten gesprochen wird? Dann müßte es eine Art Grundriß der Psychologie werden. –

Endlich noch eins. Ich sehne mich nach Befreiung; ich werde, ganz abgesehen von den traurigen Verhältnissen dieses Ortes, keine Ruhe, keinen Frieden finden, ehe ich in die Universitätskarriere eingemündet, für welche ich mich geschaffen fühle. Nur ein größeres Buch kann mir den Weg dazu bahnen, ich habe Weib und Kind. Soll ich nun nicht meine beste Kraft verzehren, so müßte mir bald die nöthige Lebensluft zu Theil werden, ich stehe im 31ten Jahre. Vorläufig aber (und vielleicht noch für Jahre) bin ich nur im Stande über Ihre Werke eine umfassende und vielleicht nicht werthlose Arbeit zu liefern. Es käme dabei, will es mir scheinen, weniger darauf an, wieviele sie lesen, als *wer* sie liest, und der Titel lockt wohl auch manchen Käufer. Heute sind Sie denn doch nicht mehr todt zu schweigen. Daher hoffte ich, man werde auf mich Rücksicht nehmen, sobald sich herausstellt, daß ich Sie verstehe und deutliche Hinweise zeigen, daß ich im Stande bin, die neuen Grundlagen auch für die philosophischen Disciplinen fruchtbar zu machen, deren gesonderte Bearbeitung Sie selbst von Ihrer Thätigkeit ausschließen. Diesem äußeren Zwecke, wollte mir scheinen, sei die bisherige Anlage meiner Arbeit im Großen und Ganzen nicht ungünstig. Immerhin könnte geändert und vieles entfernt werden. Übrigens hatte sich auch der Titel bereits geändert. Er würde jetzt lauten: Steinthals Allgem[eine] Psychol[ogie] dargestellt und mit besonderer Rücksicht auf die Principien kritisch erläutert.

Ich fühle sehr lebhaft, hochverehrtester Herr, eine wie wenig Ihnen zusagende Zumuthung meine Bitte aufs neue an Sie stellt. Es ist jedoch, das glaube ich mit Bestimmtheit versprechen zu dürfen, auf lange Zeit hin die letzte. Sie dürfen ja wohl voraussetzen, daß ich auch schnell hingeworfene Worte von Ihnen, falls Sie Sich zu eingehenderen Äußerungen entschließen, vorsichtig zu deuten versuchen würde. So wage ich zu hoffen, Sie werden mir noch einmal eine halbe Stunde schenken. Vielleicht machen Sie mich dann auch auf dieses oder jenes Werk aufmerksam, wie früher auf Cohen's Kant, der mir noch fortwährend nützt.

Mit den herzlichsten Grüßen von Haus zu Haus

In inniger Ergebenheit  
Ihr Schüler Glogau

<sup>1</sup> Hermann Cohen (1842–1918), damals noch Privatdozent an der Universität Berlin, seit 1876 Professor der Philosophie in Marburg, wurde später der führende Neukantianer in Deutschland („Marburger Schule“). Steinthal hatte Glogau Cohens Werk „Kants Theorie der Erfahrung“ (1871) zur Lektüre empfohlen.

[19] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin N. W., Kronprinzen-Ufer 25  
den 7. Februar 1875

Verehrter Freund,

Ihren Brief vom 27. v[origen] M[onats] habe ich rechtzeitig erhalten, und ich beantworte die darin gestellten Fragen gern; aber ich muß kurz sein. Warum ich die Metaphysik von der Psychologie fern halte, habe ich gesagt, und ich würde Ihnen raten, es ebenso zu machen.

Ihre Schwierigkeit wegen § 92 verstehe ich in der Tat nicht, um so weniger, als Sie richtig bemerken, daß bei der Wahrnehmung von az nicht nur das Gewebe az' bz' cz' . . . nz', sondern auch das Gewebe von ax, ay, at . . . an gespannt wird, kein Glied aber bewußt werden kann, auch a nicht. Man würde also az gerade nur percipiren als ein Etwas, das ganz außer Zusammenhang mit unserm geistigen Schatz bleibt. In dem Kapitel Wort und Satz kommt<sup>1</sup> die Sache zur Anwendung. Ich bemerke gelegentlich, daß S. 422 das Gleichheitszeichen hinter dem scheinbaren Bruch-Strich ausgefallen ist; also:

$$P = \frac{\Pi}{\Pi} = (A^n L) (N^n \Lambda)$$

Meinen Sie, in der Darlegung der Differenz von Mensch und Tier müsse die Metaphysik herbeigezogen werden? Darauf würde ich nicht eingehen. Wenn ich hier eine Ergänzung oder Weiterführung wünsche, so muß diese von darwinistischer Seite ausgehn. Über Darwin muß man sich klar sein. Ihren Gedanken, einzelne Punkte monographisch in unserer Zeitschr[ift] zu besprechen, kann ich nur billigen.

Auf Ihre Frage, ob ich das, was Sie über die „Projection oder die Kategorien (die Vorstellung) gesagt haben, als meine Ansicht anerkenne“, kann ich augenblicklich nicht mehr antworten; ich habe keine genügende Erinnerung mehr.

Für eine leichtere Darstellung wäre notwendig, daß Sie durchweg in eigenen Worten reden, und meine Worte nur da citiren, wo Sie glauben, nicht klüger und nicht klarer und nicht schöner sprechen zu können. Ein Grundriß der Psychologie würde ja Ihre Arbeit unter allen Umständen werden.

Endlich das Praktische. Die Aussichten für Privatdocenten der Philosophie sind jetzt nicht schlecht; aber einige Jahre unentgeltlicher

<sup>1</sup> Hier hatte Glogau folgendes eingefügt: „Dies kann ich nur auf S. 412 [von Steinthals „Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft“] Formel 545 beziehen, wo jene Schwingungen *nicht* wirkungslos bleiben, sondern die Bewußtheit verstärken.“

Tätigkeit werden immer gefordert. Sie waren in einer Universitätsstadt und sind weggezogen: warum? Sie haben Frau und Kind und sind 31 Jahre alt. Da kann ich zu einem Wagnis nicht raten. Sie müßten zusehen, daß Sie nach Königsberg als Extraord[inarius] berufen werden. Dazu müssen Sie ein Buch herausgeben, das etwa enthielte: die Umgestaltung der Metaphysik und Ethik nach den Grundsätzen der neuern Psychologie. Für die Ethik wäre die Völkerpsychologie heranzuziehen. Solch ein Buch könnten Sie der Facultät in Königsberg und dem Ministerium hier einreichen mit einem bestimmten Gesuch um eine Anstellung.

Wie stellen Sie Sich denn zu Cohen? oder vielmehr zu Kant? Sind Sie Sich hierüber klar? In einer Arbeit, wie ich Sie Ihnen vorschlage, könnten Sie auch sagen, wie wir heute über Kant zu denken haben. Ich fürchte, Cohen hat sich in Kant festgerannt.

Von Neuigkeiten wäre Lotze's Logik<sup>2</sup> zu nennen, und Lange[']s Materialismus<sup>3</sup>, der freilich noch unvollendet ist.

Meine Frau hat einen schlechten Winter; aber unsere Kleine ist munter, und ebenso ich.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Ihr Steinthal

<sup>2</sup> Steinthal meint hier den ersten Teil von Rudolf Hermann Lotzes „System der Philosophie“, nämlich die „Logik“, die 1874 erschienen war.

<sup>3</sup> Friedrich Albert Lange (1828–1875) hatte den ersten Band seiner „Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart“ 1866 veröffentlicht. Noch während er auf Kritiken antwortete und an dem zweiten Bande arbeitete, wurde er unheilbar krank. 1875 erschien der zweite Band; Ende 1875 starb der Autor. Sein Werk gehört zu den anregendsten und berühmtesten Büchern der Philosophiegeschichte.

[20] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Neumark, den 28. März 1875

Hochgeehrtester Herr  
Theuerster Herr Professor

Zunächst meinen ergebensten Dank für Ihren gütigen Brief vom 7ten Februar. Ich sehe nun klar, daß, was ich bisher zu Wege gebracht, Material für spätere Arbeiten ist und nichts mehr, ohne mich jedoch in der Stimmung zu befinden, die Sie § 238 schildern.

Anbei erfolgt die Kritik Ihrer Ansicht über Menschen- und Thierseele, um deren Abdruck in Ihrer Zeitschrift ich Sie ergebenst bitte. Da ich, um Sie in diesem Punkte zu verstehen, den Zusammenhang Ihres Denkens überhaupt, soweit es mir gegeben war, analysiren mußte, ist viel Persönliches hineingekommen. Dennoch bitte ich Sie inständigst um die Aufnahme. Die Arbeit soll zur Einleitung für weitere Besprechungen dienen, und ich denke das nächste Mal über Ihre psychologischen Formeln in zusammenfassender Darstellung zu handeln.

Sollten Sie nicht in der Lage sein, meine Arbeit anzunehmen, so müßte ich sie als Brochüre oder in einer anderen Zeitschrift erscheinen lassen. Dies wäre mir sehr schmerzlich, sie fände dann den Leserkreis schwerlich, für den sie bestimmt ist. Sollten Sie, da ich Ihnen doch Seite um Seite entgegen trete, nicht auch die Ausführungen in Ihrem Blatte dulden können, ohne welche sich einmal die Sache nicht machen ließ?

Auf die Beurtheilung meiner Kritik will ich bescheiden und geduldig warten, indessen bemerken Sie wohl, nachdem Sie den Aufsatz durchblättert, auf beiliegender Postkarte, ob Sie ihn für die Zeitschrift annehmen wollen oder nicht. Ich habe die Adresse selbst geschrieben, da ich vom 1. April bis zum 13. Mai zu einer Übung nach Danzig muß.

Meine kleine Marie, die sich lieblich entwickelt, grüßt Ihre Freundin Irene von Herzen und schickt ihr das beiliegende Portrait. Ihnen aber, hochverehrtester Herr, und Ihrer Frau Gemahlin senden meine Frau und ich die innigsten Grüße und den lebhaften Wunsch, daß das Befinden Ihrer verehrten Frau Gemahlin sich schon lange wieder gebessert habe.

In tiefster Verehrung  
Ihr dankbarer Schüler  
Dr. Gustav Glogau

[21] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

[Postkarte: Berlin, 4. April 1875]

P.P.<sup>1</sup> Der Aufsatz soll gedruckt werden.<sup>2</sup> Einiges Persönliche muß ich streichen. Ich werde einige wenige Anmerkungen und einen Zusatz machen, worin ich mich objectiv äußere.

Mit freundschaftlichem Gruße von Haus zu Haus  
Steintal  
Kronprinzen-Ufer 25

Berlin  
4./4. 75

<sup>1</sup> P[raemissis] p[raemittendis] (lat.), „das Gebührende (Titel, Anrede) sei vorausgeschickt“.

<sup>2</sup> Gustav Glogau, Zur Seelenfrage. Kritik von Steinthals Ansicht über Menschen- und Tierseele, in: ZfV VIII (1875), S. 385–428, dazu Steinthals „Vorbemerkung“ S. 381–385.

[22] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, den 11. Juli 1875  
N. W., Kronprinzen-Ufer 25

Verehrter Freund,

Ich bin erst heute dazu gekommen, Ihren Aufsatz über Religionsphilosophie zu lesen. Ich sende Ihnen denselben zurück, weil ich nicht glaube, daß durch Veröffentlichung desselben Ihrem Rufe gedient wird. Auf diesem Gebiete liegt die Sache so, daß negiren leicht, poniren aber sehr schwer ist. Sie wollen poniren; aber dann müssen Sie schwerer gerüstet kommen. – Auf Eins möchte ich Sie aufmerksam machen, einen Einwand, den Sie selbst erheben, dann aber ganz liegen lassen, nämlich S. 24. Wie sollen sich die Seelen entwickeln, wenn jede ihren Gewinn für sich mit in die Ewigkeit nimmt? Wie ist weiter überhaupt Zeugung der Seelen zu denken? Wie ist der Kampf ums Dasein und Zuchtwahl in der Seelenwelt zu denken?

Von Ihrem Aufsätze „Zur Seelenfrage“ ist doch nun ein Bogen gedruckt, und so wird es nun hoffentlich ruhig vorwärts gehn.

Für mich persönlich will ich Ihnen kurz folgendes sagen. So oft ich irgend Veranlassung finde, mich über einen Gegenstand auszusprechen, fange ich das Nachdenken von neuem an und bilde mir die Ansicht neu, ohne nachzusehen, was ich früher schon einmal darüber gesagt habe.

Dabei kann es dann leicht kommen, daß ich eine andre, eine modificirte Ansicht gewinne; aber so gerathe ich vorwärts und bin doch sicher, mich nie zu verlieren, sondern im Gegentheil mich enger zur Einheit zusammenzuschließen, ohne mich zu verengen. Ja, so erweitere ich mich sogar. Mir ist heute geistig jugendlicher zu Mute, als vor 20–25 Jahren. Im nächsten Bande meines Abrisses werden Sie sehen, wie ich mich zu Darwin stelle.

Für Ihren Glückwunsch zu meinem Geburtstage bin ich Ihnen dankbar.

Arbeiten Sie ruhig und mit Erfolg!

Ihr  
Steinthal

[23] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Neumark, West-Preußen, den 3. Januar 1876

Hochgeehrtester Herr  
Theuerster Herr Professor!

Gestatten Sie, daß ich am Anfange des Jahres Ihnen und Ihrer verehrten Familie die innigsten und ergebensten Wünsche zugleich im Namen meiner Frau ausspreche. Mögen Sie, von Krankheit und allem Übel bewahrt, wie bisher und frisch und kraftvoll vorausleuchten und in Ihrem Hause nur Gutes und Schönes erfahren.

Ich erlaube mir, beiliegend einen kurzen Aufsatz zur geneigten Einsicht zu übersenden.<sup>1</sup> Derselbe versucht das, was ich auf der ersten Seite meines Aufsatzes zur Seelenfrage kurz andeutete, ausdrücklich darzulegen, nämlich daß das Kantische Problem durch Ihre Einleitung in ein neues Stadium getreten ist. Was Ihr Buch implicite mit hinlänglicher Deutlichkeit enthält, habe ich ausdrücklich herausgehoben und für sich hingestellt. Ich meine damit der Sache einen wenn auch kleinen, so doch immerhin nothwendigen Dienst geleistet zu haben.

Ist die Beschäftigung mit Principien vollständig werthlos? Das glaube ich nicht, obwohl ich ganz überzeugt bin, daß es bei weitem werthvollere Beschäftigungen giebt. Ihr Aufsatz: zur Darwinschen Frage, trifft mich gewiß, und ich muß eingestehen, daß ich einen sachlich nicht recht motivirten Gesichtspunkt an Ihre Vergleichung der Menschen- und Thier-Seele herangebracht habe.<sup>2</sup> War aber mein Verfahren subjek-

<sup>1</sup> Glogau schickte seinen Aufsatz „Natur und Seele“ an Steinthal.

<sup>2</sup> Steinthal hatte in dem Aufsatz „Zur Darwinschen Frage“ (ZfV VIII, S. 428–433) nochmals zu Glogaus Beitrag „Zur Seelenfrage [...]“ Stellung genommen.

tiv, so möchte ich entschuldigend hinzufügen, daß ich auch andere Psychologen kenne, denen Ihr non liquet<sup>3</sup> in der Principienfrage das volle Eindringen in Ihr Werk erschwert oder verwehrt hat. Zweitens aber: so sehr Ihre Darlegung des Begriffes „absoluter Unterschied“ mich überzeugt hat, kann ich doch auch jetzt nur sagen, daß viele Wendungen und der ganze Ton des aus dem älteren Werke herübergenommenen Kapitels eine solche Fassung des Begriffes auszuschließen scheinen. Vielmehr schien mir und scheint mir auch noch in der metaph[ysischen] Frage aus jenem Kapitel der Seins-Standpunkt starr und bestimmt engegen zu leuchten.

Sollte Ihre Zeit es gestatten, so würden Sie mich durch ein ganz kurzes Urtheil über den beiliegenden Aufsatz tief verpflichten. Da er doch schwerlich in dem unter der Presse befindlichen Hefte der Zeitschrift noch Aufnahme fände, beabsichtigte ich ihn der von Bratuschek redigirten Zeitschrift<sup>4</sup> anzubieten und bin nicht sicher, wie andere Leser-Kreise ihn aufnehmen werden. – Übrigens habe ich doch nun wenigstens *eine* bedeutend umfangreichere und, wie ich mir einbilde, bedeutend konkretere Arbeit zu Stande gebracht. Der früher bereits erwähnte Aufsatz „Steinthals psychol[ogische] Formeln zusammenhängend entwickelt“ hat sich zu einem kleinen Buche von circa 9 Bogen ausgewachsen, in welchem ich mit manchen leisen Modificationen und mehrfachen Erweiterungen den Organismus Ihrer psychol[ogischen] Formeln zusammenhängend darlege. Ich habe das M[anu]sc[ri]pt vor circa 4 Wochen der Dümmlerschen Buchhandlung geschickt, deren Güte ich auch die Mittheilung Ihres Aufsatzes „Zur Darwinschen Frage“ verdanke, und bin begierig, wie Sie seiner Zeit darüber urtheilen werden. Trotz mancher Abweichung glaube ich sie voll erfaßt zu haben und dadurch, daß ich die Formeln für sich heraushob und sie von der ersten zur letzten in den innigsten Zusammenhang brachte, habe ich, wenigstens nach meinem Erleben zu urtheilen, die Klarheit derselben erhöht.

Für die Rücksendung des religions-philos[ophischen] Aufsatzes sage ich Ihnen den ehrerbietigsten Dank. Ich sah sehr bald ein, wie wenig ein Erguß werth sein konnte, durch den ich mich rein gelegentlich von dem niederschmetternden Eindrucke befreite, welchen Ihre vollständige Negation auf mich ausgeübt hatte.

Von Ihrer großen Güte hoffe ich, daß Sie dieses lange Schreiben nicht unfreundlich aufnehmen werden. Mit den herzlichsten und ergebensten

<sup>3</sup> Non liquet (lat.), (vor Gericht: Die Sache) „ist nicht klar“.

<sup>4</sup> E. Bratuschek war Professor an der Universität in Gießen und verantwortlicher Herausgeber der „Philosophischen Monatshefte“, allerdings nur bis 1876 (Bd. 12). Glogaus Aufsatz über „Natur und Seele“ ist weder dort noch sonst irgendwo erschienen.

Grüßen an Sie und die Ihrigen von mir, meiner Frau und der kleinen Marie, die jetzt leider vielfach krank ist, bin ich

in innigster Verehrung und Dankbarkeit  
Ihr Schüler Glogau

[24] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Kronprinzen-Ufer 25  
den 14. Januar 1876

Verehrter Freund,

Ihr M[anu]s[cript] über die psychologischen Formeln ward mir von der Dümmlerschen Buchh[andlung] zur Durchsicht und Beurteilung zugeschickt. Ich habe es nicht ganz und nicht mit völliger Aufmerksamkeit durchgelesen. So viel ich aber gesehn habe, hatte ich im Ganzen meine rechte Freude daran. Der Wert der Formeln, über den ich zweifelhaft war, und der einheitliche Charakter derselben, den ich nicht mit Absicht gesucht habe, ist mir durch Ihre Herausschälung derselben objectiver gegenübergetreten. Ich weiß noch nicht, wie weit Sie von mir abgewichen sind; aber Sie wissen, daß ich darauf kein Gewicht lege. Sie haben in jedem Falle bewiesen, daß Sie Sich mit aller Energie in meine Formeln hineingedacht haben, und daß Sie dieselben mit voller Selbständigkeit beherrschen. So bleibt mir nur der Wunsch, daß die Arbeit beim sachverständigen Publicum wohlwollende Aufnahme finden möge. Ich habe das M[anu]s[cript] heute der Buchhandlung zurückgegeben und die Annahme desselben empfohlen. Also werden Sie sehr bald Anzeige vom Verlag erhalten. Nun bitte ich Sie nur, bei der Correctur recht sorgfältig zu sein, und namentlich die Formeln recht zu überwachen, daß sie correct und deutlich gesetzt werden, z. B. daß  $a'$  und  $a^1$  nicht verwirrt werde und  $\bar{a}^1$ .

Über Ihren Aufsatz „Natur und Seele“ denke ich weniger günstig. Ich könnte Ihnen nicht raten, denselben zu veröffentlichen. Die Sache ist entschieden noch nicht herausgekommen; es ist nicht klar, was Sie wollen, und ich fürchte, Sie sind [sich] noch nicht klar. Erreichen werden Sie nichts damit. Sie haben 2 Jahre dran gearbeitet; arbeiten Sie noch etliche Zeit daran.

Ich bin sehr fleißig. Im nächsten Heft (X, 1) gebe ich meine Ansicht

<sup>1</sup> Glogaus Schrift „Steinthals psychologische Formeln“ erschien noch 1876 in Ferdinand Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

über Materialismus und Seele.<sup>2</sup> Daran werden Sie sehen, warum ich Ihre Arbeit [über Natur und Seele] nicht genießen konnte. Ich will also jetzt meine Religionsphilosophie stückweise veröffentlichen. Ich muß jetzt entschieden Stellung nehmen, und ich werde mich ganz auf die Erfahrung stellen und jede Transcendenz abweisen, besonders aber zu zeigen versuchen, wie das Gemüt dabei ruhig sein kann. Wie konnten Sie nur glauben, daß eine Äußerung in meiner Classification, der Geist des Menschen habe ursprünglich schon Alles in sich als in einem Keime, auch heute noch von mir vertreten werde. Dieser Satz stammt aus der ersten Auflage von 1850 und war damals, 1849, schon eine tote Reminiscenz aus der Hegelschen Schule. – Daß „der absolute Unterschied“,<sup>3</sup> wie ich ihn jetzt in der Descendenzlehre fasse, in der Einleitung nicht genommen ist, versteht sich von selbst. Denn in der Einleitung stelle ich diesen Begriff dem Belieben des Lesers anheim. Jeder *muß* sich dabei nach *seiner* Weise etwas denken; denn er enthält zunächst Tatsachen, die nicht zu leugnen sind.

Ich habe mit meinem Absagebrief an alles Transcendente lange gezögert. Jetzt bin ich ruhig. Ich kann alle Ideen stürzen sehen; die Ideale und die Erfahrung bleiben mir. Nun gehe ich mutig drauf los und gestalte mir eine gottlose und seelenlose Welt, der es aber nicht im mindesten an Geist und Idealen oder an verkörperten Ideen fehlt. Die Ideen sind unser Product und also ganz immanent.

Meine Frau liegt seit 10 Tagen zu Bett an den Folgen einer Erkältung. Die kleine Irene ist munter. Hoffentlich geht es Ihrer Marie wieder wohl und auch Ihnen und Ihrer l[ieben] Frau nach dem Wunsch

Ihres Steinthal

<sup>2</sup> Steinthal meint hier die Fortsetzung seines Beitrags „Zur Religionsphilosophie“, in ZfV IX (1877), S. 1–50. Vgl. dazu auch die Einleitung zu Bd. I, S. CXXIX ff.

<sup>3</sup> Die Konstatierung eines Unterschiedes zwischen Mensch und Tier, die in die „Einleitung in die Psychologie...“ (1871) übernommen worden war.

[25] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Neumark, West-Preußen, den 10. März 1876

Hochgeehrter Herr  
Theuerster Herr Professor

Ihr freundliches Schreiben vom 14. Januar hat mich mit inniger Freude erfüllt, und ich hätte meinem Dank längst Worte geliehen, wenn

nicht die Absicht, Ihren Rath für meine Unerfahrenheit während des Druckes ev[entuell] zu erbitten, mich hätte zögern lassen. Zu häufig Ihre Zeit in Anspruch zu nehmen aber trug ich Bedenken. Nun ist der Druck fast vollendet, und im Ganzen zu meiner rechten Zufriedenheit.

Daß Sie die Begutachtung meines Manuscripts übernehmen würden, hatte ich mir zwar als möglich gedacht; für diesen Fall zweifelte ich jedoch, daß der Eindruck ein besonders günstiger sein würde. Es ist wohl auch für jemand, der sehr geübt ist, schwer, mit einem Manuscript zurecht zu kommen, und meine Modific[ation] Ihrer Formeln setzt wesentlich mit an dem P[un]kte an, welchen ich schon in meinem früher übersandten Manuscript vielleicht nur zu breit behandelt hatte, nämlich bei der Verpflechtung. Nun das Buch vorliegt, und auch während des Druckes noch nicht unwesentlich gewonnen hat, hoffe ich, werde Ihre günstige Meinung eine volle Bestätigung finden. – Meine Abhandlung über Natur und Seele habe ich zurückgelegt.

Vielleicht haben Sie die Güte, in drei Worten mir einen Rath zu ertheilen über diejenigen Gelehrten, denen ich in erster Linie ein Exemplar der Formeln zu senden hätte. Sie und Herr Prof. Lazarus erhalten wohl direct von Dümmler ein Exemplar? Außer den persönlichen Bekannten, zu denen auch Siebeck<sup>1</sup> in Basel gehört, dachte ich an Paulsen<sup>2</sup>, dessen Kant mir außerordentlich belehrend war, und vielleicht auch an Cohen<sup>3</sup>.

Auf das nächste Heft der Zeitschrift bin ich außerordentlich begierig. Meine ganze Gedankenentwicklung wird so ganz von der Ihrigen beherrscht, daß ich auch in den abweichenden Punkten nur im gleichen Tempo mit Ihnen fortkomme. Übrigens sehr natürlich und auch für Sie

<sup>1</sup> Der Philosoph Hermann Siebeck (1842–1920) war der engste Freund Glogaus, dessen hilfreichster und aufmerksamster Ratgeber; ihr Briefwechsel befindet sich im Glogau-Nachlaß der Universitätsbibliothek Kiel. Wie Glogau hatte Siebeck zunächst klassische Philologie studiert und von dort Zugang zur Philosophie gefunden. Nachdem er sich 1872 in Halle für Philosophie habilitiert hatte, wurde er 1875 an die Universität Basel und 1883 nach Gießen berufen. Sein wichtigstes Werk war das „Lehrbuch der Religionsphilosophie“, das 1893 erschien; in ihm verbinden sich Siebecks psychologisch-historische Forschungsinteressen und sein Glaube an ein Höchstes, Absolutes jenseits aller Empirie. Wie Steinthal und Glogau ging er von Herbart aus, wie diese faszinierte auch ihn die Frage nach einer psychologischen Begründung der Ästhetik („Das Wesen der ästhetischen Anschauung“, 1875). Von seiner „Geschichte der Psychologie“, deren Schwerpunkt die Psychologie des Aristoteles bildet, erschien nur der erste Teil (1880).

<sup>2</sup> Friedrich Paulsen (1846–1908) lehrte seit 1875 als Privatdozent, seit 1878 als a. o. Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Berlin. Glogau erwähnt hier die Schrift „Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Kantischen Erkenntnistheorie“ (Leipzig 1875), in der Paulsen Kants Erkenntniskritik in psychologisch-genetischer Richtung modifiziert und Kants Ablehnung einer transzendenten Metaphysik zurückweist. – Vgl. auch Anm. 3 von Brief Nr. 78.

<sup>3</sup> Über Hermann Cohen vgl. Brief Nr. 18, Anm. 1; vgl. auch Bd. I, S. 229.

wenig neu. Darf ich mir aber aus dieser Sachlage heraus eine leise Mahnung gestatten? Lassen Sie auf den 2. B[an]d der Einleitung nicht etwas zu lange warten? Wenn's andern so geht wie mir, wie ich doch vermuthen muß, so dürfte mancher zu rechnen anfangen, um wieviel größer die Pause zwischen zwei größeren Werken diesmal zu werden verspricht als sonst.

Von der Stelle Ihres Briefes vom 14. Januar, welche mein Manuscript bespricht, habe ich mir einen Gebrauch zu machen erlaubt, welchen ich Ihnen mittheilen muß. Ich habe sie nämlich in Abschrift bei einer Bewerbung um eine Oberlehrerstelle an dem zum 1. October d[ieses] J[ahres] in Berlin zu eröffnenden Thomasgymnasium und zweitens auch meinem hiesigen Schulrath gegenüber als Ausweis über meine wissenschaftliche Thätigkeit neben Einsendung meines Aufsatzes „Zur Seelenfrage“ benutzt. Da sie ganz objectiv gehalten war, glaube ich nicht, daß Sie etwas dawider haben.

Ihnen, Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Töchterchen geht's, wie wir hoffen und wünschen, nach Wunsch. Auch wir können zufrieden sein, unsre Kleine namentlich entwickelt sich schnell und glücklich. Mit den ergebensten Grüßen an Sie alle bin ich

in dankbarer Verehrung  
Ihr Schüler Glogau

[26] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, Kronprinzen-Ufer 25  
den 16. März 1876

Verehrter Freund,

Der Druck Ihres Buches scheint mir in geziemender Schnelligkeit vollendet, und nun wollen wir sehn, wie derselbe aufgenommen werden wird. Siebeck, Paulsen und Cohen könnte ich Ihnen auch nur anraten. Außerdem Drobisch<sup>1</sup>, Ziller<sup>2</sup> und Strümpell<sup>3</sup> in Leipzig,

<sup>1</sup> Leipzig war damals ein Zentrum der Herbart'schen Philosophie: Der Herbartianer Wilhelm Drobisch (1802–1896) war Professor der Mathematik und der Philosophie in Leipzig; er hatte vor allem über Probleme der mathematischen Logik und „Erste Grundlinien der mathematischen Psychologie“ (Leipzig 1850) veröffentlicht.

<sup>2</sup> Tuiskon Ziller (1817–1882) war Herbartianer und lehrte seit 1864 als Professor der Pädagogik in Leipzig.

<sup>3</sup> Auch Ludwig Strümpell (1812–1899), seit 1872 o. Honorarprofessor der Philosophie und Pädagogik in Leipzig, ging unter dem Einfluß Herbarts von einem physischen und

Lotze<sup>4</sup>, Volkman [sic!]<sup>5</sup>. Ein paar Exemplare werden Sie wohl amtlich verteilen müssen, an Falk? Ihren Director oder irgend einen andern Director? Müssen Sie von den obigen einige streichen, so streichen Sie Drobisch und Ziller.

Es unterliegt alles seinem Schicksal, auch die Ausarbeitung von Büchern und das Erscheinen derselben. Mir genügt es in wohl abgewogener Reihenfolge (mit Rücksicht auf äußere Notwendigkeit und innere Stimmung) in ununterbrochenem Fleiße zu arbeiten. Die äußeren Veranlassungen kommen nicht immer wie gerufen, und eins muß aufs andre warten.

Meine Frau hat nach einem übeln Januar und Febr[uar] jetzt wieder gute Tage. Unsre Irene war, abgesehen von Kleinigkeiten, immer munter, und wir sind mir ihr zufrieden.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus  
Steinthäl

Der Druck unseres 9. B[an]d[e]s hat noch nicht begonnen! Der Teufel weiß, warum. Wenigstens ist der erste Bogen noch nicht corrigirt.

psychischen Mechanismus aus, neben dem es aber seiner Ansicht nach noch geistige, auf Wertungen beruhende „frei wirkende Kausalitäten“ gebe.

<sup>4</sup> Der sehr vielseitige und einflußreiche Rudolf Hermann Lotze (1817–1881) begann seine Laufbahn als Professor der Philosophie ebenfalls in Leipzig (1842), lehrte dann lange Zeit in Göttingen (seit 1844) und erhielt noch 1881, kurz vor seinem Tode, einen Ruf an die Berliner Universität. Lotze hatte in Leipzig auch Medizin studiert und versuchte die Anerkennung der Methoden und Resultate der Naturwissenschaften mit seinem ethisch-religiösen Idealismus in Einklang zu bringen.

<sup>5</sup> Wilhelm Fridolin von Volkmar Volkmann (1822–1877), Professor der Philosophie und Psychologie seit 1856 in Prag, Herbartianer, der ebenfalls die psychischen Phänomene nach „den allgemeinen Gesetzen des Vorstellungslebens“ zu erklären versuchte.

[27] JEANNETTE STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, 4. Mai 1876

Geehrter Herr Doctor!

Mein Mann, der von Arbeiten sehr überhäuft ist, beauftragt mich, Ihnen für Ihr übersandtes Buch zu danken. Seine günstige Meinung, die er schon bei Lesung des Manuscripts sich gebildet, hat er Ihnen wol längst mitgetheilt. Für eine Besprechung des Buches hat mein Mann schon eine geeignete Persönlichkeit gefunden. Da ich Ihre Gesinnung, geehrter Herr Doctor, meinem Mann gegenüber kenne, habe ich es gewagt, diese Dankeszeilen zu übernehmen, um ihm wenn auch nur

eine kleine Ausruhe zu gönnen. Er arbeitet im letzten Jahre in angestrengtester Weise, und läßt sich, da er sich einigermaßen wohl dabei fühlt, von Niemandem zurückhalten.

Mein Mann und ich grüßen Sie und Ihre Frau Gemahlin nebst der kleinen Marie herzlich und zeichne mich als

Ihre ganz ergebne  
Jeannette Steinthal

[28] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Neumark, West-Preußen, den 15. Mai 1876

Hochgeehrtester Herr,  
Theuerster Herr Professor,

Gestatten Sie, daß ich Ihnen zu Ihrem morgenden Geburtstage die innigsten und ergebensten Glückwünsche ausspreche. Mögen Sie, wie bisher, so auch in Ihrem 54. Lebensjahre und in vielen, vielen folgenden in der vollen Kraft des Geistes uns voranschreiten als ein Sporn und eine lebendige Mahnung zur Nacheiferung; möge Ihnen der Genuß der Arbeit und ein reiches Glück im Kreise der Ihrigen Ihren schweren Weg erhellen und Sie beseeligen. Vielleicht trägt das Bewußtsein, daß an dem morgenden Tage mit mir viele, denen Sie, wie mir, das geistige Dasein gaben, aus dankbarstem Herzen Ihrer gedenken, dazu bei, den Umblick über Vergangenheit und Zukunft erfreulich zu machen.

Ihrer verehrten Frau Gemahlin sagen wir für ihre außerordentliche Güte unseren ergebensten Dank. Möge das nun beginnende Jahr Ihnen allen die besten und schönsten Gaben in den Schoß legen.

In ehrfurchtsvoller Ergebenheit  
Ihr dankbarer Schüler  
Dr. Gustav Glogau

[29] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Kronprinzen Ufer 25,  
den 25. Juni 1876

Verehrter Freund,

Ich habe erfahren, daß Sie Sich um eine Stelle an einem hiesigen Gymnasium bemühen. Wie gering die Hoffnung auf ein Gelingen ist, wissen Sie ja wohl von früher. Jetzt ist hier neu das Leibnitz-Gymnasium gegründet. Es sind daran zunächst *sechs* Stellen zu besetzen, und dazu haben sich *sechzig* Bewerber gemeldet. Natürlich sind das lauter verhältnismäßig niedere Stellen für die untern Classen. Dabei besteht nun gar in einer großen Anzahl von Stadt-Verordneten eine Abneigung gegen Berufung von Gelehrten von außen her.

Ich erinnere mich, Ihnen einmal geraten zu haben, Sie möchten Sich um eine Professur der Philosophie an der Universität Königsberg bewerben, unter Einsendung Ihres Buches an den Minister und den Ministerial-Rat. Haben Sie das getan? Im nächsten Hefte der Zeitschrift (das vor Michaeli nicht erscheinen kann, da soeben IX,1 erscheint) wird Ihr Buch besprochen werden.<sup>1</sup> Ist Ihnen sonst schon eine Kritik oder Besprechung bekannt geworden? Mir nicht. Solche könnten Sie mit einsenden. Dieser Weg scheint mir hoffnungsvoller, als der zum Gymnasium.

Leben Sie mit den Ihrigen recht wohl!

Unter vielen herzlichen Grüßen, denen sich auch meine Frau anschließt

freundschaftlichst  
Steintal

<sup>1</sup> Die Besprechung schrieb Kurt Bruchmann; sie erschien in: ZfV IX (1877), S. 339–343.

[30] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Neumark, West-Preußen, den 1. Juli 1876

Hochgeehrtester Herr Professor

Für Ihr gütiges Schreiben vom 25. Juni d[ieses] J[ahres] sage ich Ihnen meinen ergebensten Dank. Seien Sie nicht böse, wenn ich etwas ausführlicher antworte. Sie werden in wenigen Zeilen auf beiliegender Postkarte meine Fragen beantworten können.

Als ich im Frühjahr 1873 einen Ruf als Oberlehrer hierher bekam, entschloß ich mich nur mit blutendem Herzen Halle zu verlassen. Ich war durch den Feldzug immer noch so sehr geschwächt, daß ich es für Pflicht gegen meine Familie hielt, dem dringenden Rath meiner Bekannten folgend, die Gelegenheit, circa 10 Jahre in der Carrière zu überschlagen, nicht von der Hand zu weisen. Hier nun, in einem polnisch-ultramontanen Städtchen von 2000 Einwohnern, wo es keinen einzigen Menschen giebt, der für allgemeine Interessen zugänglich ist, fühle ich mich sehr elend.<sup>1</sup> Daher habe ich Versuche gemacht, fort zu kommen, und mich auch um eine Anstellung am Leibnitz-Gymnasium bemüht.<sup>2</sup> Daß meine Aussichten sehr gering seien, wußte ich von Anfang an; auch sonst hat sich bisher Nichts geboten. So fängt der Mangel jeglicher Anregung an, von tödtlicher Wirkung für mich zu werden, nachdem ich fast 3 Jahre unter diesen Verhältnissen gelebt habe.

Vor fast 1½ Jahren gaben Sie mir den Rath, nach Vollendung eines größeren Buches, die Bewerbung um eine Professur zu versuchen und im März d[ieses] J[ahres] riethen Sie, Goeppert<sup>3</sup> und Falk<sup>4</sup> meine Arbeit über Ihre psychol[ogischen] Formeln zu schicken. Dies habe ich thun wollen, und die betr. Exemplare zurückbehalten. Einmal jedoch wollte ich die Entscheidung über das Leibnitz-Gymnasium abwarten – und diese ist [bis] heute noch nicht erfolgt! Dann aber schien es mir sichrer, auf Grundlage vorliegender Kritiken eine so kühne Bitte an die leitende Stelle zu richten. Nun sind solche bisher nicht da. Nur Siebeck in Basel, mit dem ich in Halle als meinem Kollegen an der Realschule viel umging, hat sich brieflich sehr gründlich und eingehend und höchst anerkennend geäußert. Bei meiner ziel[?]genauen Kenntniß seiner Denkweise war mir dies geradezu überraschend. Ob er es aber bald zu einer Recension in der Jenaer Lit[eratur]-Z[ei]t[un]g, für die er arbeitet, bringen wird, steht doch dahin, und so muß ich wohl fürchten, Fortlage zu verfallen.<sup>5</sup> Sie kennen doch dessen Recensionen?

<sup>1</sup> Neumark in Westpreußen (ehemals Nowemiasta) hatte einige handwerkliche Betriebe (Wollweberei, Gerberei, Töpferei) und war als Leinwand- und Viehmarkt nur von regionaler Bedeutung.

<sup>2</sup> Glogau hatte sich um eine Anstellung an dem 1874 gegründeten Leibnitz-Gymnasium in Berlin bemüht.

<sup>3</sup> Heinrich Robert Goeppert (1838–1882) war zunächst (seit 1865) a. o. Professor, dann (seit 1868) o. Professor der Rechte an der Universität Breslau. 1873 wurde er von Kultusminister Falk in das preußische Kultusministerium berufen, wo er sich – zuletzt als Vortragender Rat – um die Entwicklung der Universitäten große Verdienste erwarb.

<sup>4</sup> Adalbert Falk (1827–1900) war von 1872 bis 1879 preußischer Kultusminister.

<sup>5</sup> Karl Fortlage (1806–1881) lehrte seit 1846 in Jena; 1873 wurde ihm dort Kuno Fischers Lehrstuhl für Philosophie übertragen. Sein Hauptwerk war die „Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant“ (1852). Seit 1855 hatte er allerdings fast ausschließlich über

Ich hatte den Plan, in diesen Tagen nach Berlin zu kommen, um Sie zu sehen, mich Herrn Prof. Lazarus und Paulsen vorzustellen, und dann auch bei den Herren im Ministerium anzuklopfen. Außer Ihnen und Siebeck hat nur Paulsen ein Lebenszeichen auf die Übersendung meiner Schrift gegeben, und zwar dieser vor der Lectüre.<sup>6</sup> Nun aber sagt man mir, ich finde wohl Goeppert pp<sup>7</sup> gar nicht mehr in Berlin – da ist es mir zweifelhaft, ob ich die Reise nicht lieber bis auf den Herbst verspare. Außerdem erscheint zu Michaelis als Programm-Arbeit ein specimen meiner Thucydides-Forschungen, die ich im nächsten Jahre hoffe erscheinen zu lassen.<sup>8</sup> Das wäre ein kleines Gewicht mehr in die Wagschale.

Durch Ihren gütigen Brief ermuthigt, habe ich mich nun folgendermaßen entschlossen. Entweder gleich, oder zum Herbst – und hierüber wollen Sie mir freundlichst rathen – will ich mich beim Ministerium um eine außerordentl. Professur in einer *beliebigen* Universität bewerben und gleichzeitig privatim an Goeppert schreiben, dem ich mich 14 Tage später vorstellen würde. Ich würde hinzufügen, daß mir auch jede andere Verwendung recht sei, die mir ein wissenschaftl[iches] Leben ermöglichte. Ich ginge z. B., falls Herr Prof. Lazarus dazu etwas thun könnte, ganz gern nach der Schweiz, ja selbst nach Rußland.

Entschuldigen Sie, hochgeehrtester Herr Professor, daß ich an Ihrem kleinen Finger gleich die ganze Hand genommen und Sie nochmals bemühe. Wie würde es mich freuen, Sie bald einmal, wenn auch nur auf Stunden, wiederzusehen!

In tiefster Verehrung  
Ihr dankbarer Schüler Glogau

Themen der Psychologie publiziert, in der er die subjektiv empirische Richtung vertrat. – In der Jenaer Literaturzeitung (Nr. 17, vom 28. April 1877) hatte Fortlage schließlich doch in einer ausführlichen Sammelbesprechung auch Glogaus Arbeit über „Steinthal's psychologische Formeln . . .“ (Berlin 1876) recht kritisch rezensiert. Er hält es für abwegig, die Herbartsche Formelschrift, die Steinthal als ein gelegentliches Hilfsmittel für ein spezielles Thema der Sprachwissenschaft eingesetzt habe, nun zur Erklärung für alle psychologischen Themata heranzuziehen. Gerade für die Untersuchung differenzierter seelischer Prozesse sei die (chemische!) Formel zu starr und plump.

<sup>6</sup> Friedrich Paulsen (1846–1908), einst ein Schüler Steinthal's, war inzwischen – seit 1875 – als Privatdozent der Philosophie und Pädagogik dessen Kollege an der Berliner Universität geworden. Vgl. Anm. 2 zu Brief Nr. 25 und Anm. 3 zu Nr. 78.

<sup>7</sup> Pp. [lat.: „perge, perge“], „fahre fort“, und so weiter.

<sup>8</sup> Das „Probestück“ von Glogaus Thucydides-Forschungen erschien unter dem Titel „Die Entdeckungen des Thucydides über die älteste Geschichte Griechenlands“, Programm des Progymnasiums zu Neumark in W.-Preußen 1876.

## [31] GUSTAV GLOGAU AN JEANNETTE STEINTHAL

Neumark, West-Preußen, den 27. Juli 1876

Hochgeehrte Frau Professor

Die außerordentliche Güte, welche Sie durch Ihr Schreiben vom 4. Mai d[ieses] J[ahres] mir erwiesen haben, giebt mir die Kühnheit, in einer Angelegenheit, mit welcher ich Ihren Herrn Gemahl nicht nochmals beschweren möchte, mir eine Anfrage an Sie zu erlauben.

Ihr Herr Gemahl war so freundlich, unterm 25. Juni d[ieses] J[ahres] in Bezug auf meine persönlichen Aussichten und Wünsche einige Zeilen an mich zu richten, und mich zu fragen, ob ich beim Ministerium den Versuch gemacht, in Königsberg eine Professur zu erlangen. Ich erwiderte am 1. d[ieses] M[onats], ich gedächte diesen Versuch jedenfalls zu machen, sei aber über einige formelle Punkte nicht klar und erbat über dieselben die Ansicht Ihres Herrn Gemahls in ganz wenigen Worten.

Bei der geringen Energie der hiesigen Postverwaltung habe ich schon mehrfach Briefe entweder sehr verspätet oder auch gar nicht erhalten. So erscheint es mir möglich, daß auch jetzt ein Brief verloren gegangen sei. Hierüber nun, hochgeehrte Frau, wollen Sie mich freundlichst verständigen. Ich mag nicht annehmen, daß Widerwärtigkeiten irgend welcher Art den Herrn Professor bisher an der Antwort gehindert haben.

Indem ich, hochgeehrteste Frau, mich und die Meinen, denen es wohl geht, Ihrem ferneren Wohlwollen angelegentlich empfehle, und Sie bitte, die genommene Freiheit mit der Nähe der Universitäts-Ferien entschuldigen zu wollen, während welcher Sie doch zweifellos verreist sind, zeichne ich ehrerbietigst als

Ihr ergebenster  
Dr. Gustav Glogau

## [32] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin N. W., Kronprinzen-Ufer 25  
den 28. Juli 1876

Verehrter Freund,

Ihren Brief von gestern habe ich erhalten, wie überhaupt wohl die Post ihre Schuldigkeit getan hat.

Ich habe vorgestern mit Bertram<sup>1</sup> gesprochen und gelegentlich auch

<sup>1</sup> Dr. H. Bertram, zunächst Lehrer am Friedrich-Werderschen Gymnasium, war zu dieser Zeit Stadtschulrat in Berlin.

Ihrer gedacht. Er wußte von Ihnen. Aber es schien mir nicht, als hätten Sie von dieser Seite viel zu hoffen, zumal Sie nur eine höhere Stelle annehmen könnten. – Ich habe auch mit meinem Schwager über Sie gesprochen. Er meint, wie ich, Sie sollten ein paar Besprechungen Ihrer Schrift abwarten, und dieselben dann mit der Schrift dem Minister zuschicken und darauf hinweisend um Versetzung bitten, sei es an eine Universität, sei es an ein Gymnasium, wenn nur nach einer Stadt, wo es größere litterarische Hilfsmittel gibt. Schreiben Sie nicht devot, sondern in ruhigem Selbstbewußtsein. Sie werden die rechte Mitte schon finden.

Meine Frau ist von den Ärzten nach Reinerz (Schlesien) geschickt,<sup>2</sup> wo sie seit drei Wochen ist. Ich werde in 8 Tagen zu ihr reisen, und wir werden dann zusammen noch 14 Tage dort bleiben. Meine Frau hat das Kind mit sich genommen, das dort sehr gut gedeiht.

Ich hoffe, daß die lieben Ihrigen wie Sie recht munter sind und verbleibe mit vielen Grüßen der

Ihrige  
Steinthal

<sup>2</sup> Reinerz in Niederschlesien (heute poln. Duszniki Zdrój) war wegen seiner radioaktiven, arsen- und eisenhaltigen Heilquelle schon im 15. Jahrhundert bekannt und hatte seit etwa 1800 Badebetrieb. Seit 1928 konnte es sich Bad Reinerz nennen.

[33] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Schönefeld bei Leipzig, den 19. September 1876

Verehrter Freund,

Ihr Programm<sup>1</sup> habe ich erhalten und gestern auch Ihren Brief. Ich beeile mich, nach einmaliger Lesung Ihrer Abhandlung, und ohne daß ich einen Thukydides bei der Hand hatte, Ihnen zu antworten, weil ich Ihre Abreise fürchte, wenn ich zögerte.

Sehr erfreut hat mich zu sehen, wie Sie scharf und tief in des Autors Geist eindringen und dabei einerseits dessen schöpferische Ideen an das Licht stellen, welche ihn zum ersten wirklichen Historiker machen, und doch andererseits mit Zartheit unterscheiden, was ihm völlig bewußt ist

<sup>1</sup> Für das Herbstprogramm des Progymnasiums in Neumark/W.-Pr. hatte Glogau einen größeren Aufsatz über „Die Entdeckungen des Thucydides über die älteste Geschichte Griechenlands“ geschrieben (Neumark 1876). – Glogaus Brief ist verlorengegangen.

und was nur als treibende Macht seines Bewußtseins wirksam ist, aber ihm selbst wenigstens nicht klar wird.

Dies kann ich aber rückhaltlos nur von Ihrer Einleitung und Ihrem A gelten lassen. Bei Ihrem B fürchte ich, daß das Streben nach Klarheit Sie zu weit geführt hat. Dieses Streben bewirkte gerade Undeutlichkeit, indem Sie Sich genötigt sehen zu setzen und dann wiederaufzuheben, um doch wieder zu setzen, ohne Objectivität zu erreichen. Dazu kommt nun freilich, daß die Untersuchung nicht völlig durchgeführt ist. So erkennt man auch Ihre Ansicht von dem ganzen psychologischen Prozeß der Entstehung des Proömium im Bewußtsein des Autors nur ganz im allgemeinen.

Diesen Eindruck hat Ihre Arbeit auf *mich* gemacht. Wenn ich nun sagen soll, welche Aufnahme in der philolog[ischen] Welt sie finden dürfte, so meine ich, Sie müssen nicht viel erwarten. Für das Gute sogar, das ich hervorgehoben habe, haben nur Wenige von diesen Leuten Sinn; sie verstehen die Aufgabe gar nicht, welche Sie Sich gestellt haben; sie begreifen nicht, was Sie wollen. Wenn sie aber Ihr A einfach nur nicht begreifen oder verstehen, so wird Ihr B, fürchte ich, geradezu ein Stein des Anstoßes, nämlich des Mißverständnisses werden, und Sie werden viel Unsinn dabei zu hören bekommen, wenn sie nicht ganz schweigen. Versuchen Sie es doch einmal und schicken das Programm an O. Ribbeck<sup>2</sup> und Koechly<sup>3</sup>, beide in Heidelberg. Von Ribbeck ist ja bekannt, daß er auf den Zusammenhang der schriftstellerischen Werke der Classiker sorgsam eingeht, wobei er freilich oft zu kritischen Operationen und namentlich Umstellungen seine Zuflucht nimmt. Also fern ist auch er von Ihrer Methode; es wäre nur die Frage, ob er Sinn für Ihr Unternehmen hat. Kirchhoff<sup>4</sup> wäre freilich auch nicht geradezu abzuweisen, obwohl er Ihre Interpretation kurzweg „subjectiv“ finden dürfte, fürchte ich.

<sup>2</sup> Der klassische Philologe Otto Ribbeck (1827–1898), 1856 nach Bern und 1861 nach Basel berufen, lehrte als o. Professor der klassischen Philologie seit 1862 in Kiel, seit 1872 in Heidelberg und seit 1877 in Leipzig. Ribbeck hatte einige Semester in Berlin studiert, war mit Paul Heyse befreundet und hatte auch zu Lazarus freundschaftlichen Kontakt (vgl. Bd. I, bes. S. 116 und 119 ff.); so ist es sehr wahrscheinlich, daß er auch Steinthal persönlich kannte.

<sup>3</sup> Hermann Köchly (1815–1876) hatte sich 1848 für die Sache der Revolution engagiert und mußte daher nach deren Scheitern fliehen. 1850 wurde er o. Professor der klassischen Philologie in Zürich, 1864 folgte er einem Ruf nach Heidelberg. Glogaus Programm hat er wahrscheinlich nicht mehr gelesen: Auf einer Reise durch Griechenland stürzte er am 19. Oktober 1876 vom Pferd und starb an den Folgen des Unfalls am 3. Dezember in Triest.

<sup>4</sup> Adolf Kirchhoff (1826–1906) lehrte seit 1865 als Nachfolger August Boeckhs klassische Philologie an der Berliner Universität.

Sie gehen nach Winterthur.<sup>5</sup> Das kann eine ganz günstige Wendung Ihres Schicksals sein. Zuerst wird es darauf ankommen, in welchem Maße Ihnen die neue Stellung gefallen wird. Bei meinem Schwager stehen die Schweizer in gutem Andenken.<sup>6</sup> In diesem Völkchen lebt ein sehr kerniger Bürger-Sinn, wie wir Deutschen ihn seit 300 Jahren verloren haben. Volksfeste zu feiern versteht kein andres Volk, wie sie. Sie werden die Schüler etwas schwerfällig finden: sie begreifen nicht leicht; aber sie sind strebsam und gediegen, treu. Die Schweizer lieben die Deutschen nicht; solche Abneigung muß und kann man durch sein persönliches Auftreten überwinden. Man muß bei persönlicher Zurückhaltung sachlich sich zuvorkommend und liebevoll zeigen.

Sie werden aber schwerlich für immer in Winterthur bleiben wollen. Nun, kommt Zeit, kommt Rat. Warten Sie Besprechungen Ihres Buches ab, und wenn dann irgendwo eine Stelle zu besetzen ist, die Ihnen besser zusagt, so bewerben Sie Sich. Vielleicht und hoffentlich ist dann überhaupt Ihr Name schon bekannter geworden. Vielleicht gewinnen Sie eine Stelle an einer der schweizerischen Universitäten, Bern, Zürich, Basel.

Wir sind, meine Frau, Irene und ich, im allgemeinen recht wohl, wenn auch nicht ohne kleine Schwächen. Meine Frau war um ihrer Brust willen sechs Wochen in Reinerz (Schlesien), und der Aufenthalt dort hat ihr wohlgetan. Sie hatte natürlich die Kleine mit sich. Ich verfügte mich dann auch zu ihr, und so lebten wir noch 14 Tage in Reinerz sehr vergnügt zusammen. Seit etwa einer Woche leben wir nun hier, wie jedes Jahr in letzter Zeit. Wir werden noch ungefähr 14 Tage hier bleiben. Das Wetter wird entscheiden.

Ich mit den Meinigen grüße Sie und die Ihrigen herzlich,

Steinthal

<sup>5</sup> Glogau, dem das entlegene Neumark auf die Dauer unerträglich geworden war, nahm eine Stelle als Lehrer am Gymnasium in Winterthur in der Schweiz an. Von der dortigen Vakanz hatte ihm der Freund Hermann Siebeck berichtet, der damals an der Universität Basel als Professor der Philosophie lehrte.

<sup>6</sup> M. Lazarus hatte von 1859 bis 1866, seit 1862 als o. Professor der Philosophie an der Universität in Bern gelehrt (vgl. Bd. I, S. XXVIff.).

[34] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Bahnhof Bischofswerder<sup>1</sup>, den 24. September 1876

Hochgeehrtester Herr Professor

Für Ihr gütiges und eingehendes Schreiben herzlichst dankend, spreche ich Ihnen zuerst meine Freude darüber aus, daß Ihnen meine Arbeit gefallen hat. Ich hoffe es mit Bestimmtheit, denn sie ist doch wohl das, was Sie unter einer „völkerpsychol[ogischen] Analyse“ verstehen. Auch kann Ihnen nicht entgehen, daß nicht bloß die Art, die Sache anzufassen, sondern auch Ausdruck und Satzbau Ihnen abgelauscht sind. Mich von jeder äußerlichen Nachahmung völlig frei wissend, könnte ich Ihnen überall die Stellen von Ihnen anführen, die mich in Gedankenlauf und Ausdruck, und sogar oft mit vollem Bewußtsein, geleitet haben. – Übrigens ist ja die Sache klar und Sie haben sie vor bald 14 Jahren in der Widmung an Boeckh<sup>2</sup> ans Licht gestellt.

Was Sie an B tadeln, hat seine volle Richtigkeit. Nach meiner Neigung, die wirkliche Redaction des Manuscripts so spät wie möglich und dann schnell vorzunehmen, hatte ich mir den Setzer auf die Finger kommen lassen, und B war zu drucken bereits begonnen, als ich das in III und IV Gesagte in der Form fand, in der ich es darlegte. Durch Nachflicken in der Correctur konnte ich die Übereinstimmung mit I und II noch einigermaßen erreichen, war aber gezwungen, aus der Noth eine Tugend zu machen. – Übrigens möchte ich stark darauf hinweisen, daß ich, nach der „Vorbemerkung“, das Stück eines größeren Buches gebe, das im Rohbau seit 5 Jahren vollendet ist. Es folgt in demselben später ein umfangreicher Abschnitt: „Die psychol[ogische] Form des Thuk[ydideischen] Geistes“, welcher das Centrum und den Höhepunkt des Ganzen zu bilden hat.<sup>3</sup> Das Programm dürfte  $\frac{1}{3}$  des Ganzen ausmachen. Vielleicht gelingt es mir, auf mein Programm hin einen Verleger zu finden, der mich angemessen honorirt; meine pek[uniären] Verh[ältnisse] sind bescheiden und durchaus nicht glänzend.

<sup>1</sup> Bischofswerder war die Bahnstation von Neumark.

<sup>2</sup> Steinthal hatte seine 1863 erschienene „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik“ dem Sprachwissenschaftler August Boeckh zugeeignet; dieses vierseitige, an seinen Lehrer gerichtete Widmungsschreiben enthielt auch die zweite, vermehrte und verbesserte Auflage von 1890 (Nachdruck 1961). – Glogau denkt bei diesem Hinweis wohl besonders an den zweiten Absatz dieser Zueignung: „Sie gaben mir einen Begriff der Philologie, eine Anschauung von ihrer Aufgabe, ihrer Verfahrensweise [...]; und da ich gleichzeitig in voller Hingebung Ihren Worten lauschte und in Humboldts Schriften suchte: so verschmolz, was ich hier fand mit dem, was ich von Ihnen hörte, mir selbst unbewußt zum einheitlichen Ideenkreise [...].“

<sup>3</sup> Die hier angekündigte Arbeit ist nicht erschienen.

Von sonstigen Arbeiten ist das im „Schluß“ der Formeln versprochene psychol[ogische] Buch doch schon im Werden. Sie kennen ja das vor 2 Jahren Ihnen übersandte Manuscript. Namentlich aber beschäftigen mich die Grundbegriffe der Philos[ophie], worüber Ihnen die Abhandlung „Natur und Geist“ im Manuscript vorlag. Ihre Arbeit in der Zeitschrift<sup>4</sup> habe ich mit glühendem Interesse und großem Nutzen durcharbeitet, weiche aber bis jetzt wesentlich von Ihnen ab und behalte die in genannter Abhandlung und einigen Abschnitten der „Formeln“ genommene Straße. Über die Religion dürfte ich aber recht wohl im Laufe der Zeit Ihnen sehr nahe kommen.

In Winterthur – ich schreibe dies auf einer Reise zu meiner Mutter nach Tilsit –, wohin wir am 29. Abends abreisen, denke ich für jetzt mindestens 2, vielleicht 3–5 Jahre zu bleiben. Wollen Sie gütigst von etwa sich bietenden Aussichten, die mir dort leicht entgehen könnten, mir Kenntniß geben. Vor Allem bin ich auf die Kritik der Formeln in der Zeitschrift gespannt. Wer hat sie übernommen? Nun, Sie meinten ja, das Heft würde im October da sein.

Meine Zeit ist zu Ende. Nehmen Sie die besten Wünsche zu Ihrer (Sommer? oder) Herbst-Frische in Schön[e]feld. Es freut uns sehr, daß es Ihrer Frau Gemahlin besser und Ihrem Töchterchen stets wohl geht. Vielleicht sprechen Sie gelegentlich auch Ihrem Herrn Schwager meine dankbare Verehrung für ihn aus.

In innigster Ergebenheit  
Ihr dankbarer Schüler  
Dr. Gustav Glogau

<sup>4</sup> Gemeint ist wahrscheinlich Steinthals Aufsatz „Zur Religionsphilosophie“, dessen erster Teil in Bd. VIII der ZfV (1875), S. 257–299, erschienen war und dessen zweiter Teil (Bd. IX, 1877, S. 1–50) Glogau schon vorlag.

[35] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Winterthur, den 28. December 1876

Hochgeehrtester Herr Professor

Gestatten Sie, daß ich den bevorstehenden Jahreswechsel benutze, um Ihnen mit meiner Frau die herzlichsten und ergebensten Wünsche für Ihr und der Ihrigen Wohlergehen auszusprechen. Wenn ich dies ein paar Tage vor der Zeit thue, so geschieht dies in Erinnerung an den 29. December 1867, wo ich vor meiner Abreise nach Polen einige Stunden zum Abschiede bei Ihnen verweilte. So konnte ich den

Geburtstag Ihrer Frau Gemahlin nicht vorübergehen lassen, ohne daß wir unsere Wünsche für eine bessere Gesundheit und ein ferneres erfreuliches Gedeihen der kleinen Irene hinzufügen. Mögen Sie alle im neuen Jahre in geistiger und leiblicher Frische in froher Schaffenskraft Ihr Familienglück ungestört weiter genießen.

Uns geht's hier allerdings weit besser wie in Neumark, wenn sich das fremde Land namentlich für das Familienleben auch fühlbar genug macht. Unsre kleine Else, die hier geboren wurde, gedeiht, und Marie, welche wenige Wochen älter ist als Ihre Irene, ist ein niedliches Kind und nur fast zu weit für ihr Alter entwickelt, obwohl wir unsrerseits Anregung sorgfältig zu vermeiden suchen. – Die Stadt ist gradezu prachtvoll im Verhältniß zu ihrer Größe, das Stadthaus ein monumentales Gebäude von Semper<sup>1</sup>, Parks und Villen überall. Nur hat die absolute Herrschaft der social-demokratischen Partei die früher blühenden Finanzen der Stadt durch ganz unsinnige Eisenbahnbauten vollkommen zerrüttet und eine Steuerlast hervorgerufen, die auch nach deutschem Maße sehr drückend ist. Dazu ist die Theuerung fast in jeder Richtung viel größer als in dem ganz nahe gelegenen großen Zürich. – Übrigens ist es das alte Spiel: Die Führer der Bewegung werden reich und fahren in Equipagen, und man erzählt sich, daß sie von dem souveränen Volk als ihrem „Stimmvieh“ sprächen. – Lange<sup>2</sup>, welcher die Bewegung im Kanton Zürich mit hervorgerufen und den social-demokratischen „Landboten“ mehrere Jahre redigirt hat, war zuletzt sehr wenig erbaut vom eigenen Werke. Die Erinnerung an ihn ist hier

<sup>1</sup> Der Architekt Gottfried Semper (1803–1879) hatte nach seiner Beteiligung am Dresdner Maiaufstand 1849 ins Ausland fliehen müssen und sich von 1853 bis 1871 in Zürich niedergelassen. Das Winterthurer Stadthaus am Nordrand der Altstadt wurde von ihm von 1865 bis 1868 erbaut.

<sup>2</sup> Friedrich Albert Lange (1828–1875) hatte auf Wunsch des Vaters ein Studium der Theologie (!) und Philosophie in Zürich begonnen, später setzte er es – ergänzt durch klassische Philologie, Pädagogik und Mathematik – in Bonn fort und habilitierte sich dort 1855 für Philosophie und Pädagogik. Lange ist fortan als Universitätsdozent, als Gymnasiallehrer, Redakteur und politisch immer mehr zugunsten der Arbeiterbewegung tätig gewesen. 1866 holt ihn sein Zürcher Jugendfreund Bleuler in die Redaktion des Winterthurer „Landboten“. Im gleichen Jahr erschien Langes später berühmt gewordenes Hauptwerk, die „Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart“ (in überarbeiteter Fassung 1872). 1870 wurde Lange zum Professor der Philosophie an der Universität Zürich ernannt. Seit 1872 lehrte er in Marburg vor großem Auditorium, schon gezeichnet von der unheilbaren Krankheit. – In seinem Hauptwerk, das eine große negative und positive Resonanz auslöste, wollte Lange seinen Zeitgenossen zeigen, daß der Materialismus zwar für die Naturwissenschaften die allein fruchtbare Methode sei, daß er die Fragen der Metaphysik aber unbeantwortet lasse. Die Frage nach einer letztgültigen Erkenntnis münde in den Zweifel. – Steinthal hat sich eingehend mit Langes Werk auseinandergesetzt in seinem zweiten Artikel „Zur Religionsphilosophie“, in: ZfV IX (1877), S. 1–50, weshalb Logau wohl auch so ausführlich über das schreibt, was er in Winterthur über ihn erfuhr.

sehr lebendig und man spricht mit ungetheilter Hochachtung und Verehrung von ihm. Bleuler, welcher ihn 1867 nach Winterthur rief, ist jetzt Stadt-Präsident, Nationalrath etc. und der allmächtige Mann im Kanton Zürich.<sup>3</sup> Er hat in einem social-demokratischen Volks-Kalender Langes Leben kurz beschrieben, und diese Beschreibung ist auch der neuen Auflage der „Geschichte des Materialismus“ vorgedruckt. – Übrigens hat Lange eine kurze Zeit auch die Lehrerstelle verwaltet, welche ich jetzt inne habe.–

Die Selbstanzeige Ihres „Ursprungs der Sprache“ ist mir zwar erst vor Wochen zu Gesichte gekommen, und ich habe mit großer Freude gesehen, daß Sie sich auch über die „Formeln“ äußern wollen. Hoffentlich geht mir das Buch nunmehr recht bald zu. Von mir erschienen im Februar „Zwei wissenschaftliche Vorträge über die Grundprobleme der Psychologie“, und zwar bei Niemeyer in Halle, da die Dümmler'sche Buchhandlung den Verlag wegen einstweiliger Überbürdung ablehnte. Ich habe die Vorträge vor vier Jahren in Halle gehalten und jetzt sehr sorgfältig durchgearbeitet. Sie sind freilich nur philosophischen Denkens fähigen Leuten zugänglich; für diese aber dürften sie einen Werth haben, welcher demjenigen vergleichbar ist, den für mich und andere die meisterhaften populären Arbeiten der Naturforscher besitzen. Der für die *Z[e]itschr[ift] f[ür] V[öl]k[er]ps[ychologie]* bestimmte Aufsatz ist dadurch zurückgeblieben; er ist jetzt zur Hälfte fertig und wird gewiß im Februar 77 beendet.<sup>4</sup> Da IX, 3 noch nicht erschienen ist, kommt er so wohl jedenfalls noch zur Zeit.

Ihrem verehrten Herrn Schwager, Herrn Professor Lazarus, wollen Sie mich ganz ergebenst empfehlen. Er hatte die Freundlichkeit, mir in seinem zweiten Briefe einen Gruß an die Philologen Hug<sup>5</sup> und Wölflin<sup>6</sup>

<sup>3</sup> Der Schweizer Politiker und Journalist Salomon Bleuler (1829–1886), der seinen Jugendfreund F. A. Lange als Mitredakteur an den „Landboten“ geholt hatte, war das Zentrum der demokratischen Bewegung in Zürich. Als jedoch das von Bleuler nur widerstrebend unterstützte Nationalbahnunternehmen fehlschlug und seine Sozialpolitik abgelehnt wurde, zog sich Bleuler Ende der 70er Jahre enttäuscht aus der Politik zurück.

<sup>4</sup> Es handelt sich wohl um Glogaus Aufsatz „Darlegung und Kritik des Grundgedankens der Cartesianischen Metaphysik“, der später in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 73 (1878), S. 209–263, erschien, da Steinthal ihn für seine Zeitschrift abgelehnt hatte.

<sup>5</sup> Arnold Hug (1832–1895) war zunächst, d. h. 1856–1869, Lehrer am Progymnasium in Winterthur gewesen, hatte sich dann 1866 an der Universität Zürich habilitiert und wurde dort 1869 zum ordentlichen Professor der klassischen Philologie ernannt. Große Anerkennung fanden vor allem seine sorgfältigen Editionen griechischer Schriftsteller.

<sup>6</sup> Der Schweizer Eduard Wölflin (1831–1908) war klassischer Philologe und Begründer des *Thesaurus Linguae Latinae*. Nachdem er zunächst als Gymnasiallehrer in Winterthur unterrichtet hatte, wurde er 1869 Professor der klassischen Philologie in Zürich, 1875 aber nach Erlangen berufen und 1880 schließlich nach München.

[sic!] aufzutragen. Ersterer ist jetzt ordentl[icher] Prof[essor] der Philo-  
l[ogie] zu Zürich und ich habe ihn in Folge dieser Empfehlung besucht  
und einen echten deutschen Gelehrten alten Schlages in ihm gefunden;  
letzterer ist ebendasselbe in Erlangen, daher ich ihn nicht habe aufsuchen  
können.

Leben Sie wohl, hochgeehrtester Herr, und seien Sie mit den Ihrigen  
nochmals ergebenst von uns begrüßt. Die kleine Marie namentlich  
grüßt „Onkel Steinthal“, den sie täglich auf meinem Schreibtische  
sieht, und ihre unbekannt kleine Freundin Irene, und läßt sie bitten, sie  
im nächsten Sommer zu besuchen.

In inniger Verehrung  
Ihr Glogau

[36] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Kronprinzen-Ufer 25  
den 30. December 1876

Verehrter Freund,

Ich danke Ihnen herzlich für den Ausdruck Ihrer Gesinnung zum  
Neujahr. Seien Sie überzeugt, daß ich mit meiner Frau oft Ihrer und  
Ihrer lieben Familie gedenke, und zwar immer im Gefühle der Gewiß-  
heit einer felsenfesten Freundschaft.

Ich bin allerdings von je her etwas schweigsam gewesen, und so bin  
ich auch noch im Rückstand mit unserer Gratulation zu Ihrem zweiten  
Töchterchen. Möge sie Ihnen mit der älttern ein Quell reicher Freude  
sein und bleiben.

Ich habe in letzter Zeit Herbarts Pädagogik gelesen, die mir bisher  
ganz fremd geblieben war. An manchen Stellen sagte ich mir, daß er sie  
mit Erinnerung an die Schweiz niedergeschrieben. Er dachte nicht  
schlecht über das gemisbrauchte, bestohlene „Stimmvieh“.

Zur Länge des Lebens stehen die traurigen Erfahrungen in directem,  
die glücklichen in indirectem Verhältnis.

Ich befinde mich recht wohl, und dasselbe darf ich von Irene sagen.  
Meiner Frau geht es wechselnd. Eine Reise nach der Schweiz werden  
wir in dem bevorstehenden Jahre schwerlich unternehmen, und ich  
wage nicht zu hoffen, daß es in den nächsten Jahren geschehe.

Mit diesen Zeilen zugleich lege ich für Sie ein Exemplar meines  
Ursprungs der Sprache auf die Post.<sup>1</sup> Die Formeln sind nur angedeutet,

<sup>1</sup> Die 3., erweiterte Auflage von Steinthals „Der Ursprung der Sprache“ (Berlin 1877).

fast nur, um Sie citiren zu können. Von Darwin werden Sie genügend finden. Von Ihren zwei Vorträgen habe ich durch Sie zuerst gehört. Dümmlers haben mir nichts gesagt.

Ihre Formeln kann ich erst gründlich vornehmen, wenn ich selbst wieder an die Überarbeitung meiner Psychologie komme, was in den nächsten Jahren schwerlich geschehen kann. Ich muß zunächst ernstlich an meine Charakteristik, dann gehe ich an den historischen Ursprung (oder die Urgeschichte) der Sprache. Dabei wird die Psychologie heran kommen.

Jetzt bin ich mit einer Abhandlung über die ethische Idee der Vollkommenheit beschäftigt.<sup>2</sup> Sie muß bald fertig werden. Wie viel Neues dabei zu Tage kommt, bleibt noch dahin gestellt.

Heft IX, 3 wird in diesen Tagen oder Wochen erscheinen. IX, 4 soll sogleich begonnen werden. Über welches Thema ist denn Ihr Aufsatz?

Wiederholt von mir und meiner Frau die besten Grüße und Wünsche für Sie und die Ihrigen.

Steinthal

<sup>2</sup> Der Aufsatz „Die ethische Idee der Vollkommenheit“ erschien in Bd. XI der ZfV (1880), S. 161–223.

[37] GUSTAV GLOGAU AN HEYMAN STEINTHAL

Winterthur, den 6. Januar 1877<sup>1</sup>

Hochgeehrtester Herr Professor

Haben Sie meinen herzlichsten und ergebensten Dank für Ihren lieben Brief und Ihre Gabe. Möge ich Ihrer freundlichen Theilnahme und Ihres freundschaftlichen Wohlwollens mich mehr und mehr werth zeigen; jedenfalls giebt es keinen Sporn für mich, der mit dem Bewußtsein nur annähernd sich könnte vergleichen lassen, daß mir in Ihren Gedanken ein kleines Plätzchen gesichert ist.

Wenn ich mir nun wieder mit einiger Ausführlichkeit an Sie zu schreiben erlaube, so liegt's mir ganz ferne, auf eine Antwort zu rechnen; und wenn Sie nicht Alles billigen und Sie nicht Alles interessirt, was ich sage, so beansprucht das Lesen des Briefs ja nur wenige Minuten.

In Ihrem Buche habe ich nur erst blättern können. Ihre Selbstkritik ist

<sup>1</sup> Der Briefbogen enthält am Kopf sechs kleine Abbildungen von Winterthur, Stahlstiche von C. Rorich & Sohn, Nürnberg.

mir hochinteressant und belehrend! Wie ich meinen eigenen Darwinismus aus Ihrem geschöpft habe (bes. der Kritik Geigers)<sup>2</sup>, so freut es mich, daß Sie ihn nun auch selber principiell in die Sprachwissenschaft aufnehmen. Dabei will mir scheinen, daß mein kritischer Einwand „zur Seelenfrage“ nun doch zum Rechte gekommen ist.<sup>3</sup> In Ihrem Aufsätze „Zur Darwinischen Frage“ hatte mich die Zusammenstellung mit Hellwald<sup>4</sup> frappirt und geschmerzt, da mir dieser Mann ganz besonders zuwider ist. – Übrigens werden die Gegner, voran Tiedemannus redivivus<sup>5</sup>, mächtig in's Horn stoßen. Den meisten, wo nicht allen, wird das Verständniß dafür vollständig fehlen, *wie gering* die Wendung ist, welche Sie der Sache gegeben haben. Da mich nur wenig von den Äußerungen jener Männer erreicht, ich auch weder Zeit noch Lust habe, mit ihnen zu kämpfen, so will ich in positiver Darlegung recht bald das Verhältniß Ihrer neuesten Wendung einmal zu Ihrer frühern Ansicht, zweitens zu meinen bisherigen Veröffentlichungen etwa in der Vierteljahrsschrift für Philosophie von Avenarius skizziren. Das kann denjenigen zu statten kommen, die sehen wollen und können.

Ihre Widmung hat mir vieles zu denken gegeben.<sup>6</sup> Ich kannte aus dem Sendschreiben an Pott Ihr nahes Verhältniß zur Dümmler'schen Buch-

<sup>2</sup> Steinthals Kritik an den Theorien des Sprachwissenschaftlers und Sprachphilosophen Lazarus Geiger (1829–1870), besonders an dessen Hauptwerk „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft“ (2 Bde., 1868) und an der ein Jahr später folgenden Arbeit „Der Ursprung der Sprache“. Geiger hatte erstmals die Entwicklungslehre auf die Sprachforschung angewandt; in der Sprache sah er Keim und Quelle auch der Vernunft. – Steinthal hatte sich schon vor der 3. Auflage von „Der Ursprung der Sprache“ mit Geigers Werken auseinandergesetzt, vgl. dazu ZfV VI (1869), S. 465–481; VII (1871), S. 347ff., und VIII (1875), 120–127. Zur abschließenden Auseinandersetzung vgl. Steinthal, „Der Ursprung der Sprache“, 4., abermals erweiterte Auflage (Berlin 1888, Nachdruck 1974), S. 135–217, und Brief Nr. 326.

<sup>3</sup> Zu Glogaus Einwand vgl. dessen Abhandlung „Zur Seelenfrage. Zur Kritik von Steinthals Ansicht über Menschen- und Tierseele“, in: ZfV VIII (1875), S. 385–428, bes. S. 381–385.

<sup>4</sup> Vgl. Zur Darwinischen Frage, in: ZfV VIII (1875), S. 430. Steinthal bezieht sich dort auf Friedrich von Hellwald (1842–1892), der 1874 eine zweibändige „Kulturgeschichte“ vom Darwinschen Standpunkt aus veröffentlicht hatte.

<sup>5</sup> Dietrich Tiedemann (1748–1803) war Professor der Philosophie in Marburg; er bestritt unter dem Einfluß von John Locke die Existenz angeborener Ideen. Steinthal hatte sich kritisch gegen dessen Buch „Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache“ (1772) geäußert; vgl. dazu Steinthal, Der Ursprung der Sprache, 1888<sup>4</sup>, S. 3ff. – Tiedemannus redivivus (lat.), der wieder lebendig gewordene Tiedemann (und seine Anhänger).

<sup>6</sup> Steinthal hatte die dritte Auflage dem Mitinhaber von Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Dr. Julius Harrwitz, nach dessen plötzlichem Tod gewidmet. Zeugnis dieser freundschaftlichen Beziehung sind auch die in diesem Band erstmals veröffentlichten Briefe Steinthals an seinen Verleger (vgl. die Briefe Nr. 261–268).

handlung und sehe nun, worauf es beruht. Sie sind noch einen Schritt weiter gegangen, als in der Gratulationsschrift an Lazarus: auch die Ideen sind Zufall, obwohl sie sind. Da meldet sich von selbst der Gedanke: so kann sie der Zufall auch lösen. Und deuten nicht Ihre eigenen letzten Zeilen auf die Möglichkeit des Einbruchs einer ideenlosen Zeit? Mir scheint seit lange, daß so auch die Sittlichkeit, wie sie einst nicht war, als eine bloß vorübergehende Gestaltung sich wieder lösen muß. – Ich verstehe, daß man den Blick ganz wegwendet von den letzten Räthseln, so entgeht man dem Dogmatismus wohl sicherlich; aber dies scheint mir nur möglich, wenn man sich das Eingehen auf solche Fragen nun *völlig* versagt. Wer sie berührt, muß entweder zur Pflicht zu wirken und zu leben gelangen, wie hart sie uns ankommt, oder er wird dem Schiffbruch verfallen. Der Begriff der Pflicht wäre aber zu begründen und in seinen Forderungen auseinander zu legen.

Daß Sie jetzt an die Sprachtypen gehen,<sup>7</sup> ist mir eine große Freude, es erwartet wohl Niemand dies Buch mit der brennenden Sehnsucht, wie ich es thue. Als Sie mir unterm 31. Dezember 74 mittheilten, sie würden nur wenig erweitert, da dachte ich an Ihr im Vorwort der Typen erneutes Versprechen und daran, daß Sie damals (1860) nur „etwas“ von der Entwicklung geben wollten, die die Frage in Ihnen genommen. Ich hoffte immer, das Ganze würde so ausgearbeitet werden, daß jeder Sprachstamm zu der systematischen Anschaulichkeit erhoben würde, wie die prachtvolle Skizze des Chinesischen, obwohl mir als Laien auch die lexikalische Seite dieses, nämlich wie weit die verschiedenen Wurzeln und Wurzel-Complexe schon an und für sich durch den Gebrauch nach der nominalen oder verbalen Seite gezogen seien, nicht klar geworden war. Wie vortrefflich aber auch Ihre Entwicklung des Indogermanischen ist, so ist sie doch sehr unvollständig, da sie Syntaktisches gar nicht bietet und also dem Leser – als welchen Sie sich außer dem Sprachforscher, namentlich auch die Psychologen denken – kein Bild gibt. Die unvollkommenen Sprachen aber sind sonst nur negativ bestimmt, d. h. darnach, was sie *nicht* sind. Ich z. B. habe es sehr vermißt, daß die Text-Proben nicht überall durchgeführt sind.

Meinen Aufsatz<sup>8</sup> werde ich in den nächsten Tagen an Herrn Prof[essor] Lazarus absenden und bitte recht dringend, daß Sie ihm in dem nächsten Heft noch Raum schaffen. Da er nicht ganz zwei Bogen umfassen wird, *bliebe ja auch eine Zugabe möglich*, namentlich mit Rücksicht auf den geringen Umfang des Doppelheftes IX 1–2. Ich beginne

<sup>7</sup> Steinthal plante eine Neubearbeitung der „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“ (Berlin 1860).

<sup>8</sup> Glogau, Die Grundbegriffe der Metaphysik und Ethik im Lichte der neueren Psychologie, in: ZfV IX (1877), S. 345–373, und in Bd. X (1878), S. 313–370.

damit, gemäß meiner Verhandlung mit Herrn Prof. Lazarus, eine Reihe von Aufsätzen, welche die Metaph[ysik] auf psychol[ogischer] Grundlage begründen sollen. Er enthält als Einleitung die Fragestellung, deren historische Deduction ich nunmehr, da ich von Ihrem Buche zu voll und innerlich nicht frei bin, für das nächste Heft reservirt habe; anfänglich wollte ich sie noch im ersten Aufsätze geben.

Mit einer Empfehlung von uns an die verehrten Ihrigen  
in innigster Ergebenheit  
Ihr Glogau

[38] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Winterthur, den 14. Mai 1877

Hochgeehrtester Herr Professor

Gestatten Sie, daß ich meine Glückwünsche zu Ihrem Geburtstage mit denjenigen der Ihrigen verbinde. Möge Ihnen und Ihrer Familie und Ihrer Freundschaft eine feste Gesundheit und ein heiterer, freier Sinn beschieden sein; mögen Sie diejenige Freudigkeit und Muße für Ihre Arbeit finden, daß Sie, zu eigenem Genügen, der kleinen Schaar, welche Ihrer Fahne mit Begeisterung folgt, wie bisher kraftvoll voranschreiten. Das sind die heißen Wünsche, welche ich für den 16. Mai hege, den meine Familie mit mir hier fürstlich begehren wird.

Wir gefallen uns in W[interthur] immer besser, obwohl es zu wirklich freundschaftlichen Beziehungen bei der Schweizerischen Sinnesart nicht kommen kann. Der Anblick dieses kernhaften Wesens, das so ganz frei ist von allem Bureaukratismus und allem Kastengeist, erfüllt mich mit immer größerem Behagen, und ich könnte trotz manchen Mängeln hier glücklich sein, wenn mich die Berufsarbeit, die ich bewältigen muß, nicht gradezu knickte. So bin ich schon jetzt entschlossen, nach Ablauf der zwei Jahre, auf die ich gewählt bin, dem Lehrerstande definitiv zu entsagen und mich etwa in Zürich zu habilitiren. Dies muß ich thun, ehe ich meine Kraft aufgerieben habe. Für circa 3 Jahre habe ich Subsistenzmittel. Nachdem ich dann einmal tüchtig für mich gearbeitet, kann ich ja schlimmsten Falls wieder ins Joch zurückkehren, worauf ich auch ganz gefaßt bin.

Meine „Vorträge“ haben Sie, hoffe ich, erhalten.<sup>1</sup> Ob sie den in der

<sup>1</sup> Gustav Glogau, Zwei Vorträge: I. Das Wesen und die Grundlagen der heutigen Psychologie. II. Ist die Sprache eine Erfindung? (Kurze Darstellung der Metaphysik der Sprache), Verlag Max Niemeyer, Halle 1877.

Vorrede angegebenen Zweck zu erfüllen geeignet sind, wird mir oft zweifelhaft. *Neues* – das weiß ich sehr gut – habe ich blutwenig gebracht, sondern nur Zusammenstellungen aus Ihren und Lazarus' Schriften, die mir selbst nützlich gewesen sind. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, falls Sie gelegentlich Ihre Meinung mir mittheilten. – Es hat mich gerührt, zu sehen, daß Sie selbst die Correctur meines Aufsatzes in der Zeitschrift besorgt haben,<sup>2</sup> und bewahre ich das Blatt, das ich nach meiner Revision des Textes zurückbehalten konnte. Sie werden aus jenem Programm sehr wenig haben entnehmen können, indessen hoffe ich, tüchtige und Ihrer Schule würdige Arbeit zu liefern.

Vor etwa zwei Monaten bat ich die Dümmlersche Buchhandlung, sie möchte doch bei Ihnen eine Sammlung Ihrer nicht in der Zeitschrift erschienenen Aufsätze anregen, da ich z. B. trotz aller Opfer vieler bisher nicht habhaft habe werden können und es ähnlich wohl auch vielen andern ergeht, ja Sie selbst von manchen kein Exemplar mehr besitzen. Ich hoffe, Dümmler's würden noch manche Gründe ihrerseits hinzufügen können. Ich wünschte sehnlichst, daß Sie jene Anregung nicht von der Hand weisen.

Leben Sie wohl, hochgeehrtester Herr, grüßen Sie Ihre kleine Irene von unserer Marie und haben Sie die Güte, uns Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Herrn Schwager ergebenst zu empfehlen.

In inniger Verehrung  
Ihr treu ergebener Glogau

<sup>2</sup> Vgl. Brief Nr. 37, Anm. 8.

[39] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Kronprinzen-Ufer  
[von Glogau ergänzt: empfangen 8. 6. 77]

Verehrter Freund,

Den herzlichen Worten gegenüber, welche Sie schon öfter in Ihren Briefen an mich aussprachen, habe ich mich bisher immer schweigsam verhalten. Sie haben das gewiß nicht falsch verstanden. Wie uns eine natürliche Scheu abhält, unser körperliches Wohlsein zu rühmen, und ein abergläubisches „Unberufen“ zur Milderung, zur Entschuldigung hinzugefügt wird: so trage ich in noch höherm Grade Scheu, mein Herz kurzweg auszusprechen und auf vernommene Ergüsse einzugehen, und diese dadurch erst recht zu kosten und zu schmecken. Der Freude über

jedweden Besitz liegt das Rühmen so nahe, und vom Rühmen bin ich so fern. Es überläuft mich kalt, wenn ich mich loben höre. Ich bin so wenig ehrgeizig, daß ich nicht einmal begierig bin und mit ernster Lebhaftigkeit wünsche, ich möchte Großes leisten oder geleistet haben. Ich bin ruhig in dem Bewußtsein, daß ich wohl ungefähr so viel getan habe, als meine Kräfte hergaben, und daß dies vielleicht mehr ist, als das was mancher Andre getan hat, der mehr genießt als ich – und den ich darum nicht beneide. Indessen denke ich immer, das mit größtem Recht anhören zu dürfen, was mir ein dankbares Gemüt sagt; die Frische, ja der Wille selbst fortgesetzter Bemühung hängt doch hauptsächlich davon ab, daß man hört, wie unser Tun aufgenommen worden ist.

Ich brauche Ihnen auch nicht zu sagen, wie sehr ich Ihnen eine Stellung wünschte, bei welcher Sie gänzlich der Wissenschaft leben können. Wäre die Vacanz in Zürich zwei Jahre später eingetreten, so wäre Ihnen Avenarius schwerlich zuvorgekommen.<sup>1</sup> Ich begreife, daß Sie mit Ihrem norddeutschen Gemüt und dazu Ihrem lebhaften Temperament zum böotischen Wesen der Schweizer<sup>2</sup> (bei aller Anerkennung für ihre Ehrenhaftigkeit, Tüchtigkeit, Verstand) wenig passen. Studiren Sie aber nur die kernhafte Nationalität, welche gerade das hat, was keine Nation ohne schweren Schaden entbehren kann.

Ihre Vorträge habe ich zur Zeit erhalten und damals gelesen. Ob sie ihren Zweck erreichen werden? Die Verlagshandlung wird Ihnen über's Jahr darauf Antwort geben können. Ich verstehe das in der Tat nicht; aber es wirken in solchen Fällen immer auch Äußerlichkeiten. Was bei Cotta erscheint, wird anders gelesen, als was in Halle an den Tag kommt: trotz der Organisation des deutschen Buchhandels.

Die Buchhandlung hat mir nichts von einer Sammlung von Aufsätzen gesagt, und ich bin fast froh darüber. Denn Lust habe ich wenig dazu. Welche Abhandlungen meinten Sie denn? Mir ist, als gehörten Opuscula jenseits des Grabes, obwohl es jetzt unter den Sprachforschern und Orientalisten Mode ist, „Streifen“ zu sammeln.

Ich bin augenblicklich allein. Wir waren Pfingsten auf dem Landsitze meines Schwagers, (der in diesem Sommer nicht liest, aber für den Winter wieder ankündigt), in Schönefeld bei Leipzig. Da ist in den

<sup>1</sup> Richard Avenarius (1843–1896), seit 1876 Dozent in Leipzig, wurde 1877 o. Professor der Philosophie an der Universität Zürich; Begründer des von ihm sogen. „Empiriokritizismus“, einer Variante des Positivismus, die vor allem Einfluß auf die russische Philosophie hatte (vgl. z. B. Lenin, Materialismus und Empiriokritizismus, 1909). Herausgeber der „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie“.

<sup>2</sup> Der griechische Stamm der Böotier wurde schon von antiken Autoren als körperlich kräftig und kriegerisch geschildert; im Unterschied zu den Einwohnern von Attika habe er aber die Wissenschaft und den Umgang mit Menschen geringgeschätzt (vgl. z. B. Strabon IX, 400f., oder Cornelius Nepos, Epamin. 5, 2).

Festtagen meine Schwägerin erkrankt. So blieb meine Frau mit dem Kinde dort; sie wird aber Anfangs nächster Woche zurückkommen – allerdings bloß, um im Juli doch wieder hinzugehen. Irene ist in Schönefeld gar zu glücklich. Dort hat sie, was ihr hier fehlt, Tiere und freies Umherlaufen im Garten. Meine Frau schreibt mir, es sei reizend zu sehen, wie dem Kinde die kleinen Küchlein aus der Hand picken. Es ist ein gesundes und gutes Kind, dem die Güte aus den Augen und allen Gesichtszügen spricht. Solchem Gesicht wird keine Photographie gerecht.

Leben Sie mit den Ihrigen recht wohl. Meine Frau und mein Schwager haben mir die besten Grüße für Sie aufgetragen.

In Treue  
Steinthal

[40] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Winterthur, den 9. August 1877

Hochgeehrtester Herr Professor

Zunächst danke ich Ihnen herzlich für Ihre letzten freundlichen Zeilen, die ich am 8. Juni empfang. Sie werden jetzt wohl Ihre Vorlesungen bereits geschlossen haben oder doch übermorgen spätestens schließen. Möge Ihnen und den Ihrigen die bevorstehende Ferienzeit eine rechte Erholung sein.

Das letzte Heft des IX. B[an]d's der Zeitschrift habe ich vor bald 14 Tagen erhalten, leider aber Ihre Abhandlung über die ethische Idee der Vollkommenheit, von der Sie zu Neujahr sprachen, darin vermißt.<sup>1</sup> Boeckhs Encyclopädie ist wohl auch noch nicht da?<sup>2</sup> Es würde mich freuen, falls Sie gelegentlich Zeit zu ein paar Zeilen finden sollten, über den Fortgang Ihrer philosophischen Abhandlungen und namentlich auch über die nächsten Bände des Abrisses Einiges zu hören. Auch wollen Sie dann die Güte haben, hervorragende Schriften, die etwa erschienen sind, mir zu nennen. Friedrich Müller's Sprachwissenschaft habe ich angesehen, kann aber Gabelentz' Urtheil durchaus nicht thei-

<sup>1</sup> Steinthals Aufsatz über „Die ethische Idee der Vollkommenheit“ erschien erst in Bd. XI der ZfV (1880), S. 161–223.

<sup>2</sup> Ph. August Boeckhs „Encyclopädie und Methodologie der philosophischen Wissenschaften“ wurde von E. Bratuschek herausgegeben und erschien noch 1877 in Leipzig. Steinthal schrieb darüber eine ausführliche Rezension in ZfV X (1878), S. 235–255.

len.<sup>3</sup> Dieser ist mir dadurch merkwürdig, daß er einerseits in der Form des Denkens und namentlich des *Stiles* beweist, daß er wirklich von Ihnen gelernt hat, andererseits aber doch wenig in die Tiefe Ihrer Gedankenbildung eingedrungen ist. Wie könnte er über ein so unorganisches Werk sonst so urtheilen!

Der eigentliche Zweck meiner Zeilen ist die Anfrage, ob Sie, gemäß dem Usus der letzten Jahre, mit dem Drucke des nächsten Hefes der Zeitschrift erst gegen Ende October beginnen werden. Dann würde ich das Manuscript des 2. Artikels der „Grundbegriffe“ noch gern zurückhalten;<sup>4</sup> ich kann es aber gegen Ende dieses Monats recht wohl schon absenden. Hoffentlich wird mir vieles, was ich gelegentlich der Analyse des Cartesius gesagt habe, Ihre Anerkennung eintragen.

Ich hatte die Dümmler'sche Buchhandlung zu Anfang dieses Jahres (ich glaube im Februar) gebeten, Sie zu einer Sammlung *Ihrer nicht in der Zeitschrift erschienenen Aufsätze anzuregen*, und für den Fall, daß es irgend opportun scheinen sollte, die Übernahme der redactionellen Geschäfte angeboten. Diese Aufsätze sind so schwer zugänglich, daß Ihre Anhänger sich dieselben auch um schweres Geld vielfach nicht besorgen können. Ich habe z. B. für Ihren Aufsatz im deutschen Museum über die Taubstummen 12 Mark gezahlt<sup>5</sup> und obwohl ich für die andren jede Summe zu zahlen bereit bin, kann ich sie, trotz vieljähriger Bemühungen, nicht käuflich erlangen. Ja, Sie selbst können dies nicht bei allen, wie Ihr Sendschreiben an Pott beweist.<sup>6</sup> Nun meine ich wirklich, daß es nicht eine überflüssige „Streifen“-Sammlung wäre, wenn Sie sich entschließen könnten, auf die dringende Bitte Ihrer jungen Freunde, die doch wohl schon recht zahlreich sein mögen, hier erleichternd die Hand zu bieten. Auch sind die Aufsätze wohl sämmtlich vor Gründung der Zeitschrift erschienen und gar nicht sehr zahlreich. Ich denke z. B. an Ihre Lazarus' Leben der Seele ergänzenden Aufsätze in Fichte's Zeitschrift,<sup>7</sup> jenen Aufsatz über Mythologie, den Sie IX, 3 erwähnen,<sup>8</sup> Ihren

<sup>3</sup> Georg von der Gabelentz hatte in der ZfV IX (1876), S. 373–401, den ersten Band des auf drei Bände angelegten „Gundriß der Sprachwissenschaft“ von Friedrich Müller positiv besprochen, ein Werk, das dem Autor auch von anderer Seite viel Bewunderung eingetragen hatte.

<sup>4</sup> Die zweite Hälfte von Glogaus Abhandlung „Die Grundbegriffe der Metaphysik und Ethik im Lichte der neueren Psychologie“ sollte eine Analyse von Descartes' Erkenntnistheorie unter psychologischem Gesichtspunkt enthalten.

<sup>5</sup> Steinthals Aufsatz über »Die Sprache der Taubstummen« erschien in: Deutsches Museum, Zeitschrift für Literatur, Kunst und Öffentliches Leben, hrsg. von R. Prutz und W. Wolfsohn, Jg. 1 (1851), S. 904–925.

<sup>6</sup> Offenes Sendschreiben an Herrn Prof. Pott, in: ZfV IX (1877), S. 304–323.

<sup>7</sup> Zur Sprachphilosophie, in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 32 (1858), S. 68–95 und S. 194–224.

<sup>8</sup> Steinthal hatte in seiner Rezension von Goldziher's Werk „Der Mythos bei den

von Pott kritisirten Aufsatz, den Sie selber nicht mehr haben u. A. Die Zeitschrift für Völkerpsychologie muß jeder vollständig besitzen, der Sie studirt; Sie würden aber durch einen solchen ergänzenden Sammelband all Ihren Anhängern ein schönes Neujahrgeschenk machen.

Ich schließe, in der Hoffnung, daß es Ihnen und allen Ihrigen recht wohl geht, mit den herzlichsten Grüßen von meiner Frau und mir, und bitte Sie, mich auch Herrn Professor Lazarus ganz ergebenst zu empfehlen.

Ihr dankbar ergebener Glogau

Hebräern und seine geschichtliche Entwicklung“ (Leipzig 1876) einen eigenen Aufsatz über die Einteilung der Mythen erwähnt, der in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien, Jg. 1865, S. 46 ff., erschienen war.

[41] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Alt-Schönefeld bei Leipzig, den 24. August 1877

Verehrter Freund,

Durch Siebeck haben Sie vielleicht schon von uns gehört. Wir leben hier heiter der Erholung und der Wissenschaft.

Meine Abhandlung über die Vollkommenheit<sup>1</sup> ist dazu bestimmt, dem nächsten Bericht der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums vorgesetzt zu werden, durch Zufall verspätet sich dieser Bericht. Einstweilen liegt also die Abhandlung in meinem Pulte. Sie wird doch wohl noch vor Neujahr erscheinen und kann dann auch in der Zeitschrift erscheinen. Boeckhs Encyclopädie ist noch nicht da, dürfte nun aber doch in nicht allzulanger Zeit fertig werden.<sup>2</sup> Indessen lese ich im nächsten Winter auf der Hochschule f[ür] d[ie] W[issenschaft] d[es] J[udentums] Religionsphilosophie.

Wenn ich so an die Fortsetzung der Abhandlung zur Religionsphilosophie nur überhaupt denke: so beabsichtige ich im Gegensatz an die Bearbeitung der Charakteristiken zu gehn und wo möglich nicht eher davon abzulassen, als bis ich fertig bin. Im verflossenen Sommersemester war ich mit dem Australischen beschäftigt, woraus mir ein schönes ergänzendes Kapitel erwachsen ist. Zunächst denke ich nun an die Kongo- und Kafir-Sprachen, deren Darstellung ich sicherlich bringen werde. Ob noch mehr von den bisher unbeachteten Sprachen

<sup>1</sup> Vgl. Anm. 1 des vorigen Briefes.

<sup>2</sup> Vgl. Anm. 2 des vorigen Briefes.

Aufnahme finden werden, ist zweifelhaft: höchstens noch die ureinheimischen (nicht-sanskritischen) Sprachen Ost-Indiens. – In der kritischen Übersicht sind manche Stellen eingeschoben, auch in dem Abschnitt über Humboldt. Noch sind alle Begrenzungs-Linien schwankend.

„Hervorragende Schriften“ wüßte ich Ihnen nicht zu nennen. Das in der internationalen Sammlung erschienene Buch von Whitney, übersetzt von Leskien, ist nur durch Bornirtheit hervorragend.<sup>3</sup> Fr. Müller verdient ein mildes Urteil.<sup>4</sup> Wer, wie er, die ganze Masse des hist[orisch] empirischen Materials übersichtlich und immerhin wissenschaftlich zusammenstellen will, dem darf mancher Mangel nicht aufgemutzt werden.

Wenn Sie mir Ihren Artikel bis zum 29. Sept[ember] hierher schicken könnten, würden Sie mich erfreuen.<sup>5</sup> Ich würde dann den Druck des neuen Heftes (X,2) beginnen. X,1 wird wohl im Sept[ember] ausgegeben werden.

Zu einer Sammlung meiner Aufsätze kann ich mich nicht entschließen. Der über die Taubstummen ist wohl der gehaltreichste, und wäre der Tatsachen wegen wert, neu abgedruckt zu werden.<sup>6</sup> Alle übrigen aber sind, wozu sie bestimmt waren, fliegende Blätter. Nur ein Pott kann so toll sein, dergleichen zur Grundlage eines Angriffs zu machen. Es würde aber scheinen, als lieferte ich ihm dazu das Recht, wenn ich selbst einen neuen Abdruck besorgte. Der Aufsatz in Fichte ist aufgesogen.<sup>7</sup> Meine Classification der Mythen werde ich gelegentlich einmal wiederholen.

Meines Schwagers „Geist und Sprache“ wird noch vor Neujahr erscheinen (Leben der Seele II in zweiter Auflage).<sup>8</sup>

<sup>3</sup> Steinthal erwähnt hier das zweite wichtige Werk des amerikanischen Sanskritisten und Linguisten William Dwight Whitney (1827–1894), das 1875 unter dem Titel „Life and Growth of Language“ erschienen war und schon 1876 in der deutschen Übersetzung des Sprachforschers August Leskien vorlag („Leben und Wachstum der Sprache“). Wie Steinthal betrachtet auch Whitney die Sprache als gesellschaftliches Produkt, als Gegenstand der Kulturgeschichte also. Allerdings warnt er – im Unterschied zu Steinthal, was diesen auch zu dem absprechenden Urteil veranlaßt haben wird – davor, die Sprachwissenschaft als einen Teil der Psychologie anzusehen und ihr ein fremdes Begriffssystem aufzuzwingen. Vgl. auch Brief Nr. 14, Anm. 2.

<sup>4</sup> Vgl. Anm. 3 des vorigen Briefes.

<sup>5</sup> Es handelt sich offensichtlich (vgl. den folgenden Brief von Steinthal) um Glogaus Aufsatz „Darlegung und Kritik des Grundgedankens der Cartesianischen Metaphysik“, der später in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 73 (1878), S. 209–263, erschien, da Steinthal ihn für seine Zeitschrift ablehnte.

<sup>6</sup> Vgl. Anm. 5 des vorigen Briefes.

<sup>7</sup> Vgl. Anm. 7 des vorigen Briefes. Die „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik“ wurde unter diesem Titel seit 1847 gemeinsam von Fichtes Sohn, Immanuel Hartmann (Hermann) Fichte, und dem Antihegelianer Hermann Ulrici herausgegeben.

<sup>8</sup> Der Essay „Geist und Sprache“ wurde erstmals in die 2. Auflage des 2. Bandes von

Ich bitte Sie, an Ihre Selbsterhaltung zu denken; man darf sich nicht aufreiben. – Mein Schwager erwidert ihren Gruß. Ich wie meine Frau wünschen Ihnen und Ihrer lieben Frau mit der Kleinen recht wohl zu leben. Wir gedenken Ihrer und der lieben Ihrigen öfter als Sie wohl glauben mögen. Unsere Irene wird hier ganz ausgelassen; sie hat eine recht gesunde Farbe bekommen. Sie ist mit meiner Frau schon seit dem Anfange des Juli hier. Ich bin am Schlusse des Semesters nachgereist.

Steinthall

„Das Leben der Seele“ aufgenommen, die 1878 erschien. Der Essay gab dem Band auch den Untertitel.

[42] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Kronprinzen-Ufer 25  
den 21. Oktober 1877

Verehrter Freund,

Ihr Brief (nebst M[anu]s[cript]) vom 13. d[ieses] M[onats] ist mir richtig zugegangen. Sie mögen überzeugt sein, daß wir Ihrer recht oft gedenken, das heißt: von Ihnen sprechen, und daß Sie in unserm Herzen eine feste Stätte haben.

Wir sind in der Tat, wie Ihnen Siebeck berichtet hat, recht munter.<sup>1</sup> Der ruhige Landaufenthalt in Schönefeld bei Leipzig ist uns zuträglicher als Bade-Reisen u. dgl. Siebeck wird Ihnen erzählt haben, daß wir dort in einem schönen großen Garten leben, der von andern Gärten und Wiesen umgeben ist. Da findet namentlich unsre Irene (jetzt 4 Jahre und 3 Monate alt) den Platz zu körperlicher und geistiger Entwicklung.

Mit meinen Charakteristiken geht es darum so langsam vorwärts, weil ich immer wieder zu andern Arbeiten abgelenkt werde. So wurde ich im August von Usener<sup>2</sup>, dem diesmaligen Präsidenten der Philologen-Versammlung, einem langjährigen befreundeten Bekannten, so herzlich nach Wiesbaden eingeladen, daß ich nicht ablehnen mochte.

<sup>1</sup> Laut Siebecks Brief vom 28. August 1877 (Nachlaß Glogau) hatten Siebeck und Glogau ein Treffen zwischen Zürich und Basel geplant für etwa Anfang September. Bei dieser Gelegenheit hat Siebeck wohl von einem Besuch bei Lazarus und Steinthall in Schönefeld erzählt. Glogaus Brief vom 13. Oktober ist nicht erhalten.

<sup>2</sup> Der klassische Philologe Hermann Usener (1834–1905), der vorwiegend und Bedeutsames zu Themen der antiken Philosophie und Religionsgeschichte gearbeitet hatte, lehrte seit 1866 an der Universität in Bonn. Vgl. auch die Briefe Steinthalls an Usener, Nr. 334 und 335.

Und wenn ich komme, so komme ich nicht gern mit leeren Händen. Der Vortrag über die Arten der Interpretation, obwohl ich über diesen Gegenstand schon viermal auf der Universität Vorlesungen gehalten habe, hat mir doch 4 Wochen, also die ganzen Ferien gekostet. Der Gegenstand ist schwierig, und ich wollte endlich selbst darüber ins Klare kommen. Gedruckt wird der Vortrag in den Verhandlungen der Versammlung.<sup>3</sup> Ich hatte mir ein paar Separatabzüge erbeten, und wenn ich diese wirklich bekomme, so sollen Sie ein Exemplar haben. Auch „Über die Idee der Vollkommenheit“ werde ich Ihnen zur Zeit (aber wann?) zustellen.

Was Ihren Wunsch, hierher berufen zu werden, betrifft, so habe ich mich an den Stadt-Schulrat Cauer<sup>4</sup> (ehemals in Danzig) gewandt. Er kennt Sie und schreibt mir:

„daß ich mich des Dr. Glogau sehr wohl erinnere und seine Anstellung an einer hiesigen Schule für einen Gewinn halten würde. Eine bestimmte Zusicherung kann ich aber auf Jahr und Tag hinaus nicht machen, um so weniger, da ich von dem Dienstalter des Herrn und seinen etwaigen Gehaltsansprüchen nicht unterrichtet bin. Vielleicht haben Sie die Güte, ihn zu Mitteilungen in dieser Beziehung, so wie auch über die ihm durch seine Zeugnisse zugesprochenen Qualifikationen als Lehrer gelegentlich zu veranlassen.“

Das scheint mir eine hoffnungsvolle Antwort, und das Weitere wäre nun Ihre Sache. *Dennoch meine ich, daß Sie sich um die Stelle in Würzburg bemühen sollen.*<sup>5</sup> Dazu rate ich entschieden. Denn Sie scheinen mir an einer Universität mehr am Platz als am Gymnasium. Durch Vorlesungen und besonders Conversatorien und Übungen werden Sie so wirken, wie Sie es wünschen. Der preußische Staat scheint mir keine besondere Rücksicht zu verdienen, und, wenn man will, kann man Sie berufen. Also versäumen Sie keine Zeit.

Was endlich Ihre übersandte Arbeit betrifft, so habe ich sie nur erst wenig angesehen; aber schon danach muß ich sagen, daß es keine Abhandlung für eine Zeitschrift ist, sondern das Kapitel eines Buches. Für *unsre* Zeitschrift paßt sie auch nicht. Wir haben in Bezug auf Kant eine Ausnahme gemacht, weil er zu wichtig ist auch für die Principien

<sup>3</sup> H. Steintal, Die Arten und Formen der Interpretation, in: Verhandlungen der 32. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wiesbaden vom 26.–29. September 1877, Leipzig 1878, S. 25–35.

<sup>4</sup> Gemeint ist der Pädagoge und Historiker Eduard Cauer (1823–1881).

<sup>5</sup> In dem nichterhaltenen Brief vom 13. Oktober hatte Glogau offensichtlich von möglichen Chancen in Würzburg geschrieben; auf diese hatte ihn wahrscheinlich Siebeck in seinem Brief vom 12. Oktober 1877 aufmerksam gemacht; jedenfalls heißt es dort: „Windelband, der kürzlich hier war, empfahl mir für Deinen Zweck Gießen und Würzburg, wo man eine tüchtige philosophische Kraft wünschen soll“ (Nachlaß Glogau).

der Psychologie. Aber Cartesius – so weit kann nur eine umfassende historische Darstellung ausholen. Ich werde also Ihre Arbeit einstweilen behalten, bis Sie darüber verfügen – abdrucken in der Zeitschrift, kann ich nicht.<sup>6</sup>

Bei dieser Gelegenheit will ich Sie aufmerksam machen auf Cohens neuestes, eben ausgegebenes Buch (20 Bogen): Kants Begründung der Ethik. Sie wissen, daß ich viel auf Cohen halte; er ist, wie mir scheint, der beste Kant-Forscher neuerer Zeit. Aber übereinstimmen kann ich nicht mit ihm. Er ist, wie mir scheint, orthodox kantisch, und ich glaube nicht, daß das heute angeht. Aber lesen müssen Sie seine Arbeiten; sie sind sehr scharfsinnig. Merkwürdig, daß er Herbart, wie mir scheint, ganz mißverstanden hat. Scharfsichtig für Kant, ist er blöde für Herbart.

Zürich scheint Ihnen verschlossen. Denn wenn dort eine Stelle frei wird, so erhält sie gewiß Stadler<sup>7</sup>, ein Schweizer, Cohens Schüler.

Leben Sie wohl; wie Ihnen so wünsche ich auch selbstverständlich Ihrer Familie das Beste, und diesen Wünschen schließt sich meine Frau an.

Ihr Steinthal

<sup>6</sup> Vgl. Anm. 5 des vorigen Briefes.

<sup>7</sup> August Stadler (1850–1910) war strikter Kantianer. Er hatte sich 1877 am Eidgenössischen Polytechnikum als Privatdozent für Philosophie und Pädagogik habilitiert, wurde dort aber erst 1892 zum ordentl. Professor ernannt.

[43] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Winterthur, den 24. October 1877

Hochgeehrtester Herr Professor

Herzlichsten Dank für Ihren gütigen und ausführlichen Brief. Ich war durch meine Ausführlichkeit wohl undeutlich geworden: Ich habe die Absicht, *mich in Berlin zu habilitiren* und wollte Sie anfragen, ob überhaupt die Zulassung von Seiten der Fakultät zu erwarten sei und welche Anforderungen man etwa stellen würde. Ich bin mit meiner Frau fest entschlossen, unser kleines Vermögen (5–6000 Thaler) zu opfern, 4–5 Jahre ganz in Muße zu studiren und schlimmsten Falles dann wieder zur Schule zurückzukehren. Zu einem so gewagten Unternehmen kann Niemand rathen; so wollte ich nur Ihre Meinung erbitten, ob Berlin der geeignete Platz sei, ev[entuell] ob ich dort nur Aussicht hätte, von der Fakultät angenommen zu werden. Ich könnte, falls dies nicht der Fall sei, dann an einen andren Ort denken. Neben der Schule ist meinem nicht starken Körper eine Habilitation mit dem gewaltigen Studium, die

sie fordern würde, ganz unmöglich. Aber auch ich fühle deutlich, daß die Universität der Platz ist, an welchem ich zu wirken berufen bin.

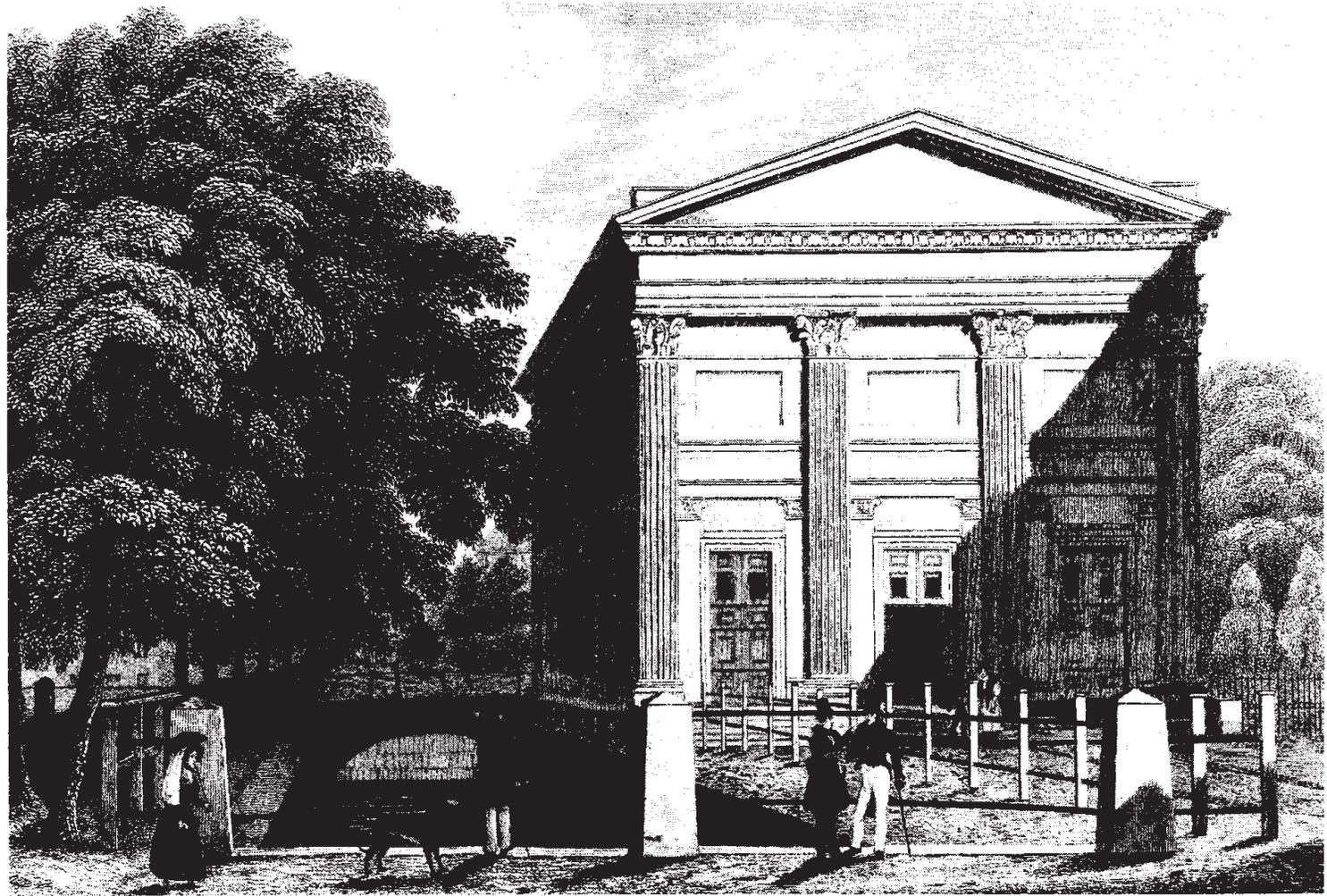
Ihre Ablehnung meiner Arbeit für die Zeitschrift trifft mich schwer. Ich wage es, sie noch nicht für eine definitive zu halten, zumal ich durch den ersten Artikel ja gebunden bin. Vielleicht läßt sich durch eine redactionelle Bemerkung die Sache einrenken. Die Gruppe um Kant wird, wie ich am Schluß des Artikels schon gesagt habe, *ganz kurz* abgemacht. Dann folgt 4) die psychol[ogische] Bestimmung des Ver[h]ältnisses] von Subjekt und Objekt, 5) die Kategorien der Sinnlichkeit ad Raum und Zeit, 6) die Kategorien des Verstandes, 7) die Kategorien der Sittlichkeit. Das alles ist *durchaus psychologisch* gehalten. In meiner durch die Schule so sehr bedrängten Zeit aber ist es mir ein unentbehrlicher Sporn, die Ausarbeitung stückweise vornehmen zu können. Nun ist mir aber die Analyse des Cartesius die Grundlage, auf die ich immer wieder zurückkommen werde. So bitte ich Sie, Ihre Entscheidung doch vielleicht noch zu ändern. Ist dies unmöglich, so müßte ich versuchen, einen Auszug zu Stande zu bringen.

Noch eine Bitte. Ich hatte auf dem Progymnasium zu Neumark einen vorzüglich begabten und vorzüglich tüchtigen, aber blutarmen Schüler, der in diesem Herbst nach Prima versetzt und nach Culm gegangen ist. Dort geht es ihm ganz kläglich, er haust auf einer kleinen Dachkammer ohne Ofen und leidet an allem Mangel. Sollten Sie oder Ihr Herr Schwager geneigt sein, etwas für ihn zu thun, so fiele es gewiß nicht auf unfruchtbaren Boden. Er heißt Johannes Karkowski<sup>1</sup>.

Für Ihre gütigen Bemühungen bei Cauer und die Verweisung auf Cohen's mir noch unbekanntes Buch sage ich Ihnen den herzlichsten Dank, und bitte Sie, nur zu entschuldigen, daß ich Sie noch einmal bemühe. Nach Würzburg werde ich mich sofort des Näheren erkundigen. Meine Frau erlaubt sich mit mir, sich Ihnen und den verehrten Ihrigen ergebenst zu empfehlen.

In treuer Verehrung  
Ihr dankbarer Schüler  
Glogau

<sup>1</sup> Im Glogau-Nachlaß der Universitätsbibliothek Kiel befinden sich Briefe von Johannes Karkowski bis in das Jahr 1886. Aus ihnen geht hervor, daß Karkowski, weil er eine Freistelle am Polnischen Kolleg in Rom bekam, 1880 dort und später in Freiburg katholische Theologie und Philosophie studierte, in Rom auch den Baccalaureus und sowohl das Lizentiaten- als auch das Dr.-Diplom der Philosophie erhielt, daß er aber schließlich aus der geistigen „Enge“ ausbrach und 1886 in Berlin ein Philologiestudium begann, das er dann in Kiel fortsetzen wollte. Er kämpfte stets mit Geldsorgen, verdiente sich seinen Lebensunterhalt durch Übersetzungs- und Redaktionsarbeit und war überdies kränklich. Glogaus Briefe, die sogar finanzielle Hilfe anboten, stärkten offensichtlich den anfänglich schüchternen und hilflosen, aber sehr begabten jungen Mann, der wahrscheinlich noch in Berlin 1886 an Tuberkulose erkrankte.



Die Singakademie in Berlin  
Stahlstich von Finden (um 1830) nach einer Zeichnung  
von Wilhelm Klose



[44] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Winterthur, den 18. November 1877

Hochverehrter Herr Professor

Fast ist es mir peinlich, Ihre Muße schon wieder zu unterbrechen, doch drängt es mich, in Ergänzung meines Briefes vom 24. Oct[ober], Ihnen über meine weiteren Schritte zu berichten. Da es mir natürlich ganz fern liegt, eingehende Äußerungen von Ihnen zu erwarten, werden Sie, hoffe ich, mir darüber nicht böse sein.

Aus Würzburg erhielt ich vom Rectorate den Bescheid, daß weder die Gründung einer neuen Professur bevorstehe, noch eine bereits bestehende vacant sei. Erkundigungen, die ich in Marburg, Gießen, Rostock und indirect in München eingezogen, ergaben, daß überall dort eine Habilitation nicht opportun sei. So bleibt mir die Wahl, einerseits zwischen Halle, Berlin und etwa Leipzig und andererseits eine schweizerische Universität. Zur Habilitation selbst bin ich für den nächsten Herbst unwiderruflich entschlossen. Ich habe nun meine Lebensaufgabe gefunden und soweit vorbereitet, daß ich die innere Nothwendigkeit durch keine Rücksicht einzudämmen im Stande bin.

Leipzig würde sich wegen der großen Zahl der Studirenden empfehlen, ich bin aber zweifelhaft, ob man mich zuläßt. Meine Doctor-Dissertation wurde dort seiner Zeit zurückgewiesen. Halle hat 3 Ordinarii und 2 Docenten, jedoch habe ich in der Stadt selbst Beziehungen und werde einige Zuhörer wohl finden. Über Berlin erhalte ich vielleicht noch Ihre Meinung. Ich will mein Gesuch im Januar oder Februar einreichen, da ich auch im Falle einer Abweisung noch Zeit behalten muß, anderswo anzufragen und die kostspielige Übersiedelung vor völliger Erledigung der Habilitation nicht zu wagen ist. Bleibt mir aber Deutschland ganz verschlossen oder sind die Aussichten für das Fortkommen ganz gering, so bleibe ich in der Schweiz. In Zürich könnte ich Stadler noch zuvorkommen, der einstweilen am Polytechnikum allein habilitirt ist, aber auch an die Universität will.<sup>1</sup> Ich könnte dann schon im Sommer von hier aus lesen, würde aber, da ich ja arbeiten will, meine Schulstelle auch dann niederlegen. Ich ersparte dann ein Bedeutendes an Umzugskosten.

Falls die Aufnahme meines Aufsatzes in die Zeitschrift durchaus unmöglich ist, will ich ihn Ulrici anbieten, und müßte das am Schlusse des ersten Artikels gegebene Versprechen in andrer Art zu lösen suchen.<sup>2</sup> Bei Ulrici erscheint im Januar-Heft eine Anzeige Ihres Ur-

<sup>1</sup> Vgl. Anm. 7 von Brief Nr. 42.

<sup>2</sup> Dieses Angebot hat Steinthal dann angenommen; der ausführliche Artikel über die

sprunges von mir.<sup>3</sup> Da mir jedoch knappste Forschung auferlegt war, habe ich nur die Stellung des Buches in der Reihe Ihrer Schriften und die neu hinzugekommene Hälfte kurz characterisirt, aber auf die Art und Form Ihrer Kritik Geigers, verglichen etwa mit Ihrer an Becker früher geübten Kritik, leider nicht eingehen können.

Für Ihre freundliche Nennung von Cohen's neuem Buche sage ich Ihnen ergebenen Dank, und ersuche Sie, mir gelegentlich ein gutes Werk über Indogermanische und Semitische Mythologie angeben zu wollen.

Mit herzlichen Grüßen an Sie und die Ihrigen  
bin ich in inniger Verehrung  
Ihr treu ergebener Glogau

historische Entwicklung des Problems erschien in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 73 (1878), S. 209–263. In Bd. X (1878) der ZfV veröffentlichte er als Fortsetzung des Aufsatzes in Bd. IX (S. 345–373) eine Darstellung des Verhältnisses zwischen Subjekt und Objekt (S. 313–370), wobei er in einer Vorbemerkung auch den Lesern bekanntgibt, daß der ursprünglich geplante Aufsatz „von der Redaction“ abgelehnt worden sei.

<sup>3</sup> Glogaus Rezension der dritten Auflage von Steinthals „Ursprung der Sprache“ erschien in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik N. F., Bd. 72 (1877), S. 111–117.

[45] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Kronprinzen-Ufer 25  
den 2. December 1877

Verehrter Freund,

Meine Tätigkeit in diesem Winter ist (ich weiß selbst nicht, wie das kommt) so zersplittert, daß ich zu nichts gelange, was andauernden Fleiß erfordert. Die Correspondenz aber wird dabei auch nicht gefördert.

Bezüglich Ihrer Habilitirung habe ich mit meinem Schwager gesprochen. Er läßt Ihnen sagen, Sie möchten Sich nach Erlangen wenden und zwar zunächst an Herrn Prof. E. v. Gorup-Besánez<sup>1</sup>, wobei Sie aus-

<sup>1</sup> Der gebürtige Grazer Eugen Franz Freiherr Gorup von Besánez (1817–1878) hatte Medizin in Graz, Wien, Padua und München studiert und lehrte seit 1855 als ordentl. Professor der Chemie innerhalb der philosophischen Fakultät der Universität Erlangen. Er trug wesentlich mit zur starken Entwicklung der physiologischen Chemie bei und wirkte stimulierend auf Fachkollegen und Schüler mit seinem Aufruf, man solle sich stärker der

drücklich bemerken wollen, daß Sie „von Herrn Prof. Lazarus in Berlin veranlaßt seien“, sich an ihn zu wenden. Demnach unterlasse ich es, von etwaigen Aussichten an andern Orten zu reden.

Ein gutes Werk über indogermanische Mythologie gibt es nicht, noch nicht einmal ein schlechtes. Nur einzelne Monographien. Kuhn, die Herabkunft des Feuers. Mannhart [sic!], Deutsche Götter. Windischmann [sic!], Zoroastrische Studien. J. Grimm, Deutsche Mythologie. Max Müller, Vorlesungen, 2. Serie.<sup>2</sup>

Wenn Sie Ihren Aufsatz über Cartesius anderwärts unterbringen können, so wäre es mir recht. Ich müßte gegen meinen Grundsatz über Aufnahme in unser Blatt verstoßen.

Nun haben mir wieder Besuche die Zeit geraubt, die ich Ihnen widmen wollte. Indessen, das Wesentliche ist gesagt.

Leben Sie mit den Ihrigen recht wohl! Wir sind munter.

Steinthal

theoretischen Betrachtungsweise zuwenden, sich von der Empirie lösen, wenn eine Hypothese erfolgreich zu sein verspreche.

<sup>2</sup> Es handelt sich bei Steinthals Empfehlungen um folgende Werke: Adalbert Kuhn, Die Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes – Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen, Berlin 1859. Wilhelm Mannhardt, Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker, Berlin 1860. Friedrich Heinrich Hugo Windischmann, Zoroastrische Studien – Abhandlungen zur Mythologie und Sagengeschichte des alten Iran, Nach dem Tode des Verfassers hrsg. von Fr. Spiegel, Berlin 1863. Jacob L. K. Grimm, Deutsche Mythologie, Göttingen 1835. Friedrich Max Müller, Lectures on the Science of Language, London 1861; die neue Serie erschien 1864. In deutscher Sprache erschien die 2. Aufl. der 2. Serie unter dem Titel „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“ (Serie I, 1863; Serie II, 1866).

[46] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, den 28. December 1877  
Kronprinzen-Ufer 25

Verehrter Freund,

Sie erinnern Sich wohl, daß ich schon vor einigen Jahren, als Sie noch in Preußen saßen, den Gedanken nicht billigen konnte, daß ein Mann, der Frau und Kinder hat und für sie zu sorgen hat, seine Stellung aufgabe und Privatdocent werde. Ich bitte Sie, das wohl zu überlegen. Haben Sie ein kleines Capital, so bewa[h]ren Sie es und, wo möglich, mehren Sie es: Sie werden in jeder Stellung einen kleinen Zuschuß gern haben.

Das Schreiben aus Erlangen ist betrübend.<sup>1</sup> Hier in Berlin sind jetzt Paulsen<sup>2</sup> und Erdmann<sup>3</sup>; beide in den obern Kreisen beliebt, also für Sie keine nahe Aussicht. In Leipzig ist an Philosophen eher Überfluß. Wollen Sie es also versuchen, so könnte ich nur zu Bonn und Breslau raten. Aber ich bleibe dabei: an die Universität nur als Professor, oder gar nicht.

Viel Glück zum neuen Jahr!  
Steinthal

<sup>1</sup> Vgl. den vorangegangenen Brief und Anm. 1. Die Antwort aus Erlangen war offensichtlich ablehnend.

<sup>2</sup> Zu Friedrich Paulsen vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 25.

<sup>3</sup> Benno Erdmann (1851–1921) war seit 1876 Privatdozent der Philosophie an der Universität Berlin, wurde aber 1878 (zunächst als a. o. Professor) nach Kiel berufen. Mit Recht hat sich Steinthal (auf dessen Verdienste Erdmann mehrfach hinwies) von dem kritischen Kant-Forscher noch viel versprochen. Erdmann wurde – nach mehrjähriger Lehrtätigkeit an den Universitäten Kiel, Breslau, Halle und Bonn – 1909 wieder nach Berlin zurückberufen. In späteren Jahren widmete er sich vor allem Problemen der Psychologie und der Logik.

[47] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Winterthur, den 8. Februar 1878

Hochgeehrtester Herr Professor

Ich kann es nicht unterlassen, Ihnen zu melden, daß ich mich nunmehr in Zürich habilitirt habe. Ich wurde sehr ehrenvoll angenommen und hielt am 2. d[ieses] M[onats] meine Probevorlesung

„Über die psychische Mechanik. Der Grundgedanke derselben und ihre Stellung innerhalb der neueren und neuesten philosophischen Bestrebungen.“<sup>1</sup>

Es waren mit der Facultät circa 50 Zuhörer anwesend, darunter Siebeck aus Basel und meine Frau. Im Sommer lese ich von hier aus 2stündig „Über die Grundbegriffe des wissenschaftlichen Denkens“; im Herbst siedle ich, falls ich auch nur 1000–1500 fr[an]cs sicher habe, ganz über. Doch steht dies noch ganz im Dunkel. Ob man mich innerhalb der nächsten 10 Jahre irgendwohin gleich als Professor würde gerufen haben, steht doch zu bezweifeln. Dann aber wäre die frische Triebkraft, die mich jetzt beseelt, schon ins Stocken gerathen.

<sup>1</sup> Der Vortrag wurde veröffentlicht in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 75 (1879), S. 1–29.

Die Fortsetzung meiner metaph[ysischen] Artikel in Ihrer Zeitschrift liegt mir sehr am Herzen. Wollen Sie Herrn Dr. Daniel Jakoby, einem Ihrer früheren Schüler, jetzt Gymnasiallehrer in Berlin,<sup>2</sup> der Sie in den nächsten Tagen besuchen will, mittheilen, ob es Ihnen recht ist, wenn ich den historischen Theil weglasse und gleich über „Natur und Geist“ handle, wie ich in meinem letzten Briefe angegeben habe.

Herr Professor Avenarius, Ihr früherer Schüler,<sup>3</sup> läßt sich Ihnen verehrungsvoll empfehlen. Mich wollen Sie Herrn Professor Lazarus auf das angelegentlichste empfehlen.

Bei uns steht alles wohl.

Mit den herzlichsten Grüßen von Haus zu Haus bin ich in inniger Verehrung

Ihr treu ergebener  
Glogau

<sup>2</sup> Daniel Jacoby (1844–1918) hatte zunächst Jurisprudenz, dann deutsche Philologie und Philosophie in Berlin studiert. Nach einjähriger Lehrtätigkeit an der Handelsakademie in Wien lehrte er von 1873 bis 1877 am Gymnasium in Aarau/Schweiz griechische und deutsche Philologie, von 1876 bis 1877 gleichzeitig als Privatdozent deutsche Literatur an der Universität in Zürich. Seit Herbst 1877 unterrichtete er am Königstädtischen Gymnasium in Berlin. Er veröffentlichte vorwiegend über Themen aus der Literatur und Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts.

<sup>3</sup> Richard Avenarius (1843–1896) hatte sich nach seinen Studien in Zürich, Berlin und Leipzig 1876 habilitiert und lehrte seitdem als Privatdozent in Leipzig. 1877 wurde er ordentl. Professor für induktive Philosophie an der Universität in Zürich. Von Steinthal in Berlin und von Drobisch in Leipzig beeinflusst, nahm Avenarius Herbarts Vorstellungslehre in seine positivistische Philosophie auf.

[48] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Kronprinzen-Ufer 25  
den 12. April 1878

Verehrter Freund,

Ihr Schreiben vom 8./2. und das nebst M[anu]s[cript] vom 6./5. [sic!]<sup>1</sup> habe ich richtig erhalten: Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer nächstens beginnenden akademischen Tätigkeit. Ich meine, Sie werden die auf dem Gymnasium erworbene Fähigkeit im Unterrichten auch auf der Universität mit Geschick und Erfolg verwerten.

<sup>1</sup> Hier liegt ein Irrtum Steinthals vor; das Schreiben, das Glogau mit dem Manuskript sandte, ist nicht erhalten.

Ihr M[anu]s[cript] ist in die Druckerei gesandt.<sup>2</sup> Soeben ist nämlich der Druck des 2. Heftes vollendet. Dasselbe wird also in diesen Wochen ausgegeben werden. Ich will nun ohne Pause das folgende Heft weiter drucken lassen. Das eben vollendete 2. Heft ist etwas stark geraten, aber wirklich wertvoll für die Sprachwissenschaft. Für das 3. Heft habe ich außer Ihrem Aufsätze auch manches recht Hübsche. – Über meinen Aufsatz „Die ethische Idee der Vollkommenheit“ ist noch nichts beschlossen. Doch denke ich, es werde nun wohl nicht mehr lange dauern, bis er meinen Schubkasten verläßt, in dem er schon seit einem Jahre und darüber das Licht der Welt erharret. Sie sehen, ich bin geduldig, sogar dankbar; denn das lange Warten hat der Arbeit nicht geschadet. So gefeilt, wie an dieser, habe ich wohl noch niemals. Hoffentlich merkt der Leser um so weniger davon.

Hoffentlich geht es in Ihrer Familie recht gut. Wir hier haben den Winter recht glücklich verbracht.

Ich lese im Sommer, außer der Mythologie an der Universität, noch an der Hochschule für [die] Wissenschaft des Judentums Einleitung in den Pentateuch, wobei die epische Frage in eigentümlicher Weise hervortritt. Das gibt mir aber viel zu tun. Außerdem bin ich mit einer Kritik von Bruno Bauers „Christus und die Cäsaren“ beschäftigt für unsre Zeitschrift.<sup>3</sup>

Meine Frau und Irene sind wohl. Unsre besten Grüße für Sie und die Ihrigen, ebenso von Lazarus.

Vale!<sup>4</sup>  
Steinthal

<sup>2</sup> Der zweite Teil von Glogaus Aufsatzfolge „Die Grundbegriffe der Metaphysik und Ethik im Lichte der neueren Psychologie“, der mit dem Untertitel „Natur und Geist, Subject und Object“ in Bd. X (1878), S. 313–370, der ZfV erschien. Vgl. auch Anm. 2 von Brief Nr. 44.

<sup>3</sup> H. Steinthal, Bruno Bauer, Philo, Strauss und Renan und das Urchristentum, Berlin 1874. Christus und die Cäsaren. Der Ursprung des Christentums aus dem römischen Griechentum, Berlin 1877, in: ZfV X (1878), S. 409–469.

<sup>4</sup> Vale (lat.), lebe wohl!

[49] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Winterthur, den 13. Mai 1878

Hochgeehrtester Herr Professor

Erlauben Sie mir, daß ich im Kreise der Ihrigen, zu denen ich mich ja wohl rechnen darf, da ich längst gewohnt bin, Sie als meinen geistigen Vater zu verehren, Ihnen zu Ihrem bevorstehenden Geburtstage meine innigsten und ergebensten Glückwünsche darbringe. Möge Ihnen und den Ihrigen dauernd Frische und Gesundheit beschieden sein und Sie vor allem einer glücklichen und heiteren Stimmung dauernd sich erfreuen; möge Ihre Irene sich ungestört weiter entfalten, Ihre Frau Gemahlin sich einer besser befestigten Gesundheit erfreuen und Herr Professor Lazarus wie bisher im Denken und Sein Ihnen treulich zur Seite stehn. Wie schmerzlich bedaure ich es, eine doch nur sehr unvollkommene Anschauung des äußeren Daseins von Ihnen und den Ihrigen zu besitzen und von tausend kleinen und großen Fragen, die Ihre äußere Vergangenheit betreffen, gar nichts zu wissen. Ich hoffe immer noch, daß ich einmal ein paar Tage näher um Sie werde sein dürfen, und bin überzeugt, daß Sie dieses Bedürfniß nicht als Zudringlichkeit mißverstehen.

Uns geht es im Ganzen befriedigend. Ich werde nie bereuen, hierher gegangen zu sein, denn ich empfangen durch meine amtliche Thätigkeit so wie im äußeren Leben ununterbrochen sehr reiche Anregung. Die Schüler haben hier z. B. im letzten Schuljahre philosophischen Unterricht, im Winter wöchentlich zwei Stunden, in welchen ich die Grundlagen der Psychologie lehre, im Sommer 3 St[un]d[en], in denen Logik gelehrt wird. Wie es aber fördert, in elementarster Form solche Grundbegriffe tüchtigen und lernbegierigen jungen Leuten darzulegen, liegt auf der Hand. Dazu erfreue ich mich der vollen Ergebenheit meiner Schüler und allseitiger Hochachtung. Freilich habe ich jetzt wöchentlich 26 St[un]d[en] am Gymnasium und brauche, um zweimal in Zürich zu lesen, je 6 Stunden. Ich halte morgen die 5. Vorlesung und hatte bisher zwischen 6 und 9 Zuhörer. Ob ich zum Winter ganz nach Zürich übersiedele, entscheidet sich erst in den nächsten Wochen. Natürlich arbeite ich nun nebenher nichts weiter und lese fast nichts. Das ist aber auf die Dauer ganz undurchführbar für mich. – Jedenfalls jedoch würde ich nur auf eine im voraus ganz fest begrenzte Zeit (3 Jahre) mich zu einem Leben aus den eigenen Mitteln entschließen. Dann muß ich, falls kein Zwischenfall eintritt, sowohl meine Mechanik des Geistes bereits im Publikum haben, als auch meine Lehrfähigkeit genügend geübt und bethätigt haben. Ich würde also dann, falls sich mir in Zürich selbst keine Lehrstelle sollte geboten haben, jedenfalls wieder an ein Gymnasium gehen.

Leben Sie wohl, hochgeehrtester Herr, und erlauben Sie, daß mit meiner Frau auch meine beiden Kleinen Onkel Steinthal, den sie fast täglich im Bilde sehen, herzlich zum Geburtstage gratuliren.

In inniger Verehrung  
Ihr treu ergebener Glogau

P. S. Auf Siebeck's Rath möchte ich von meinem 2. Artikel<sup>1</sup> etwa 50 Abzüge für mich behufs Versendung unter Kreuzband bestellen. Ich habe mich doch wohl nur, sobald der 1. Correcturbogen da sein wird, an den Drucker zu wenden? Oder auch an den Verleger? – Könnten Sie mir nicht gelegentlich ein oder einige Programme der Hochschule für die Wissenschaft des Judenthums zugעהen lassen?<sup>2</sup> Ich habe von derselben noch keine genügende Vorstellung. – Im Juliheft von Ulrici's Zeitschrift wird mein Cartesius<sup>3</sup> stehen. Ein nochmaliges Umschreiben hat ihm nicht geschadet, und ich lege in der That einiges! (hoffentlich nicht bloß subjectives) Gewicht auf diese Arbeit.

<sup>1</sup> Von dem schon genannten Aufsatz „Die Grundbegriffe der Metaphysik und Ethik im Lichte der neueren Psychologie (2. Artikel)“, mit dem Untertitel: „Natur und Geist, Subject und Object“, in: ZfV X (1878), S. 313–370.

<sup>2</sup> Die am 6. Mai 1872 in Berlin eröffnete „Hochschule für die Wissenschaft des Judenthums“ erwarb sich als Lehr- und Forschungsstätte internationalen Ruf. Obwohl ihre Hauptfunktion in der Ausbildung von Rabbinern und jüdischen Lehrern bestand, stand sie allen Interessierten, auch nichtjüdischen Hörern und Frauen mit Hochschulreife offen. Unter dem Druck der Antisemiten veranlaßte die preußische Regierung am 7. Mai 1883 die degradierende Umbenennung in „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judenthums“; der Erlaß wurde erst 1920 wieder aufgehoben. Vgl. auch Bd. I, S. XXXVII.

<sup>3</sup> Gustav Glogau, Darlegung und Kritik des Grundgedankens der Cartesianischen Metaphysik, in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, N. F., Bd. 73 (Halle 1878), S. 209–263.

[50] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

[Berlin, Kronprinzen-Ufer 25, 14. Juli 1878]<sup>1</sup>  
[Postkarte]

Verehrter Freund,

ich bitte Sie, von dem Artikel, welchen Sie für das letzte Heft unserer Zeitschrift gearbeitet haben, mir ein Inhaltsverzeichnis zu senden, das nach der Weise gemacht ist, wie ich solche zu geben pflege. – Besten Gruß für Sie und die Ihrigen von mir und meiner Frau

Prof. Steinthal  
Kronprinzen Ufer 25

Berlin 14. 7. 78.

[51] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Winterthur, den 17. Juli 1878

Hochgeehrter Herr Professor

Heute Morgen erhielt ich Ihre Postkarte und sende Ihnen nun die Inhaltsangabe. Da ich die Titel der einzelnen §§ nach dem vollen Wortlaut aufnehmen mußte, diese allein aber nicht genügten, so ist der Inhalt, gegen meine Absicht, etwas lang geworden; es ließ sich nun manches nicht zusammennehmen, was sonst hätte vereinigt werden können. Natürlich werden Sie nach Ihrem Belieben kürzen und abändern.

Ich bitte Sie dringend, mir, wo nicht früher, so doch zu Anfang Ihrer Ferien etwas über Ihr Befinden mitzutheilen, nur ganz wenige Zeilen. Dr. Jacoby aus Berlin,<sup>1</sup> der sie [sic!] im Februar auf meine Bitte besuchte, erzählte mir vor acht Tagen in Zürich, Sie hätten gar nicht sehr wohl ausgesehen und Ihre Stimme sei schwach gewesen. Ob wohl der Aufenthalt in Schönefeld allein Ihnen genügt? Wie würde ich mich freuen, Sie einmal zu sehen! Das ist aber in diesem Jahre unmöglich.

Wir siedeln am 11. October nach Zürich über; ich habe mir alles wohl überlegt und kann nicht anders. Augenblicklich ist meine Frau im Bade Fideris in Graubünden. Sie ist nicht ernstlich krank, jedoch sehr schwach. Mir und den Kindern geht's befriedigend.

Erlauben Sie mir, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin zum Geburtstag Irene's am nächsten Dienstag recht herzlich Glück zu wünschen. Sie ist nun 5 Jahre alt – möge sie dauernd gedeihen und Ihren Lebensabend wirklich verschönern.

Wenn Sie mir schreiben, so erbitte ich auch in drei Worten Ihre Ansicht über meinen Aufsatz. Ich glaube den Beweis führen zu können, daß die Motive zu meinen Entwicklungen Punkt für Punkt Ihren Ideen entnommen sind. Gewiß ist manches nicht gerathen: der Aufsatz ist eben theilweise überreif, im Begriff, die engen Grenzen zu sprengen. Auch Unebenheiten sind da, z. B. sind No. 51 Fragen erhoben, die dann nicht genau genug erledigt werden.<sup>2</sup> Vielleicht aber hat Ihnen die Darstellung im 1. Bogen gefallen. Namentlich würden Sie mich durch die Angabe der Punkte verpflichten, an welchen Sie Anstoß nehmen. Ich könnte vieles heut' schon weit besser sagen.

Leben Sie herzlichst wohl und erfreuen Sie durch einige wenige Zeilen

Ihren ergebenen Glogau

<sup>1</sup> Vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 47.

<sup>2</sup> Im Absatz Nr. 51 stellt Glogau in mehreren Variationen die alte Frage nach der Identität von Denken und Sein.

[52] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Alt-Schönefeld bei Leipzig, den 29. August 1878

Lieber Freund,

Diese Zeilen haben lange auf sich warten lassen. Als ich Ihren Brief mit der herzlichen Bitte, ich möchte Ihnen über meinen Gesundheitszustand berichten, erhielt, dachte ich, ich werde sogleich bei Beginn der Ferien ausführlich schreiben können. Sie wissen wohl aus eigener Erfahrung, daß sich am Schlusse des Semesters die Arbeiten häufen, weil man eben aufgeräumt haben möchte, bevor man ins Freie zieht. Kurz nachdem ich aber hier eingetroffen war, ward unsere Irene krank: Sie bekam Diphtheritis und Scharlach. Sie werden unsere Verstimmung (um es so zu nennen) begreifen. Meine Frau wuch Tag und Nacht nicht vom Bett. Indessen der Verlauf der Krankheit war durchaus normal, und so vollzieht sich jetzt auch die Genesung. Die Kleine spielt schon in der Stube umher. So ist alle Hoffnung vorhanden, daß der Zwischenfall ohne jede üble Hinterlassenschaft vorüber gehn werde, ja daß er das Gute haben werde, uns zu beruhigen, daß das Kind nun die Krankheit überstanden hat und nicht noch einmal bekommen wird.

Das Heft der Zeitschrift ist inzwischen fertig geworden; wann es aber ausgegeben werden wird, kann ich nicht sagen. Das hängt von der Buchhandlung ab; und diese wird auch nicht können, wie sie will.

Sie wollten meine Ansicht über Ihren Aufsatz haben. Sie haben ganz richtig vorausgesetzt, daß ich mit dem *Inhalt vollständig* übereinstimme. Ich besinne mich kaum, auch nur einen Satz gefunden zu haben, den ich gemisbilligt hätte. Dagegen bin ich mit der Form der Darstellung gar nicht einverstanden. Sie scheinen entweder noch nicht im ruhigen Besitz der ausgesprochenen Gedanken, oder noch nicht in der rechten didaktischen Fähigkeit. Sie scheinen *mir* zu breit, zu mistrauisch gegen den Leser, als hätte er immer noch nicht verstanden. Ich glaube, selbst für Studenten sind Sie zu breit. *Reden* dürfen Sie allerdings vor Studenten in so langsamer Fortsetzung, aber nicht schreiben, am wenigsten vor dem Fach-Publicum. Man hat bei Ihrer Darlegung kaum das Gefühl, daß man von der Stelle rücke. Und auch das Umdrehen geschieht langsam und man kommt immer wieder auf denselben Punkt. Dagegen hat man gerade das Gefühl, daß [das], was entwickelt werden sollte, nicht hinlänglich entwickelt ist. Man merkt, Sie können *Sich* nicht genug tun, und dabei tun Sie für die Leser zu viel und zu wenig. – Ihre Inhalts-Anzeige habe ich etwas verkürzt. Es ist unmöglich, genau zu berechnen, wie viel auf die 6 Seiten geht, welche dem Verzeichnis geschenkt werden.

Meinen Vortrag über die Interpretation werden Sie erhalten haben.<sup>1</sup>

Meine Frau ist natürlich angegriffen. Die Erholung (da der Sommer so ganz abscheulich war) muß erst noch kommen. Eben so bei mir. Ich werde bis Ende September hier verweilen, dann zum Philologen-Tage nach Gera gehen, und damit einen etwa 8tägigen Aufenthalt in Thüringen verbinden, je nachdem das Wetter ist. Das Wetter wird überhaupt unsre Rückkehr nach Berlin bestimmen.

Wenn ich aber endlich von meinem Befinden im Ganzen reden soll, so kann ich nur sagen, daß ich Ursache zu haben glaube, *recht zufrieden* zu sein. Ich bin als 55jähriger Mann noch durchaus rüstig und munter, da ich doch mein Leben lang nicht stark war. Ich darf mir nicht viel zumuten; meine Kraft ist leicht erschöpft; aber ich erhole mich schnell wieder. Ich lebe in kurzem Tempo: schnell matt, schnell wieder auf. Und innerlich, im Gedanken und Gemüt, lebe ich behaglich.

Ich grüße Sie und die Ihrigen herzlich und danke Ihnen für die Teilnahme, die Sie mir bei jeder Gelegenheit beweisen, aufs innigste. Dieser Dank schließt den Wunsch ein, daß es Ihnen nach Ihrem Herzen ergehen möge.

Meine Frau fühlt Ihnen und den Ihrigen gegenüber ganz wie ich, und natürlich noch lebhafter.

Leben Sie wohl!  
Ihr Steinthal

<sup>1</sup> Steinthal, Die Arten und Formen der Interpretation, in: Verhandlungen der 32. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wiesbaden vom 26.–29. September 1877, Leipzig 1878, S. 25–35.

[53] GUSTAV GLOGAU AN HEYMAN STEINTHAL

Winterthur, den 9. September 1878

Hochgeehrter Herr Professor

Haben Sie meinen herzlichen Dank für Ihr freundliches Schreiben vom 29. August. Meine Frau freut sich mit mir, daß die Sorge um das Kind nun von Ihnen genommen ist, und hoffen wir, daß Sie alle während der letzten schönen Tage sich ordentlich werden erholt haben. Seit gestern Abend freilich ist hier die Regenzeit wieder eingeekehrt.

Ich bin sehr glücklich, daß Sie sich mit dem Inhalt meiner Abhandlung einverstanden erklären können. Dies gibt mir die Gewähr, daß ich auch in der weiteren Ausgestaltung meiner Gedanken den *kritischen* Idealismus, wie Sie ihn faßten, nicht verfehlen werde, denn ich arbeite

langsam und mit großer Behutsamkeit. Ihr Tadel der Darstellung ist vollkommen begründet. Obzwar ich die Abhandlung fünfmal umgearbeitet, hatte ich den urspr[üngl][ichen] Gang fast unverändert beibehalten. So war sie sehr in die Breite gewachsen und die anfängl[iche] Form überall zersprengt; ich konnte aber, da ich bei der großen Zahl von Schulstunden nur sehr mühsam und mit höchster Anspannung aller Kräfte zur Production komme, die geistige Freiheit nicht finden, die Sache wesentl[ich] nach didactischen Rücksichten umzugießen. Dazu kam noch zweierlei. Einmal arbeite ich, als Beziehungspunkt und Substruction für die psychische Mechanik, einen kurzen Abriß der Entwicklungsgeschichte des Bewußtseins aus, so zu sagen eine geistige Embryologie, und kam so ins Schwanken, um nicht zu viel und nicht zu wenig daraus in diesen Aufsatz herüberzunehmen; zweitens konnte ich allerdings, wie Sie sagen, mir selbst noch nicht genug thun, um ja die volle Vorsicht und allseitige Umsicht in den grundlegenden Bestimmungen zu wahren. Ich habe ja aber auch gleich anfangs (IX, 34 b) gesagt, ich rechnete für diesen ersten Wurf im günstigen Falle nur auf ein theilweises Gelingen. *Ich persönlich* fühle mich durch die Drucklegung sehr wesentlich befestigt und gefördert; wenn also das Fach-Publikum die Arbeit nur nicht gänzlich verwirft, habe ich alle Ursache, zufrieden zu sein.

Sollten Sie, Herr Professor, gelegentlich mir wieder einmal schreiben, so, bitte, sagen Sie mir auch etwas über den Cartesius.<sup>1</sup> Auch an dieser Arbeit wird Ihnen, denke ich, die Hauptsache gefallen, Sie werden sehen, daß ich völkerpsychologisch zu denken gelernt habe; ich vermute aber mit Bestimmtheit, daß Ihnen die Darstellung nicht genügt: auch hier wird meine gedrückte Lage und mein unfreies Schaffen deutlich hervorstechen. So wollen Sie mir einen Fingerzeig nicht vorenthalten.

Für die Zusendung Ihres Vortrages über die Interpretation herzlichen Dank.<sup>2</sup> Die Einleitung ist Ihnen geglückt, wie nicht leicht etwas anderes so gesättigt ist sie mit Realität bei schlichtester Einfalt, dem Widerspiel aller Rhetorik, welche mir und wohl allen, die, wie ich, einen verhältnismäßig nur geringen Umfang von Kenntnissen besitzen, im Blut liegt. Haben Sie die Artikel über Boeckh im nächsten Hefte (X, 4) bereits begonnen?<sup>3</sup> Es ist mir noch nicht zugegangen, wohl aber habe

<sup>1</sup> Gustav Glogau, Darlegung und Kritik des Grundgedankens der Cartesianischen Metaphysik, in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, N. F., Bd. 73 (Halle 1878), S. 209–263.

<sup>2</sup> Vgl. Anm. 1 des vorigen Briefes.

<sup>3</sup> Steinthals Rezension von: August Boeckh, Encyklopädie und Methodologie der philosophischen Wissenschaften, hrsg. von E. Bratuscheck, Leipzig 1877, in: ZfV X

ich die Separat-Abzüge meines Aufsatzes bereits erhalten. – Und wie steht's mit der Idee der Vollkommenheit? Ich bekomme doch, falls dieselbe nicht in der Zeitschrift erscheint, ein Exemplar?

Am 11. October ziehen wir nach Zürich und wohnen dann: Zürich, Fluntern 205. Die Auspicien sind gerade nicht günstig. Vor wenig[en] Tagen erst hörte ich durch Siebeck von einer infamen Anzeige meiner psychol[ogischen] Vorträge in der Jenaer Lit[eratur]-Z[ei]t[un]g von Ende Juli, die in Zürich, wie es scheint, auch schon gewirkt hat. Ich hätte alles von Ihnen und Lazarus ohne Angabe der Quellen ungeschickt abgeschrieben.<sup>4</sup> Noch bin ich rathlos, denke aber an eine Erklärung in Ulrici's Zeitschrift. Vielleicht wäre auch eine Eingabe an die Fakultät mit Darlegung des Sachverhaltes am Platz? Der Verf[asser] ist ein Herr Andreae aus Kaiserslautern, dessen Name mir bisher noch unbekannt war. –

Leben Sie wohl, verehrter Herr Professor, und seien Sie mit Ihrer Frau Gemahlin und der kleinen Irene, die nun hoffentlich wieder ganz frisch ist, auf das herzlichste von uns begrüßt. Ich bitte Sie auch, mich Herrn Professor Lazarus auf das angelegentlichste zu empfehlen.

Ihr treu ergebener  
Glogau

[P. S.] Wir wünschen Ihnen recht schönes Wetter und anregende Gesellschaft für Gera und Thüringen.

(1878), S. 235–255, d. h. schon im 3. Heft. Eine Fortsetzung erschien in Bd. XI, S. 80–96 und S. 302–326.

<sup>4</sup> Auf Glogaus Überlegungen, weshalb Windelband seinen Brief nicht beantwortet habe, schrieb ihm Siebeck am 2. September 1878: „Möglicherweise hat ihn übrigens die infame Recension, die vor einigen Wochen über Deine Psychologischen Vorträge in der Jen[ae]r Lit[eratur]-Z[ei]tung ergangen ist (unmittelbar vor seiner [= Windelbands] Zürcher Antrittsvorlesung), worin Du einfach als wörtlicher Abschreiber aus Steinthal qualificirt wirst, kopfscheu gemacht; man hat in diesen Kreisen oft sehr heikle Vorstellungen von literarischer Reinlichkeit [. . .].“ Glogaus „Zwei wissenschaftliche Vorträge über die Grundprobleme der Psychologie“ (Halle a/S 1877) waren im Rahmen einer Sammelbesprechung in der Jenaer Literaturzeitung Nr. 31, vom 3. August 1878, sehr kritisch rezensiert worden. Der Rezensent C. Andreae fügte, um sein hartes Urteil zu dokumentieren, auch Belegstellen für das wörtliche „Abschreiben“ an.

[54] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Kronprinzen-Ufer 25  
den 1. Januar 1879

Lieber Freund, besten Dank für Ihre Wünsche<sup>1</sup>, von mir und auch von meiner Frau, die von Ihrer Freundschaft für uns tief ergriffen ist, wie ich es bin. So haben auch wir unsererseits die innigsten Wünsche für Sie und die lieben Ihrigen. Es ist eine alte Geschichte: Das Schicksal des Einzelnen entspricht nur selten seiner Würdigkeit. Das muß man tragen – wie schwer es auch gelegentlich werden mag, und wie schwierig es sein mag, den richtigen Mittelweg zu finden, auf dem uns unser Selbstbewußtsein mit der äußern Lage versöhnt, ohne uns zu überheben. Ich darf von mir ehrlich sagen, daß ich glücklich bin, und daß mich keine Träume quälen.<sup>2</sup>

Ich bedaure, daß es Ihnen nicht besser geht, als aus Ihren Zeilen zu entnehmen ist. Ich wünschte vor allem, daß Sie eine ungestörte feste Gesundheit hätten, damit Sie nach Wunsch arbeiten könnten. Ich muß Ihnen wohl raten, Rücksichten auf den Leib zu nehmen; es könnte sich sonst Ihr Fleiß später rächen. Noch mehr bedaure ich, daß Sie Ihren Wunsch nach Geselligkeit nicht befriedigen können und daß die Zahl Ihrer Hörer gering ist. Doch ich glaube kaum, daß in diesem Betracht Zürich angeklagt werden darf; ich meine, es werde anderwärts nicht besser sein. Über unsere Herren Studiosi denke ich so: Ehemals sagte Mephisto: „Das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen.“ Jetzt ist das anders. Was kann mich hindern, alles zu lehren, was ich weiß? Aber jetzt, wie mir vorkommt, muß es heißen: Das Beste, was du wissen kannst, wollen die Buben doch nicht hören. Bei der geringen Anzahl der dortigen Studenten, weiß ich nicht einmal, ob das zutrifft; aber auf die hiesigen Brod-Studenten und Material-Studenten paßt es.

Avenarius kenne ich persönlich, und mir schien, als wäre er geneigt, sich in Gesprächen zu ergehen.<sup>3</sup> Stadler habe ich, obwohl er sich ein paar Jahre hier aufgehalten hat, gar nicht gesehen.<sup>4</sup> Ein Gedankenaustausch mit beiden dürfte unfehlbar vorteilhaft sein; aber ich glaube, daß Sie an der kleinern Universität in höherm Grade den Umgang mit den Naturforschern pflegen sollten. Diese werden Ihnen viel wertvolle Kenntnisse leicht zugänglich machen, wenn sie auch wenig von Ihnen

<sup>1</sup> Glogaus Brief zum Ende des Jahres ist verlorengegangen.

<sup>2</sup> Steinthal erhielt nie eine ordentliche Professur, weil er Jude war.

<sup>3</sup> Über Richard Avenarius vgl. Anm. 3 von Brief 47.

<sup>4</sup> Über August Stadler vgl. Anm. 7 von Brief Nr. 42.

annehmen werden. Fest steht wohl, daß Sie dort leichter Naturwissenschaftliches Sich aneignen können, als hier.

Ich war in diesem Winter sehr beschäftigt und werde es noch sein. An der Hochschule für die Wissensch[aft] des Judentums lese ich über die Genesis, worüber ich bisher noch nicht gelesen habe. An der Universität wöchentlich 8 Stunden. Ein starkes Heft ist gesetzt, die letzten drei Bogen noch zu corrigiren. Es bringt viel von mir, was Sie interessiren wird, weil es von mir kommt. Dazu kam die Tätigkeit für die Herstellung der Humboldt-Akademie, von der Sie hoffentlich gehört haben, an der ich nun auch fürs erste lesen muß.<sup>5</sup> Ich habe Psychologie angekündigt. So werde ich also auch für das neue Quartal zu tun haben. Endlich halte ich den 13. Jan[uar] einen Vortrag „Über Toleranz“ zu einem Wohltätigkeits-Zweck<sup>6</sup> und ebenfalls noch im Januar einen Vortrag in der anthropologischen Gesellschaft über die australischen Sprachen.<sup>7</sup>

Sie werden hiernach begreifen, wenn ich gestehe, daß ich Ihren Cartesius<sup>8</sup> noch nicht gelesen habe. Es freut mich, daß Sie schon bedeutsame Zustimmung gefunden haben. Avenarius und Stadler scheinen sich nicht geäußert zu haben. Mir, das müssen Sie bedenken, liegen historische Studien der Metaphysik doch ferner, selbst wenn diese ihren klaren Zusammenhang mit unsern gegenwärtigen Bedürfnissen haben.

Endlich mögen Sie an meiner Arbeit, „Über die ethischen Ideen der Vollkommenheit“ ersehen, welche Vollkommenheit meine Geduld schon erlangt hat. Die Arbeit liegt in meinem Pulte seit zwei Jahren, und ich weiß nicht, *wann* sie gedruckt werden wird. Ich bedaure es, es verdrießt mich, aus verschiedenen Gründen; aber was hilft's? Die Verhältnisse sind dumm; aber sie sind so, und so müssen sie ertragen werden. Ich tröste mich: die längste Zeit wird es gedauert haben, und möglich ist es selbst in diesem schrecklich formellen Preußen, daß der Druck noch vor Ostern beginne – *nach* Ostern gewiß! Und wir werden

<sup>5</sup> Berlins erste Volkshochschule, der Wissenschaftliche Centralverein Humboldt-Akademie, wurde 1878 gegründet. Die Vorlesungen und Kurse fanden zunächst nur in den großen Räumen des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums statt, später auch in anderen Schulen Berlins. 1882/83 waren insgesamt 536 Hörer inskribiert. Der Generalsekretär der Akademie, Max Hirsch, hielt dort selbst Vorträge über Ökonomie.

<sup>6</sup> Den Vortrag „Über Toleranz“ hielt Steinthal am 13. Januar 1879 vor der „Gesellschaft der Freunde“; er wurde abgedruckt in der National-Zeitung (Berlin) am 19. und 22. Januar 1879 (MA).

<sup>7</sup> In der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte sprach Steinthal „Über die Sprache der Australier“; die Rede wurde abgedruckt in: Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 9 (1879), S. (20)–(29).

<sup>8</sup> Vgl. Anm. 1 zu Brief Nr. 53.

beide das Erscheinen noch erleben, und *von mir* soll niemand ein Exemplar früher erhalten als Sie: dies verspreche ich Ihnen.

Unsere Irene ist munter. – Leben Sie recht wohl!

Ihr Steinthal

[P. S.] Recht bald wird Ihnen meine Frau selbst schreiben und ein Bildchen von Irene beilegen, das wir eben noch nicht haben.

[55] JEANNETTE STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, den 23. Januar 1879

Geehrter Herr Doctor!

Mit herzlichen Grüßen, und vielem Dank für Ihr treues Gedenken meines Geburtstages, bin ich so frei, Ihnen unsre Irene als ungarisches Bauernmädchen vorzustellen.

Eine Erklärung, weshalb ich sie gerade in das Costüm gesteckt, möchte ich Ihnen doch geben.

Besagter Anzug kam zu Weihnachten von einem jungen Freund aus Ungarn; dem wollen wir nun die Freude machen, Irene wenigstens bildlich darin zu sehen.

Über unser Ergehen hat Ihnen mein Mann wol neulich berichtet; ich muß nur noch hinzufügen, daß er in diesem Winter so viel und mannigfaltig arbeitet, wie fast noch nie. Aber Gott sei Dank, er ist frisch dabei und sieht recht gut aus.

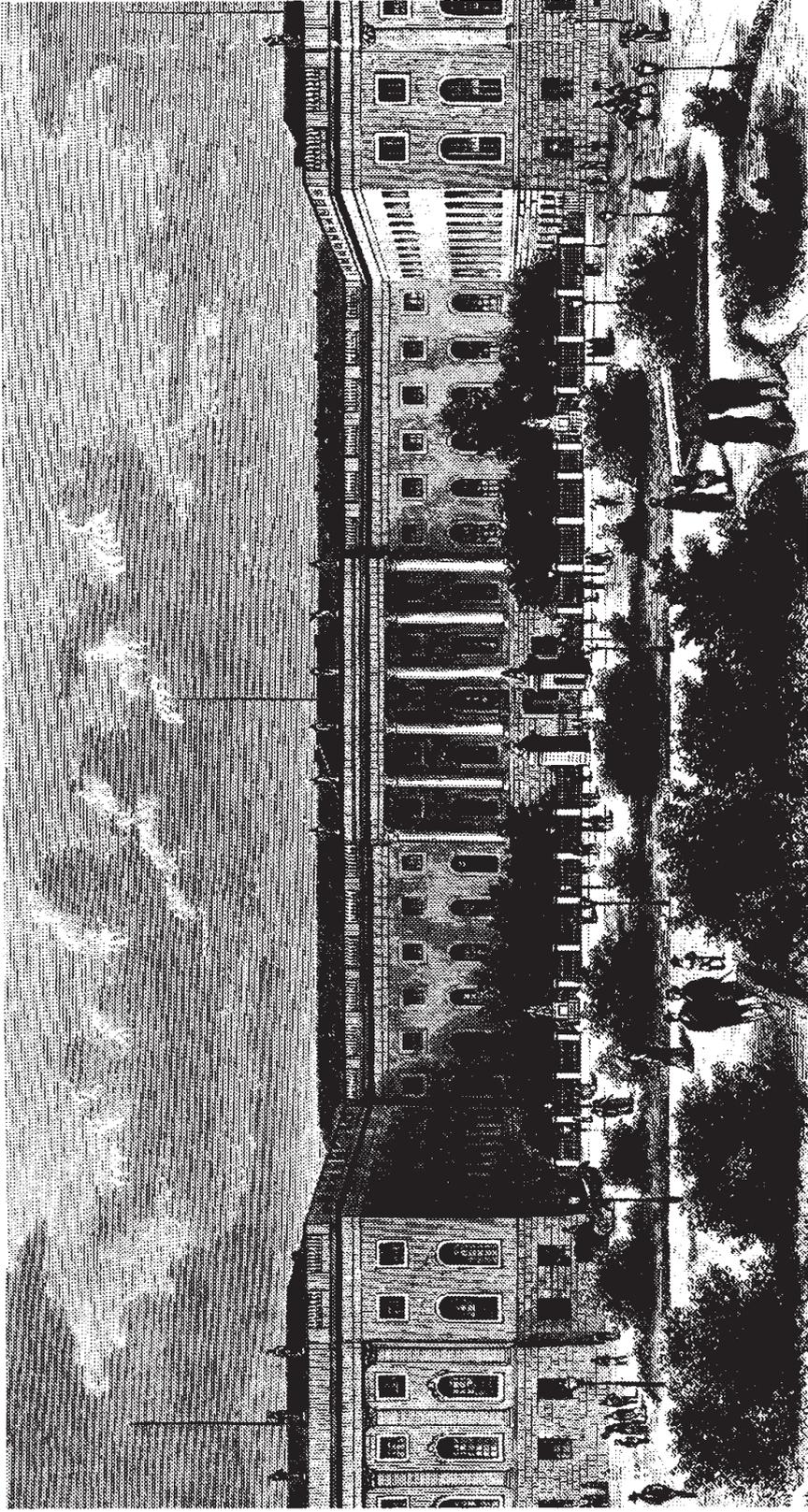
Gestern ist eine Nationalzeitung mit dem Vortrag über Toleranz an Sie abgeschickt worden.<sup>1</sup>

Zum Schluß muß die Eitelkeit der Mutter noch hinzufügen, daß das Bildchen nicht gut getroffen. Irene ist im Leben niedlicher, sieht sehr freundlich aus, und hat frische Farben.

Indem ich Sie bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin bestens zu empfehlen, bin ich Ihre ganz ergebne

Jeannette Steinthal

<sup>1</sup> Vgl. Anm. 6 von Brief Nr. 54.



Die Universität in Berlin, Unter den Linden  
Holzstich nach einer Zeichnung von Karl Wilhelm Gropius,  
um 1860



[56] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Kronprinzen-Ufer 25  
den 4. April 1879

Lieber Freund,

Daß ich Ihren Brief vom 21. vor[igen] M[onats]<sup>1</sup> erst heute beantwortete, mag Ihnen zeigen, daß ich in den letzten 8 Tagen in wenig guter Stimmung war. Teils fühle ich mich matt und unlustig, teils ist meine Frau leidend in Folge des schauerhaften März.

Sie erhalten inliegend zwei Karten<sup>2</sup> von mir. Mein Schwager ist noch nicht von seiner italiänischen Reise zurück. Welche Bekanntschaften er in Straßburg haben mag, weiß ich nicht.

Neulich sprach ich mit Dr. Jacobi [sic!] von Ihnen.<sup>3</sup> Er sagte mir, daß Sie entschlossen seien, Ihre Stellung in Zürich aufzugeben, weil sie aussichtslos sei. Wenn dem so ist, so bin ich freilich dafür, daß Sie hierher kommen: denn hier ist unbestimmte Hoffnung, und es kommt auf Glück an. Ob Sie hier beliebt sein werden bei den Herren der Facultät, weiß ich freilich nicht. Indessen das wird sich finden, und hier ist es so gut oder vielleicht besser als irgendwo; denn von hier geht der Weg nach überall hin. Augenblicklich ist kein Privatdocent für Philosophie hier. Paulsen<sup>4</sup> und Erdmann<sup>5</sup> haben sehr schnell ihre Professur gefunden. Wer wagt, gewinnt; aber ich meinte, Sie dürften mit Rücksicht auf Frau und Kind nicht wagen. Steht aber die Sache jetzt so, daß Sie in Zürich gewagt haben und nichts zu gewinnen hoffen dürfen, so mögen Sie es nun hier wagen. An der Humboldt-Akademie<sup>6</sup> würden Sie mit jedem Quartal zu lesen beginnen können, und das ist doch etwas. Wenn es gut geht, würden Sie in dieser Anstalt doch jährlich gegen 500 Mark erzielen – wenig, aber etwas.

Leben Sie mit den Ihrigen recht wohl! ·meine Frau grüßt Sie alle herzlich.

Der Ihrige  
Steintal

Unterlassen Sie doch nicht, in Straßburg ein wenig in Ihrem Interesse zu sondiren.

<sup>1</sup> Glogaus Brief vom 21. März ist nicht erhalten.

<sup>2</sup> Karten mit Empfehlungen an Straßburger Bekannte; vgl. den folgenden Brief.

<sup>3</sup> Vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 47.

<sup>4</sup> Zu Friedrich Paulsen vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 78.

<sup>5</sup> Zu Benno Erdmann vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 46.

<sup>6</sup> Vgl. Anm. 5 von Brief Nr. 54.

[57] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern 205, den 13. Mai 1879

Hochgeehrter Herr Professor

Erlauben Sie mir, Ihnen meine aufrichtigen und ergebenen Glückwünsche zu Ihrem am Freitage bevorstehenden Geburtstage zu übersenden. Möge es Ihnen gelungen sein oder doch recht bald gelingen, sich einer gleichmäßigen glücklichen Stimmung wieder zu erfreuen. Es hat ja am heutigen Tage hier fast den Anschein, als ob auch dieses entsetzliche Frühjahr, das uns noch fortwährend zu heizen zwingt, nun endlich sich bessern wolle. Hoffentlich ist Ihre Frau Gemahlin schon lange wieder wohl auf. So wünschen wir Ihnen am Freitag einen frohen, glücklichen Tag im Kreise der Ihrigen und den Ausblick auf ein reiches, gesegnetes Jahr.

In Straßburg habe ich von Ihren Karten Gebrauch gemacht und habe beide Herren frisch und behaglich gefunden. Herr Prof. Goldschmidt hatte dann die Freundlichkeit, mich zum Mittagessen einzuladen.<sup>1</sup> Auch die Philosophen Liebmann<sup>2</sup> und Laas<sup>3</sup> habe ich besucht und war dann bei ihnen eingeladen. Ebenso sah ich den Privatdocenten Vaihinger<sup>4</sup>, auch andre Herren von der Universität. Ich hatte dadurch manche angenehme Stunde, ermuthigende Eindrücke aber doch wenig. Die starre Abgeschlossenheit in der selbst erzeugten Denkform und das mangellose Genüge frappirten mich und zeigten mir klar, eine wie lange Zeit noch werde verfließen müssen, ehe die Denkweise, die Goethe vor 100 Jahren hervorgebracht hat, und die nun so lange schon von Ihnen wissenschaftlich entwickelt worden ist, in weitere Kreise wird einfließen können. – Auch hier geht's uns nur mäßig. In dem „Überblick der Geschichte der Philos[ophie]“ habe ich 3 Zuhörer; in „Goethes philo-

<sup>1</sup> Gemeint ist der Sanskritologe Siegfried Goldschmidt (1844–1884), der 1871 an der Universität Straßburg zum a. o. Professor für Sanskrit ernannt wurde, infolge seiner Krankheit aber keine Vorlesungen halten konnte.

<sup>2</sup> Otto Liebmann (1840–1912) lehrte seit 1872 als a. o. Professor der Philosophie in Straßburg, seit 1882 als o. Professor in Jena. Liebmann war Kant-Verehrer, der Kant gegen die Kantianer zu verteidigen suchte („Kant und die Epigonen“, 1865).

<sup>3</sup> Ernst Laas (1837–1885), seit 1872 o. Professor der Philosophie in Straßburg, war Vertreter eines idealistischen Positivismus, der in seiner Lehre vor allem von Hume und J. St. Mill ausging.

<sup>4</sup> Hans Vaihinger (1852–1933) hatte sich in Straßburg 1877 bei E. Laas mit dem 1. Teil der „Logischen Untersuchungen“ habilitiert und lehrte seit 1883 als a. o. Professor der Philosophie in Straßburg, wurde aber schon 1884 (zunächst als a. o., seit 1894 als o. Professor) nach Halle berufen. Er war der Begründer der Kant-Gesellschaft (1904) und der Kant-Studien (1897). In seinem Hauptwerk „Die Philosophie des Als Ob“ (1911) bezeichnete er seinen Standpunkt als „idealistischen Positivismus“.

s[ophischer] Weltanschauung“, das ich bis jetzt 2mal gelesen habe, waren einmal 4, einmal 3 Leute; die Lectüre einer Herbart'schen Schrift ist gar nicht erst zu Stande gekommen. So werde ich die Zeit, die ich mir von vorne herein für meinen akademischen Versuch gesetzt, wohl noch abkürzen. Es lag in der Natur der Sache, daß ich mir 2–3 Jahre als den Zeitraum ansetzte, nach dessen Verlauf ich ernstliche Versuche machen muß, in den preußischen Gymnasial-Dienst zurückzukehren, wenn sich bis dahin keinerlei Aussichten zeigen sollten. Bei dieser Gelegenheit würde ich mich zuerst an Kauer [sic!] in *Berlin*<sup>5</sup> und nach *Halle* wenden; denn nach den Opfern, die ich nun schon gebracht habe, kann ich als Privat-Dozent den Ort nicht mehr wechseln, ohne ein wenn auch sehr kleines Gehalt zu beziehen, das mir ohne besondere Gegenleistung gezahlt würde. Auf diesen, mir stets feststehenden Entschluß bezieht sich wohl auch Jacobi's [sic!] Mittheilung, daß ich meine Stellung in Zürich aufgeben wolle. Übrigens ertheile ich in diesem Sommersemester aushilfsweise eine Anzahl Stunden an dem Gymnasium, etwa in Quinta und Quarta. Doch wird diese Einnahme durch Extraausgaben für Krankheiten etc. zu einem guten Theile wieder verbraucht, außerdem komme ich zu keiner schriftstellerischen Thätigkeit. So bin ich oft recht gebeugt und es wird mir schwer, den Kopf oben zu behalten, zumal wir jedes anregenden oder aufheiternden Umgangs entbehren.

Ihrer Frau Gemahlin danken wir herzlich für ihre freundlichen Zeilen und die liebe Photographie Irenes. Die kräftigen Glieder der Kleinen finden wir über ihre Jahre entwickelt, sie scheinen uns Bürgen einer guten Gesundheit. Ihr Vortrag über Toleranz hat meine Sehnsucht nach der Idee der Vollkommenheit, die nun wohl gedruckt wird, nur noch vergrößert. Dort muß sich ja wohl in leichten Strichen Ihre ethische Gesamtanschauung, oder eine Anschauung über das Zusammenwirken der vielen Ideen finden, deren Mittelpunkt die Idee der Vollkommenheit bildet. Es war sehr gütig, daß Sie sich bei dem Toleranz-Vortrag an mich erinnerten. Ich habe alles nicht bloß mit dem vollen Genuß, den die Form darbietet, sondern auch mit derjenigen Belehrung wieder und wieder gelesen, die aus dem Zusammenhange mit Ihren übrigen Ideen erwächst.

Noch erlaube ich mir bei dieser Gelegenheit die Anfrage, ob Sie mir vielleicht eine Anzahl Rezensionen für Ihre Zeitschrift zuweisen wollten. Was ich etwa machen könnte, wissen Sie ja. Auch müßten es Bücher sein, aus denen sich voraussichtlich etwas lernen läßt. Von fremden Literaturen könnte ich mich wohl auf französische, aber nicht auf englische oder italienische Werke einlassen. In Ulrici's Zeitschrift

<sup>5</sup> Über den Berliner Stadtschulrat Eduard Cauer vgl. auch Brief Nr. 42.

erscheint am 1. Juli meine Habilitationsvorlesung<sup>6</sup>, in welcher ich Ihren Standpunkt als Ergebnis der historischen Entwicklung hinstelle und kurz zu skizzieren versuche, außerdem in demselben Hefte eine Anzeige von Lazarus' Geist und Sprache.<sup>7</sup> Auch die „idealen Fragen“ will ich in ein paar Zeilen dort nächstens anzeigen.

Hochgeehrter Herr Professor, in diesen Wochen erwarten wir die Auflösung meiner Schwägerin Clara Bodinus in Berlin,<sup>8</sup> die Jahre lang über ihre verwaisten Stiefschwestern als Mutter gewaltet hat. Sie hat nun den Wunsch ausgesprochen, ihre 3 zerstreut und fern von einander lebenden Schwestern sollten zu ihrer Bestattung nach Berlin kommen. Sollte also meine Frau mit nächstem nach Berlin kommen, so werden Sie, hoffe ich, ihr einmal ein paar Abendstunden schenken; Sie wissen, wieviel Sie ihr und mir damit geben. Ich würde Sie sofort über die Zeit ihrer Ankunft in Kenntniß setzen, so daß Ihnen die Bestimmung von Tag und Stunde ganz frei wäre. Auch Herrn Professor Lazarus, von dem sie seit Jahren vieles gelesen hat, würde sie gern einmal sehen und ihm meine Grüße persönlich überbringen.

Leben Sie wohl, möge es Ihnen und den Ihrigen recht wohl gehen!

In treuer Ergebenheit wünscht dies  
Ihr Glogau

<sup>6</sup> G. Glogau, „Über die psychische Mechanik. Der Grundgedanke derselben und ihre Beziehung zu den neueren und neuesten philosophischen Bestrebungen“, in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 75 (1879), S. 1–29.

<sup>7</sup> Glogaus Rezension über Lazarus' „Das Leben der Seele“, 2. Aufl. des 2. Bandes, erschien in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 75 (1879), S. 165–175.

<sup>8</sup> Eine Stiefschwester von Marie Glogau, geb. Bodinus.

[58] JEANNETTE UND HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, den 4. Juni 1879

Herzlich verehrte Frau Doctor!

Mit der Nachricht von der glücklichen Ankunft zu Hause, und dem frohen Wiedersehen mit den lieben Ihrigen, haben wir uns sehr gefreut, und ich beeile mich, Ihrem Wunsche so gut als möglich sofort nachzukommen. Ich besitze von meinem Manne nur ein großes Bild, das auch schon vor Jahren gemacht, und eine Visitenkarte, die ich beilege. Wenigstens bekommt der verehrte Herr Doctor einen Eindruck, wie mein Mann jetzt aussieht; denn ich glaube, er hat ihn mit dem Barte

noch nicht gesehen. Wenn mein Mann mir den Wunsch, sich bald wieder einmal photographieren zu lassen, erfüllt, werde ich so frei sein, auch Ihnen einen Abdruck zu schicken. Darf ich Sie, liebe Frau Doctor, bitten, Ihren verehrten Gemahl bestens zu grüßen, und ihm meine herzlichen Glückwünsche zu übermitteln.

Daß es Ihnen bei uns gut gefallen, hat mich zu hören gefreut, ich wünsche nur, Sie Beide zusammen einmal bei freudiger Veranlassung in unsrem Hause sehen zu können.

Mein Mann will auch noch einen eigenhändigen Gruß beifügen, so will ich mich Ihnen mit dem Wunsche[,] recht wohl zu leben[,] empfehlen, und bitte Sie, Ihre Kleinen zu küssen von Ihrer herzlich

ergebnen Jeannette Steinthal

[Postscriptum von H. Steinthal]

Verehrter Freund, mit dem besten Danke für Ihre Gratulations-Schreiben verbinde ich nun meinerseits die herzlichsten Wünsche für Sie zu Ihrem bevorstehenden Geburtstage. Mögen Sie in eine Lage kommen, welche der Wissenschaft förderlich sein wird.

Der Ihrige,  
Steinthal

Beste Grüße an Ihr Haus.

[59] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Moltkestr. 2,  
den 23. December 1879

Verehrter Freund,

Ich benutze den ersten Ferien-Tag, um Ihnen endlich zu schreiben. Seit Wochen, ja seit Monaten, sind wir, besonders meine Frau, verwundert oder beunruhigt, daß Sie schon seit so langer Zeit kein Wörtchen von Sich haben hören lassen. Wir wissen nicht einmal, ob Sie meine Photographie erhalten haben, welche Ihrer I[lieben] Frau die meinige, kurz nach der Anwesenheit Ihrer Frau in Berlin, übersandt hat. Dann habe ich einige Artikel von mir aus Zeitschriften Ihnen geschickt. Ich hoffe, daß Sie dies alles erhalten haben und daß Sie Sich wohl befinden, daß Ihr Schweigen keinen schmerzlichen Grund habe. Doch bitte ich, uns nun recht bald zu beruhigen.

Ich bin vielfach beschäftigt, ohne zu produciren. Dazu kommt, daß Universitäts-, Staats- und sociale Verhältnisse hierselbst wenig geeignet

sind, mich in gute Stimmung zu versetzen.<sup>1</sup> Da ist es der enge Kreis lieber Familie und aufrichtiger verständnisvoller Freunde, der die Lust am Leben und an der Wirksamkeit erhält. Auch bin ich gesund, und meine Frau, obwohl schwächlich, ist es ebenfalls, wie auch unser Kind gut gedeiht. So kann ich den Wind und den Sturm der Narrheit und Bosheit, des Unverstands und des Mangels an sittlicher Energie ruhig an mir vorüberwehen lassen: obwohl es mich freilich schmerzt, manchen Freund darunter leiden zu sehen, dem ein besseres Geschick (zum Besten der Wissenschaft) zu wünschen wäre.

Die Humboldt-Akademie wird in dem bevorstehenden Quartal einen Beweis ihrer Lebenskraft geben; es wird sich zeigen, ob das Berliner Publikum für sie Interesse hat. Ich lese Ethik und finde Interesse vor; ob Verständnis? Man darf nicht zu streng sein. An der Universität finde ich weder dieses noch jenes. Mein Collegium Publicum ist diesmal über die Geschichte der althebräischen Literatur. Unter 3500 Studenten sind etwa 20–25, die sich für ein literarhistorisches Verständnis der Bibel interessieren!

Dieser Brief sollte ein Lebenszeichen unsrerseits sein und ein solches Ihrerseits hervorrufen, und Leben heißt Liebe und Freundschaft.

Ihr Steinthal

Meine Frau grüßt bestens.

*Vergnügte Feiertage!*

<sup>1</sup> Anspielung auf den Antisemitismus, der – vor allem durch Treitschkes Vorlesungen und Publikationen – auch unter den Berliner Studenten starke Verbreitung fand.

[60] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern 205, den 26. December 1879

Hochgeehrter, lieber Herr Professor

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre lieben Zeilen. Ich weiß selbst nicht, wie es gekommen, daß ich den Vorsatz, Ihnen zu schreiben, immer wieder aufgeschoben habe, doch habe ich Ihr Bild, den Aufsatz aus der Rundschau<sup>1</sup> und „die ethische Idee der Vollkommenheit“<sup>2</sup> richtig erhalten. Es schwebten eben allemal praktische oder theoretische Fragen, deren Abklärung ich abwarten wollte, um sie brieflich gegen

<sup>1</sup> Steinthal, Wilhelm von Humboldts Ideal des sozialen Lebens, in: Deutsche Revue, 3. Jg. (1879), IV, S. 325–331.

<sup>2</sup> Steinthal, Die ethische Idee der Vollkommenheit, in: ZfV XI (1880), S. 161–223.

Sie wenigstens zu berühren, auch war ich, besonders in den letzten Monaten, mit anstrengenden Arbeiten überhäuft, endlich näherte sich das Jahresende, und Sie können denken, daß ich den 16. Mai und 29. December<sup>3</sup> nicht versäumen kann, solange der Tod oder eine lähmende Krankheit nicht einen Strich macht. Ich verschob also mein Schreiben auf diesen Zeitpunkt. Jetzt schreibe ich doch einen Tag früher, als ich beabsichtigt, und würde schon gestern Abend nach Empfang Ihres Briefes geschrieben haben, wenn ich nicht durch Besuch wäre daran verhindert worden.

Lassen Sie mich zuerst Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin meinen und der Meinigen herzlichen Glückwunsch zum Jahreswechsel und zum Geburtstage aussprechen. Möge Ihnen vor allen Dingen die Gesundheit erhalten bleiben und der Familien- und Freundes-Kreis, in dem Sie Ihr Glück finden. Es war mir und meiner Frau eine hohe Genugthuung, endlich einmal eine persönliche Berührung mit Ihnen zu finden, wenn auch bei einer traurigen Veranlassung. Haben Sie Dank für alle die Liebe und Freundlichkeit, die Sie uns dabei bezeugt, es war uns auf Wochen eine Stütze und Kräftigung. Meine Frau hatte wiederholt das Verlangen, Ihrer Frau Gemahlin zu schreiben, doch hat sie bisher Bedenken getragen, die sie nun doch überwinden wird.

Ihr liebes Bild hat mich zuerst beunruhigt: Sie sehen leidend, wenigstens recht schwach aus; doch versicherte mich meine Frau, Sie seien so kräftig und frisch, als man nur wünschen könne. Das bezeugen Ihre jüngst veröffentlichten Arbeiten reichlich, die Sie ja auch zu einem persönlichen Bindeglied zwischen uns haben machen wollen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie innig und tief mich diese Auszeichnung erfreut, und Sie werden mir glauben, oder vielmehr Sie wissen es, daß ich Sie recht zu lesen strebe. Es schien mir also trivial, über die prachtvolle, gesättigte Knappheit Ihres Humboldt-Artikels oder über den Reichtum und die vollendete Form der ethischen Idee der Vollkommenheit ein Wort zu sagen. Letztere habe ich studirt, wie außer mir wohl keiner, und neben der reichen Belehrung überall Anknüpfungen für die Fortsetzung Ihrer Ideen gefunden, die ich erstrebe. Dieser Aufsatz war es, über den ich mich zuerst ausführlich gegen Sie äußern wollte. Es war mir frappant, wie Sie, indem Sie Herbart berichtigen und ergänzen, also seine Grundlagen durchbrechen und umändern, dennoch in ihnen überall den Ausgangspunkt finden. Wohl kenne ich und verstehe ich (principiell nämlich) Ihre Dialektik im Gegensatz gegen windige Spekulationen, allein Sie hatten schon in dem Gratulationsschreiben an Lazarus gezeigt oder angedeutet, wie der völkerpsychologische Boden der Ethik eine wesentlich andere Richtung gibt. Nun aber geben Sie nicht blos

<sup>3</sup> Die Geburtstage von Heymann und Jeannette Steinthal.

eine historische Kritik, sondern bilden positiv fort, und dabei, scheint mir, bleiben Sie, auch im Psychologischen, noch zu sehr Herbartianer. Der Gegensatz von „Kraft“ und „Macht“ z. B. läßt sich durch die Psychologie, die Sie uns lehren, noch weiter auflösen und neben der Verschiedenheit auch die principielle Gleichheit aufweisen. Überhaupt scheint mir bei Herbart das, was er das „ästhetische Urtheil“ nennt, ein richtiger, aber ganz unentwickelter Begriff und sein ganzes Werk – besonders die Einleitung – durchaus jugendlich; jugendlich, nicht im Sinne des Studenten –, sondern des Mannesalters. Wie gern hörte ich jetzt in Berlin Ihre systematische Darlegung! Wie gerne die Geschichte der hebräischen Literatur! Von dem, was Sie dort bringen, gibt Ihr Aufsatz über das fünfte Buch Mosis doch nur einen Vorsmack [sic!]. Daß Sie bei einer so reichen Lehrthätigkeit nicht produciren, ist ja selbstverständlich, der innere Gewinn aber dürfte doch ebenso reich sein, da manche Seite und mancher Keim Ihres Wissens so zu weiterer Entfaltung gelangen kann. Und ich hoffe, Alles dieses kommt auch dereinst indirect oder direct dem dritten Bande Ihres Hauptwerkes zu Gute. Daß Sie den 2. Band immer noch nicht aus Ihrem Pulte entlassen, hat, ich gestehe es, für mich etwas betrübendes, er muß ja seit Jahren fast fertig daliegen.<sup>4</sup> Und erst im 3. und 4. werden Sie an die Lösung des Versprechens Ihrer Jugend herantreten, auf das Sie in der Vorrede der Typen zurückkommen, die Grammatik aus einem ruhenden System in den Fluß des historischen Werdens zurückzubilden. Dieses Versprechen aber werden Sie der Welt doch in der vollen, rüstigen Kraft Ihres Geistes lösen müssen; es bildet, scheint mir, nicht bloß den Ausgangspunkt und die Grundlage, sondern das wirkliche Centrum aller Ihrer Bestrebungen. Wenn ich den Weg, den Sie in den besten Jahren genommen, nun richtig beurtheile, haben wir hier noch eine ganz wesentliche Ergänzung Ihrer Anschauung zu erwarten, die namentlich gegen die Typen, welche bewußter Maßen „characterisiren“ wollen, ziemlich weit abstehen dürfte.

Von dem deutschen und dem Berliner Leben kommen zu mir nur schwache Töne, ich lese fast keine Zeitungen. Da ich nun schon so lange aus allen Beziehungen mit dem „Leben“ heraus bin – auch in Neumark schon – und zwar seit einer Zeit, in der ich noch keine feste Stellung und keine festen Ansichten mir zu bilden hatte, sehe ich die Außenwelt fast gleichgiltig an. Ich fühle, daß das ein Mangel ist, aber noch manches andre in mir ist in der Auflösung und im Zerbröckeln. Den Zustand des „Behagens“ kenne ich nicht; ich habe unter tausend drückenden Schranken lediglich um die Existenz zu ringen, und da geht es mir wirklich besser. Ich habe seit Ende September mein bestes und größtes

<sup>4</sup> Gemeint ist Steinthals „Abriß der Sprachwissenschaft“, Zweiter Teil.

Zimmer 3 Gymnasiasten eingeräumt, liebenswürdigen und netten Leuten, die mir zusammen gegen 1000 Thaler zahlen, und bin nun auch zu Hause sehr eingengt;<sup>5</sup> ferner gebe ich am Gymnasium seit Ostern, bald als Hilfslehrer (im Sommer), bald als Vertreter erkrankter Lehrer, etwa in Quinta und Untertertia Stunden, wie sie mir der Zufall entgegenwirft. Das hat etwas Drückendes, aber ich erhalte im Durchschnitt 3,5 Mark, und so habe ich es hier im ersten Jahre auf circa 1500 Mark gebracht und hoffe im 2., wo die Pensionäre hinzukommen, auf circa 2500; es kann mehr und weniger werden, weil eben meine Stellung ganz unbestimmt ist. Übrigens genieße ich, wie es scheint, persönliche Hochachtung und habe auch einigen angenehmen Umgang für meine Frau und mich gefunden, die auch durch die Knaben in angenehmer Weise abgelenkt wird. Außerdem gehe ich wöchentlich einen Abend in eine Versammlung deutscher Professoren und Geschäftsleute,<sup>6</sup> und zerstreue mich manchmal auch durch Theater. Daß ich diesen, immerhin nicht gerade erfreulichen Weg gehen *muß*, steht mir innerlich zweifellos fest, und so bin ich ja ganz zufrieden. Auch sind die lieben Kinder, jetzt 6½ und 3½ Jahre alt, uns eine große Freude.

Von den angekündigten 3 Vorlesungen haben die „Grundbegriffe des wissenschaftlichen Denkens“ keine Liebhaber gefunden, in „Schillers ästh[etischen] Schriften“ habe ich 6, in „Herbart's praktische Philosophie“ 3 Zuhörer. An meinem Werke habe ich in den letzten 6 Monaten mit Aufbietung aller Kräfte gearbeitet und bin mit den Ergebnissen im Ganzen zufrieden. So soll der Druck im Februar beginnen, es erscheint

<sup>5</sup> Glogau hatte ursprünglich geplant, in diesen drei Jahren, die er seiner Arbeit leben wollte, bis er irgendwohin als Professor berufen werde, sein Kapital anzugreifen. Kaum wurde er aber in die Lage versetzt, sträubte sich sein Naturell dagegen, in dem ihn die meist sparsam lebenden Schweizer in seiner Umgebung noch bestärkten. So gab er wieder Unterricht und nahm sich Pensionäre ins Haus. Empfindlich gegen das geringste Geräusch, litt Glogau dann, der in dieser Zeit an dem „Abriß der Philosophischen Grundwissenschaften“ schrieb, oft unter der Lebhaftigkeit der Jungen. Es handelte sich um die drei ältesten Söhne des österreichischen Eisenbahningenieurs Wilhelm Konrad Hellwag (1827–1882), der 1875 als Baudirektor der Gotthard-Bahn in die Schweiz berufen worden war. Nachdem er sich jedoch mit der Schweizer Regierung überworfen hatte, kehrte er nach Wien zurück, mußte aber drei seiner Söhne zurücklassen und in Pension geben.

<sup>6</sup> Das „Stündli“ war eine Vereinigung von Männern, der ursprünglich nur beitreten durfte, wer in Deutschland aus politischen Gründen zum Tode verurteilt wurde, wie der Kunsthistoriker und Publizist Joh. Gottfried Kinkel (1815–1882), Teilnehmer am bad.-pfälzischen Aufstand 1849, der Jurist und Schriftsteller J. D. H. Temme (1798–1881), ein Mitglied der preußischen Nationalversammlung in Berlin und der deutschen in Frankfurt a. M., und wie der Philologe und Journalist François Wille (1811–1896). Später wurde dieses Prinzip durchbrochen, und es konnte jeder „gebildete“ Deutsche aufgenommen werden, wie z. B. der Nationalökonom Gustav Cohn und der deutsche Konsul Rudolf Schoeller, mit dem sich Glogau angefreundet hatte.

bei Koebner in Breslau. Ich bitte Sie nun, hochgeehrter Herr Professor, Sie wollen mir erlauben, Ihnen dies Buch zu widmen. Was ich zu sagen habe, will ich einfach und schmucklos ausdrücken und mich aller Seitenblicke möglichst enthalten. Ich denke, Sie werden das von mir annehmen wollen, was ganz und gar doch nur in Ihnen und aus Ihnen entsprungen ist. Näherer Mittheilungen über den Inhalt enthalte ich mich noch absichtlich.

Übrigens muß ich Ihnen doch mittheilen, daß in wenigen Wochen der erste Halbband einer „Geschichte der Psychologie“ von Siebeck bei Perthes in Gotha erscheint, der mir zugeeignet sein wird. Ich habe die ersten circa 8 Aushängebogen gesehen. Die Arbeit ist recht verständig, die Anschauungsweise aber immer doch logisch, nicht psychologisch, wenigstens nicht völkerpsychologisch. Siebeck ist mir ein Beispiel dafür, wie man dasjenige, was man als Student aufgenommen hat, niemals mehr überwindet; seine Grundlinien aber stammen von den Leipziger Herbartianern. Ich erhielt heute von ihm einen Brief, es geht ihm im Ganzen befriedigend.

Leben Sie wohl, hochgeehrter Herr, und verleben Sie mit den Ihrigen am 29. einen schönen Geburtstag. Ich weiß, daß Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin auch unser gedenken werden, wie wir hier Ihrer. Ich bitte, auch Herrn Prof. Lazarus meine aufrichtige Ergebenheit auszudrücken; wie ich bestimmt vertraue, hat er meine Anzeige in Ulrici's Zeitschrift, auch wenn er der gemachten Ausstellung nicht beitrifft, als ein Zeichen meiner hochachtungsvollen Verehrung genommen. Die kleine Irene grüßen wir und die Kinder herzlichst. Möge das Geschick es fügen, daß die heranwachsende Generation durch ein Band innerer Zuneigung, das von den Vätern stammt, einst aneinander geschlungen werde [sic!], welches ein leiser Abglanz ist der Gesinnung, die ich nun seit mehr wie 15 Jahren gegen Sie hege.

In verehrungsvoller Ergebenheit  
Ihr Glogau

Vorgestern begegnete ich Herrn Prof. Tobler<sup>7</sup>. Er grüßt Sie und wird Ihnen nächstens schreiben.

<sup>7</sup> Gemeint ist wahrscheinlich Ludwig Tobler (1827–1895), der von 1866 bis 1872 als Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft und germanischen Philologie in Berlin, dann – seit 1872 – in Zürich lehrte.

[61] HEYMANN UND JEANNETTE STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

[Berlin, den 1. Januar 1880]<sup>1</sup>

verte!<sup>2</sup>

Ich wünsche herzlich Glück und denke nächstens ausführlicher zu schreiben.

St[einthal]

1. 1. 80

[auf der Rückseite:]

Mit herzlichen Neujahrsgrüßen und Dank für Ihre treuen Wünsche, verehrter Herr Doctor, bin ich so frei Ihnen das neueste Bild von meinem Mann, welches ich gestern bekommen, zu übersenden. Es ist nicht so vollkommen gut, wie ich es mir wünsche; aber immerhin ein gelungenes Bild. Prosit Neujahr!

J[eannette] St[einthal]

<sup>1</sup> Visitenkarte mit dem Aufdruck: Frau Professor Steinthal. Das beigegefügte Bild von Steinthal befindet sich nicht mehr im Nachlaß.

<sup>2</sup> Verte [lat.], „wende“.

[62] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern 205, den 13. März 1880

Hochgeehrter Herr Professor

Ende vorigen Jahres bat ich Sie um die Erlaubniß, Ihnen den 1. Band eines „Abrisses der philosophischen Grundwissenschaften“ unter dem Special-Titel „Die Form und die Bewegungsgesetze des Geistes“, in welchem ich, was ich von Ihnen gelernt, bis auf die philosophischen Principien zurückzuführen versuche, zueignen zu dürfen. Die Arbeit ist, denke ich, dem Inhalte nach wohl gelungen und soll Ihnen nach meiner Meinung rechte Freude machen; das Bedürfniß, sie Ihnen zu widmen, bedarf wohl keiner Begründung.<sup>1</sup> Es ist eine Transcendental-Psychologie, welche die Kantische Auffassung in Ihrem Sinne umzuschmelzen versucht. Ich bin nun einigermaßen betroffen, daß Sie mir nicht erwi-

<sup>1</sup> „Meinem hochverehrten Lehrer und Freunde Herrn Professor Dr. H. Steinthal in inniger Ergebenheit zugeeignet“ – so lauteten die Worte der Widmung im ersten Band von Glogaus „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften“, der noch 1880 in Breslau erschien.

dert haben und würde auch jetzt noch nicht meine Bitte erneuern, wenn nicht fast die Hälfte des Buches schon gesetzt wäre. Es umfaßt, denke ich, reichlich 25 Bogen und ich habe Bogen 10 soeben corrigirt. So wollen Sie mir gütigst recht bald und, wie ich fest vertraue, im zusagenden Sinne schreiben.

Bei uns geht es so, so. Die Kinder sind wohl, meine Frau aber nie recht frisch, ich selbst bin zufrieden. Wir hoffen, bei Ihnen stehe Alles wohl, und bitte ich Sie, uns Ihrer Frau Gemahlin und Herrn Professor Lazarus herzlichst zu empfehlen. Ihr schönes Bild, das mir zur Linken auf dem Schreibtische steht, wird mir mit jedem Tage lieber. Namentlich die Augen geben ganz den Eindruck Ihres lebendigen Äußeren. So sagen wir Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin für die liebe Gabe nochmals herzlichen Dank!

Ihr innig ergebener Glogau

Sollten Sie nicht etwas finden, das ich in Ihrer Zeitschrift besprechen könnte? Meine dort angefangene Kategorienlehre kommt in dem im Druck befindlichen Buche zum vorläufigen Abschluß. Wann erscheint denn das nächste Heft? Die im letzten angefangene Arbeit von Misteli, die ich bisher nur durchsah, scheint mir außerordentlich tüchtig.<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Wahrscheinlich Franz Mistelis Beitrag „Lautgesetz und Analogie“, in: ZfV XI (1879), S. 365 – 475; die Fortsetzung erschien dann in Bd. XII (1880), S. 1–26.

[63] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Moltkestr. 2,  
den 15. März 1880

Lieber Freund,

Eben indem ich mich niedersetze, Ihren lieben Brief vom 26./12. d[es] v[origen] J[ahres] zu beantworten, kommt Ihr neuester von vorgestern an. Daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben, war lediglich Schuld der mangelhaften Stimmung. Im Hause ging es allerdings recht gut; wir waren alle drei den ganzen Winter hindurch recht wohl. Nur seit etwa 14 Tagen ist meine Frau doch wieder leidend. Sie hatte sich erkältet und sich eine Grippe mit einer Halsaffection zugezogen. Das ist nun gewichen; aber sie ist noch recht matt; die rauhe März-Luft hemmt die Genesung. Was mich aber den ganzen Winter in unbehaglicher Stimmung hielt, war erstlich, daß ich für meine Vorlesungen viel zu arbeiten hatte, ohne unter meinen Hörern auch nur einen innig teilnehmenden Schüler zu finden. So arm an Verständnis schien mir noch kein Seme-

ster. Dazu die leidige Judenhetze! von der ich aber Ihnen nicht weiter reden will. Nur begreifen Sie wohl, daß mich die Sache in Aufregung hielt. Schließlich sage ich das bloß, um Ihnen auszudrücken, wie erquickend mir Ihr Brief sein mußte, für den ich Ihnen innigst dankbar bin.

Man tritt doch ungern in verdrießlicher Stimmung vor einen lieben Freund, und um so weniger gern, je lieber der Freund. Also entschuldigen Sie mein Schweigen.

Was mein Verhalten zu Herbart betrifft, so verfare ich ihm gegenüber genau so, wie ich es mit Humboldt, Böckh, Lachmann gehalten habe, auch mit Hegel. Aber diese Arbeit des Durchbrechens wird immer schwerer, geht immer langsamer, je älter man wird. In der Ethik komme ich nicht recht von der Stelle; ich drehe mich hin und her. Ein gewisser Schwung tut hier not; aber in meinem Alter läßt die Last überkommener und gepflegter Gedanken einen Flug nicht leicht zu. Um für mich zu einem mir genügenden Abschluß zu kommen, will ich jetzt den Versuch machen, eine Ethik zur Veröffentlichung auszuarbeiten. Den Gegensatz von Kraft und Macht wünschte ich nicht aufgelöst, sondern festgestellt.

Mit meinen sprachwissenschaftlichen Arbeiten sieht es noch mislicher aus. Die Sprachwissenschaft ist jetzt in einer Mauserungs-Periode, welche allgemeinere Ansichten ganz untunlich erscheinen lassen. Neulich soll ein berühmter Sprachforscher gesagt haben: „Jetzt steht es so, daß wir jedes Jahr weniger wissen.“

So sehen Sie, daß von Behagen in der Wissenschaft keine Rede sein kann, selbst wenn ich von allem Cliques-Wesen und aller Torheit oder gar Bosheit absehe.

Es freut mich, daß es Ihnen jetzt materiell besser geht. Es kommt mir töricht vor, meine Wünsche für Sie auszusprechen oder Betrachtungen über das Glück anzustellen. Das Buch von Siebeck<sup>1</sup> haben wir vor wenigen Tagen bekommen. Besprochen soll es werden. – Schon in Ihrem vorletzten Briefe deuteten Sie an, daß Sie ein Werk in den Druck geben, das Sie mir widmen wollen. Jetzt bezeichnen Sie den Inhalt desselben näher. Sie dürfen keinen Augenblick und in keiner Beziehung zweifeln, daß mir die Ehre, welche Sie mir zugedacht haben, in höchstem Maße erquickend ist. Ich kann nur bitten, daß Sie mir Ihre Liebe erhalten mögen, auch wenn ich von jetzt an weniger productiv sein werde, als Sie erwarteten. Ich werde alt, und die Aufgaben, die ich sonst leicht trug, lasten jetzt auf mir.

<sup>1</sup> Hermann Siebeck, Geschichte der Psychologie, Bd. 1, 2 Teile, Gotha 1880. Er hat darin die Psychologie der Antike und des Mittelalters bis Thomas von Aquin behandelt. Eine Fortsetzung ist nicht erschienen. Siebeck hat das Buch „Meinem Freunde und Collegen Dr. Gustav Glogau in herzlicher Zueignung gewidmet“.

Das neueste Heft unserer Zeitschrift ist fertig; aber ob schon ausgegeben? – Misteli<sup>2</sup> ist sehr tüchtig. Was Sie für unsere Zeitschrift tun wollen, Aufsätze oder Recensionen, soll uns alles lieb sein. Wenn Sie eine Recension im Sinne haben, so bitte ich, mir die Absicht vorher mitzuteilen.

Meine Frau grüßt Sie und Ihre liebe Familie herzlich. Ich teile Ihren Wunsch, daß die zwischen uns bestehende Freundschaft auch zwischen unsern Häusern dauernd bleibe.

Ich wünsche Ihnen alles Gute!

Leben Sie wohl!

Steinthal

Ihre Photographie haben wir sehr gut gefunden, und sie hat uns sehr gefreut. Man hat gerne ein treues Gesicht in seiner Nähe. Meine Frau hat Ihr Bild im Album dicht neben meines gefügt.

Sie schreiben nichts davon, daß Sie in diesem Frühjahr hierher kommen wollen. Es wird aber doch geschehen? Vielleicht kommen wir auch in diesem Sommer nach Zürich.

<sup>2</sup> Der schweizerische Sprachwissenschaftler und Sanskritforscher Franz Misteli (1841–1903) lehrte als o. Professor an der Universität Basel.

[64] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern 205, den 21. März 1880

Verehrter, lieber Herr Professor

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre erquickenden Zeilen! Trotz mancher Bedenken bin ich ziemlich entschlossen zu der Hochzeit meines Bruders, die, wie ich eben höre, am 10. April ist, nach Berlin zu kommen und gedenke ich, falls von Seiten meiner Familie nichts anderes gewünscht wird – worüber mir noch Nachricht fehlt – im Kaiserhof zu wohnen. Der Polterabend ist am 8. April; ich würde also spätestens am Morgen dieses Tages eintreffen und im Ganzen ca. 4 Tage bleiben. Sie und die Ihrigen zu sehen ist mir dabei doch die Hauptsache. Ich käme freudigeren Herzens, wenn der Druck schon beendet wäre; morgen wird, denke ich, der 13. Bogen hier eintreffen.

Wie geht es Ihrer Frau Gemahlin? Hoffentlich treffe ich sie in bester Gesundheit. Bei uns steht es befriedigend. Manches, was Ihr letzter Brief in mir aufregt, behalte ich nun doch persönlicher Mittheilung vor; Sie geben mir ja wohl sicher Gelegenheit zu wiederholtem vertrautem

Beisammensein. Sonst will ich noch Daniel Jacobi [sic!]<sup>1</sup> aufsuchen, zu officiellen Besuchen aber dürfte es noch kaum die Zeit sein; dazu habe ich noch nicht genug geleistet, es fehlt die bestätigende äußere Anerkennung, und ich mag die letzte Karte, mit offener Darlegung der Dinge mich an das pr[eußische] Ministerium zu wenden, in keinem Falle zu früh aus der Hand geben. Vielleicht besprechen Sie dies noch mit Lazarus. Sollten Sie mir irgend welche Winke zu geben haben, so erbitte ich recht bald eine Postkarte, wie ich Ihnen ebenfalls sofort schreibe, wenn sich in meinen Entschlüssen noch etwas ändert.

Zu Recensionen, die ich außerordentlich gerne in Ihrer Zeitschrift übernehme, dachte ich Ihre Vorschläge ev[entuell] in Begleitung der betr[effenden] Werke erhoffen zu dürfen. Von Sachen, die ich schon gesehen habe, könnte mich Wildauer, *Psychologie des Willens*<sup>2</sup> und Monrad, *Denkrichtungen*<sup>3</sup> reizen. Ich habe sonst fast gar keine Fühlung mit der Tages-Literatur.

Leben Sie herzlichst wohl! Daß Sie mit den Ihrigen nach Zürich kommen hat uns höchlich erfreut.

In Hoffnung baldigen Wiedersehns  
Ihr Glogau

<sup>1</sup> Über Daniel Jacoby vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 47.

<sup>2</sup> Tobias Wildauer, Ritter von Wildhausen (1825–1898), hatte in 2 Teilen „Die Psychologie des Willens bei Sokrates, Platon und Aristoteles“, Innsbruck 1877–79, veröffentlicht.

<sup>3</sup> Der norwegische Hegelianer Marcus Jakob Monrad (1816–1897), seit 1851 Professor der Philosophie in Christiania, hatte 1874 seine Arbeit über die „Denkrichtungen der neueren Zeit“ veröffentlicht, die 1879 auch in deutscher Sprache erschienen war.

[65] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern 205, den 14. Mai 1880

Hochgeehrter Herr Professor

Erlauben Sie mir, daß ich zu dem neuen Lebensjahre, das Sie am Sonntag beginnen, meine innigsten und herzlichsten Glückwünsche Ihnen ausspreche. Möge Ihnen allen, und namentlich Ihrer Frau Gemahlin, eine recht kräftige Gesundheit beschieden sein; möge Ihr Freundschaftsbund mit der Familie Lazarus den alten Segen bewähren; mögen Sie in glücklicher Stimmung und alter Rüstigkeit unbeirrt weiter wirken in der Gesinnung, der Sie in Ihrer Widmung der „Einleitung“ an Lazarus Worte leihen! Wie trübe in wissenschaftlicher und nicht wissenschaftlicher Beziehung die Zeiten auch sein mögen: die kleine Schaar,

welche Sie beseelen, der Ihre Liebe gehört, wie sie in namenloser Verehrung an Ihrer Persönlichkeit hängt, mag Sie hinwegtragen über die Unbill der Zeiten. Was ich immer ganz besonders an Ihnen bewunderte, weil mir selbst so wenig davon eigen ist, das ist die unbeirrte *Freudigkeit* des Schaffens, die Lebenslust und Lebenskraft, die Ihnen eigen ist. Ich glaube das Wort zu verstehen, mit welcher [sic!] Sie die genannte Widmung beschließen – möge Ihnen *diese* Freude am Dasein bis in den späten Lebensabend zu eigen bleiben!

Leider kann ich nicht, wie ich fast hoffte, meine Geburtstagsgabe<sup>1</sup> Ihnen auf den Geburtstagstisch legen. Der Text des Buches ist, bis auf die Revision des letzten Bogens, fertig, doch dürften bis zur Ausgabe immer noch mehrere Wochen verstreichen. Eben erhalte ich die Correctur des Titels etc. Sie werden daraus, mehr als meine Worte es sagen können, meine Gesinnung gegen Sie erkennen. Möge es Ihnen einige Freude machen.

Ich schließe mit dem innigen Danke für Alles, was Sie in Berlin mir gewesen sind. Die Auffrischung und Kräftigung unserer persönlichen Beziehungen, nach der ich seit Jahren verlangt hatte, hat mich tief innerlich durchwärmt. Denselben Dank wollen Sie in meinem Namen Ihrer verehrten Frau Gemahlin wiederholen und Herrn Professor Lazarus aussprechen, der mich durch seine Güte aufs tiefste verpflichtet hat.

In inniger Liebe

Ihr Glogau

<sup>1</sup> Der erste Band von Glogaus „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften“, der Steinthal gewidmet war. Vgl. Brief Nr. 62.

MARIE GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

[Zürich, den 14. Mai 1880]

Hoch verehrter Herr Professor!

Da mein lieber Mann schlechter Weise kein Wörtchen von mir schrieb, so erlauben Sie gütigst, Ihnen selbst zu sagen, wie sehr und von ganzem Herzen ich mich den Wünschen meines Mannes für Sie, hochgeehrter Herr Professor, anschließe.

Marie Glogau

[66] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Moltkestr. 2,  
den 7. Juni 1880

Verehrter Freund,

Meinen innigsten Dank für Ihr Schreiben zu meinem Geburtstage. So lange ich mir bewußt sein darf, Freunde wie Sie, Holzmann [sic!]<sup>1</sup>, auch Erdmann<sup>2</sup> zu haben, kann mein heiterer Gleichmut nur vorübergehend getrübt, niemals aber ernstlich gestört werden. Sie mögen hieraus wohl ersehen, welchen Wert für mich treue Freundschaft hat, die man mir widmet; doch mag es wohl sein, daß so manchen unlieben Erfahrungen gegenüber auch der tiefe Schmerz über den Verlust der beiden Kinder, der mich nie verläßt, stark macht und abhärtet. Das Schicksal hat mich geschmiedet, Freundschaft und Liebe halten mich weich, Wissenschaft gibt mir Elasticität.

Hoffentlich erhalte ich bald Ihre Gabe, auf die ich begierig bin.

In meinem Hause steht es so ziemlich, so daß ich wohl zufrieden sein darf. Ich arbeite an meiner Ethik ohne unliebsame Störung, und sehe wieder, daß man, um ins Klare zu kommen, soweit es einem gegönnt ist, man [sic!] etliche Male Vorlesungen darüber gehalten haben, und dann ein Buch darüber schreiben muß.

Leben Sie mit den Ihrigen recht wohl! welchen Wunsch meine Frau wiederholt.

Ihr Steintal

<sup>1</sup> Michael Holzman (1841–1929), Schüler von Steintal; Pädagoge und Schriftsteller; zunächst Lehrer am Sophienrealgymnasium in Berlin, leitete er von 1882 bis 1911 die Knabenschule und die Lehrerbildungsanstalt der Jüdischen Gemeinde. Er veröffentlichte zahlreiche Aufsätze zur klassischen, indogermanischen und semitischen Philologie, u. a. auch in der Zeitschrift für Völkerpsychologie.

<sup>2</sup> Auch Benno Erdmann (1851–1921) war Schüler von Steintal; Erkenntnistheoretiker in der Nachfolge Kants, vertrat er als Psychologe einen phänomenologischen Dualismus auf monistischer Grundlage, womit er ganz in die Nähe des positivistischen Standpunktes rückte. – Vgl. auch Anm. 3 von Brief Nr. 46.

[67] JEANNETTE STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, 24. Juni 1880

Sehr geehrter Herr Doctor!

Es thut mir recht leid, Ihrem Wunsche heute noch sehr ungenügend nachkommen zu können. Mein Mann war in der letzten Woche von

Allerlei so in Anspruch genommen, daß er nur aus einer unaufschiebbaren Beschäftigung zur andern überging, und, wie natürlich, bleibt dann, was einem am Herzen liegt, für ruhigere Zeiten liegen. Nur eins kann ich Ihnen, geehrter Herr, sagen. Als Ihr schätzbares Werk ankam, habe ich meinen Mann beobachtet. Es war gerade Nachmittagsruhe-Zeit, er lag auf dem Sopha, und ich brachte ihm Ihr Buch herein; als er dessen ansichtig wurde, war an schlafen nicht mehr zu denken, sofort blätterte er im Inhaltsverzeichnis, und las die Widmung. Ich saß stille dabei, und konnte sehen, wie wohlthuend Ihre Worte auf ihn wirkten. Mit einem befriedigten glücklichen Ausdruck legte er dann das Buch aus der Hand und sagte mir, ich freue mich darauf. Dieser Ausruf will bei meinem Manne viel sagen. Gleich den anderen Tag schickte er es unserm Buchbinder, um es schleunigst binden zu lassen; es bekommt einen Einband wie Kants Werke, und wird auch daneben gestellt. Diesen kleinen Bericht hätte ich Ihnen, geehrter Herr Doctor, gleich nach Empfang Ihres lieben Briefes gegeben, wenn nicht auch ich meinerseits, vielfach in Anspruch genommen wäre. Auf ärztliches Anrathen soll ich schon im Anfang Juli mit Irene Berlin verlassen, und da ich darauf nicht vorbereitet war, giebt es allerlei noch vor der Reise Wichtiges abzuwickeln. Irene ist in den letzten Wochen in Folge einer Erkältung etwas blaß und appetitlos, dafür soll, so hoffen wir, eine Luftveränderung gut thun. Wohin ich mit ihr gehe, ist noch nicht bestimmt. Mein Wunsch ist, in der Nähe Berlins zu bleiben. Auf die Schweiz freuen wir uns Alle sehr, auch auf das Wiedersehen mit Ihnen, und den lieben Ihrigen.

Bleiben Sie Alle recht gesund, und grüßen Sie bitte Ihre liebe Frau und Kinderchen herzlich von Ihrer Sie hochschätzenden

Jeannette Steinthal

Von meinem Mann soll ich Sie, geehrter Herr, einstweilen herzlich grüßen und Ihnen danken, er wird sehr bald selbst schreiben. Verzeihen Sie mein flüchtiges Schreiben.

[68] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Moltkestr. 2  
den 31. Juli 1880

Lieber Freund,

Diese Zeilen sollten vergangenen Montag, den 26. geschrieben sein. Ich hatte mir nämlich Ihr Buch bei einem kurzen Ausfluge vom Freitag bis Sonntag nach Alt-Schönefeld zu Frau und Kind in die Reisetasche

gesteckt und hatte die dortigen Mußestunden, insoweit sie nicht der Unterhaltung und dem Spiel im Garten gewidmet werden mußten, zum Lesen und Blättern in Ihrem Buche verwendet. Wie ich vorher auch zu dieser oberflächlichen Kenntnisnahme nicht gelangen konnte, so ward ich diese Woche durch dieselben leidigen Correcturen und Recensionen verhindert, Ihnen von dem ersten Eindruck zu sprechen, den ein Blick mir gewährte.

Nun also: Reichtum, Zusammenfassung und Gründlichkeit in jeder Abteilung.

Es ist nicht auszusprechen, wie einem zu Mute ist, wenn man seine eigenen Gedanken nicht nur in der Form eines andern dargestellt, sondern auch vom andren neu combinirt und zu neuen Erzeugungen verwertet findet, sodaß ich fühle: Das ist nicht mein, und doch bin ich in allem drin und fühle mich bei mir. Es ist nicht mein, und mir doch nicht fremd. – Dieses Gefühl hatte ich bisher weder bei Avenarius<sup>1</sup> noch bei Cohen<sup>2</sup>, noch sonst bei jemandes Arbeiten. Bei A. und bei C. komme ich mir wie mir selbst entfremdet vor; ich wundere mich, wozu ich alles gut bin, wozu ich Anregung geben konnte, ohne daß ich einen Schritt mitzumachen die rechte Lust verspürte. Das ist in Ihrem Buche ganz anders. Da gehe ich willig mit, und freue mich der Kraft, die der andre durch mich gewonnen hat. Das ist eine Fortsetzung von mir, die nicht bloß Fremdes an mich anlehnt und anknüpft, sondern etwas Selbstständiges aus mir entwickelt.

Ich kann heute nicht mehr sagen. Ich hoffe in nicht zu langer Frist mich öffentlich über Ihr Buch auszusprechen.

Von meinen gesammelten Schriften I. habe ich heute den vorletzten Bogen corrigirt.<sup>3</sup> Der Abdruck, zweite Auflage, des Abrisses I soll in

<sup>1</sup> Richard Avenarius (1843–1896) hatte sich nach Studien in Zürich, Berlin und Leipzig 1876 in Leipzig habilitiert und wurde 1877 Ordinarius für induktive Philosophie in Zürich. Von Steinthal in Berlin und Drobisch in Leipzig beeinflusst, nahm er Herbarts Vorstellungslehre und wesentliche Elemente von Kants Erkenntnistheorie in seine Philosophie auf, ging aber dann sehr konsequent einen eigenen Weg. Neben Ernst Mach wurde er ein Hauptvertreter des Positivismus in der deutschsprachigen Philosophie in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er versuchte ein Weltbild vom Standpunkt der „reinen Erfahrung“ zu gewinnen, d. h. frei von aller Metaphysik und frei von dem erst durch „Introjektionen“ entstandenen Gegensatz zwischen Physischem und Psychischem. Er nannte seinen Standpunkt daher „Empiriokritizismus“.

<sup>2</sup> Hermann Cohen (1842–1918) hatte zunächst vor allem Philologie und jüdische Theologie in Breslau studiert. Als er dann 1864 zum Studium nach Berlin ging, zog ihn zunächst besonders Steinthal und die „fortschrittliche“ Richtung des Herbartianismus an. Seine Entwicklung zum Neukantianer entfernte ihn jedoch immer mehr von Steinthals Position.

<sup>3</sup> Steinthal, Gesammelte kleine Schriften – I. Teil: Sprachwissenschaftliche Abhandlungen und Recensionen, Berlin 1880.

diesen Wochen beginnen.<sup>4</sup> Wesentlich wird gar nichts geändert. Ob ich Zusätze mache, wird sich im Verlaufe des Druckes zeigen; sie würden jedenfalls hinten zu stehen kommen, damit der neue mit dem alten Druck Seite für Seite zusammenstimme, um die Citate zu erleichtern. Dann soll sich an Bd. I sogleich Bd. II schließen – wenn ich es durchsetze, da ich doch auch die Ethik nicht wieder eher aus der Hand lassen will, als bis sie erschienen ist.

Dienstag trete ich meine Ferien an. Ich habe noch manches vorzubereiten.

Leben Sie wohl!

Ihr Steinthal

<sup>4</sup> Der I. Teil von Steinthals „Abriß der Sprachwissenschaft – Die Sprache im Allgemeinen, Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft“ erschien in 2., erweiterter Auflage 1881 in Berlin.

[69] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 3. August 1880

Verehrter, theurer Freund

Für Ihre Zeilen vom 31. Juli danke ich Ihnen herzlich. Daß Sie, soweit Sie bis jetzt sehen, zufrieden sind und die Sache gefördert finden, macht mich sehr glücklich. Ich hoffe, der erste Eindruck soll sich nicht abschwächen. Mir freilich geht es mit meinem Buche, wie wahrscheinlich vielen. Bald möchte ich es einstampfen lassen, so ungenügend entwickelt und für einen Dritten ungenießbar scheint mir das Ganze; bald scheint mir das Einzelne für die wenigen genügend vorbereiteten und kräftigen Leser, auf die allein ich zählen darf, recht glücklich herausgekommen und Unebenheiten der Darstellung und Mangel an Harmonie in Folge von Einschachtelungen und Überladung für einen Fremden nicht so sehr fühlbar und durch spätere Überarbeitung heilbar. Ich bitte Sie, in Ihrer jetzigen größeren Muße bei der Lectüre das Einzelne betreffende Bemerkungen, die sich der öffentlichen Besprechung nicht einfügen, für mich zu notiren, da so etwas leicht vergessen wird und ich von Ihrer Beurtheilung so wenig wie möglich entbehren möchte. Sie bringen mir gewiß gern dieses Opfer.

Es freut mich, daß Sie mit dem I. B[an]de der gesammelten Schriften zu Wege sind, mehr noch, daß der Abriß neu abgedruckt wird, am meisten, daß Sie energisch an dessen Fortsetzung denken. Wenn ich etwas über Sie vermöchte, so würde ich Sie unablässig darum angehen,

doch hier nicht zu warten. Ich denke mir, daß die Geschichte der Grammatik erst mit dem 3. B[an]de beginnt und das Indogerm[anische], an welchem Sie dieselbe darlegen wollen, wohl also aus dem 2. B[an]de noch ganz wegbleibt; dann dürften aber die Hindernisse, das, was Sie geben, so gut zu geben, wie Sie es können, für den 2. B[an]d nicht gar zu groß sein. Die Ausarbeitung des 3. Bandes würde, glaube ich, dann all' Ihre Kräfte ganz neu beleben. Sie sind die geschichtliche Entwicklung der Grammatik der Welt schuldig, nicht bloß, weil Sie sie versprochen haben, sondern weil Sie allein die Fundamente dazu zu legen im Stande sind und ohne diese Arbeit Ihr ganzes Wirken ohne Abschluß und rechte Krone bleibt. – Daß Sie für B[an]d I des Abrisses nur an Zusätze denken, begreife ich völlig; ich wüßte auch nicht, was außer erläuternden und modificirenden Anmerkungen hier nöthig sein sollte. Solche aber dürften schon durch den Begriff einer neuen Auflage oder eines neuen Abdruckes gefordert sein. Wenn nun durch alle diese Arbeiten Ihre Ethik ins Gedränge kommt, wäre es unbillig, wenn Sie einmal für den Winter oder auch für den nächsten Sommer einen halbjährigen Urlaub nähmen? Die Studenten, die Sie so wenig verwöhnen, könnten wirklich den Forderungen der Welt einmal billig nachstehn. Und mit der Ethik, denke ich, sind Sie nun doch wohl ziemlich schon über den Berg? Von welchem Umfange wird das Buch werden?

Auf Ihr und Lazarus' Hiersein mit Ihren Damen und Irene freuen wir uns sehr. Meine Frau richtet an Ihre Frau Gemahlin die Bitte, uns, sowie der Reiseplan definitiv entworfen ist, möglichst frühzeitig in Kenntniß setzen zu wollen. Einstweilen wünschen wir Ihnen allen in Alt-Schönefeld ein recht glückliches und erfrischendes Otium<sup>1</sup> und grüßen Sie alle in herzlicher Liebe.

Ihr Glogau

P. S. Ich bitte Sie, in das nächste Heft der Zeitschrift etwa folgende *Bemerkung* aufzunehmen:

Herr Dr. Glogau ersucht uns, im Hinblick namentlich auf die wohlwollende Äußerung der Revue philosophique<sup>2</sup> mitzutheilen, daß die in dieser Zeitschrift von ihm begonnene Arbeit, „Über die Grundbegriffe der Metaphysik und Ethik im Lichte der neueren Psychologie“ in seinem „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften“, Bd. I, Breslau 1880 bei Wilhelm Koebner, in größerem Zusammenhange wieder aufgenommen und zum Abschluß gebracht worden sei.

Die Redaction

<sup>1</sup> Otium (lat.), Muße.

<sup>2</sup> In der Zeitschriftenschau der Revue philosophique, Bd. IX (1880), S. 123, war Glogaus Habilitationsvortrag „Sur la mécanique psychique“ angezeigt worden mit einem Hinweis auf dessen Abdruck in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (Bd. 75, 1879).

[70] HEYMAN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Vevey, den 9. October 1880

Lieber Freund,

seit gestern sind wir hier. Unabänderliche Verhältnisse haben unsre Reise verzögert. Was nun aber noch fataler ist, das ist der Umstand, daß eine Hochzeit in der Familie, bei der wir nicht fehlen dürfen, uns zwingt, etwa am 20. unsre Rückreise anzutreten; so kann unser Aufenthalt hier nur etwa 14 Tage dauern, und dann muß die Rückreise, ohne jede Unterbrechung über das Maß des Notwendigen hinaus, also namentlich ohne Aufenthalt in Zürich, ausgeführt werden. Durch dieses Jagen wird der Reise alle Gemütlichkeit genommen. Der Genuß der überaus schönen Natur (gestern freilich war es höchst regnerisch) kann dafür keinen Ersatz bieten. Es ist schwer, sich von einer Freude loszusagen, die man sich seit Monaten vorgemalt hat: so kann ich auch noch nicht sagen, daß ich Sie mit den lieben Ihrigen nun doch nicht sehen soll. Nur weiß ich nicht, wie dies veranstaltet werden könnte; ich lasse meine Frau darüber nachdenken, die so sehr wie ich das wünscht, was ich wünsche.

Das Unbestimmte der Reise hat auch auf meine Arbeiten keinen guten Einfluß geübt. Ihr Buch hat mich hierher begleitet und sollte meine hiesige Arbeit werden. Da wir nun aber nur halb so lange hier sein werden, als ursprünglich beabsichtigt war, so muß die Gesundheits-Rücksicht überwiegen, und die Arbeitszeit wird verkürzt.

Um die Arbeit ist mir freilich am wenigsten bange. Kommen wir recht gestärkt zurück, so soll der Winter schon was hergeben.

Mit der Zeitschrift geht es rüstig. Nächstens soll ein Aufsatz von Siebeck über das πνεῦμα kommen, völkerpsychologisch.<sup>1</sup>

Leben Sie recht wohl und seien Sie herzlich begrüßt mit den lieben Ihrigen.

In alter Treue  
Steintal

Wir wohnen im Hôtel Monnet; aber die Briefe erwarte ich lieber „postlagernd“ und hole sie mir selbst ab.

Von meiner Frau und allen Meinigen viele Grüße für Sie beide.

<sup>1</sup> Hermann Siebeck, Die Entwicklung der Lehre vom Geist (Pneuma) in der Wissenschaft des Altertums, in: ZfV XII (1880), S. 361–407.

[71] HEYMAN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Vevey, den 14. October 1880

Lieber Freund,

Gestern gegen Abend holte ich mir Ihren Brief von der Post ab. Wir haben uns Ihren Vorschlag, hierher zu kommen, reiflich und gewissenhaft überlegt und überschlafen. Die Reise von Zürich nach hier ist doch zu groß, als daß man sie machen dürfte, ohne hier längeren Aufenthalt zu nehmen, und unter allen Umständen zu kostspielig, als daß wir Ihnen ein solches Opfer zumuten dürften. Sie sehen, wir sind offen, und Ihnen gegenüber müssen wir es ja sein und dürfen es sein. Unserer Reise wird durch diese Unmöglichkeit, mit Ihnen zusammenzukommen, das schönste Stück entzogen. Sie ist überhaupt im Vergleich zu dem Plane, den wir im Juli entwarfen, sehr verkümmert worden. Auch das Wetter war nicht günstig und wir können nicht einmal starke Hoffnung hegen, daß es noch freundlich werden wird. – Ich wage heute kaum, Ihnen noch eine Hoffnung auszusprechen, die wir bis vor wenigen Tagen hegten, daß wir nämlich in Bern einen kurzen Aufenthalt nehmen würden, wo Lazarus so viele Beziehungen hat, und wohin Sie dann auch kommen könnten. Auch daraus wird nichts werden, da Lazarus noch eine besondre, leider traurige, Veranlassung gefunden hat, zurück zu eilen. Er ist nämlich telegraphisch und brieflich benachrichtigt worden, daß eine Freundin in Leipzig gestorben und er zum Vormund der Kinder eingesetzt ist.<sup>1</sup> Das muß nun auch noch vor dem 1. Nov[ember] geordnet werden – abgesehen von der trüben Stimmung, in die ihn dieses plötzliche Ereignis versetzt hat.

In allem Kleinen wie in allem Großen bleibt es immer so: Ertragen und Entsagen. Dies ist die einzige Weisheit dem Weltlauf gegenüber.

Vielleicht also, sehr vielleicht, schreibe ich Ihnen noch einmal von hier.

Seien Sie mit Ihrer lieben Frau und den Kindern herzlich begrüßt, von uns allen.

Der Ihrige  
Steintal

<sup>1</sup> Es handelt sich hier wahrscheinlich um die Kinder des österreichischen Mediziners Johann (Jan) Nepomuk Czermak (1828–1873), der 1869 nach Leipzig berufen worden war, wo er auf eigene Kosten ein Laboratorium eingerichtet und Vorlesungen über Experimentalphysik gehalten hat. Die medizinische Wissenschaft verdankt ihm die Einführung und Anwendung des Kehlkopfspiegels.

## JEANNETTE STEINTHAL AN MARIE UND GUSTAV GLOGAU

Ich kann es mir nicht versagen, Ihnen, meine Verehrten, mit eigener Hand zu versichern, wie sehr wir es bedauern, in der Schweiz zu sein, und Sie nicht sprechen zu können; aber wir stehen uns zu nahe, um nicht ganz offen die Praxis im Auge zu behalten. Vielleicht sehen wir Sie noch ein paar Stunden in Bern, wo die Entfernung doch lange nicht so groß wie bis hier her ist. Sollten wir uns dort aufhalten, werden wir Sie zeitig davon unterrichten.

Mit den herzlichsten Grüßen für Sie Alle, meine Lieben, von Irene und mir bin ich

Ihre freundschaftlich ergebene  
Jeannette Steinthal

## [72] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Montag, den 18. October 1880 [Postkarte]

Lieber Freund, nach Empfang Ihrer Zeilen vom 15. d[ieses] M[onats] (durch das schlechte Wetter und die Sonntags-Feier erhalte ich dieselbe erst heute Nachmittag um 6 Uhr) will ich Ihnen nun den Vorschlag machen, nach *Basel* zu kommen, wo wir übermorgen, *Mittwoch* Abend einzutreffen gedenken und im *goldenen Kopf* übernachten wollen.<sup>1</sup> So können wir allenfalls eine Abend- und eine Morgen-Stunde zusammen sein. Also

Auf glückliches Wiedersehn  
Steinthal

<sup>1</sup> Der Gasthof „Goldner Kopf“ befand sich in Basel, Schiffflände 3.

## [73] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 27. December 1880

Hochverehrter, theurer Freund

So habe ich die Antwort auf Ihre freundliche Gabe<sup>1</sup> nun doch bis jetzt hinausgeschoben, wo ich mit dem Danke für dieselbe zugleich unsre

<sup>1</sup> Gemeint ist Steinthals Band „Gesammelte kleine Schriften – Sprachwissenschaftliche Abhandlungen und Recensionen“, Berlin 1880.

allerherzlichsten Wünsche zu den Festtagen und dem bevorstehenden Geburtstage Ihrer Frau Gemahlin vereinigen kann. Möge Ihnen beiden und Ihrer kleinen Irene sowie Ihrem Verehrten Herrn Schwager und Schwägerin das neue Jahr von äußren Unfällen ungestört ruhig und glücklich verfließen; mögen Sie sich bisweilen auch unsrer erinnern und daran denken, wie treu und warm wir Ihnen ergeben sind.

Ihre „kleinen Schriften“ enthalten mehrere Aufsätze, die ich bisher trotz aller Mühe nicht hatte erreichen können, nämlich S. 45–97, S. 97–107, und solche, von deren Existenz ich nichts wußte: S. 1–21, 357–382, 382–395.<sup>2</sup> Obzwar nun der Inhalt derselben wohl später anderweitig verwerthet sein mag, so war mir doch namentlich S. 45–97 und ähnlich S. 1–21 für das Verständnis Ihrer Entwicklung von hohem Werthe; S. 45–97 füllt geradezu eine sonst fast unvermittelte Lücke. Ich habe das Buch so binden lassen, daß Ihre Aufschrift mir nicht verloren ging, für die Sie meinen innigen Dank annehmen wollen. Mögen, das wünsche ich, nun auch andre aus dieser Sammlung die Anregung schöpfen, welche die Sache fördern kann. Mit Freuden höre ich, daß auch die 2. Auflage der „Einleitung“ die Presse schon verlassen hat.<sup>3</sup> Gesehen habe ich das Buch noch nicht.

Und wie steht es mit Ihren übrigen Arbeiten? Wenn Sie mir zu Neujahr ein paar Worte gönnen, so wollen Sie hierüber mir einige Mittheilungen nicht versagen. Ich thue bei im ganzen 29 Stunden (wovon ich 4 selber höre, Nationalökonomie) fast nichts, nur einen Vortrag arbeite ich aus, „Über Ziel und Wesen der humanistischen Bildung“, den ich am 6. Januar im Züricher Rathhaussaale halten werde.<sup>4</sup> Ich glaube, er wird gut, aber fast zu schwer für das Publikum. Meine Interpretation von Kant's Kritik der reinen Vernunft, haben 6 belegt, wovon 4 bis jetzt ziemlich regelmäßig kommen, meine einstündige Vorlesung über die Gewißheit ebensoviele. Ich beherrsche nun die grundlegenden Theile der Kritik so genau wie Ihre Einleitung oder das Proömium des Thucydides. So mag jetzt Cohen, den ich in der Schlußbemerkung meines Buches provocirt habe, nur kommen. Wie weit sind Sie denn mit der Anzeige desselben und wann kann sie erscheinen? – Dabei fällt mir ein, daß ich Sie vor längerer Zeit um die Aufnahme einer Bemerkung über die Fortsetzung meiner in der Zeitschrift erschienenen

<sup>2</sup> Wichtig für Steinthals Entwicklung erschienen Glogau folgende Abhandlungen: „Zur Sprachphilosophie“ (S. 45–97); „Von der Liebe zur Muttersprache“ (S. 97–107); „Heyses Lehrbuch der deutschen Sprache“ (S. 1–21); „Die Lehre von den Redetheilen nach den Alten“ (S. 357–382); „Das Geschlecht“ (S. 382–395).

<sup>3</sup> Die 2. Auflage des Bandes I von „Abriß der Sprachwissenschaft: Die Sprache im Allgemeinen. Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft“, Berlin 1881.

<sup>4</sup> G. Glogau, „Ziel und Wesen der humanistischen Bildung“, Zürich 1881.

metaph[ysischen] Artikel in die Zeitschrift bat. In Heft 1, 2 und 3 habe ich nichts gefunden.

Mit der Gesundheit der Kinder und unsrer eignen Gesundheit können wir im Ganzen zufrieden sein. Und wie steht es bei Ihnen, ist Ihrer Frau Gemahlin der leichte Winter heilsam gewesen?

Leben Sie wohl und gedenken Sie unser! Wie sehne ich mich darnach, einmal recht gründlich mit Ihnen zusammen zu sein, obwohl mich ja freilich auch die wenigen Stunden in Basel sehr glücklich gemacht haben.

Ihr Glogau

Von den unaufhörlichen Judenhetzen und von den Schriften Ihres Herrn Schwagers habe ich im Berliner Tageblatt gelesen.<sup>5</sup> Mögen dieselben nicht ganz erfolglos sein!

<sup>5</sup> Das Berliner Tageblatt war eine überregionale liberale Tageszeitung des Mosse-Verlags; Glogau hatte darin über die beiden Reden von M. Lazarus gelesen, die dieser am 1. und 16. Dezember 1880 vor seinen Glaubensgenossen gehalten hat und die später unter dem Titel „Unser Standpunkt“ auch gedruckt erschienen (Berlin 1881; auch in: Treu und Frei, Berlin 1887, S. 117–155).

[74] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Moltkestr. 2 [30. Dez. 1880]<sup>1</sup>

Lieber Freund,

Zuerst meine besten Wünsche zum neuen Jahr. Möge es Ihnen eine Universitäts-Professur bringen! Ach, ich könnte bei diesem Punkte viel sagen, was ich denke und was ich wünsche; da dergleichen aber unter Umständen unnütz ist, so mag ich nicht Zeit damit verlieren, was als Gefühl- und Gedankenmasse in mir liegt, klar aus einander zu legen.

Meine Frau besonders, aber auch ich mehr als gewöhnlich, sind unruhig darüber, daß Sie uns seit unserem Zusammensein noch nicht geschrieben haben. Ich hoffe, daß Sie wohl sind, und daß Ihre liebe Familie eben so sich gesund und munter fühlt. Haben Sie meine Gesammelten Schriften bekommen? Ich hoffe. Von dem neuen Abdruck meines Abrisses ist die erste Lieferung, Bogen 1–20, ausgegeben. Der Rest mit den Zusätzen soll folgen, und zwar recht bald. Ich schicke Ihnen das Ganze zusammen. Ich war nicht bloß mit Correcturen

<sup>1</sup> Anmerkung Glogaus: „Poststempel vom 30. Decbr. 1880, empfangen 1. Januar 1881.“

gehetzt, sondern auch durch die Judenhetze in Anspruch genommen. Ferner hatte ich einen Vortrag über Börne zugesagt,<sup>2</sup> und aus Gewissenhaftigkeit, wie aus Interesse, wollte ich alle 12 B[än]de von Börnes Schriften durchlesen. Das hat aber viel Zeit gekostet, und ich bin noch im 10. B[an]de. So bin ich, da sonst noch 10 Stunden Vorlesungen wöchentlich neben her laufen, zu gar keiner ernstern Arbeit gekommen. Und ich fühle mich unlustig.

Meine Frau, welche Ihnen und Ihrer I[ie]ben] Familie herzlich gratuliert, ist wohl, d. h. im Ganzen, und eben so Irene, die auch angemessene Fortschritte macht.

Die Geschichte geht über die Menschen hinweg, und ihre Sphäre ist das Menschentum. Die Menschen werden wohl vielfach von der Geschichte betroffen, aber wie von einer ihnen selbst fremden Macht: sie bleiben immer dieselben. Wie ganz anders ist heute alles gegen vor 50 Jahren! Aber die Menschen sind heute genau so wie 1831. In aller geschichtlich anwachsenden Weisheit und Tugend bleibt der Mensch dumm und boshaft, wie er war.

Entschuldigen Sie diese Ausschüttung. Nochmals: Prosit Neujahr!

Ihr unveränderlicher Steinthal

<sup>2</sup> Steinthal wollte den Vortrag zum Besten der Studienkasse der Hochschule (seit 1883 Lehranstalt) für die Wissenschaft des Judentums halten; dieser Vortrag wurde später in den von Gustav Karpeles herausgegebenen Band von Vorträgen und Aufsätzen Steinthals, „Über Juden und Judentum“ (Berlin 1906), aufgenommen (S. 209–225). Eine am Anfang leicht veränderte Fassung wurde in Westermann's illustrierten deutschen Monatsheften abgedruckt: Bd. 50 (Braunschweig 1881), S. 305–314.

[75] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 1. Januar 1881

Hochverehrter, lieber Freund

Für Ihre herzlichen, lieben Zeilen bin ich Ihnen, und ebenso Ihrer verehrten Frau Gemahlin, aufs innigste dankbar. Was mir fehlt und wohl auch der eigentliche Grund ist, daß ich so spät erst geschrieben, habe ich, denke ich, angedeutet. Es ist die absorbierende, ja körperlich und geistig erdrückende Art, in der ich den Lebensunterhalt erwerben muß. Ich habe nun einige Aussicht, eine Professur, die für Philosophie und Pädagogik über kurz oder lang am hiesigen Polytechnikum errichtet wird, zu erhalten. Sie wird leider nur schwach bezahlt sein. Wer aber in meinen Jahren noch über die Sorge für den Unterhalt nicht hinaus ist, dem fehlt der freie und frische Sinn auch in dem alltäglichen Dasein.

Der 2. Aufl[age] Ihrer Einleitung<sup>1</sup> und ebenso Ihrem Vortrag über Börne sehe ich mit Begierde entgegen. B[örne] ist mir sonst fremd, nur aus literaturgeschichtlichen Notizen und der Lectüre von nicht über 80–200 Seiten bekannt. Die letzteren waren wohl wenig glücklich gewählt, sie haben mich nicht sehr angesprochen. So hoffe ich, Sie werden mir wenigstens einen Zeitungsbericht über Ihren Vortrag verschaffen können. Was macht Ihre Ethik?!

Wenn Sie mir gelegentlich wieder schreiben, haben Sie doch die Güte, sich mit ein paar Worten über den letzten Abschnitt meines Buches, die Logik, zu äußern. Mir liegt sehr viel an dem Eindruck, den Sie empfangen haben. Ferner senden Sie mir vielleicht den 2. B[an]d von Windelband's Geschichte der Philos[ophie];<sup>2</sup> ich denke das Ganze über kurz oder lang in der Zeitschrift zu besprechen. Endlich bitte ich Sie, wirklich einmal eingehend auszusprechen, was Sie über die Besetzung von Universitäts-Professuren denken. Ich verhalte mich durchaus objektiv in dieser Frage, über die ich von allgemein pädagogischen Gesichtspunkten aus viel nachgedacht habe, ohne einen orientirenden Faden zu finden.

Es freut mich, daß es Ihnen und den Ihrigen doch wenigstens leidlich mit der Gesundheit geht. Wie wünschte ich Ihnen rechte Frische und Freudigkeit zu der Arbeit! Es scheint nun doch wohl, daß die Dinge in den Fluß kommen sollten. Mir und den Meinigen geht es nach außen hin ziemlich zufriedenstellend. Den Vortrag, den ich am 6. Januar halte, will ich drucken lassen.<sup>3</sup> Er wird Ihnen Freude machen.

Leben Sie wohl, theurer Freund, möge Ihnen allen das neue Jahr ein reiches und gesegnetes sein. Danken Sie Ihrer Frau Gemahlin für ihre freundliche Bemerkung und empfehlen Sie mich besonders auch Herrn und Frau Professor Lazarus.

In inniger Verehrung

Ihr Glogau

Meine Frau, der es körperlich nur mäßig geht, während die Kinder sich wohl befinden, grüßt und beglückwünscht Sie alle. Mittwoch und Donnerstag war Siebeck bei uns. Er ist wohl und zufrieden, seine Gesch[ichte] der Psych[ologie] schreitet fort.

<sup>1</sup> Steinthal, Abriß der Sprachwissenschaft. – I. Teil: Die Sprache im Allgemeinen. Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft, 2. Aufl., Berlin 1881.

<sup>2</sup> Wilhelm Windelband, Die Geschichte der neuern Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Kultur und den besondern Wissenschaften, Bd. 1 („Von der Renaissance bis Kant“), Leipzig 1878; Bd. 2 („Von Kant bis Hegel und Herbart, die Blütezeit der deutschen Philosophie“), Leipzig 1880.

<sup>3</sup> Glogaus Vortrag erschien unter dem Titel „Ziel und Wesen der humanistischen Bildung“, Zürich 1881.

[76] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 6. Februar 1881

Lieber Freund

Gleichzeitig mit diesen Zeilen gebe ich für Sie und Lazarus je ein Exemplar meines Vortrages über die humanistische Bildung auf die Post, und bitte Sie, Sie wollten Herrn Prof. Lazarus meinen herzlichen Dank sagen für die freundliche Übersendung seiner beiden Reden in der Judenfrage.<sup>1</sup> Gebe Gott, daß diese scheußliche Agitation damit beendet sei. Auch hier, wo nicht die kleinste Spur derselben zu finden ist, hat man Gelegenheit, eine frappante Einseitigkeit des Urtheils und namentlich eine große Unklarheit über das Verhältnis von Judenthum und Christenthum zu constatiren. Da trifft das Ende der 2. Rede mit glücklichen und knappen Worten den rechten Fleck.

Sollten Sie Zeit und Stimmung finden, so sagen Sie mir wohl ein Wort über meinen Vortrag. Der Form nach ist es wohl das Beste, was ich gemacht habe, und Sie werden auch unser Gespräch vom 20. Oktober auf S. 32 wiedererkennen. Das, was Sie an meiner Schreibweise an Trendelenburg erinnert, kann ich auf diesen nicht zurückführen; er ist mir nie sympathisch gewesen;<sup>2</sup> ich meine vielmehr, die Unwissenheit im Einzelnen, die mir, vielleicht den Philosophen überhaupt, anhaftet, bewirke eine gewaltsame Spannung der Kräfte und daher eine Ausdrucksweise, die bis an das Rhetorische streift, während Trendelenburg sich auf der Höhe der Abstraktion mit einem gewissen Behagen sonnt. Diesmal dürften Sie überall Maß finden, indessen hat mir Ihr Vortrag über die Interpretation, den ich vor wenigen Tagen wieder gelesen, sehr deutlich gezeigt, wie fern ich einem solchen Meisterwerk stets bleiben werde, auch wenn ich Ihre Denk- und Anschauungsweise völlig werde erfaßt und mir angeeignet haben. Der Grund ist einfach: Sie sind Philologe und schöpfen mühelos – so wenigstens muß es dem Betrachter erscheinen – aus der gewaltigen Fülle, in der Sie leben; ich kann mir kaum nur den allernotwendigsten Hausrath aneignen, und so mußten mir die bloßen Principien genügen, die man durch Denken erringen kann. So bitte ich Sie, den letzten Passus der Dedikation zu verstehen. Ich weiß es, daß die Principien auch wollen entwickelt sein, und habe

<sup>1</sup> M. Lazarus, Unser Standpunkt. Zwei Reden an seine Religionsgenossen am 1. und 16. Dezember 1880, Berlin 1881, wiederabgedruckt in: *Treu und Frei*, Leipzig 1887, S. 115–155.

<sup>2</sup> Der Aristoteles-Forscher Friedrich Adolf Trendelenburg (1802–1872) war seit 1833 a. o., seit 1837 o. Professor der Philosophie in Berlin. Mit seiner Kritik an der formalen Logik der Kantianer und an Hegels dialektischer Methode hatte er damals großen Einfluß gehabt.

das Gefühl, der Menschheit zu leisten [sic!]: Ihrem Besitz gegenüber fühl' ich mein Heimwesen arm und kalt.

Was macht Ihre Ethik? Mich verlangt so sehr von Ihnen zu hören. Ist der Schluß Ihrer „Einleitung“ nun fertig gestellt? Mit Misteli's Arbeit sind Sie gewiß zufrieden. Er ist doch ein bedeutender Mensch. Für Ihre Kritik Whitney's hat er den richtigen Gesichtspunkt nicht finden können.<sup>3</sup> Mir zeigt sich seit längerer Zeit eine Aussicht, am hiesigen eidgenössischen Polytechnikum, wo man binnen Kurzem, für die künftigen Lehrer der Technik besonders, einen Lehrstuhl für Philos[ophie] und Pädagogik errichten will, berücksichtigt zu werden. Ich habe einen Antrag zur Habilitation eingereicht, da Stadler, dem wohl das Ganze nicht paßt, freiwillig zurücktritt,<sup>4</sup> und der Präsident des eidgenössischen Schulraths Kappeler<sup>5</sup> hat darauf meinen Vortrag über die humanistische Bildung gehört, auch einmal meiner Interpretation von Kant's Kritik der reinen Vernunft beigewohnt. Leider, höre ich, soll Avenarius<sup>6</sup> nicht abgeneigt sein, zu concurriren. In Bern beginnen die Sitzungen des Nationalraths, in welchen auch die betr[effende] Geldbewilligung, die zweifellos erfolgen wird, vorkommt, am 14. Febr[uar]. So dürfte die Sache Anfang März in den entscheidenden Fluß kommen. Könnte bis dahin Ihre Besprechung meines Grundrisses dasein? Anderwärts rührt sich, so weit mir bekannt, noch gar nichts.

Ich bitte Sie, meinen Vortrag über die Bildung im Kreise Ihrer Freunde und auch in der Zeitschrift zu erwähnen. Er dürfte es immerhin werth sein, in der allgemeinen pädagogischen Frage gehört zu werden, und Sie wissen ja, wie es solchen Kleinigkeiten, zumal wenn sie in der Schweiz erscheinen, ergeht. Für die Habilitation arbeite ich einen Vortrag „Über das Verhältnis der Fachwissenschaften zu den philos[ophischen] Problemen“, der sehr kantisch wird.<sup>7</sup> Sonst entwickeln sich die Ansätze und Keime zum zweiten Bande. Sie regen sich wenigstens sehr stark und würden lustig emporwachsen, wenn nicht das Gegengewicht von 32 wöchentlichen Stunden auf mir ruhte. Die National-Ökonomie, welche ich am Polytechnikum bei Gustav Cohn<sup>8</sup> höre, kommt mir in

<sup>3</sup> Über den schweizerischen Sanskritforscher Franz Misteli vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 63. – Glogau nimmt hier Bezug auf Steinthals Artikel „Antikritik. Wie Einer den Nagel auf den Kopf trifft. Gegen Whitney“, in: ZfV VIII (1875), S. 216–250.

<sup>4</sup> Über August Stadler vgl. Anm. 7 von Brief Nr. 42.

<sup>5</sup> Der Präsident des eidgenössischen Schulrats war Johann Karl Kappeler (1816–1888).

<sup>6</sup> Richard Avenarius hatte an der Universität Zürich eine o. Professur für induktive Philosophie. Vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 47.

<sup>7</sup> Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, ist dieser Vortrag nicht veröffentlicht worden.

<sup>8</sup> Gustav Cohn (1840–1919) hatte sich 1869 in Heidelberg für Nationalökonomie habilitiert und war anschließend als Dozent am Baltischen Polytechnikum tätig. 1872

ethisch-politischen Dingen auch zu statten: sie reiht sich als das best-durchgearbeitete Kapitel der Völkerpsychologie, das mir bekannt ist, ganz von selbst in meine allgemeinen Ideen ein.

Bei Ihnen im Hause, hoffe ich, geht es gut, zumal die Kälte ja längst wieder gewichen ist. Wir grüßen Irene und Ihre verehrte Frau Gemahlin herzlichst. Geht Irene nun schon in die Schule? Mariechen, die ganz nett schreibt und liest, wenn auch beides langsam, soll zu Ostern zu Frau Tobler. Sie ist ein begabtes, aber zartes und ein wohlgezogenes Kind, während Else (4½ Jahr) von Gesundheit und Laune strotzt. Meiner Frau geht es in der letzten Zeit etwas besser, wie in der Regel, sie ist meist munter und frisch. Mir geht's befriedigend.

Leben Sie herzlichst wohl und behalten Sie lieb  
Ihren treu ergebenen Glogau

gehörte er zu den Gründern des Vereins für Sozialpolitik. Seit 1875 lehrte er am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, bis er 1884 o. Professor in Göttingen wurde. Cohn faßte die Ökonomie als ethische Wissenschaft auf und stellte sich damit in Gegensatz zur klassischen politischen Ökonomie. Mit Aufmerksamkeit verfolgte er daher alle Äußerungen, die auf eine Abkehr vom ökonomischen Liberalismus, bes. in England, schließen ließen. – Glogau hatte G. Cohn im „Stündli“ persönlich kennengelernt (vgl. Anm. 6 von Brief Nr. 60).

[77] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Moltkestr. 2, den 9. Februar 1881

Lieber Freund,

Das Wichtigste zuerst: Ihre Aussicht. Ich begleite dieselbe mit ganz gleicher Wärme, als wäre es die meinige; ja, es ist wahrhaftig die meinige. Ich habe mit Lazarus darüber gesprochen. Auch er ist bereit, alles zu tun, was er kann. Er steht aber mit Kappeler<sup>1</sup> in keiner Beziehung und kennt ihn von der Seite, daß er fürchtet, wenn man durch Vermittlung an Kappeler heranträte, man der Sache leicht schaden könne. Kappeler ist eigensinnig und läßt sich nicht dreinreden; er will selbst sehen, selbst urteilen und nach eigenem Entschluß handeln. Das hat er ja auch Ihnen gegenüber, wie Sie schreiben, gezeigt: er hat Sie öffentlich und im Colleg besucht. Sollten Sie trotzdem glauben, daß ein empfehlendes Wort irgendwie nützen könne, so ist Lazarus bereit, und er gilt bei manchen Schweizern recht viel.

Daran schließt sich folgendes. Den 31. Jan[uar] habe ich meinen

<sup>1</sup> Vgl. Anm. 5 von Brief Nr. 76.

Vortrag über Börne gehalten.<sup>2</sup> Er hat mir insofern Mühe und Zeit gekostet, als ich dazu 20 Bände durchlesen mußte. Dazu kommt die Aufregung der Judenhetze mit den endlosen Sitzungen, durch welche soviel Zeit und Kraft vergeudet wird. Bald gilt es, Unbesonnenheiten entgegen zu treten, bald Furchtsamkeit zu ermutigen.

Also gearbeitet oder getan habe ich nichts.

Da XII,4 unserer Zeitschr[ift] soeben ausgegeben ist, so kann ich nicht daran denken, bis zum März ein neues Heft zu bringen. Nur eins ist möglich. Ich will versuchen, ob bis zum März mein Abriß erscheinen kann, und will in den Zusätzen Ihr Buch, das ich jedenfalls doch nennen muß, in einer längern Notiz besprechen.<sup>3</sup> Daß Sie wenigstens einen Bürsten-Abzug des betreffenden Bogens erhalten, den Sie vorzeigen können. – Nur glauben Sie ja nicht, daß dergleichen viel nützt. Den Ausschlag geben Interesse für die Persönlichkeit oder auch objectives Urteil. Indessen darf nichts unversucht bleiben.

Wenn ich eine Ähnlichkeit in Ihrem Stil mit Trendelenburg's<sup>4</sup> fand, so meinte ich nur eine Äußerlichkeit, den Gebrauch gewisser Adjective, wie starr, blind, die sicherlich bei Ihnen mehr Inhalt haben, als in Tr[endelenburg]'s letzten Schriften, wo sie conventionell geworden sind. Ihren Vortrag<sup>5</sup> habe ich gleich gestern durchgelesen, schnell. Was Sie über die Form desselben sagen, finde ich nur halb bestätigt; und das sage ich zum Lobe Ihrer frühern Arbeiten. Der sprachliche Ausdruck ist ruhiger und glatter; aber Sie haben *zu viel Inhalt* hinein getragen. So wie der Vortrag vorliegt, haben Sie ihn doch nicht gehalten? Ich will versuchen, ihn in der Gymnasial-Zeitschrift besprechen zu lassen.

Es freut mich, daß es in Ihrer Familie gut geht. Wir sind ebenfalls zufrieden. Meine Frau war gegen Ende der Kälte [sic!] leidend geworden und hat sich noch nicht ganz erholt; doch ist es nicht wesentlich. Irene ist munter. Sie geht noch nicht in die Schule. Sie liest, schreibt und addirt und subtrahirt nach ihrer Neigung, spielt und macht Handarbeiten, was sie will, kurz alles ungezwungen.<sup>6</sup> So lasse ich sie noch einige

<sup>2</sup> Vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 74.

<sup>3</sup> Steinthal hat dann doch darauf verzichtet, Glogaus Werk in den „Zusätzen“ zur 2. Auflage des „Abriß der Sprachwissenschaft“ (Berlin 1881) zu besprechen. Er erwähnte es nur in der kurzen „Vorrede“ und sprach die Absicht aus, es an anderem Ort zu würdigen, „weil in diesem bedeutsamen Werke meine Ansichten über den Kreis der Psychologie weit hinaus entwickelt und zur Grundlage einer Erkenntnis-Theorie gemacht worden sind“.

<sup>4</sup> Zu Trendelenburg vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 76. – Steinthal hatte selbst als Student den Antihegelianer gehört.

<sup>5</sup> Vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 75.

<sup>6</sup> Irene war damals 7½ Jahre alt.

Zeit, bis ich merke, daß sie nicht mehr vorwärts kommt. Bis jetzt bin ich zufrieden mit dem Erfolg.

Mit den besten Grüßen von Haus zu Haus  
in fester Gesinnung  
Steinthal

Neulich hat meine Frau einem jungen Gelehrten Ihr Buch zum Geburtstag geschenkt.

[78] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 11. Februar 1881

Lieber Freund

Herzlichsten Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Es ist durchaus auch meine Meinung, daß jeder Versuch einer directen oder indirecten Einwirkung auf Kappeler nur schaden könnte, und ebensowenig dachte ich daran, daß etwa ad hoc eine Kritik oder Anzeige überhastet würde. Es ist auch ganz denkbar, daß K[appeler] mich im Semester als Privatdocent sehen will und die Sache bis zum October oder länger sich hinauszieht. Ich bitte Sie also nur, was etwa fertig wird und wenn es fertig wird, *mich sofort wissen zu lassen*: auch ein einzelnes Moment kann im rechten Augenblick eine Entscheidung herbeiführen helfen. – Wenn Sie eine Anmerkung in Ihre „Einleitung“ bringen, so wird doch die Besprechung selbst in der Zeitschrift darunter nicht zu kurz kommen? Zu dieser sind Sie ja durch die objective Lage der Dinge herausgefordert und Ihre Worte werden für alle diejenigen eine erwünschte Klärung herbeiführen, die unsrer Denkrichtung nahe stehen. – Dabei fällt mir ein, daß vielleicht Lotze's Brief<sup>1</sup> und meine Antwort für Sie von Interesse ist, von der ich leider nur den später noch modificirten Entwurf habe. Ich bitte Sie, die beiden Briefe mir gelegentlich wieder zurück zu senden.

Besitzen Sie über Ihren Börne-Vortrag kein Referat? Ev[entuell] schicke ich dasselbe mit Vergnügen wieder zurück. Da Sie ja nun in 4 Wochen Ferien machen, diese Arbeit des Vortrags hinter Ihnen liegt und auch die Comitésitzungen an Zahl doch abnehmen werden, wird Stimmung und Muße sich hoffentlich bald wieder einstellen. Bei meinem Vortrage habe ich größere Partien weggelassen, S. 25–26, S. 28–34,

<sup>1</sup> Der Brief, den Lotze gleich nach Erhalt des „Abriss[es] der philosophischen Grundwissenschaften“ am 21. Juli 1880 an Glogau schrieb, befindet sich im Glogau-Nachlaß.

sonst aber fast wörtlich ihn so gehalten.<sup>2</sup> Das Publicum bestand aus den Docentenschaften beider Hochschulen mit Frauen etc. und den sonstigen gebildeten Kreisen. Die Damen haben freilich zum Theil sehr geklagt, dagegen hat er einen durchschlagenden Erfolg bei den Professoren, namentlich auch Naturforschern gehabt. Weil ich selbst die Frage für mich in's Reine bringen wollte und zum engsten Rahmen gezwungen war, habe ich mich zu dieser Überladung verleiten lassen, die ich selbst fühlte. Mit dem Inhalte aber, denke ich, sollten Sie zufrieden sein?

Herrn Prof. Lazarus bitte ich Sie für seine Theilnahme herzlichst zu danken, auch Paulsen mich gelegentlich zu empfehlen, der mir seine Abhandlung über Kant aus Avenarius' Zeitschrift geschickt hat.<sup>3</sup> Ich finde die Abhandlung stilistisch sehr gut und mit dem Inhalte kann man ebenfalls zufrieden sein, bes. in der ersten Hälfte. P.s. „Anglisirtsein“, wie Sie es gelegentlich nannten, tritt hier entschieden zurück, obwohl es befremdend bleibt, daß er die Unterschiede zwischen Hume resp. Mill einerseits und andererseits Kant und etwa Lotze nicht zu sehen oder nicht richtig abzuschätzen im Stande ist. – Und wie sah es bei Ihnen denn aus, als der General-Stab brannte?!<sup>4</sup>

Leben Sie herzlichst wohl und grüßen Sie Ihre verehrte Frau Gemahlin, deren Verwendung meines Buches zum Geburtstagsgeschenk mich

<sup>2</sup> Vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 75 und Brief Nr. 77.

<sup>3</sup> Friedrich Paulsen (1846–1908) lehrte seit 1878 als a. o., seit 1894 als o. Professor für Philosophie und Pädagogik an der Universität Berlin. Als Philosoph ging Paulsen vor allem von G. Th. Fechner, von R. H. Lotze und F. A. Lange aus. Er übernahm Kants Erkenntnistheorie, deutete sie allerdings psychologisch-genetisch um; er betonte auch die Notwendigkeit einer Metaphysik, die er als „idealistisch-monistisch“ charakterisierte. Die Normen seiner Ethik basieren auf den Postulaten, die sich aus Betätigung und Teilnahme an der Gemeinschaft ergeben. Paulsen wandte sich daher verstärkt anthropologischen, soziologischen und pädagogischen Problemen zu; von großem Einfluß, weit über sein Leben hinaus, blieb die „Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht“, 1. Aufl. Leipzig 1885; 3. Aufl. 2 Bde., Leipzig 1919–1921 (Nachdruck: Berlin 1960). – Paulsens Aufsatz „Was uns Kant sein kann? – Eine Betrachtung zum Jubeljahr der Kritik der reinen Vernunft“ erschien in der Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie, 5. Jg. (Leipzig 1881), S. 1–96. – Paulsen hatte freundschaftlichen Kontakt zu Steinthal; vgl. auch die Einleitung dieses Bandes, S. 27.

<sup>4</sup> Der hier erwähnte Brand des Generalstabsgebäudes, an dem der Offizier Glogau offenbar lebhaften Anteil nahm, wurde in den Berliner Zeitungen nur an unauffälliger Stelle kurz erwähnt und ist daher von Steinthal kaum zur Kenntnis genommen worden. Er fand schon am Sonnabend, den 10. Januar 1881, statt. Es hatte nur in dem Flügelbau in der Moltkestraße gebrannt, und dort brannten dank schneller Löscheinsätze im wesentlichen nur der Dachstuhl und die zwei Zimmer große Buchbinderei, in der das Feuer ausgebrochen war und die keine Fenster, nur Oberlicht hatte.

gerührt hat. Wie wünschte ich es, mit Ihnen allen einmal wirklich und ordentlich zusammen zu sein, womöglich mit meiner Frau, die sich meinen Grüßen von ganzer Seele anschließt.

Ihr treu ergebener und dankbarer Glogau

[79] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Moltkestr. 2,  
den 8. April 1881

Verehrter Freund, Neulich habe ich Ihnen die Vorrede zu meiner „Einleitung“ geschickt, woraus Sie ersehen konnten, daß ich dort über Sie nichts gesagt habe.<sup>1</sup> Mit diesen Zeilen zugleich nun schicke ich eine Besprechung Ihres Buches (etwa 20 Druckseiten) für unsre Zeitschr[ift] in die Druckerei.<sup>2</sup> Ich konnte nicht schneller arbeiten, und nun hat die Sache Eile; sonst hätte ich Ihnen mein M[anu]s[cript] geschickt. Nun will ich Ihnen aber doch wenigstens die Correctur zusenden, die Sie mir dann so bald wie möglich zurückschicken müssen, wobei Sie etwaige Wünsche nach Weglassung oder Änderung mir ungenirt mitteilen müssen.

Als ich nämlich an die Ausarbeitung der Anzeige und Beurteilung ging, ward mir klar, daß ich Ihr Buch nicht derartig verstehe, um es reproduciren zu können. Ich begreife Ihre Disposition nicht; ich kenne ja nicht einmal den Titel Ihres zweiten Bandes. Indessen dachte ich, was ich nicht weiß, weiß doch auch der Leser nicht, und muß den Leser mahnen, nicht zu glauben, er verstehe, wo er nicht versteht, und muß ihm zeigen, welche radicale Differenz zwischen Ihrer Ansicht und der herrschenden besteht. Ob ich da das Rechte getroffen habe? Das werden Sie sehen.

Hoffentlich erhalten Sie die Correctur recht bald.

Den Brief von Lotze nebst Ihrer Antwort mit bestem Danke anbei zurück. Sehen Sie, der versteht Sie auch nicht, wenigstens nicht recht und ganz.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Vorrede zur 2. Auflage des I. Teiles von Steinthals „Abriß der Sprachwissenschaft“, nämlich zur „Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft“, die noch 1881 in Berlin erschien. Vgl. Anm. 3 zu Brief Nr. 77 und den dazugehörenden Text.

<sup>2</sup> H. Steinthal über: G. Glogau, Abriß der philosophischen Grundwissenschaften. 1. Teil: Die Form und die Bewegungsgesetze des Geistes, Breslau 1880, in: ZfV XIII (1882), S. 178–199.

<sup>3</sup> Lotze gibt in seinem Brief vom 21. Juli 1880 sehr freimütig zu, daß er nur den „Schlußabschnitt“ von Glogaus Werk genauer habe lesen können. Er versichert aller-

Ja, meinem Hause geht es gut. Meine Schwägerin Lazarus war in den letzten Wochen recht leidend. Ich wünsche, daß bei Ihnen alles in Ordnung ist und daß Sie gesund sind, auch daß es bald noch *besser* gehe. Meine Frau grüßt Sie und Ihre liebe Frau wie die Ihrigen.

So tue auch ich

Steinthal

dings, daß er „die psychologische Forschung nach der Entstehung und Entwicklung unsres Denkens“ zwar „mit aller Achtung begleite“, die ein solches Unterfangen verdiene, „und deswegen haben Steinthals Arbeiten mich von jeher interessirt, allein ich glaube nicht an solche Früchte dieser Untersuchung, die eine Anwendung auf, sei es formale oder reale, Logik zulassen; nur an sich selbst sind sie mir werthvoll, sonst aber muß ich leider bei meiner Überzeugung bleiben: die meisten, auch die geistreichsten Ideen hierüber sind unbeweisbar und nur subjectiv probable Interpretationen der psychologischen Entwicklung, so wie man sie sich hinterher ganz gut denken kann; besäßen wir aber auch die genaueste Entwicklungsgeschichte alles Denkens, so würde daraus kein Entscheidungsgrund für die Richtigkeit und Anwendbarkeit unserer Gedanken folgen. Aber hierüber kommen wir so bald nicht zu Ende. Ein einziges füge ich hinzu: wenn ich doch Sie und Steinthal von der Vorliebe für psychologisch-logische Formeln bekehren könnte! Sie helfen wirklich gar Nichts, und anstatt Etwas zu erklären, sind sie immer bloß einer Erklärung bedürftig; einen operativen Gebrauch aber gestatten sie noch weniger, denn wer würde sich auf die Richtigkeit einer Folgerung aus solchen Formeln verlassen, wenn er sie nicht nebenbei auf gewöhnlichem Wege beweisen könnte! Sie werden über meinen Eifer lächeln, aber es ist mir Ernst damit; ich wünsche, daß Ihr Talent nicht an Dinge gewandt würde, für die Sie eine kurze Zeit, der Neuheit wegen, einige Theilnahme erregen können, bis die unheilbare Unfruchtbarkeit der Unternehmung das Interesse abkühlt.“ Der Brief befindet sich im Glogau-Nachlaß der Universitätsbibliothek Kiel.

[80] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 19. April 1881<sup>1</sup>

Theurer Freund

Für Ihre sehr große Freundlichkeit herzlichen Dank! Die Vorrede sowohl, wie Ihre Zeilen vom 8. d[ieses] M[onats] habe ich erhalten; der 1. Correcturbogen<sup>2</sup> ist eben eingetroffen. Damit Sie volle Freiheit behalten, sind meine Vorschläge zur Änderung mit Blei geschrieben.

Sinn und Anlage Ihrer Recension hatte ich so oder ähnlich mir vorgestellt; indessen grade bei nahe stehenden gewinnen Abweichungen im Einzelnen ein Gewicht, das dem Dritten leicht größer erscheint, als es ist. Daher habe ich, um die Einheit zwischen uns nicht zu verdunkeln,

<sup>1</sup> Zu diesem Brief ist im Nachlaß auch der erste Entwurf vom 9. April enthalten.

<sup>2</sup> Der Korrekturbogen von Steinthals Rezension (vgl. Anm. 2 des vorigen Briefes).

S. 179 den als „Leiche“ bezeichneten Einschub mir erlaubt. Hier, in den allgemeinen Bemerkungen, wäre mir etwas Ähnliches sehr erwünscht.

Ihre Unterscheidungen über Ontogenie und Phylogenie, Bedürfniß und inneren Drang, werden mindestens meine Darstellung umgestalten müssen, aber wenn auch meine Fassung lückenhaft ist und vielfach der vollen Schärfe entbehrt: in meinem Denken sehe ich keinen Gegensatz zu Ihren Ausführungen. Auch was Sie über die Parallele zum Säuglingsleben sagen, ist ganz meine Meinung, daher ich erst im 5. Cap. auf die primitiven Zustände des Menschen komme. (Anzeige S. 186) Sie fragen S. 186 unten: woher das Bedürfniß? woher stammt die Anlage? Nun, eben aus der, wenn auch nur blaß skizzirten Entwicklungsgeschichte des Säuglings. „Bedürfnisse“ sind doch bei mir nur Gelegenheitsursachen, an welchen das „An-sich“ des Geistes erwacht, und andre Ursachen dürfte es überhaupt nicht geben. S. 59 §40 meines Buches sage ich, es bleibe hier eine *Lücke*, denn die Frage, was in letzter Instanz der treibende Grund der Entwicklung sei, die Frage nach der Causalität solle mit Hinzunahme neuer Momente erst der 2. Band zu beantworten versuchen. In dieser Beschränkung konnte ich auch den Schmerz schöpferisch nennen; er hat, wie alle Spannungen, anregende Kraft.

Ich weiß nicht, ob Sie in der zweiten Hälfte der Recension die specifisch philos[ophischen] Gesichtspunkte hervorheben, also, namentlich die Entwicklung der unmittelbaren, mittelbaren, intellectuellen Anschauung, was Sie vielleicht für die Mechanik aussparten. Hierauf fällt für mich, sofern das Buch Substruction einer philos[ophischen] Weltanschauung sein soll, das Hauptgewicht. – Ihr Gegensatz in Betreff des Gefühls ist mir noch nicht deutlich geworden.

Daß meine Disposition zu knapp war, sehe ich wohl. Der 2. Band soll „einen *Theil* des ersten, nämlich die 4. Entwicklungsstufe des Geistes, näher darlegen, indem eine ausführliche Erörterung der 3 ersten Entwicklungsstufen (welche also für die dritte u. A. eine allgemeine Mythologie und Sprachlehre bringen müßte) vorerst unterbleibt.“ S. 15, letzte Zeile; S. 16. Eine entfernte Analogie für das Verh[ältnis] von B[and] 1 u. 2 dürfte das Verhältniß von Hegel's Phaenomenologie zu seiner Logik darbieten. Wer die Mängel z. B. von Kant's Schematismus – aber auch der erkenntnißtheoretischen Constructionen überhaupt – deutlich fühlt, wird den Grund derselben namentlich darin sehen, daß hier Psychologisches überall logisch gefaßt und daher ungenügend behandelt wird. So sollte, damit man nicht in die Luft baut, zuerst eine genetische Entwicklung zeigen, daß in dem wissenschaftlich denkenden Geiste die früheren Entwicklungsstufen als aufgehobene Momente latent sind. Damit hätte Band 1 aber zugleich den Boden hergegeben, auf welchem in freier und unabhängiger Behandlung – also nun nicht mehr psychologisch – eine erkenntnißtheoretisch begründete, resp. die

Kantische, Weltanschauung sich entwickeln ließe. Der Titel dieses Bandes würde lauten: Das Wesen und die Grundformen des wissenschaftlichen und sittlichen Geistes. – Das Mißverständniß S. 180 der Anzeige ist aber, glaube ich, durch den Wortlaut von S. 16 meines Buches nicht verschuldet. Die historische Darlegung nämlich soll *die ganze Ansicht* an der Geschichte messen; sie hat zu dem Inhalt des in Aussicht genommenen dritten Bandes keine besondere Beziehung.

Soviel in Eile über die erste Hälfte Ihrer Recension. In ganz kurzer Zeit denke ich Ihnen ausführlich zu schreiben. Die Aussicht auf die Creirung der Stelle am Polytechnikum ist etwas in die Ferne gerückt, da, unerwarteter Einwände wegen, die ganze Reorganisation auf die Juni-Session in Bern verschoben ist. Mir geht es auch sonst innerlich und äußerlich nicht besonders. Frau und Kinder sind wohl.

In inniger Verehrung

Ihr treu ergebener Glogau

[81] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 26. April 1881

Theurer Freund

Mit allerherzlichstem Danke in großer Eile folgende Bemerkungen zu Ihrem 2. Bogen. Was Kant hemmt, ist, meine ich, u. a. daß er nur „sinnliche Anschauung“ kennt, diese in Gegensatz stellt zu einer intellectualen, welche andern Wesen oder Gott eignen mögen. Nun zeige ich erstens, daß schon die „unmittelbare Anschauung“ nicht sinnlich ist, diese sich aber in *steter Folge* zur „mittelbaren“ des sprachlichen Denkens und zur „intellectualen“ des wissenschaftlichen Denkens entfaltet. Ihre Geschichte der Grammatik also z. B. giebt *nicht* sinnliche sondern intellectuale Anschauung: Damit wäre der Begriff derselben vernünftig begrenzt und zugleich mit dem der sinnlichen Anschauung vermittelt. Hierin aber liegt für den 1. und 2. Theil geradezu der Nerv meiner Entwicklung, indem ich nur Ihren Satz Abriß S. 105, „die Formen des Processes, in welchem sich die Begriffe bilden, sind die Kategorien“ ganz universal zu fassen und zu entwickeln suchte. Damit hängt unmittelbar die Entwicklung der Ich- und Nicht-Ichfrage, die Sie überall berühren, zusammen. So wünschte ich, daß Sie am Ende von S. 198 dies andeuteten, denn hierin liegt das Charakteristische meiner über Kant hinausgehenden Kategorienlehre. Ich schlage die Worte vor: „So ist des Verf[assers] Kategorienlehre hier wie im ersten Theile eine Auflösung der

Kantischen Schemata in eine Darlegung der auf einander sich folgenden Grundthaten des menschlichen Geistes.“ Ferner ist S. 186 Anm[erkung] die Seite aus Ihrem Abriß noch nicht hinzugefügt.

Nochmals herzlichst dankend

Ihr innig ergebener Glogau

Könnten Sie mir eine Anzahl Separatabzüge Ihrer Kritik verschaffen?

[82] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, N. W., Moltkestr. 2,  
den 29. April 1881

Lieber Freund, Sie haben gesehen, daß mir die Analogie Ihrer beiden Bände zu Hegels Phänomenologie und seinem System nicht entgangen ist; aber wenn Sie diese wirklich gelten lassen, so begreife ich nicht, wie der 2. Band eine Ausführung einiger Kapitel des ersten Bandes werden soll. Er muß entweder die 5. Stufe werden, oder die 4. gehört nicht in den ersten Band, oder der erste Band ist etwas Selbstständiges, Ganzes, und der 2. Band ein Anhang. Eben so wenig verstehe ich, was die Geschichte der Philosophie am Schlusse des zweiten Bandes soll. Sie hätte in den ersten Band gemußt, als Darstellung der 4. Stufe. Ihre Ansicht soll sich an der Gesamt-Philosophie messen. Das Messen sollen Sie der Kritik überlassen. Insofern aber die Genesis eines Systems ein objectives Messen an sich ist, mißt sich Ihr System am ganzen ersten Teil des ersten Bandes, zu welchem Teil notwendig die Geschichte der Philos[ophie] gehört hätte. Hegel hat in seiner Phänomenologie die ganze Geschichte. Kurz ich begreife Ihre Disposition immer noch nicht. Ihr 2. Teil müßte erster sein und Ihr 1. Teil, incl. Band 2, müßte 2. Teil sein.

Auch was Sie in Ihrem Briefe vom 26. über Kant sagen, will mir nicht scheinen. Man kann nicht so kurzweg sagen, daß Kant nur sinnliche Anschauungen kenne. Sogar sein Verstand mit allen Kategorien hat nur Anschauungen, wenn er sie auch discursive Begriffe nennt. Nach Humboldts und Böckhs Wirken, nach Schillers und Göthes [sic!] Schaffen muß freilich die Sache anders genommen werden, und so tun Sie. Aber auf Ihren Vorschlag S. 198 einen Zusatz zu machen, konnte ich aus Mangel an Raum nicht eingehen, schien mir auch nicht unerläßlich.

Separat-Abzüge der Kritik sollen Sie haben.

Wissen Sie schon, daß ich jetzt ganz in der Herausgabe von Humboldts Hauptwerk stecke? und mit jugendlicher Lust. Die von H[um-

boldt] hinterlassenen Manuskripte sind nämlich jetzt sämtlich auf der Bibliothek. Das ist ein Material zu einer Ausgabe oder einem Commentar, wie sie (er) ihres (seines) Gleichen nicht findet.<sup>1</sup>

Aber ich bin nicht so kräftig und munter, wie ich beim Beginn eines neuen Semesters sein sollte.

Leben Sie wohl!

Noch eins. Es liegt mir sehr daran, recht bald

Dossins, Beiträge zur neugriechischen Wortbildungslehre, Zürich 1879 zu haben, eine Schrift, von der ich nicht weiß, wie sie zu haben ist. Ich bilde mir ein, daß Sie das leicht erfahren können, und dann bitte ich Sie, mir dieselbe umgehend zu schicken. Den Preis werde ich Ihnen per Post zahlen.

Mit freundlichem Gruße von Haus zu Haus

Steinthal

Mit meiner Frau geht es auch nur so ziemlich, aber mit Irene zur vollen Zufriedenheit.

<sup>1</sup> Der Inhalt der Klammern steht im Original jeweils unter dem vorangegangenen Wort.

[83] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, den 2. Mai 1881 [Postkarte]

Meine Bemühungen in hiesigen Buchhandlungen ohne Erfolg, da die kleine Schrift – Dissertation – zwar hier gedruckt, aber in Leipzig approbirt ist. Schweizer-Siedler [sic!]<sup>1</sup> sagte mir nun, er habe für Gustav Meyer in Gratz durch die hiesige Höhr'sche Buchhandlung ein Exemplar besorgt. Ich ging sofort hin, und gab den Auftrag, für Sie von Leipzig aus, wo man damals ein Exemplar erhalten, direct ein solches zu senden. Höhr's Brief geht heute noch ab, und er hofft, wie es scheint, bestimmt auf Erfolg, in welchem Falle Sie die Schrift bald haben werden. Ich setze aber hier meine Bemühungen fort. Da ich leicht erkrankt war und in Folge dessen für die nächsten Tage mit Arbeit überhäuft bin, folgt Brief erst später. Mit herzlichsten Wünschen für Ihr und der Ihrigen Wohl

Ihr innigst ergebner Glogau  
Auf der Post geschrieben!

<sup>1</sup> Heinrich Schweizer-Sidler (1815–1894) war seit 1864 o. Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft in Zürich und mit Lazarus befreundet.

[84] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 14. Mai 1881

Hochverehrter, theurer Freund

Zu Ihrem Geburtstage sende ich Ihnen unsere herzlichsten, innigsten Glückwünsche. Möge Ihrer geistigen Frische eine volle Kraft der Gesundheit entgegen kommen und die Arbeit am Humboldt-Kommentar, welche, wie ich Ihnen nachfühlen kann, Ihr ganzes Innere in Bewegung setzt, recht wohl gelingen. Daß wir dann – leider! – Ihren II. Band<sup>1</sup> nun doch nicht in Bälde erhalten werden, ist ja unter solchen Umständen nicht zu ändern.

Und wie geht es Ihrer verehrten Frau Gemahlin? Was macht Irene? Frau Professor Lazarus ist hoffentlich wieder wohl auf? Uns hier fehlt nichts Besonderes, nur eine Kleinigkeit: Der Frohsinn! Daß ich nicht leichtsinnig, sondern aus einer Notwendigkeit, der nichts widerstehen kann – und soll! – mir durch meine Habilitation die Muße zur Ausarbeitung meines Buches erzwungen, werden Sie, nachdem Sie es gelesen, mir glauben; Sie werden die Gährung verstehen, die 15 Jahre lang in mir gewühlt hatte. Nun bin ich entweder durch einen freudlosen Broderwerb so in Anspruch genommen, daß ich nichts thun kann, ja in Folge der Überanstrengung im letzten Winterquartal den ganzen April sehr elend war, oder ich muß von unserm geringen Besitz mit vollen Händen hinopfern. Die Aussicht am Polytechnikum ist zwar noch nicht geschwunden, aber ein Phantom, das unablässig in die Ferne zurückweicht. Die Sache spielt seit October. Zuerst sollte der Nationalrath in Bern in seiner December-, dann in einer Februar-, dann in einer April-Sitzung die Neuorganisation erledigen: sie ist immer nicht vorgekommen und vorläufig auf Ende Juni verschoben. Auch regen sich Zweifel, ob die Professur für Philosophie bewilligt wird, ganz dessen zu schweigen, ob man gegebenen Falles mich nimmt. Ich bin still und resignirt, in den letzten Tagen auch viel frischer. Als ich aber hörte, es werde in America eine deutsche Universität eingerichtet, da erschien mir eine solche Berufung ein Segen von oben. Nach Deutschland, scheint es, passe ich weder mit meiner Art zu denken noch zu handeln; für Jahrzehnte werden Leute wie ich in den maßgebenden Schichten persona grata<sup>2</sup> nicht sein können. Was kann ich etwa thun, daß man in America auf mich aufmerksam wird? Wenigstens würde man dort sein reichliches Brot haben.

<sup>1</sup> Band II von Steinthals „Abriß der Sprachwissenschaft“. Glogau fürchtete mit Recht, daß Steinthal den II. Teil nur dann relativ bald herausgebracht hätte, wenn er mit dieser Arbeit direkt im Anschluß an die zweite Auflage des I. Teils begonnen hätte.

<sup>2</sup> Persona grata (lat.), willkommener Mensch.

Unsre Marie geht seit 14 Tagen zur Schule; sie ist recht begabt, aber schwerfällig. Die kleine Else (4½ Jahre) wird durch sie nun auch mit Lerneifer angesteckt. Meiner Frau geht es mäßig gut.

Diese Dinge, die wohl freilich schlecht in einen Geburtstagsbrief passen, wollte ich Ihnen nicht vorenthalten, da Ihr Interesse gewiß darnach verlangt. Erlauben Sie mir noch eine Bemerkung zu Ihrem letzten Briefe.

Die Vergleichung mit Hegels Disposition ist eben eine Analogie, und jede bricht ab. Es mag dahingestellt bleiben, ob sich der Doppel-Titel meines Buches rechtfertigen läßt: ich habe ihn hingesetzt aus dem Gefühl: es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken.<sup>3</sup> Jedenfalls aber ist Band I ein selbständiges Ganze [sic!]. Im Vorwort bezeichne ich ihn als „Grundlage meiner ganzen philosophischen Auffassungsweise“ und gebe § 15 S. 36f. seine specielle Disposition, *nachdem in dem ersten (Kantischen) Capitel der Transc. Idealismus psychologisch gewendet worden, als Transcendental-Psychologie bestimmt worden war*. Vergl. bes. § 9 S. 31. Dies also ist die notwendige Funktion dieses ersten Kapitels. Die Disposition aber des ganzen (mehrbändigen) Werkes giebt § 18 der Allg[emeinen] Einleitung S. 15f. Hier heißt es (S. 15 letzte Zeile f.) der 2te Band solle einen Theil des ersten, die vierte Entwicklungsstufe, *näher* darlegen. Eine entsprechende ausführlichere Erörterung der drei ersten Entwicklungsstufen *unterbleibe aber einstweilen*. Damit ist der erste Band wieder als Grundlage der ganzen Anschauungsweise anerkannt, und der *Ausbau* bleibt vorbehalten. Dieser aber solle, wie angedeutet wird, nach Rücksichten geschehen, die sich dem phänomenologischen Gesichtspunkte ganz entziehen, wie z. B. die Frage nach der urspr[üngl]ichen Gewißheit, Sinn des Wortes Sein. Da nun Band I im ersten Theile die Darlegung der Entwicklung des Geistes (quaestio facti) und im 2ten die Aufstellung allgemeiner Gesetze versucht, so müßte Bd. II den Ausbau der Logik als 2ten Theil zu einer allgemeinen Erkenntnistheorie liefern, was aber für jetzt nicht in Aussicht genommen wird. „Vielleicht in einem III. B[an]de“ soll die religionsphilosophische Gesamtansicht folgen, also, je nach der Ökonomie des Werkes, vielleicht auch schon als Abschluß und Zusammenfassung des II. B[an]des im IIten [?]. „So bliebe *endlich* eine historische Darlegung gefordert“ heißt es später; diese gehört also weder in Bd. I, noch II, noch III, sondern ist wahrscheinlich – und das hätte allerdings gesagt werden sollen – nicht einmal unter demselben Gesamttitel zu fassen. Ihre Keime muß sie allerdings auch in der „allgemeinen Grundlage“ finden, d. h. in Bd. I. Daß meine Fassung der Disposition zu knapp und zu unklar für die prüfende Vorschau ausgefallen ist, gebe ich

<sup>3</sup> Analog zu Hegels „Phänomenologie des Geistes“ hatte Glogau seinem ersten Band den Untertitel „Die Form und die Bewegungsgesetze des Geistes“ gegeben.

zu. Einen wirklichen Widerspruch sehe ich nicht, doch werde ich natürlich Ihre Rezension s[einer] Z[eit] auch in dieser Richtung sehr genau durchdenken.

Haben Sie Dossins erhalten?<sup>4</sup> Ich will vor Absendung des Briefes noch einmal in die Buchhandlung von Höhr gehen. Hier ist es nicht zu erfragen.

Leben Sie wohl, theurer Freund! Verleben Sie Ihren Geburtstag in Glück und Freude!

In inniger Ergebenheit

Ihr Glogau

Zu meiner Freude höre ich, daß das Buch schnell in Ihre Hand gelangt ist. Leben Sie wohl

Ihr G.

<sup>4</sup> Vgl. Glogaus Karte vom 2. Mai 1881.

[85] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Alt-Schönefeld bei Leipzig,  
den 7. Juni 1881

Lieber Freund, Wir verbringen hier im Landhause und Garten meines Schwagers die Pfingstferien, und für diese Tage hatte ich mir die Beantwortung Ihres Briefes zu meinem Geburtstage vorgenommen. Leider habe ich diesen Brief nicht mit hierher genommen. Ich erinnere mich nur zweier Punkte daraus. Zuerst habe ich Ihnen für Ihre herzlichen Wünsche innigst zu danken. Mein Kreis ist klein, und so muß ich froh und dankbar sein, daß in diesem kleinen Kreise die Beziehungen um so inniger sind, und die Intensität der Teilnahme die geringe Ausdehnung ersetzt. Ich nach meinem Gemüt und Temperament habe auch wenig Neigung für Ausdehnung nach Raum und Menge. Geistiges Leben erscheint mir vor allem als Stilleben [sic!]; und so bin ich mit meinem Geschick völlig zufrieden.

Der andre Punkt ist Ihre beabsichtigte Auswanderung nach Amerika. Rein ideal genommen könnte ich nur sehnlichst wünschen, daß in dem geistigen Gebräu, das sich in Amerika vollzieht, ein möglichst großer Anteil deutschen Denkens wirksam werde. Es wird nicht angehn, es den Amerikanern zu überlassen, sich deutschen Geist durch Studium in Deutschland anzueignen. Geist muß geholt und gebracht werden. – Persönlich aber ist es mir schmerzhaft, daß gerade Sie Sich so weit von mir entfernen sollen, da ich mir denke, daß Sie hier so schön zu wirken

hätten. Sie werden Sich die Sache überlegt haben: die Aussichten, die sich Ihnen etwa in Deutschland oder der Schweiz darbieten. Wenn Sie glauben, daß solche Aussichten fehlen oder nur unsicher sind, so sehen Sie wenigstens zu, daß Sie nicht eher Zürich verlassen, als bis Sie den festen Contract mit Amerika in der Tasche haben; und sehen Sie auf ein ausgiebiges Gehalt und Vergütung der Reisekosten. Lassen Sie Sich, wenn Sie einmal den heimischen Boden verlassen sollen, wenigstens nicht auf Unsicheres, auf bloße Versprechungen und Hoffnungen ein. Es muß *alles* vorher fest gemacht sein. Wenn alles nach Wunsch geht, kann man sich allerdings sagen, daß heute die Entfernung zwischen Deutschland und Amerika nichts erschreckendes mehr hat.

Wir sind recht munter. Irene lebt hier in ihrem Glück. Auch meine Frau fühlt sich hier behaglich. Wir kehren zwar Ende dieser Woche nach Berlin zurück; aber Frau und Kind werden Anfangs Juli wieder hierher zurückkehren. Und nun muß ich Ihnen von einem Pech erzählen, das wir gehabt haben.

Wir haben jetzt eine prachtvolle Wohnung in einem hochherrschaftlichen Hause inne. Das war ein schöner Zufall. Der Besitzer des Hauses, ein sehr reicher Baron<sup>1</sup>, hatte uns kennen gelernt<sup>2</sup> und wollte uns gern zu Miethern haben. Wir zahlten ihm, was wir konnten, ohne Rücksicht auf den Wert der Wohnung. Und so glaubten wir oder hofften wir, wir würden bis an unser Lebensende Ruhe haben. Es kam anders. Eine Tochter des Wirts wollte in unsre Wohnung, und da müssen wir nun hinaus. Um uns diesen Kummer zu versüßen, beabsichtigen wir, den nächsten Winter in Nizza zu verbringen und eine kleine Reise in Italien hinein zu machen, in Berlin aber zunächst noch gar keine Wohnung zu nehmen, sondern damit bis zur Rückkehr zu warten. Die ersparte Miete wird als Reisegeld verwendet.

Wissen Sie, daß im Talmud von einem Manne erzählt wird, der zu allem, was ihm Unerwünschtes begegnete, ruhig sagte: auch das ist zum Guten. So nannten ihn die Leute: „Herr Auch-das“ (isch gam-su). So sage ich denn nach seinem Beispiel von der Mietskündigung: auch das zum Guten. Meine Ausgabe Humboldts (zu der im nächsten Heft das Programm erscheint) wird schneller ans Licht treten, wenn ich in Ruhe und Muße, ungestört durch Vorlesungen und Sitzungen, arbeiten kann. Ja ich hoffe in Nizza außer dem Humboldt auch die Ethik fertig zu stellen. Und hoffe drittens, trotz dieser Arbeit mir eine Erholung zu schaffen, die mir vielleicht nötiger ist, als ich glaube.

So will ich auch zu allem, was Ihnen bevorstehn mag, sagen: auch das

<sup>1</sup> Laut Berliner Adreßbuch handelte es sich um den Rittergutsbesitzer und Kgl. Kammerherrn Baron E. von Goldacker.

<sup>2</sup> Im Original irrtümlich „lernen“.

ist zum Guten. Lotze habe ich noch nicht gesehen.<sup>3</sup> Wer ist denn sein Nachfolger in Göttingen? Irgend wo müßte doch eigentlich eine Lücke eintreten?

Leben Sie recht wohl! Mit besten Grüßen von Haus zu Haus

der Ihrige  
Steinthal

<sup>3</sup> Rudolf Hermann Lotze hatte 1844 den Lehrstuhl Herbarts in Göttingen bekommen und lehnte daraufhin alle späteren Rufe ab, bis er sich 1881 doch für Berlin entschied. Dort starb er schon im ersten Semester, am 1. Juli 1881, an einer Lungenentzündung.

[86] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 6. August 1881

Theurer Freund

Eben erhalte ich Ihr Programm zur Humboldt-Ausgabe<sup>1</sup> und danke Ihnen für dasselbe, ebenso wie für Ihre lieben Zeilen vom 7. Juni aus Schönefeld und für Ihren Artikel über Boerne<sup>2</sup> herzlichst. Sehr oft habe ich schon schreiben wollen, doch kleine Zwischenfälle, häufiger meine Stimmung, haben mich gehindert. Auch bin ich den ganzen Sommer physisch sehr herabgekommen; die Hitze, Unannehmlichkeiten, wie eine ganz unmotivierte Kündigung der eben mit großen Kosten eingerichteten Wohnung, namentlich die Ungewißheit meiner Lage, haben meinen an und für sich schon zerrütteten Nerven stark zugesetzt. Die Idee mit Amerika aber haben Sie mißverstanden; es war aber ein *Wunsch* für den Fall, daß die deutsche Universität dort zustande käme, doch ohne jedweden Anhaltspunkt. Die Verhandlungen über das hiesige Polytechnikum sind nun in Bern gewesen, und die Gelder sind bewilligt, trotzdem aber ist während der inzwischen verflossenen 6 Wochen von Kappeler<sup>3</sup> kein Schritt geschehen. Eine solche Quälerei scheint um so härter, da er sich gelegentlich sehr günstig über mich geäußert hat. Nun zieht sich die Sache in den 10. Monat. Wenn Sie ein ungefähres Bild meiner äußern Lage besitzen, so werden Sie fühlen, wie das auf mich wirken muß. Zudem fehlt mir jede einheitliche Arbeit, und ich kann mir die Spannkraft nicht geben, einen nur mäßigen Fleiß einem

<sup>1</sup> Steinthals „Programm zu einer neuen Ausgabe der sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt“ erschien in: ZfV XIII (1882), S. 201–232.

<sup>2</sup> Vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 74.

<sup>3</sup> Vgl. Anm. 5 von Brief Nr. 76.

besonderen Gegenstände zusammenhängend zuzuwenden. Die Nichtigkeit alles Daseins hält mit bleierner Schwere mein ganzes Wesen gefangen. Sie können denken, wie da der Anblick Ihres unentwegten, gleichmäßigen Fleißes, Ihre Jugendlust im Schaffen auf mich wirken muß. Über Boerne, den ich nur sehr von Weitem kenne, habe ich ein ganz neues Bild erhalten, Ihren für *alles* Menschliche offenen Sinn und die Feinheit Ihrer Analysen aufs neue anstaunend. Möge Ihnen zu der Aufgabe, die Sie sich an Humboldt gestellt, Kraft und Zeit recht ausreichend zu Gebote bleiben! Ich beneide den Muth, mit dem Sie, bei so klarer Kenntniß der Gegenwart, ein solches Unternehmen zu wagen im Stande sind.

Es thut mir sehr leid, daß auch Sie aufs neue Ihre Wohnung wechseln mußten, doch beglückt mich der Gedanke, daß Sie bei Ihrer Reise nach Nizza mit den Ihrigen uns diesmal in Zürich nicht vorbeigehen werden. Sie können und Sie wollen das gewiß nicht, selbst wenn Sie den Aufenthalt hier nur mit einiger Verzögerung und kleinen Unannehmlichkeiten erkaufen müßten. Schreiben Sie uns aber doch vorher eine Karte, wann wir Sie erwarten dürfen, und verschieben Sie Ihren Besuch nicht auf die Rückkehr – wer weiß, wie dann die Verhältnisse liegen!

Den Ihrigen geht es hoffentlich zufriedenstellend, wenn auch Ihre Frau Gemahlin durch die Vorbereitungen zur Reise sehr in Anspruch genommen sein wird. Grüßen Sie sie und Irene herzlichst von meiner Frau und mir und empfehlen Sie uns ebenso Herrn und Frau Professor Lazarus. Wir verlassen uns fest darauf, Sie alle in naher Zukunft bei uns zu sehen.

In inniger Verehrung  
Ihr Glogau

[87] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Alt-Schönefeld bei Leipzig,  
den 7. September 1881

Lieber Freund, Ihr angekündigter Aufsatz würde mir ganz willkommen sein.<sup>1</sup> Soeben erscheint ein Heft, XIII, 3. Ihr Aufsatz könnte das nächste Heft, XIII, 4 eröffnen. Dieses sollte eigentlich nur Kritiken bringen, da XIII, 3 gar keine Kritiken hat. Indessen Ihr Artikel wird ja in jedem Falle 24 S. nicht übersteigen. Wann ich aber das neue Heft

<sup>1</sup> Glogau hatte Steinthal offenbar seinen Aufsatz „Empirismus und Wissenschaftslehre“ angeboten, der dann in ZfV XIII (1882), S. 349–375, erschien.

beginnen lasse, weiß ich noch nicht. Ich werde Ihnen dann Anzeige machen und Sie können den Aufsatz direct in die Druckerei schicken.

Unser Befinden hier ist im Ganzen gut; nur meine Schwägerin Lazarus ist seit Pfingsten leidend an Asthma. Der traurige Sommer, wie ich mich nicht erinnern kann ihn schon erlebt zu haben, bekommt ihr schlecht. Über unsre Reise ist näheres noch nicht festgesetzt. Ob wir die Schweiz berühren werden, ist sehr zweifelhaft, da wir über den Brenner zu reisen gedenken, um auch die Tiroler Alpen ein wenig kennen zu lernen (nur ich war schon in den Bairischen Alpen, Innsbruck bis Botzen).

Wie ich mich hier für den Winter vorbereite, habe ich Ihnen schon gemeldet. Zu meinem Programm füge ich noch das inliegende Blatt.

Morgen reise ich nach Berlin zur internationalen Orientalisten-Versammlung. Ich verspreche mir dort wenig Anregung und also wenig Vergnügen. Aber Ehren halber darf ich nicht fehlen; es würde zu absichtlich aussehen, um nicht bei den Berlinern und manchem Fremden sehr aufzufallen. Sonst bleibe ich lieber hier.

Wie steht es mit Ihren Aussichten? Hören Sie davon, wer in Göttingen an Lotze's Stelle kommen soll oder gekommen ist? Irgend wo dürfte doch eine Lücke sein.

Leben Sie mit den Ihrigen recht wohl!

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Ihr Steintal

Kennen Sie Uphues aus Aarau?<sup>2</sup> Er hat mir eine Schrift über ὄνομα und ῥῆμα<sup>3</sup> bei Plato zugesandt, die mir nach einem kurzen Blick sehr missfällt. Er wünscht mein Urteil zu haben. Soll ich ihm antworten? und wie? schonend oder kurzweg? Er scheint *gar kein* Verständnis für meine Darlegung in der Geschichte der Grammatik zu haben. Gelegentlich schreiben Sie mir wohl von dem Manne.

<sup>2</sup> Goswin Karl Uphues (1841–1917), ursprünglich katholischer Theologe, lehrte seit 1884 als a. o. Professor der Philosophie an der Universität in Halle a. S. Er versuchte seine Erkenntniskritik mit einer theistischen Metaphysik zu verbinden.

<sup>3</sup> Die beiden griechischen Wörter sind sinnverwandt: ὄνομα bedeutet „Name“, „Wort“, „Ruhm“, ῥῆμα das „gesprochene Wort“, „Rede“, „Ausspruch“, „Erzählung“, „Gespräch“.

[88] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 15. September 1881

Verehrter Freund

Herzlichen Dank für Ihre lieben Zeilen vom 7ten d[ieses] M[onats]. Können Sie es einrichten, daß ich Ihre Nachricht einige Tage früher erhalte, als die Absendung des Manuscripts an die Druckerei s[einer] Z[eit] nöthig sein wird, so wäre es mir lieb. Ich würde dann das Ganze noch kurz vor Thoresschluß einmal gründlich durchgehen können.

Es freut mich sehr, daß Sie doch nach Berlin gegangen sind, jedenfalls haben Sie dann Ihrerseits das Richtige gethan. Vielleicht auch, daß Sie mehr Anregung finden, als Sie erwarten. Sehr schmerzlich ist es mir, daß Sie die Schweiz nicht berühren. Ich bitte Sie recht herzlich, in jedem Falle über Ihre Adresse mich stets unterrichtet zu halten, damit ich meinerseits wenigstens Sie stets zu finden wüßte.

Sie fragen, wie es mit meinen Aussichten steht. In Deutschland jedenfalls sehr schlecht, bis etwa Siebeck einmal irgendwo was zu sagen hat. Nach Goettingen ist ein Herr Müller aus Czernowitz,<sup>1</sup> ein Schüler Lotze's, gekommen; da ich gar keine Protektion besitze, wird es an mich auch bei der neuen Schiebung nicht kommen. Hier weicht meine Aussicht mit vollkommener Regelmäßigkeit von Semester zu Semester zurück. Nachdem jetzt seit Monaten die Gelder bewilligt, auch die vakanten Stellen alle ausgeschrieben sind, war ich endlich vor einigen Tagen bei Kappeler, um ihn zu fragen, ob und wann nun die philos[ophische] Professur werde ausgeschrieben werden. Der meinte, das würde wohl erst der neu zu wählende reorganisirte Schulrath bestimmen und es würde ein Semester wohl dauern. Wie mir dabei zu Muthe ist, können Sie denken; die Sache begann im October vorigen Jahres. Indessen, wenn ich doch, wie in diesen Jahren meistens der Fall war, nichts arbeiten kann, da ich, um zu leben, Kraft und Zeit in elementarem Unterricht verbrauche, wird mir die definitive Entsagung schließlich sogar leicht werden. Natürlich werde ich die endgültige Abwicklung der schwebenden Frage abwarten, dann aber alle Segel ansehen, um irgendwo als Gymnasiallehrer anzukommen, damit meine Familie wenigstens im Trocknen ist. Herr Prof. Lazarus versprach mir im vorigen Jahre, er wolle seinen Einfluß in Berlin erproben. Sonst denke ich an Schulrath Schrader in Königsberg.

Von Uphues höre ich, daß er kath[olischer] Geistlicher war und da er

<sup>1</sup> Georg Elias Müller (1850–1934), seit 1881 o. Professor der Philosophie und Psychologie in Göttingen, Begründer des dortigen Psychologischen Instituts. Bekannt war er damals in Fachkreisen vor allem durch seine „Grundlegung der Psychophysik“ (1879).

sich dem Vaticanum nicht unterwarf, Kreisschulinspector in Preußen wurde. Man biß ihn aber auch da heraus, und so ist er seit einigen Jahren in Aarau. Er ist circa 40 Jahre alt. Sehr günstig wird nicht über sein Wesen geurtheilt. Ich habe einmal zufällig etwas von ihm in der Hand gehabt, so daß ich Ihren Eindruck begreife. Vielleicht schreiben Sie ihm freundlich, aber durchaus ablehnend. Wenn Sie ihm wirklich Autorität sind, so könnte ihn dies, wenn etwas, aus der Selbstzufriedenheit, die er zu besitzen scheint, wecken.

Leben Sie wohl, verehrter Herr Professor, und grüßen Sie die Ihrigen von meiner Frau und mir herzlichst. Wir hoffen, daß es sich mit Frau Prof. Lazarus bald wieder bessre. Geht denn Herr und Frau Prof. Lazarus mit Ihnen nach Nizza? Auch diesen wollen Sie uns herzlichst empfehlen.

Ihr treu ergebener Glogau

[89] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Alt-Schönefeld bei Leipzig,  
den 19. October 1881

Verehrter Freund,

Jetzt bitte ich Sie, Ihr M[anu]s[cript] für unsre Zeitschrift so schnell wie möglich unmittelbar „An die Hof-Buchdruckerei in Weimar“ zu senden. Ihr Artikel soll das 4. Heft des XIII. Bandes eröffnen. Ich werde ihn im Druck lesen.<sup>1</sup>

Auf dem Orientalisten-Congreß war es so, wie es sein kann; ich habe mich mehrfach angenehm unterhalten.

Was Ihre geringen Aussichten betrifft, so meine ich, Sie sollten Sich nach Czernowitz wenden? oder ist dort die Lücke schon ausgefüllt? Überhaupt bemerke ich, daß ich Ihnen für Östreich eine nützliche Empfehlung an Friedr. Müller geben könnte.<sup>2</sup> Doch ich fürchte, daß es nun schon für diesen Fall zu spät ist. Oder hatte Herr Müller in Cz[ernowitz] nur eine unbesoldete Stelle? Daß Cauer in Berlin gestor-

<sup>1</sup> Vgl. Anm. 1 zu Brief Nr. 87.

<sup>2</sup> Friedrich Müller (1834–1898), österreichischer Orientalist und Sanskritist, Vertreter der linguistischen Ethnographie, seit 1866 a. o. Professor, seit 1869 o. Professor für vergleichende Sprachwissenschaft und Sanskrit an der Universität Wien. Sein Hauptwerk ist der dreibändige „Grundriß der Sprachwissenschaft“ (mit einem Supplementband, Wien 1876–1888), der ihm Bewunderung in der ganzen Welt eingetragen hat.

ben ist, haben Sie wohl schon erfahren.<sup>3</sup> Ich denke, es kann gar nicht schaden, sondern nur nützlich sein, wenn Sie Sich gleichzeitig an mehreren Orten melden, ohne abzuwarten, welchen Erfolg der eine erste Schritt hat. Ich weiß wohl, wie unangenehm solche Meldungen und solche Anbietungen sind; aber es muß überwunden werden. Ich würde Ihnen darum auch raten, indem Sie Sich an den Schulrat in Königsberg wenden, zugleich auch an die Universitätsbehörde zu gehen und Sich auch dort zur Verfügung stellen. Wenn Sie so gewiß und so bald eine Stelle bekämen, als ich es innigst und sehnlichst wünsche!

Die andre Woche werden wir aufbrechen. Und doch ist der Reiseplan noch unbestimmt. Nämlich mein Schwager und Schwägerin reisen mit. Letztere aber ist recht leidend. Wenn wir nun auch (was doch noch unsicher ist) über die Schweiz reisen, so soll doch die Durchfahrt so eilig sein, daß wir uns nirgends so aufhalten können, um Sie zu sehen. Wir müssen nach Nizza eilen.

Meine Frau und Irene sind sehr munter, d. h. Irene ist sehr munter, aber meine Frau ist es nicht; sie hat jeden Augenblick etwas andres, bald dies, bald das. Ich bin wahrhaftig neben Irene der Gesundeste der ganzen Gesellschaft, die wir nach Nizza gehen. Ich wollte, ich vollendete meine Arbeiten gut, und die Andren würden gesund –

Leben Sie wohl!

Der Ihrige  
Steinthal

<sup>3</sup> Zu Cauer vgl. Brief Nr. 42 und Anm. 4.

#### JEANNETTE STEINTHAL AN MARIE UND GUSTAV GLOGAU

Meine lieben, verehrten Freunde!

Da wir für so lange Zeit unsre Heimath verlassen, ist es mir, als müßte ich auch Ihnen ein Lebewohl zurufen! Wenn wir auch wenig zusammen gelebt und persönlich nicht oft miteinander waren, habe ich doch eine so herzliche Zuneigung für Sie Beide und verfolge mit so viel Interesse Ihr Leben, daß, wenn meine Wünsche für Ihre Zukunft in Erfüllung gingen, sie eine sehr beglückte würde.

Mein Mann hat Ihnen über unser Befinden berichtet und von mir leider nichts rühmenswerthes sagen können. Vielleicht thut der Süden seine Schuldigkeit. Einstweilen frieren wir hier schon recht sehr und freuen uns Alle schon auf einen neuen Sommer. Sobald wir uns in Nizza behaglich niedergelassen, sollen Sie von uns hören.

Inzwischen wünsche ich Ihnen wohl zu leben und bin mit herzlicher Anhänglichkeit

Ihre Jeannette Steinthal

Die lieben Kinder bitte ich von der unbekanntten Tante Steinthal und Freundin Irene zu grüßen.

[90] GUSTAV GLOGAU AN HYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 27. October 1881<sup>1</sup>

Hochverehrter, theurer Freund

Bei Ihrer Ankunft in Nizza drängt es mich, Sie und die Ihrigen, wenn leider auch nicht persönlich, so doch brieflich, herzlichst zu begrüßen. Möge es Ihnen allen hier wohlsein, mögen die verehrten Ihrigen volle Kräftigung der Gesundheit, Sie aber Stimmung und Muße finden, Ihre Arbeit an Humboldt wo nicht zu vollenden, so doch tüchtig zu fördern. Ich begleite dieselbe mit lebhaftester Theilnahme, sowohl an sich, als auch um der besonderen Förderung willen, die für mich persönlich aus ihr erwachsen wird. Schon Ihre einleitenden Worte: „Ich gehe mit größter Freude an die Ausführung dieser Aufgabe, und schätze mich glücklich, daß mich das Schicksal dazu berufen hat“ haben mich mächtig bewegt und gestärkt. Möge denn Ihre Arbeit über Erwarten gelingen und Ihnen selbst wie der Menschheit zum Segen sein!

Ihrer verehrten Frau Gemahlin sagen wir beide innigen Dank für ihre treuen, liebenswürdigen Zeilen, und bitten sie, uns ihr Wohlwollen stets zu erhalten. Möge der Süden Wunder an ihr thun und ebenso Frau Professor Lazarus ganz wieder herstellen. Auch diese wie Ihren Herrn Schwager und Irene grüßen Sie herzlichst. Ihren 18. Hochzeitstag heut' vor acht Tagen habe ich nicht vergessen<sup>2</sup> und hätte gerne geschrieben, wenn ich nur damals gewußt hätte, wo Sie sich befanden!

Das M[anu]sc[ri]pt ist Sonntag, den 23ten nach Weimar abgegangen. Sie haben gewiß die Güte, mir s[einer] Z[eit] Ihre Meinung und Ihre Bemerkungen mitzuthemen. Die Arbeit ist, wie alles was ich mache, in saurem Fleiße entstanden und so langsam, wie noch nichts früheres.

Im Übrigen geht es uns ja befriedigend. Geändert hat sich nichts, auch habe ich keinerlei Schritte gethan, da ich immer noch berechtigten Grund habe, auf das Polytechnikum zu warten; es ist mir immer, als müßte ich ausharren. Genirt es Sie aber gar nicht, an Friedrich Müller zu schreiben, so bitte ich Sie recht herzlich darum, es *bald* zu thun. Sicherlich kann er doch indirect Einfluß üben und rathen, und vielleicht freut er sich, Ihnen gefällig zu sein. Natürlich muß ich zu allererst an eine Universitätsthätigkeit denken; in zweiter Linie wäre mir auch eine angemessene Gymnasialthätigkeit recht. Doch sagt man dies, denke ich,

<sup>1</sup> Dem Brief liegt im Nachlaß ein undatiertes Entwurf bei, von dem Glogau in der endgültigen Fassung abgewichen ist.

<sup>2</sup> Am 17. Hochzeitstag, nämlich am 20. October 1880, hatten sich Steinthals mit Glogau in Basel getroffen und ihm offenbar von der persönlichen Bedeutung dieses Tages erzählt.

immer besser erst in einem *zweiten* Briefe, wenn die Aussichten zur Universität gar zu gering sind.

Leben Sie herzlichst wohl! Möge es Ihnen mit den Ihrigen recht gut gehen. Wir sind alle gesund.

Ihr treu ergebener Glogau

[91] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Nizza, den 30. November 1881,  
Avenue Desambrois, maison Pilatte

Verehrter Freund,

Wenn ich Ihnen für Ihre Begrüßung hierher vom 27. v[origen] M[onats] nicht schon gedankt haben sollte, so sei es hiermit brieflich zwar verspätet, aber so herzlich, wie es tatsächlich in meinem und meiner Frau Gemüt der Fall war und ist, getan.

Ihren Aufsatz „Empirismus und Wissenschaftslehre“<sup>1</sup> habe ich nun in der Revision gelesen. Ich bin sowohl sachlich und im Ganzen mit Ihnen völlig einverstanden, als ich auch im Einzelnen nichts gefunden habe, was mir Bedenken erweckt hätte. Dies soll also die Ankündigung Ihres 2. B[an]d[e]s sein. Ich habe den 1. B[an]d nicht bei der Hand, und die Sache nicht im Kopf, um zu vergleichen, wie sich dortige Äußerungen zu den jetzigen stellen. Was Sie jetzt sagen, ist mir aber sehr klar und entspricht dem, was ich in der Einleitung meines Abrisses als Aufgabe der „philosophischen Wissenschaften“ hingestellt habe. Ihr 2. B[an]d müßte demnach enthalten: Metaphysik, Naturphilosophie, Philosophie der Geschichte, Ästhetik, Ethik. Was ich hier Philosophie der Geschichte nenne, ist die Aufgabe, die ich in meinen Vorlesungen über „Encyklopädie und Methodologie der Philologie“ bearbeite. Zu Ihrer immensen Aufgabe wünsche ich Ihnen Kraft und Glück. Sie würden schon viel geleistet haben, wenn Sie die Aufgabe ein wenig ins Einzelne oder Besondere richtig *stellen*, richtig die Lösung beginnen oder *eröffnen*, daß man den zu verfolgenden Weg deutlich *vor* sich sieht. Möge Ihnen *das* gelingen und sogar *noch mehr*, wenn ein gutes Geschick es will. Dann dürften Sie Sich einer Wissenschaftslehre rühmen, wie sie wohl bisher noch nicht unternommen ist. Misteli (der ein ganzer Kerl ist) erwähnt Ihrer dankbar in dem jetzt gedruckten Heft der Zeitschr[ift] S. 395 u.,

<sup>1</sup> G. Glogau, Empirismus und Wissenschaftslehre, in: ZfV XIII (1882), S. 349–375.

nämlich Ihrer *Auffassung der Psychologie*. Der Gedanke im Allgemeinen ist mir klar, nur weiß ich nicht, wie sich die Ausführung gestalten könnte. Wenn Psychologie nicht einen begrenzten Stoff hat, sondern nur eine bestimmte Auffassung ist, so müßte von Physik dasselbe gesagt werden, was Misteli nicht tut. Darum bin ich begierig auf Ihren Aufsatz in der Fichte-Ulricischen Zeitschr[ift], [in] dem Sie über das Verhältnis von Psychologie und Logik sprechen wollen. Warum wollen Sie übrigens diesen Artikel Ulrici geben und nicht mir? Zahlt Ihnen Gossmann<sup>2</sup> nicht doch noch höheres Honorar, als Ulrici? ich sollte doch meinen.

Nun, daß ich es nicht vergesse. Wissen Sie, daß Fortlage in Jena tot ist?<sup>3</sup> Wollen Sie Sich nicht dorthin wenden? Überlegen Sie es, suchen Sie zu erfahren, wer dort von Einfluß ist und durch wen Sie an ihn kommen können, wen es nicht direct geht.

An Friedrich Müller nach Wien habe ich noch nicht geschrieben. Soll ich es gleich tun, oder eine Gelegenheit abwarten?

Jetzt von uns. Wir leben hier in dem angegebenen Hause (Datum) sehr gemütlich mit unsern deutschen Dienstboten und in unserer eigenen Wirtschaft: eine Berliner Colonie in Nizza. Wir wohnen nicht eng; aber meine Frau und ich und Irene, wir alle drei arbeiten zusammen an *einem* Tisch. Irene schreibt, rechnet, liest. Ich sitze also am Humboldt, der mir, nach dem bis heute vollendeten<sup>4</sup> Teil der Arbeit zu urteilen, sehr gut gelingen wird. Humboldt wird klarer dastehn, als ich je gehofft hätte, ihn machen zu können. Dabei wird natürlich nicht nur Sprachwissenschaft, sondern auch Metaphysik und Ästhetik gewinnen. Weil ich mich in meiner Arbeit nicht stören konnte, ist dieser Brief verspätet. Sie werden also entschuldigen, da ich nun einmal unfähig bin, wenn ich von etwas voll bin, etwas andres dazwischen zu denken.

Auch körperlich geht es mir bei der angestrengten Arbeit doch recht gut. Ebenso befindet sich meine [iebe] Frau mit Irene wohl, letztere in hohem Maße, erstere doch nur bedingt. Nizza hat ihr guten Appetit gegeben, hat aber noch viel an ihr zu tun. Dagegen an meiner Schwägerin war die Wirkung, ich möchte sagen, beim Eintritt hierher, zu sehen. Nicht nur das Asthma ist geschwunden, sondern auch das ganze Behaben [sic!] ist das eines Gesunden. Auch mein Schwager arbeitet hier fleißig.

<sup>2</sup> Julius Gossmann wurde alleiniger Inhaber von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, nachdem Julius Harrwitz 1875 tödlich verunglückt war.

<sup>3</sup> Karl Fortlage (geb. 1806), 1846 Extraordinarius, seit 1873 o. Professor der Philosophie in Jena, war am 8. November 1881 in Jena gestorben.

<sup>4</sup> Über dem „vollendeten“ korrigierte (oder ergänzte) Steinthal „ausgeführten“, ohne das erstgeschriebene Wort zu streichen.

Wir alle, die oben Genannten, grüßen Sie mit den lieben Ihrigen herzlich und wünschen Ihnen wohl zu leben.

Der Ihrige  
Steinthal

[92] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 10. December 1881

Lieber Herr Professor

Sie haben uns durch Ihre Zeilen vom 30. November recht herzlich erfreut. Gott sei Dank, daß es Ihnen allen so gut geht und Ihre Arbeit so glücklich fortschreitet. Auch höre ich, daß Herr Prof[essor] Lazarus den 3. Band seines Lebens der Seele vollendet hat.<sup>1</sup> Ich gratulire ihm dazu herzlich und wünsche, daß es Ihnen allen in Nizza dauernd gleich wohl gefalle. Möge nun namentlich noch an Ihrer Frau Gemahlin das gute Clima seine Kraft bewähren!

Daß Sie meinen Brief vom 27. 10. richtig empfangen haben, worüber ich nicht ganz sicher sein konnte, und mein Gruß Ihnen Freude gemacht hat, freut mich sehr. Auf eine frühere Antwort hatte ich nicht gerechnet. Nur dürfen Sie uns das nächste Mal nicht vorbeifahren oder Sie müßten erlauben, daß ich Sie vorher in Nizza besuche. Ein Zusammensein mit Ihnen in Ihrer und Lazarus' Familie wäre für mich eine Auffrischung des ganzen Menschen, die ich mir nicht kann entgehen lassen, da ich ihrer recht sehr bedarf. Ich habe jetzt wirklich zum ersten Male in meinem Leben und wohl auch zum letzten in Jena bei Prof[essor] Eucken<sup>2</sup> wegen Besetzung der Professur angefragt. Eucken hatte mir auf eine gelegentliche Zusendung vor mehr als 3 Jahren, also lange vor Erscheinen des Abrisses, einen begeisterten Brief geschrieben, der mit den Worten schloß: „die Art, wie Sie den großen Gegensätzen unseres geistigen Lebens gegenüber die Probleme aufnehmen und in ebenso besonnener wie tief eindringender Forschung ihrer Lösung zuführen, hat meine vollste Sympathie.“ Daraufhin glaubte ich ihn jetzt fragen zu dürfen.

<sup>1</sup> Moritz Lazarus, Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze, Dritter Band, Berlin 1882.

<sup>2</sup> Rudolf Eucken (1846–1926) lehrte seit 1874 als o. Professor der Philosophie an der Universität in Jena. Er forderte einen „schöpferischen Aktivismus“ im Sinne des Neidealismus, der den einseitigen modernen Tendenzen des Naturalismus, Intellektualismus und Ästhetizismus entgegenwirken sollte. Der im folgenden zitierte Brief Euckens aus dem Jahre 1878 befindet sich im Nachlaß Gustav Glogaus in Kiel.

Die Antwort zeigt den kühl reservirten Ordinarius. „Es ist doch natürlich, daß unsre Fakultät sich bestrebt, einen Mann zu gewinnen, der schon als Ordinarius gewirkt hat.“ Wenn eine Vacanz eintrete[,] „die durch akademisch jüngere Männer auszufüllen wäre“[,] so würde er „natürlich soweit es die gleiche Rücksicht auf andre tüchtige Männer gestattet, unaufgefordert und gern“ empfehlend für mich wirken. So antwortet mir ein Mann, auf den meine Wirksamkeit Eindruck gemacht hat und welcher weiß, daß ich Familienvater bin und im 38. Lebensjahr stehe! Was soll ich da von andern erwarten! So wäre ich Ihnen *recht dankbar*, wenn Sie Fr. Müller<sup>3</sup> *gleich* ganz offen für mich sondirten. Ich weiß freilich nicht, wie weit Sie persönlich zu ihm stehen. Zur Noth nähme ich gern eine Gymnasiallehrerstelle mit Griechisch und Deutsch in den oberen Klassen, würde das aber nicht eher sagen, als bis sich die akademische Aussicht = 0 zeigt. Wären da nicht besser 2 Briefe zu schreiben? Die hiesige Aussicht am Polytechnikum ist eine Riste[?] auf langsamem Feuer. Der neu organisirte und neu gewählte Schulrath soll rein praktische Tendenzen verfolgen, es ist also zweifelhaft, wie er sich zu dem Plane stellt; dann aber scheint man die schon für dies[es] Jahr flüssigen Mittel für andre Bedürfnisse zu verwenden, da solche Übertragungen gestattet sind. Ob und wann überhaupt nur eine *Entscheidung* eintritt, läßt sich noch gar nicht absehen. Dennoch kann und will ich gern noch eine Zeit lang hier aushalten; aber die Chancen, die sich anderswo in der Welt etwa bieten, zu übersehen, ist mir dringendes Bedürfniß.

Daß Ihnen mein Aufsatz gefällt, befriedigt mich lebhaft. Bei nachsichtigen Richtern halte ich mich meiner Sache für sicher. Natürlich wird die Ausführung des Einzelnen nur wenig den Umfang überschreiten, den ich etwa in der Phänomenologie festgehalten; nur soll hier alles schärfer und klarer ausfallen, da es abstract ist. Es wird sich aber zeigen, daß der wesentliche Theil dessen, was man Philos[ophie] der Geschichte nennen darf, mit der Phänomenologie zusammenfällt und nur die methodologische Seite in die erkenntnistheoretische *Logik*, als die eine Seite derselben, herübrückt, deren besondere Bearbeitung ich zwar bisher nicht in Aussicht genommen, die sich aber zum II. B[an]de so verhalten würde wie der 2te Theil des I. Bandes zu seinem ersten Theil. Dem „Abriß“ nämlich steht ja das „System“ gegenüber, in welches nicht nur die ausführliche Behandlung der Logik, sondern eine gesonderte Ausführung *aller* Hauptabschnitte des ersten und 2. Theiles des I. Bandes gehört, wozu ich bei dem Druck, der fortwährend auf meinem Leben lastet, nicht kommen werde. Sonst wird der II. Band die von Ihnen genannten Disciplinen umfassen, natürlich der Grundlage

<sup>3</sup> Vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 89.

nach. Meine Stellung der Phaenomenologie aber entrückt sie der Schwierigkeit, der Hegel erlegen ist, da er in der Wissenschaftslehre, seiner Logik, die doch nur Abstractionen bieten kann, zum 2. Mal real und genetisch sein will. Das ist mir immer als die Haupt-cru<sup>4</sup> Hegels erschienen, aus der sich alle andren Fehler und Mißgriffe erklären. Übrigens ist der II. Band wohl im Kopf, aufgezeichnet aber sind nur zahlreiche zerstreute Winke und Notizen, und ich arbeite so schwer, daß mir selbst die Entwicklung jahrelang schon vertrauter Einsichten, geradezu schmerzhaft und zeitraubend ist. Das M[anu]sc[ri]pt von „Empirismus und Wissenschaftslehre“ z[um] B[eispiel] bestand anfangs in etwa 3 Seiten, die sich so auswuchsen, daß ich, sobald ein Umschreiben nöthig war, genau dem Texte folgend die Umarbeitung begann, und so von mancher Stelle 8, von keiner wohl weniger als 4 M[anu]sc[ri]pte entstanden. Jetzt aber ist es schon längst wieder über die Druckform hinausgewachsen.

Den in der Vorbemerkung angedeuteten Aufsatz<sup>5</sup>, der in den Weihnachtsferien entworfen werden soll, gebe ich Ihnen mit Freuden und bitte, daß Sie mir s[einer] Z[eit] wieder gestatten, das M[anu]sc[ri]pt bis zum letzten Augenblick in der Hand zu behalten. So weit ich jetzt sehe, kann ich kaum anders, als [es] in der Form eines Sendschreibens an Sie halten, da ich sonst an Niemand dabei denken kann. Alle Punkte sollen gründlich erörtert und das Persönliche ganz zurückhaltend gefaßt werden; immerhin denke ich an 3 Bogen. – Der Stil meiner letzten Arbeit wird Ihnen gefallen haben?

Übrigens sendete mir mein Verleger vor 8 Tagen den Ausschnitt aus einer italienischen Zeitschrift, von der ich noch nicht habe feststellen können, wie sie heißt, mit einer Recension des Abrisses von 1½ Seiten. Der Recensent nennt meine früheren Arbeiten, aus denen er mich als einen Schüler des berühmten Steinthals kenne, aber zugleich als einen eb[en]so originalen wie tiefen Denker. Erfolg werde mein Buch nicht haben, weil es zu gut sei

Colpa e vergogna delle umane voglie<sup>6</sup>  
und später heißt es

<sup>4</sup> Haupt-cru<sup>x</sup> (dt./lat. = „Kreuz“), Hauptschwierigkeit.

<sup>5</sup> Glogau hatte in seinem Aufsatz „Empirismus und Wissenschaftslehre“, ZfV XIII (1882), S. 349, einen Aufsatz in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik in Aussicht gestellt, der auf Steinthals Einwände gegen die Disposition von Glogaus „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften“ (Bd. I, 1880) eine Antwort geben sollte. Dieser Aufsatz ist nicht erschienen.

<sup>6</sup> Der Vers aus Dante Alighieris „Divina Commedia“ lautet genau: „Colpa e vergogna dell'umane voglie“, deutsch: „Schuld ist's und Schande menschlicher Gelüste“, und steht in Paradiso I, 30.

Che, se la voce sua sarà molesta  
 Nel primo gusto, vital nutrimento  
 Lascerà poi quando sarà digesta.<sup>7</sup>

Die Verse sind aus Dante, Paradies I, 32 und XVII 130–132. Ich soll mich aber nicht entmuthigen lassen und beendigen un lavoro serio e profondamente pensato come è il suo, il quale probabilmente non annoverera i suoi lettori a migliaja [sic!], ma riuscirà uno di quei pochi libri che restano.<sup>8</sup> Im Ersteren hat er Recht, denn mein Verleger hat bisher ganze 64 Exemplare abgesetzt.

Leben Sie wohl, verehrter Freund, und grüßen Sie alle die Ihrigen herzlichst, Herrn und Frau Prof[essor] Lazarus, Ihre verehrte Frau Gemahlin und Irene. Ich muß Ihnen doch auch melden, daß meine Schwester, die ich im vorigen Frühling Ihrer Frau Gemahlin in Berlin vorstellen durfte seit dem October in Berlin an einen Gymnasiallehrer am französischen Gymnasium, Dr. Völkel, verheirathet ist, den sie in Tilsit bei seinem Bruder kennen lernte. Die Sache ist sehr schnell gekommen. Hoffentlich werden sie glücklich.

Mit innigem Händedruck

Ihr treuer Glogau

<sup>7</sup> Die erste Verszeile des zweiten Zitates lautet richtig: „Ché, se la voce tua sarà molesta.“ In deutscher Übersetzung (nach Ida und Walther von Wartburg, Zürich 1963): „Denn wenn auch bitter deine Stimme wirkt / beim ersten Schmecken; in lebendige Nahrung / wird sie sich verwandeln, wenn sie dann verdaut ist.“

<sup>8</sup> „Eine ernsthafte und tief durchdachte Arbeit, wie es die seinige ist, deren Leser wahrscheinlich nicht in die Tausende gehen, die aber Erfolg haben wird als eines jener wenigen Bücher, die bleiben.“ Scartazzinis Rezension erschien 1881 in der „Nuova Rivista Internazionale“.

[93] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 27. December 1881

Verehrter Freund

Ich hatte es nicht vergessen, daß Sie am 20ten October Ihren Hochzeitstag feiern, aber ich wußte nicht, wohin ich meine Zeilen hätte richten sollen. So verbinde ich jetzt mit meinen Glückwünschen zum Geburtstage Ihrer Frau Gemahlin, zu Weihnachten und Neujahr auch diejenigen zu dem begonnenen 19ten Jahre Ihres Ehelebens. Ich kann nur wiederholen, was ich in den letzten Briefen bereits ausgesprochen. Mögen Sie alle übermorgen auch an uns denken, die wir uns nun einmal zu Ihren nächsten Angehörigen zählen!

Herrn Professor Lazarus sage ich meinen herzlichsten Dank für seine freundliche Gabe.<sup>1</sup> Was ich bis jetzt gelesen, hat mir sehr gut gefallen.

Von uns hat meine Frau mit der nöthigen Ausführlichkeit berichtet.<sup>2</sup> Morgen oder übermorgen gedenke ich den Entwurf meines neuen Aufsatzes zu beginnen.

Leben Sie wohl! Möge das neue Jahr Ihnen allen ein gesegnetes sein und uns auch die Beendigung Ihres Humboldt bringen.

Ihr treu ergebener Glogau

<sup>1</sup> Vgl. Anm. 1 des vorigen Briefes.

<sup>2</sup> Der Brief von Marie Glogau ist nicht erhalten.

[94] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Nice, Avenue Desambrois, Maison Pilatte,  
den 17. Januar 1882

Lieber Freund, Da ich Ihnen hiermit das erstemal in diesem Jahre schreibe, so will ich Ihnen meinen Glückwunsch, den ich im Herzen trage, auch aussprechen. Möge das neue Jahr Ihnen eine Stätte für Ihre Wirksamkeit schaffen; und vor allem mögen Sie noch lange Ihre Kraft behalten. Vielleicht sollte ich Ihnen auch Mut und Hoffnung wünschen. Herr Eucken scheint also, wie sie alle – Redensarten, nichts als Redensarten, günstige, wenn man zur Clique gehört, abweisende, wenn nicht; und dann ist man noch froh, wenn so ein Herr höflich war.<sup>1</sup> Unsrer Berliner sind es keineswegs; sie können ganz roh auftreten. Leider ist die Antwort von Müller<sup>2</sup> auch nicht so, wie wir wünschten; wenigstens hat das, was er sagt, guten Sinn. Ich lege den Brief bei. An eine Gymnasial-Stelle, obwohl ich schwach so etwas andeutete, hat er nicht gedacht und meine Andeutung nicht beachtet.

Arbeiten Sie jetzt an dem Aufsatz für meine Zeitschrift? Ich werde natürlich es wo nur irgend möglich so einzurichten suchen, daß einerseits Sie recht bequem arbeiten können und andererseits der Aufsatz schnell zum Druck gelangt. Die Form soll mir auch recht sein, da ich meine, *die* Form ist die beste, in der dem Schriftsteller die Sache geformt kommt.

Man muß alles aufbieten, um Mut zu behalten. Des *Unbewußten* Dreck-Philosophie, die sich jetzt auch um Politik zu kümmern

<sup>1</sup> Glogau hatte sich wegen einer Professur an Rudolf Eucken gewandt, der seit 1874 in Jena lehrte und dort nicht ohne Einfluß war. Vgl. Brief Nr. 92.

<sup>2</sup> Vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 89.

beginnt, da sie mit Metaphysik und Ethik fertig ist, erlebt mehr Auflagen, als irgend ein deutsches philosophisches Werk seit Herder und Kant bis heute erlebt hat.<sup>3</sup>

Was unsre Rückreise betrifft, so denken wir noch nicht an dieselbe. Ich namentlich werde jeden Abend durch Irenens Gebet mit Schrecken daran erinnert, daß schon wieder ein Tag in Nizza vorüber; also wir mögen noch nicht an Abreise denken. Indessen sie wird ja hoffentlich eintreten – nur wie? lassen wir noch unbesprochen. Wenn wir aber nicht über die Schweiz gehen, so meine ich doch, daß eine Reise von Zürich hierher *viel zu kostspielig* und körperlich anstrengend ist, als daß ich sie billigen könnte. Dann kommen Sie doch lieber einmal wieder nach Berlin, wo Sie auch sonst manche geistige Anregung finden, jetzt also auch Ihre Schwester und Schwager, und wo Sie vielleicht bei Minister und Geheimrat für Sich wirken können. Von allen Idealen, meine ich, müsse man keins aufgeben, nur die idealen Genüsse muß man gefaßt hinopfern um andrer Ideale willen.

Daß wir uns alle hier recht glücklich fühlen, habe ich schon angedeutet. Nur meine Frau könnte von dem Einfluß der hiesigen Luft etwas mehr Vorteil gezogen haben, wenn es nach unsrem Wunsche ginge. Meine Arbeit an Humboldt nimmt den besten Fortgang; sie schreitet vor, ich bin jetzt schon bei § 20, und in unerwartet gelungener Weise. Humboldt muß jetzt ganz anders erscheinen als früher, nämlich durchaus als ein höchst consequenter Denker, in dem alles was er mit seiner Erkenntnis erfaßt hatte, auch unter einander zusammenhing, indem er alles denselben Principien unterordnete. Ich fühle mich bei dieser Arbeit wahrhaft glücklich. So sitze ich am Tisch, Irene dicht daneben mit ihrem Schreib- oder Rechen-Heft und meine Frau auch daneben mit Ihrer Hand-Arbeit und Irenen überwachend. Leben Sie wohl mit allen lieben Ihrigen!

Ihr Steinthal

<sup>3</sup> Steinthal spielt hier auf das erfolgreichste Werk von Eduard von Hartmann, „Die Philosophie des Unbewußten“, an. E. v. Hartmann (1842–1906), der zunächst die militärische Laufbahn eingeschlagen hatte, diese aber wegen der Folgen einer Knieverletzung 1868 aufgeben mußte, wurde der Modephilosoph der Gründerjahre. Schopenhauerschen Pessimismus verband er geschickt mit evolutionistisch begründetem Kulturoptimismus, was dem genannten Werk zu ungewöhnlich großer Popularität verhalf (1. Aufl. 1864; 7. Aufl. – in 2 Bänden – 1875; 10. Aufl. – in 3 Bänden – 1890) und Hartmann ein Leben als Privatgelehrter ermöglichte. Steinthal deutet hier überdies E. von Hartmanns antisemitische Tendenzen an (vgl. dazu auch E. v. H., Das Judentum in Gegenwart und Zukunft, Leipzig – Berlin 1885).

## JEANNETTE STEINTHAL AN MARIE GLOGAU

[17. Januar 1882]

Liebe, verehrte Frau!

Es war recht lieb von Ihnen, mich an meinem Geburtstag mit einem so ausführlichen Brief zu erfreuen, haben Sie Dank dafür wie für die herzlichen Wünsche von Ihnen und Ihrem Gemahl. Seien Sie beide nur recht geduldig und schauen Sie muthig in die Zukunft, es werden noch bessere, schönere Zeiten kommen. – Wie Ihnen mein Mann schon mitgetheilt, leben wir hier stille zurückgezogen, aber harmonisch und glücklich beisammen. Lassen uns vom herrlichen Sonnenglanz bescheiden und athmen die Meeresluft in vollen Zügen. Unserer Irene namentlich thut dieser Winter außerordentlich gut, sie blüht ordentlich auf. Das kleine Blättchen beschränkt [?] mich in weiteren Mittheilungen zu ergehen; ich behalte mir aber vor, von hier aus noch einmal zu schreiben. Leben Sie mit dem verehrten Herrn Doctor und den Kleinen recht wohl, und seien Sie unsrer herzlichen Zuneigung versichert

Ihre Jeannette Steinthal

Meine Geschwister empfehlen sich Ihnen freundlichst.

## [95] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 12. März 1882

Verehrter Herr Professor

Zuerst meinen herzlichen Dank für Ihren Brief vom 17ten Januar und Ihre freundlichen Wünsche. Es geht uns ja erträglich und auch meine Stimmung ist seit einiger Zeit merklich besser. Das kommt wohl daher, daß ich arbeiten kann und mein „Sendschreiben“ an Sie rüstig fortschreitet.<sup>1</sup> Dazu hilft mir der Gedanke an Sie, die Gewißheit, daß Sie sich freuen werden. Der Umfang wird aber trotz knapper Darstellung sehr bedeutend, denn ich muß eine umfassende historische Entwicklung geben, um den Punkt, wo wir stehen, genau zu kennzeichnen. Ich denke, die Arbeit soll c[ir]ca den 30ten April druckreif sein, und bitte Sie daher, mir zu sagen, ob sie in Heft 1 oder 2 des XIV. Bandes kommen soll. Ich weiß von Siebeck, daß Sie für Heft 1 schon anderes Material

<sup>1</sup> Dieses „Sendschreiben“ hat Glogau nicht abgeschlossen; vgl. Brief Nr. 156, Text zu Anm. 4.

haben von Soldan<sup>2</sup>, also 5–6 Bogen kaum mehr werden unterbringen können; vielleicht wollen Sie auch mit dem Drucke so lange nicht warten. Jedenfalls schreiben Sie mir wohl *bald*, wie und wann voraussichtlich der Druck stattfindet, da ich von solchen Äußerlichkeiten sehr abhängig bin.

Für Ihre Bemühungen bei Müller, dessen Brief ich wieder beilege, danke ich Ihnen sehr. Jetzt noch als Privat-Docent nach Österreich zu gehen, und zwar ganz auf das Unbestimmte hin, ist mir natürlich unmöglich. Vor fünf Jahren habe ich mich überall, wo ich nur dachte und wußte, erkundigt; da wäre ein solcher Rath vielleicht werthvoll für mich gewesen.

Hoffentlich ist es Ihnen und den Ihrigen in Nizza dauernd so gut wie am Anfang gegangen und Ihr Humboldt nun fertig, da Sie ja Mitte Januar schon bei § 20 gewesen sind. Ich freue mich sehr darauf und denke auch viel an Ihre Ethik. Ob Sie sich wohl mehr von Herbart emancipirt haben als in der Idee der Vollkommenheit?<sup>3</sup> Diesen Aufsatz habe ich vor Kurzem wieder gelesen und war wieder ganz hingerissen. Humboldt wird gewiß, mit den vorausgehenden kleineren Abhandlungen, 2 B[än]de umfassen und wohl schon im Druck sein?

Den Gedanken einer Reise nach Nizza habe ich auf Ihren Wunsch aufgegeben und werde Sie wohl auch bei Ihrer Durchreise kaum zu sehen bekommen. Der Begriff „kostspielig“ ist relativ; es fragt sich eben, *was* man sich um einen gewissen Preis erkaufte und wie sehr man dessen bedarf, was man kauft. Doch es geht ja jetzt, wie gesagt, etwas besser und ich will nicht klagen.

Leben Sie wohl und grüßen Sie alle die verehrten Ihrigen von meiner Frau und mir auf das herzlichste. Von Lazarus' Reise nach Cannes haben wir gelesen.<sup>4</sup>

Ihr Glogau

<sup>2</sup> G. Soldan, Das Buch der Wunder des Raimundus Lullus, in: ZfV XIV (1883), S. 49–64.

<sup>3</sup> H. Steinthal, Die ethische Idee der Vollkommenheit, in: ZfV XI (1880), S. 161–223.

<sup>4</sup> Am 8. Februar 1882 war Berthold Auerbach in Cannes gestorben; Moritz Lazarus hatte einen Tag später am Sarge des Freundes eine Trauerrede gehalten. Über diese Ereignisse hatten alle großen deutschen Zeitungen berichtet. Die Rede ist abgedruckt in: M. Lazarus, Treu und Frei, aaO, S. 273–278 (vgl. auch Bd. I, S. 337–366).

[96] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 27. März 1882

Lieber Freund

Der Spruch jenes Rabbi, von dem Sie mir schrieben, er habe immer gesagt: „auch das ist gut“ scheint sich nun auch an mir zu erfüllen. Der eidgenössische Schulrath hat mir provisorisch die neu zu errichtende Professur für Philosophie und Pädagogik übertragen, die Bestätigung des Bundesrathes in Bern aber steht noch aus. Das Gehalt ist klein, ca. 3000 frcs, aber da ich wieder 2 sehr gut zahlende Pensionäre gefunden,<sup>1</sup> bin ich sehr zufrieden, da nur ca. 5 Stunden wöchentlich zu lesen sind – wenn nicht irgend ein böser Dämon die Bestätigung etwa noch hintertreibt. Ich weiß es durch Kappeler selbst seit Kaisers Geburtstag,<sup>2</sup> wollte aber Anfangs vor der Bestätigung nicht schreiben. Ich habe es nicht gekonnt.

Mein Herz ist ein Dankgebet, ganz innere Einkehr und heißes Gelübde, mich nie und nimmer im Glück zu überheben. Auch die Aussichten in die fernere Zukunft scheinen gut zu stehen, wie ich von Freunden, die von einer Tour nach deutschen Universitäten zurückkehren, höre. So hätte denn das harte Joch nur lange genug zu einer gründlichen Läuterung gedauert und mich nicht völlig zerbrochen.

Leben Sie wohl, ich weiß wie Sie, wie Ihre verehrte Gattin, wie Lazarus und Frau Lazarus theilnehmen. Wünschen Sie aber noch kein Glück – daß nur die Freude nicht etwa verfrüht sein möge!

In inniger Verehrung

Ihr Glogau

Wie es meiner tapferen Frau zu Muthe ist, mögen Sie sich ausmalen. Sie grüßt Sie alle in Liebe und warmer Verehrung.

<sup>1</sup> Die Brüder Vogel; Leo Vogel, mit dem Glogau auch von Kiel aus noch in Verbindung blieb, ging später als Gesandter der Schweiz nach Washington. Vgl. Anm. 1 zu Brief Nr. 146.

<sup>2</sup> Der Geburtstag Kaiser Wilhelms I. war am 22. März; es ist bezeichnend für den konservativen Glogau, daß er sich nach diesem Datum orientiert. – Über Johann Karl Kappeler vgl. Anm. 5 von Brief Nr. 76.

[97] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Nice, Avenue Desambrois, Maison Pilatte,  
den 29. März 1882

Verehrter Freund, seit langer Zeit hat mir kein Brief eine solche Freude gemacht, wie Ihr letzter, den ich vor wenigen Stunden empfangen habe und den ich sogleich beantworten will. Von allen denen, denen ich für ihre Entwicklung etwas gewesen bin (denn „meinen Schülern“ zu sagen halte ich mich nicht für berechtigt), sind Sie derjenige, der mir am meisten am Herzen liegt. Nun ging es andern so gut, es gelang ihnen so schnell, zu einer geeigneten Stellung zu gelangen, wie Avenarius<sup>1</sup>, Paulsen<sup>2</sup>, Erdmann<sup>3</sup>, Cohen<sup>4</sup>, und es schmerzte mich, Sie so ohne wirksame Anerkennung zu sehen, Sie so producirend arbeiten zu sehen unter solchem Druck der äußern Verhältnisse. Doch genug davon; es wird also besser werden.

Lazarus, der wie auch die beiden Damen mit Freuden Ihren Brief gehört hat, läßt Ihnen sagen, Sie möchten, wie es sich gerade fügt und wie Ihre Verbindungen es ermöglichen, direct oder indirect Herrn Schenk<sup>5</sup> oder Herrn Wälti [sic!]<sup>6</sup> sagen, daß Lazarus in der Lage sei, über Sie ein Urteil abzugeben. Dies könne Ihnen wohl nützlich werden, wenn auch nur zur Beschleunigung oder Sicherung der Angelegenheit. Früher schon hatte er mir gesagt, daß er bei Kappeler<sup>7</sup> unmittelbar nicht ankommen könne, weil der zu eigensinnig sei und sich von niemand hineinreden lasse: Da könne ein Dritter nur schaden. Anders ist es bei Schenk und Wälti.

Von uns hier kann ich leider Befriedigendes nicht melden. Wir hatten die Absicht, schon gestern von hier abzureisen und über Genua, Mailand, Venedig, Tirol zurückzukehren. Dies ist gestört durch plötzliche Erkrankung meiner Schwägerin. Vorige Woche trat ein sehr schmerzhaftes Leiden auf, aus complicirter, anfangs dunkler Ursache. Jetzt geht es besser, sie hat heute das Bett verlassen können, ist aber so matt, daß

<sup>1</sup> Über Richard Avenarius vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 47.

<sup>2</sup> Über Friedrich Paulsen vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 78.

<sup>3</sup> Über Benno Erdmann vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 46 und Anm. 2 von Brief Nr. 66.

<sup>4</sup> Über Hermann Cohen vgl. Anm. 1 von Brief Nr. 18.

<sup>5</sup> Der schweizerische freisinnige Politiker Karl Schenk (1823–1895) war zunächst reformierter Pfarrer. Er wurde 1855 Regierungsrat (Bern) und 1863 Bundesrat. In seiner langen Amtszeit als Bundesrat und Chef des Departements des Inneren entfaltete er entscheidende Initiativen auf dem Gebiet der Fabrikgesetzgebung, des Schulwesens, des Bauwesens und der Kunstpflege. Schenk war zwischen 1863 und 1893 auch mehrfach Bundespräsident.

<sup>6</sup> Johann Jakob Welti (1828–1900) war von 1873 bis 1893 Rektor des Gymnasiums in Winterthur.

an eine Reise noch gar nicht gedacht werden kann; wir haben also auch jetzt noch keinen Plan, sondern müssen warten. Denken Sie, wenn Sie jetzt hier gewesen wären, wie wenig wir Sie hätten genießen können!

Der verlängerte Aufenthalt kommt meiner Ethik zu Gute, von der ich schon 200 Seiten, die Hälfte, fertig habe. Sie wird hoffentlich besser, als ich Anfangs dachte; aber daß sie Ihren Erwartungen oder Wünschen entsprechen werde, glaube ich nicht. Ich werde allerdings mit jedem Kapitel unabhängiger von Herbart; sie wird nach Inhalt und Form viel eigentümliches haben; aber die Grundgedanken, wenn auch ganz anders entwickelt, bleiben doch. Jeder Kenner Herbarts wird sagen, hier hat er das Kapitel von Herbart weggelassen, aus Opposition, hier hat er statt dessen etwas andres u.s.w. Kurz die Vergleichung wird sich doch überall aufdrängen; man wird sehen, wie ich überall von Herbart ausgehe. Ich bin auch gar nicht darauf aus, mich selbständig zu zeigen; meine Ethik wird eine Kritik Herbarts in positiver Darstellung werden. Innerhalb dieser Grenzen müssen Sie Ihre Erwartungen einschränken, um nicht enttäuscht zu werden.

Übrigens bin ich munter und so arbeitslustig und arbeitskräftig, wie wenn ich den ganzen Winter noch gar nichts getan hätte. Die Luft hier hat für meine Constitution etwas besonders Erfrischendes. Lungen-Kranken würde ich Nizza nicht empfehlen, aber nervös Leidenden in hohem Maße.

Mit bestem Gruße auch von meiner Frau für Sie und die lieben Ihrigen und mit den innigsten Wünschen für baldige glückliche Lösung Ihrer Angelegenheit

Ihr Steinthal

[98] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich-Fluntern, den 11. Mai 1882

Verehrter Freund

Fast muß ich fürchten, daß Sie diesmal meine Geburtstagswünsche nicht rechtzeitig erreichen; weiß ich doch nicht, wo Sie wohnen, ja ebenso wenig, ob Sie aus Nizza bereits zurück sind. Ich hoffe jedoch, Ihre Frau Schwägerin ist längst wieder wohl und Sie alle vergnügt und in voller Wirksamkeit in Berlin. Möge denn Ihr neues Lebensjahr eine Fortsetzung des Nizzaer Aufenthalts werden an Frische und Freudigkeit, möge Ihnen allen die gute Zeit dort eine dauernde Stärkung

bringen und Sie in alter Weise sich selbst und der Welt noch lange leisten, was Sie bisher so reichlich geleistet haben. Auch mir wollen Sie Ihre Liebe und Treue bewahren.

Uns hier geht es nun viel besser, obzwar ich neben 7 Stunden Vorlesungen 9 Stunden am Gymnasium und 2 Privatstunden ertheile. Ich fühle auch jetzt erst, wie furchtbar mich die letzten Jahre mitgenommen haben und komme neben den laufenden Pflichten zu eigenen Arbeiten gar nicht. Übrigens ist die Stelle sehr bescheiden, zunächst provisorisch also jeden Augenblick durch Beschluß des Schulraths wieder aufkündbar und dann mit einem Gesamteinkommen von höchstens 3100 frcs.<sup>1</sup> Auch dies wird mir mißgönnt. Eben jetzt geht durch die Zeitungen ein Schrei, daß man die Stelle nicht ausgeschrieben und einem Landeskinde zugänglich gemacht, statt sie einem „Landesfremden“ zu übertragen. Doch bin ich trotz alledem dankbar und zufrieden, bitte Sie auch, sich über diese Interna nicht zu ändern zu äußern.

Da Sie mir doch Ihre neue Adresse werden mittheilen wollen, darf ich wohl hoffen, bald von Ihrem und der Ihrigen Ergehen Näheres zu hören. Dann wollen Sie nicht vergessen, mir über Ihren Humboldt und die Ethik Mittheilungen zu machen.

Meine Frau verbindet ihre Glückwünsche mit den meinigen und grüßt Sie und die Ihrigen mit mir auf das herzlichste. Verleben Sie einen recht schönen Geburtstag und denken Sie unser!

In inniger Verehrung  
Ihr treu ergebener Glogau

<sup>1</sup> Das war in der Tat nicht sehr viel. Siebeck berichtete schon 1878, daß ein Lehrer an der Baseler Gewerbeschule etwa 4000 Franken Jahresgehalt bekomme. Laut Brief des Stadtrats von Winterthur, S. Bleuler, wurde Glogau am 24. August 1876 ein Anfangsgehalt von 3840,- Franken in Aussicht gestellt: „Unsere älteren und bestbesoldeten Lehrer (mit 27–28 Stunden) beziehen 4500, der Durchschnitt ist 4000.“ Das sei auch der Bedarf einer 4–6köpfigen Familie. Übrigens wurde das Gehalt der Schweizer Lehrer je nach der Anzahl der Wochenstunden berechnet. Laut Brief vom 31. August 1876 wurde dieser Stundensatz dann von zunächst 160 auf 170 Frs. erhöht, so daß Glogau mit 4080 Franken (24 Std. à 170 Frs.) schon damals als Lehrer besser verdiente als sechs Jahre später als Professor. (Die genannten Briefe Bleulers befinden sich im Glogau-Nachlaß der Universitätsbibliothek Kiel.)

[99] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin W., Bellevuestr. 18, II  
den 29. Mai 1882

Lieber Freund,

Besten Dank für Ihren Brief zu meinem Geburtstag. Dieser Tag hat mich diesmal schon lebhaft gemahnt, daran zu denken, wie ich mein Leben abzuschließen habe, und das, was ich etwa noch leisten möchte, baldigst in Angriff zu nehmen, zuvor aber sorgfältig zu überlegen, was ich am liebsten leisten sollte. Wenn mein Humboldt und meine Ethik dasein werden, dann, so ist mir zu Mute, habe ich eigentlich genug getan, und betrachte alles folgende, was mir etwa noch vergönnt sein sollte, für besondere Gnade. So stellt sich das Gefühl eines alten Mannes ein – ein Gefühl der Ruhe, ohne Heftigkeit der Sehnsucht und des Strebens, ein Gefühl des Friedens mit mir selbst und aller Welt.

Die Nachricht Ihrer Anstellung soll auch in hiesigen Zeitungen gestanden haben; ich selbst aber habe sie nicht gelesen, und Ihr Brief hat mich damit erfreut. Es ist doch etwas, um dabei leben zu können; und das Provisorium wird ohne Zweifel zum Definitivum werden. In Republiken ist viel Geschrei: darauf ist nicht soviel zu geben; und kleine Staaten haben kleine Eifersucht.

Wir sind jetzt seit etwa 4 Wochen hier. Von Nizza führen wir nach San Remo, wo unsre Schwägerin einen neuen Anfall bekam und wir leider 8 Tage liegen mußten, so daß uns dann für Mailand und Venedig nur je 1½ Tage blieben. Genua haben wir gar nicht gesehen. Doch meine ich, genug genossen zu haben. Mehr würde mich, da ich doch nun einmal nicht Oberitalien studiren wollte, nur unnütz angestrengt und belästigt haben.

Hier sind wir augenblicklich in Trubel geraten. Ich mußte an meine Vorlesungen denken, ward zu Sitzungen gezogen, Buchhändlerisches zu verabreden, im Humboldt Lücken auszufüllen (obenein ist noch ein M[anu]s[kript] gefunden, nämlich der ganze „dritte Abschnitt“ des Ms.s H<sup>3</sup> meines Programms) und dann hieß es dringend, *Wohnung suchen*. Jetzt wohnen wir nur provisorisch und beschränkt. Wir haben endlich eine uns passende Wohnung zu mäßigem Preise gefunden, auch in geeigneter Lage, werden sie aber erst zum 1. Oct[ober] beziehen.<sup>1</sup> Meine Frau mit Irene wird ja schon Anfangs Juli nach Schönefeld gehen, ich werde Anfangs August folgen; also was sollten wir uns früher die Kosten machen? Aber Sorge, Mühe und Langeweile hat uns dies

<sup>1</sup> Der 1. Oktober und vor allem der 1. April waren die Haupttermine für Wohnungswechsel in Berlin.

Geschäft in hohem Maße verursacht. Sie begreifen wohl, daß namentlich meine Frau noch nicht zur Ruhe gekommen ist. Gemütliche Stunden habe ich mit ihr bis jetzt seit dem 15. März wenig genossen. Darum schreibe ich Ihnen auch so spät.

Mein Humboldt ist nun fertig, und ich denke, wenn von Einzelheiten abgesehen wird, wird er das Muster eines Commentars sein. Auch kann er natürlich nicht leisten, was nur eine Geschichte der Litteratur geben könnte. Ich eröffne das Verständnis Humboldts, der bisher mit sieben Siegeln verschlossen war, und zwar nicht nur seiner Sprachphilosophie, sondern auch seiner Ästhetik. Weiter geht meine Aufgabe in dem Buche nicht, und ich hätte vielleicht das Wenige, was ich über den Zusammenhang H[umboldt]s mit Herder, Förster [sic!]<sup>2</sup> und Kant gesagt habe, lieber weglassen sollen. Jedenfalls wird es *jetzt* andren nicht schwer werden, meine Arbeit zu ergänzen.

An meiner Ethik habe ich noch in San Remo gearbeitet. Seitdem wir hier sind, mußte ich sie liegen lassen. Ich denke sie im August und September zu vollenden.

Das M[anu]s[cript] zu Humboldt ist schon in die Druckerei gewandert, und ich erwarte täglich die Correctur des ersten Bogens. Die Ausstattung wird sehr anständig werden, so zu sagen akademisch, groß 8°, Lexikon-Format. Da der Humb[oldt] auf 50 Bogen berechnet ist, so soll er in zwei Lieferungen ausgegeben werden. Wann die erste erscheinen wird? weiß ich nicht. August und September wird der Druck unterbrochen werden, damit ich ungestört an der Ethik bleiben kann. Von dieser selbst fehlt mir noch das letzte Drittel.

Leben Sie recht wohl mit Ihrer l[ieben] Frau und Ihren Kindern. Denken Sie daran, daß Sie Sich erst wieder erholen müssen, ehe Sie die strenge Arbeit wieder aufnehmen können. Ich habe zwei Recensionen über Ihr Buch gelesen, beide von Gegnern, aber dennoch recht anerkennend. Sie werden wohl beide erhalten haben. – Meine Frau wollte anschreiben; jedenfalls will ich in ihrem Namen Sie und Ihre l[iebe] Familie grüßen.

Mit herzlichem Gruß, Dank und Wunsch  
Ihr Steinthal

<sup>2</sup> Gemeint ist mit Sicherheit der Naturforscher und Publizist Georg Forster (1754–1794), der, ebenso wie Herder, im Erkenntnisprozeß der Empirie den Vorrang einräumt gegenüber der Theorie. Kant hingegen, dem Steinthal in dieser Frage folgt, erklärt, gegen Herder polemisierend, daß man in der Erfahrung nur finde, „was man bedarf, nur alsdann, wenn man vorher weiß, wornach man suchen soll“. (Kant, Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace, Akad.-Ausg. Bd. VIII, S. 91.)

[100] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 7. Juni 1882

Verehrter Freund

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen! Nun weiß man doch wieder, wo Sie sind, und wie es bei Ihnen steht. Die Gefühle, die Sie aussprechen, glaube ich zu verstehen und begreife sie, aber ich hoffe, daß Ihnen ein langes und *frisches* Alter beschieden sein wird. Wenn Sie also auch auf rein theoretischem Gebiet sich fortan im Ganzen bei Ihrem reichen Besitze werden genügen lassen, so bin ich doch überzeugt, daß Sie mindestens den 2ten Theil Ihrer Geschichte der Sprachwissenschaft wieder aufnehmen werden. Ich glaube zu ahnen, was hier zu geben ist und weiß, daß für die betr[effende] Aufgabe für lange Jahrzehnte entfernt Niemand so ausgerüstet sein wird, wie Sie es sind. Dies jedoch – θεῶν ἐν γούνασι κεῖται<sup>1</sup> einstweilen bin ich sehr glücklich, daß Ihnen Ihr Humboldt so gelungen ist und auch die Beendigung der Ethik nahe bevorsteht. Wie sehr ich auf diese Arbeiten mich freue, das brauche ich Ihnen gewiß nicht zu sagen.

Uns geht's wechselnd, doch nicht grade unbefriedigend. Durch Schule, Privatstunden, Pensionäre erwerbe ich den hinlänglichen Lebensunterhalt, aber ich arbeite für mich nichts, dazu fehlt mir jetzt die Elasticität. Übrigens steigen die Actien: ich war in Straßburg neben Windelband<sup>2</sup> und Riehl<sup>3</sup> in Graz zur ordentl[ichen] Professur vorgeschlagen. – Eben höre ich, daß Dilthey nach Berlin kommt.<sup>4</sup> Sind Ihre Beziehungen zu ihm so, daß Sie von Sich aus auf mich aufmerksam machen können, so wäre ich Ihnen sehr dankbar. Käme ich nach

<sup>1</sup> Θεῶν ἐν γούνασι κεῖται (griech.), „dies ruht im Schoße der Götter“, häufige Wendung in Ilias (z. B. 17, 514) und Odyssee (z. B. 1, 267).

<sup>2</sup> Der Neukantianer Wilhelm Windelband (1848–1915) war vor allem als Philosophiehistoriker bedeutsam. Er lehrte seit 1873 als Privatdozent in Leipzig, seit 1876 als a. o. Professor in Zürich und erhielt dann 1882 die in Straßburg ausgeschriebene ordentliche Professur für Philosophie. Von 1903 bis zu seinem Tode lehrte er in Heidelberg.

<sup>3</sup> Alois Riehl (1844–1924) begann wie viele zeitgenössische Österreicher als Herbartianer. Entscheidend für ihn waren seine intensive Beschäftigung mit den Naturwissenschaften und sein eingehendes Kant-Studium; die Frucht dieser Forschungen war sein dreibändiges Hauptwerk „Der philosophische Kritizismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft“ (1876–1887), in dem auch seine Wendung vom kritischen Realismus hin zum Positivismus zu verfolgen ist. Riehl erhielt 1883 den Lehrstuhl für Philosophie in Freiburg i. Br., 1896 wurde er nach Kiel berufen, 1898 nach Halle und 1905 nach Berlin.

<sup>4</sup> Über Wilhelm Dilthey (1833–1911), der tatsächlich 1882 als Nachfolger Rudolf Hermann Lotzes nach Berlin berufen wurde, und über dessen Beziehungen zu Lazarus vgl. Bd. I, S. XXIV f. und bes. S. LIII, auch die Briefe Diltheys im Anhang des 2. Halbbandes.

Breslau,<sup>5</sup> so wäre die Zeit der Sorgen vorbei und ich hätte festen Boden unter den Füßen. *Wollen Sie aber anfragen, so muß es sofort geschehen.*

Mit den herzlichsten Wünschen von Haus zu Haus  
Ihr treu ergebener Glogau

<sup>5</sup> Dilthey hatte vor seiner Berufung nach Berlin an der Universität in Breslau gelehrt.

[101] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

[Berlin, den 19. Juni 1882]

[Postkarte]

Verehrter Freund, von D[ilthey] in B[reslau] stand hier in einer Zeitung ein reger Bericht. Obwohl ich ziemlich mit ihm stehe, kann ich doch daraufhin mich nicht an ihn wenden, zumal da ich mündlich von jemand, der wohl gut unterrichtet sein *kann*, auch einen andren Namen hörte. – Meine Frau grüßt bestens. Sie ist gar nicht munter. Nizza's Wirkung ist wunderbar schnell verfliegen. Irene hat jetzt regelmäßig bei einer Lehrerin täglich eine Stunde; sie bereitet sich zur Schule vor.

Leben Sie wohl!

Mit besten Grüßen

W. Bellevuestr. 18.II  
den 19. 6. 82

Steintal

[102] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 23. Juni 1882

Verehrter Freund

Ihre Karte habe ich empfangen und bedaure lebhaft, daß es Ihrer Frau Gemahlin nicht besser geht. Hoffen wir auf Schönefeld! Daß Sie sich an D[ilthey] in B[reslau] nicht gerne wenden wollen, begreife ich völlig, und bitte Sie, mir die Anfrage nicht übel zu nehmen. Übrigens spielt jetzt *ohne* mein Zuthun etwas, das ja wohl wieder im Sande verlaufen mag, mir aber doch die Befriedigung giebt, daß man mich bemerkt hat.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Windelband hatte an die Möglichkeit gedacht, daß Glogau Riehls Nachfolger in Graz werden könnte. Vgl. dazu Brief Nr. 104, Anm. 1.

Beiliegenden Brief an Dr. Holzmann [sic!]<sup>2</sup> bitte ich Sie *sofort* an dessen mir unbekannte Adresse befördern zu wollen, da ich dieselbe nicht kenne. Ich bin anderswoher zu einer Anfrage an ihn beauftragt worden, welche eiliger Natur ist.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr treu ergebener Glogau

<sup>2</sup> Über Michael Holzman vgl. Anm. 1 von Brief Nr. 66.

[103] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Danzig, an der großen Mühle 13, den 7. August 1882

Verehrter Herr Professor

Anbei sende ich Ihnen mit großem Danke das Manuscript zurück, das ich gestern gelesen habe.<sup>1</sup> Wenn ich auch nicht alles verstand, namentlich weil die mehrfachen Rückverweisungen mir entgehen mußten, so scheint mir doch, daß Ihrer Arbeit ohne diese Ausführungen etwas wesentliches fehlen würde. Nur eine Geschichte des deutschen Geistes, der eine ähnliche philologische Vorarbeit zu Gebote stände, wie wir sie für das klassische Alterthum besitzen, könnte auf solcher Grundlage den betr[effenden] Punkt vollkommen zufriedenstellend darlegen; Ihr Commentar aber, der nur ein Theil dieser Vorarbeit sein will, hat das Seinige gethan, wenn er die Richtung genügend andeutet, in welcher die bestimmteren Linien zu ziehen wären. Das ist geschehen, für die Ästhetik, die wohl nicht innerhalb Ihrer diesmaligen Sphäre liegt, allerdings etwas knapp. Namentlich schien mir, daß Seite s die Beläge [!] fehlen.

Sachlich war ich erstaunt, zu sehen, wie sehr meine eigene Gedankenbildung in den Grundzügen mit derjenigen H[umboldt]s congruirt, sowohl im Allgemeinen, als auch in dem, was ich am Ende der Logik über die Ideen andeutend sage. Daß die Vielheit durchaus dem Gebiet der Erscheinung eignet (S. p), folgt unmittelbar aus der Einheit des Bewußtseins, wie immer man dieselbe näher bestimmen mag: die Vielheit der *sinnl[ichen]* Anschauung wie diejenige der inneren oder *geschichtl[ichen]* Anschauung zeigt durchaus nur die *Momente* des einen Gesamtbe-

<sup>1</sup> Glogau hatte Steinthals Einleitung zu den „Sprachphilosophischen Werken Wilhelm’s von Humboldt . . .“ zur kritischen Lektüre bekommen. Darauf beziehen sich Glogaus Urtheil und detaillierte Anmerkungen.

wußtseins, dessen Schöpfungen transcendental *bedingt* sind, aber nicht abgerissen für sich existiren.

Im Ausdruck schien mir das letzte Drittel Ihrer Forderung von S. b, daß man H[umboldt] nicht vom Kantischen Standpunkt aus prüfen dürfe (da ja, wie ich verstehe, eine Entwicklung über Kant nicht ausgeschlossen bleibt), nicht ganz zu entsprechen, z. B. Seite o, Anfang des 3. Absatzes; S. r zweiter Absatz „. . . findet sich freilich bei Kant nichts; aber ich kann nicht absehen . . .“. Seite m, Absatz 2, Zeile 4, dürfte es noch schärfer sein, zu sagen: „d. h. von einer durchgehenden Bedingtheit derselben durch eine ihnen zu Grunde liegende (resp. über sie hinausliegende) Realität.“

Diese wenigen Bemerkungen sind mir im Lesen gekommen, und da heute mein Dienst begonnen hat, muß ich von einer zweiten Durchsicht des Manuscripts absehen. Empfehlen Sie mich herzlichst Ihrer Frau Gemahlin und Herrn und Frau Professor Lazarus. Meine Adresse ist bis zum 28. die oben genannte. Dann geht's ins Manöver. Am sichersten also treffen mich etwaige Nachrichten unter der Adresse Prof. Glogau, z. Z. Lieutenant im 4. ostpr[eußischen] Grenadir-Regiment No. 5, Danzig, durch welche eine Nachsendung des Briefes an das Regiment verbürgt wäre.

Leben Sie wohl!

Ihr treu ergebener Glogau

[104] MARIE GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, den 9. August 1882

Lieber Herr Professor

Mein Mann wußte Sie auf Reisen, sonst hätte er Ihnen mitgeteilt, daß Windelband ihm in einem sehr freundlichen Schreiben über den Stand der Freiburgerangelegenheit berichtete und zugleich von sich aus anfragt, ob er sich bei Riehl für meinen Mann verwenden solle.<sup>1</sup> Das ist geschehen, doch wohl von vornherein aussichtslos; näheres weiß ich

<sup>1</sup> Bei der sog. „Freiburgerangelegenheit“ handelte es sich um folgendes: Der Österreicher Alois Riehl (1844–1924) hatte sich 1870 in Graz für Philosophie habilitiert und erhielt an der dortigen Universität auch seine erste Professur 1878. Als er 1882 nach Freiburg i. Br. berufen wurde, hatte sich Windelband, der einen Ruf nach Straßburg erhalten hatte und Freiburg verließ, an Alois Riehl gewandt und angefragt, ob sich durch seinen Fortgang von Graz dort Chancen für Glogau eröffnen könnten. – Windelbands Brief vom 27. Juli 1882 befindet sich im Glogau-Nachlaß der Universitätsbibliothek Kiel.

selbst nicht. Herzlichen Dank aber für Ihre stete herzliche Theilnahme.

Sehr leid thut es mir, daß Sie noch immer den bösen Keuchhusten im Hause haben und nun an das Haus gefesselt sind.<sup>2</sup> Haben Sie schon alle Reisepläne für die Ferien aufgegeben? Bayreuth und Thüringen waren gewiß köstlich, aber die Ferien fingen ja erst an! Wir hoffen mit Ihnen, daß St. Moritz sich an Ihrer lieben Frau als recht heilkräftig erweisen möge, damit Sie den künftigen Winter glücklicher als den vorigen erleben dürfen und können. St. Moritz wäre auch für mich wünschenswerth gewesen, aber leider unmöglich. Der Aufenthalt in Hütten war sehr hübsch, und uns allen wohlthuend, für meine eingewurzelte Bleichsucht und Nervosität aber natürlich nicht ausreichend; auch sind zwei und eine halbe Woche doch nur eine sehr kurze Zeit.

Mein lieber Mann hat eine sehr wohlthuende Reise hinter sich; er sah in Berlin Mutter, Schwester und Schwager, dann in Colberg meine Schwester mit Mann und Kindern und war besonders angeregt durch die Familie Moes, bei der er vor 14 Jahren in Polen Hauslehrer war, und die sich ebenfalls zur Zeit in Colberg befand.<sup>3</sup> Er wurde mit rührender Liebe von ihnen empfangen. In Danzig durfte er seinen jüngeren Bruder, den Officir, noch begrüßen und in Oliva halten sich zwei Schwestern von ihm auf. Natürlich beglückt es ihn sehr, von einem Freundesarm in den anderen zu wandern, wonach einem hier in Zürich so oft vergebens verlangt.

Doch ich hielt Sie, lieber Herr Professor, schon zu lange auf. Mit den herzlichsten Grüßen an Ihre liebe Frau, verbleibe ich in Freundschaft

Marie Glogau

<sup>2</sup> Irene hatte Keuchhusten.

<sup>3</sup> Vgl. Brief Nr. 1 und Anm. 1.

[105] JEANNETTE STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

B[erlin], den 7. November 1882  
Blumes Hof 8

Sie müssen sich, lieber, verehrter Herr Professor, schon die Anfrage gefallen lassen, wie Sie nach Hause gekommen und wie Sie die lieben Ihrigen vorgefunden?<sup>1</sup> Und ob Sie Alle jetzt wohlauf sind? Offen gestanden haben wir längst ein Lebenszeichen von Ihnen erwartet, daher treibt mich die Unruhe, bei Ihnen anzufragen.

Wir sind nun schon seit Wochen in unser Winternest eingezogen,

<sup>1</sup> Glogau war Anfang Oktober 1882 in Alt-Schönefeld gewesen.

fühlen uns Alle in der neuen Wohnung sehr behaglich.<sup>2</sup> Mein Mann arbeitet fleißig an seiner Ethik und läßt Humboldt drucken, nicht selten aber ist er durch Sitzungen gestört. Irene besucht die Schule, wobei sie viel zu überwinden hat, sie ist sehr empfindlich, und ungemein ängstlich, einen Tadel zu bekommen. Wir hoffen, sie wird sich nach einiger Zeit einleben. Mit meiner Wenigkeit ist mein Mann augenblicklich auch mehr zufrieden; ich huste weniger und fühle mich im Allgemeinen etwas kräftiger. Bei meinen Geschwistern geht auch Alles gut.

Nun genug über die innern Angelegenheiten beider Häuser. Mit der Menschheit sind wir noch wenig in Verbindung getreten, auch den neuen Professor haben wir noch nicht gesehen.<sup>3</sup> Mein Mann sehnt sich auch wenig danach. Wir dürfen, verehrter Herr Professor, doch bald auf eine Nachricht rechnen: wenn Sie zu beschäftigt sind, schreibt vielleicht Ihre liebe Frau.

Seien Sie Beide von uns Allen bestens begrüßt

Ihre herzlich ergebene Jeannette Steinthal

<sup>2</sup> Steinthals waren am 1. Oktober umgezogen.

<sup>3</sup> Gemeint ist wohl Wilhelm Dilthey, der nach dem Tod von R. H. Lotze für das Wintersemester 1882/83 an die Friedrich-Wilhelms-Universität nach Berlin berufen worden war.

[106] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Zürich, Fluntern, den 8. December 1882

Verehrter Freund

Gestern Abend erhielt ich von Geheimrath Althoff<sup>1</sup> das entscheidende Schreiben, wodurch die Berufung nunmehr definitiv geworden ist. Ich bin also von Ostern in Halle Extraordinarius mit in summa 1020 Thalern.<sup>2</sup> Daß dies auch unsrer gemeinsamen Sache soll zu statten kommen, ist meine feste Hoffnung<sup>3</sup> – das, denke ich, soll auch Ihnen neben und vor der persönlichen Theilnahme eine Freude sein.

<sup>1</sup> Friedrich Althoff (1839–1909) war 1882 Vortragender Rat im Preußischen Kultusministerium geworden.

<sup>2</sup> 1020 Taler entsprachen einem Jahreseinkommen von 3060 Mark. Da Glogau „in summa“ schreibt, ist offensichtlich das Wohnungsgeld, ca. ein Fünftel, schon inbegriffen. Das war ein kleines Gehalt, das bei den relativ hohen Miet- und Lebenshaltungskosten einer mitteldeutschen Stadt kaum reichte.

<sup>3</sup> Glogau hoffte, daß er Steinthal, der die Sommerferien mit seiner Familie meist in Schönefeld bei Leipzig verbrachte, nun häufiger sehen werde.

Bei uns geht es befriedigend, bis auf meine Frau, welche recht schwach ist, der auch der Abschied von dem schönen Zürich am schwersten fallen wird. Irene ist doch wieder ganz wohl? und Sie und Ihre Frau Gemahlin sind gesund? Das hoffen und wünschen wir.

Ich darf Sie wohl bitten, uns auch Herrn und Frau Professor Lazarus zu empfehlen, dem ich übrigens die Nachricht in Kürze ebenfalls mittheile.

In innigster Ergebenheit  
Ihr Glogau

[107] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumes Hof 8,  
den 14. December 1882

Verehrter Freund,

Meine Arbeit an der Ethik, bei der ich doch immer an Sie denke, weil sich wohl keiner so sehr für dieselbe interessiren wird wie Sie, hinderte mich bis heute, meine und meiner Frau große Freude ein klein wenig auszudrücken. Wir wußten ja zwar schon die Sache, und wir zweifelten nicht; immer aber bleibt die vollbrachte Erfüllung des Wunsches ein erregender Augenblick. Meine Frau hat schon bemerkt, daß wir uns nun von Schönefeld aus leicht sehen können.

Ich glaube nicht, daß jemals, auch bei der socialistischen Einrichtung der Welt, der Zufall als Glück und Unglück in der Lage der Menschen aufhören wird, seine Macht und Herrschaft zu üben. Die erste Hälfte Ihres Lebens war drückend und beengend genug; die zweite wird leichter und fruchtbarer sein. Was unter Mühseligkeit gesät ist und gekeimt hat, wird fröhlich ans Licht treten.

Mit innigem Gruße

Umwenden!

der Ihrige  
Steintal

[Postscriptum von Jeannette Steintal]

Meine verehrten lieben Freunde!

Mein Mann reicht mir diesen Brief in später Nacht zur Ansicht, und obwohl ich gesehen, daß er auch in meinem Namen seine Wünsche ausgesprochen, will ich sie doch noch mit eigener Hand aus vollem Herzen bestätigen.

Ich freue mich sehr, daß wir uns in den Sommermonaten so nahe sein werden, und so Gelegenheit haben, uns manchmal zu sehen. Ihnen, liebe Frau Professor, wünsche ich besondere Kraft für den Umzug, schonen Sie sich im Winter nur recht, und machen Sie es sich nicht schwer. Mögen Sie mit den Kindern gesund und froh ins Heimatland zurückkehren,<sup>1</sup> und einer glücklichen Zukunft entgegen gehen. Vorerst aber wünsche ich Ihnen ein vergnügtes Fest und glückliches Neujahr!

Ihre herzlich ergebne  
Jeannette Steinthal

Irene ist G[ott] L[ob] wieder gesund, besucht aber erst seit heute wieder die Schule. Sie war recht leidend, und hatte uns Sorge gemacht. Viele Grüße soll ich von ihr bestellen.

<sup>1</sup> Nach Halle war Glogau 1869 übersiedelt, um dort sein Oberlehrerexamen zu machen. Nach dem Krieg von 1870/71 kehrte er nach Halle zurück, bestand das Examen und bekam dort eine Stelle an der Realschule der Franckeschen Stiftungen, die ihm erst die Eheschließung mit Marie Bodinus ermöglichte. Vgl. Glogaus Briefe aus dieser Zeit, Nr. 6ff., und Marie Glogau, Gustav Glogau – Sein Leben [...], aaO, S. 11ff. und S. 49ff.

[108] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 28. April 1883

Lieber verehrter Freund, Ihr Brief vom 20. d[ieses] M[onats] hat uns erfreut und beruhigt.<sup>1</sup> Denn daß Sie seit Ihrer Anwesenheit hier im Dec[ember] so gar nichts hören ließen, hat meine Frau geängstigt. Wohl jede Woche einmal sagte sie seit Anfang des Jan[uar]: was mag bei Glogaus sein? Ich bedaure, daß es so Unangenehmes gewesen sein muß, daß Sie Sich noch gar nicht davon erholen können.<sup>2</sup> Dennoch hoffe ich, daß Sie in Ihrer jetzigen Stellung bald wieder Stimmung und auch Kraft finden werden. Tun Sie diesen Sommer Ihre Pflicht knapp, und wenden Sie so viel wie möglich auf körperliche Erholung, damit Sie mit dem Winter dann auch wieder geistig frisch an die Arbeit gehen können.

Uns geht es wohl, obgleich wir auch unsre Not gehabt haben. Wir haben recht ängstliche Oster-Feiertage mit Irenen verbracht. Jetzt ist sie wieder recht munter. Meine Frau hat dabei viel geleistet und sie ist

<sup>1</sup> Dieser Brief von Gustav Glogau ist nicht erhalten.

<sup>2</sup> Was für ein Kummer Glogau in dieser Zeit bedrückte – neben den Geldsorgen –, ist aus dem vorliegenden Briefmaterial des Nachlasses nicht ersichtlich. Auch Siebeck wußte offensichtlich darüber nichts Näheres.

schwach, doch nur schnell vorübergehend leidend. Mir fehlt nichts; aber etwas angestrengt bin ich wohl, wie sich fast von selbst versteht. Von Humboldt habe ich jetzt Bogen 22 in Correctur. Dieser und Bogen 21 haben mir mehr Kopfschmerz gemacht, als nötig war, durch Dummheit des Setzers und die unausbleiblichen Zufälle. Unterdeß ruht die Ethik gänzlich. Sie wird wohl bis zu den Ferien liegen bleiben, während deren Humb[oldt] notwendig ruhen muß. Die ersten 16 Bogen Humboldts werden nächstens als erste kleinere Hälfte ausgegeben, zur Feier der bevorstehenden Enthüllung des Humboldt-Denkmal.

Für die Zeitschrift fehlt es niemals an freien Aufsätzen, nur an Kritiken. Aber schicken Sie nur immer, was Sie haben, es wird untergebracht, und gern.

Meine Frau und Irene grüßen Sie und die lieben Ihrigen, wie ich, von ganzem Herzen. Wenn Sie zu meinem Geburtstage hierher kommen wollten, würden Sie uns alle sehr erfreuen.

Der Ihrige  
Steinthal

[109] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8,  
den 19. Mai 1883

Lieber Freund,

ich bedaure sehr, daß Sie Sich noch nicht erholt haben. Nun haben wir sogar darunter leiden müssen.<sup>1</sup> Ich wünsche, daß Ihnen die Fußtour wolgetan haben möge. Doch muß ich hinzufügen, daß mir Ihr Befinden nicht verwunderlich erscheint: eine langjährige Anstrengung unter Entsagung und Hoffnungslosigkeit oder geringer, mehrfach fehlgeschlagener Hoffnung, schwindet in ihren zerstörenden Folgen nicht im Handumdrehen. Das Wesentliche scheint mir, daß Sie Sich in eine heitere Stimmung zu setzen suchen müssen. Sie haben jetzt alles, was Sie brauchen, um glücklich zu sein, haben mehr als ich. Nur den unausbleiblichen Verdrießlichkeiten, den kleinen Scherereien, diabolischen Neckereien des blinden Schicksals nicht nachgegeben! Dergleichen muß man von sich ab, oder aus sich hinausschütteln, wie Schnee-Flocken, die noch nicht einmal Nässe zurücklassen. Denn all das Kalte schmilzt ja erst, wenn wir's erwärmen, und dann erkaltet es uns.

<sup>1</sup> Glogau hatte eine Reise nach Berlin, zu Steinthals Geburtstag, verschieben müssen.

Für Ihre Wünsche meinen besten Dank. Wie ich mich fühle, oder wie ich bin, kann sich erst herausstellen, wenn ich Humboldt und die Ethik hinter mir habe. So lange diese noch bei und in mir stecken, geben sie mir eine ausreichende Regsamkeit: ob diese über meine Kräfte geht, wird sich erst zeigen, wenn ich in Ruhe komme und es sich darum handeln wird, Neues anzugreifen.

Daß der Druck H[umboldt]s zu langsam gehe, kann ich nicht sagen. Fast alles, was vor Michaelis<sup>2</sup> geschehen ist, war mehr Vorbereitung. Nun sind also in 8 Monaten 23 Bogen gedruckt, welche soviel wie 40 gewöhnliche enthalten! Dabei ist der Satz höchst schwierig, die Correctur überaus mühselig! Ich glaube, ich habe noch nie so schnell gedruckt! Haben Sie denn den Humboldt schon?<sup>3</sup> Mögen Sie Ihre Freude daran haben! Dann würde ich aber gern lesen, was Sie (etwa für die Zeitschr[ift] von Fichte und Ulrici)<sup>4</sup> über Humboldts Stellung in der Philosophie zu sagen haben. Da ist Metaphysik, Ästhetik, Ethik, Geschichtsphilosophie zu berühren.

Mit besten Grüßen von Haus zu Haus  
der Ihrige  
Steinthal

<sup>2</sup> Michaelis ist der Tag des Erzengels Michael, der 29. September.

<sup>3</sup> Wohl die ersten 16 Bogen der Einleitung, die zur Feier der Enthüllung der Humboldt-Denkämer ausgegeben wurden.

<sup>4</sup> Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.

[110] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Alt-Schönefeld bei Leipzig, den 6. August 1883  
[Postkarte]

Lieber Freund, seit vorgestern bin ich hier bei den Meinigen, von denen ich 6 Wochen getrennt war, ich in Berlin, sie hier. Nun reisen wir zusammen nach Königswart bei Marienbad, Böhmen, wo meine Frau in Eisen baden soll, Irene und ich gut atmen und essen und trinken sollen. In etwa 6 Wochen kehren wir hierher zurück, und dann entweder suche ich Sie in Halle auf oder Sie uns hier, worüber zur Zeit Näheres.

Meine Frau grüßt herzlich, wie ich.

Ihr Steinthal

[111] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 10. October 1883

Lieber Freund, Sie haben nicht falsch gerechnet, wenn Sie uns seit Wochen in Schönefeld glaubten.<sup>1</sup> Es ist aber ein häufiges Schicksal (und darum will ich nicht sagen: *mein* Schicksal), daß Freude bald durch Schmerz getrübt wird, als könnte man ohnedies übermütig werden. Wir waren recht innig heiter in Königswart zusammen. Indessen bekam schon dieser schöne Aufenthalt einen Beigeschmack durch die trüben Nachrichten von unserer Schwägerin Lazarus. Als wir dann zu ihr kamen nach Schönefeld, begannen bei meiner Frau Zahnschmerzen mit furchtbarer Heftigkeit, Tag und Nacht, und der Arzt erklärte, man könne und dürfe nichts tun, solange der Schmerz anhalte. Nun, er ist in der Tat vergangen, und wir sind dann hierher gereist, da das Wetter eine so entschieden herbstliche Wendung genommen hatte. Wir haben oft genug an Sie gedacht; aber in dem Wirrwarr kam ich nicht in die Stimmung.

Unser Besuch bei Ihnen ist also diesmal wieder unmöglich gewesen. Könnten wenigstens Sie noch vor dem Beginn der Collegia hierher kommen?

Ich bin hier zunächst von vielen kleinen Geschäften eingenommen worden. Von Humboldt sind 39 Bogen fertig, und das Ganze soll noch im November erscheinen. Natürlich geben namentlich die §§ 20–24 noch viel Aufschluß über die Dinge, die in den ersten 8 §§ angelegt sind.

Das Heft der Zeitschrift, dessen Druck jetzt beginnt, ist übervoll; aber für das nächste!<sup>2</sup>

Meine Frau, der es jetzt gut geht, und Irene, die ganz munter ist, wie ich erwidern Ihre Grüße und grüßen auch die Ihrigen.

In Freundschaft der Ihrige  
Steintal

<sup>1</sup> Glogaus Brief ist nicht erhalten.

<sup>2</sup> Glogau hatte Steintal einen Aufsatz für die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft angeboten. Vgl. auch Brief Nr. 108 und Nr. 114 auf S. 166 (Anm. 2 mit Briefftext).

[112] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Halle a/S, den 23. October 1883

Verehrter Freund

Es freut mich, aus Ihrem Brief vom 10. d[ieses] M[onats], den ich richtig erhalten habe, zu ersehen, daß es mit Ihrer Frau Gemahlin und Frau Prof[essor] Lazarus wieder besser geht. Daß ich dabei wieder um das als selbstverständlich vorausgesetzte Zusammentreffen gekommen bin, habe ich nun, nicht ohne Mühe verschmerzt. Ich bin zu egoistisch und will mich fernerhin besser in der Entsagung üben; freilich glaube ich nicht, daß es gut ist, wenn man alle solche Triebe absterben sieht: man wird einsam und herbe.

Ihr Humboldt hat mir schon in der Einleitung, in dem Cap[itel] „Stil“ etcet[era] Schwierigkeiten gemacht, da auf Stellen verwiesen ist, die noch nicht gedruckt vorliegen. Da nach meiner Schätzung 44 Bogen wohl nicht durften überschritten werden und Sie jetzt circa beim 41. § sind, liegt ja das Ganze bald vor.

Da ich vor etwa 8 Tagen das letzte Heft des 14. Bandes der Zeitschrift erhielt, so ist das im Druck befindliche Heft wohl 1, XV? Und ich muß mich bis zu 2, XV gedulden? Da ich bereits unter dem 28. April Ihre Zusage, meinen Aufsatz unterzubringen, empfing, hatte ich allerdings früher anzukommen gehofft, zumal für meine Art zu arbeiten, der Druck eines solchen Abschnittes entscheidend ist; ohne die früheren metaph[ysischen] Artikel hätte ich nie die volle Herrschaft über meine Ideen, die den 1. Band des Abrisses [der philosophischen Grundwissenschaften] bilden, gewonnen. Die Einleitung zum 2. Bande ist vor bald 3 Jahren geschrieben und es drängt mich, das nächste Stück von der Seele abzuwälzen. Ich sehe aber, daß ich mich 3–4 Monate werde gedulden müssen.

In den Ferien besuchte mich ein alter Freund, der Germanist Oskar Erdmann aus Königsberg.<sup>1</sup> Er sagte mir, er habe Ihnen eine Arbeit über die Entwicklung der deutschen Syntax angetragen, aber nie eine Antwort bekommen. Erdmann hat durch seine Otfrid-Arbeiten einen

<sup>1</sup> Der Königsberger Altphilologe und Germanist Oskar H. Th. Erdmann (1846–1895), der 1885 als a. o. Professor an die Universität Breslau berufen wurde, hatte dann doch noch seinen Aufsatz in Steinthals Zeitschrift veröffentlichen können: O. Erdmann, Zur geschichtlichen Betrachtung der deutschen Syntax, in: ZfV XV (1885), S. 387–418. Sie war gleichsam eine Vorarbeit zu seinem größeren Werk, die „Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt“, Stuttgart 1886–98. Von seinen Otfrid-Arbeiten wurde besonders bekannt: „Über die Wiener und Heidelberger Handschrift des Otfrid“, Berlin 1879 (= Abhandlungen der Berliner Akademie, Philosophisch-histor. Klasse, Nr. 7).

guten Namen, arbeitet seit Jahren für Cotta an einer deutschen Syntax und hat hier in seiner Habilitations-Vorlesung einen Gesamtüberblick geboten.<sup>1</sup> Der Orientalist A. Müller, der für Sie Wellhausen recensirt hat, hat diese Vorlesung mit hoher Befriedigung gehört.<sup>2</sup> Ich erfuhr dies letzten Sonnabend aus seinem eigenen Munde. Er ist, von meiner ersten Halle'schen Zeit her, ebenfalls mir nahe befreundet.

Bei uns geht es befriedigend, wie ich hoffe auch bei Ihnen. Ich bin, wie stets, in inniger Dankbarkeit und Verehrung

Ihr Glogau

<sup>2</sup> Der Arabist August Müller (1848–1892) lehrte seit 1874 als a. o. Professor in Halle, wurde 1882 als o. Professor nach Königsberg und 1889 wieder nach Halle berufen. Neben der Edition von Ibn Abi Uṣaibias „Geschichte der Ärzte“ (Kairo und Königsberg 1884) war sein Hauptwerk „Der Islam im Morgen- und Abendland“ (2 Bde., 1885–1887). Seine Rezensionen in der ZfV stehen alle im XIV. Band (1883), S. 434–460.

[113] JEANNETTE STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, den 24. October 1883

Verehrter Herr Professor!

Gestatten Sie mir, Ihren heutigen Brief an meinen Mann mit ein paar Zeilen zu beantworten. Sie beklagen darin, daß ein Zusammentreffen in diesen Ferien wieder nicht stattgefunden, gehen aber mit keiner Silbe auf die Möglichkeit, uns hier noch zu sehen, ein. Wir haben Sie, verehrter Freund, eigentlich am 20. erwartet,<sup>1</sup> da Sie vor drei Jahren in Basel des Tages gedachten, glaubten wir, Sie würden uns dieses Mal die Freude Ihres Besuches machen. Noch bis Mittag hatten wir die Hoffnung nicht aufgegeben, doch als es 1 Uhr wurde, sagte mein Mann mit innigem Bedauern, „nun kommt Glogau nicht mehr“. Ebenso, ich muß es Ihnen, verehrter Freund, heute noch sagen, haben wir Sie am 16. Mai schmerzlich vermißt.<sup>2</sup> Wie sehr wir Sie ganz zu den Unsrigen zählen, ermessen Sie daran, daß gerade an Familienfesten wir Sie gerne um uns hätten. Für den Sommer war ein allerliebster Reiseplan von meinem Manne und mir ausgedacht. Im Juni, wo ich mit Irene allein in Schönefeld war, sollten wir Sie von dort aus eines schönen Tages überfallen, und dann wollte mein Mann im August einen kurzen Abstecher bei Ihnen machen. Aber alle die guten Vorsätze scheiterten an

<sup>1</sup> Am 20. October war der Hochzeitstag von SteintHALS.

<sup>2</sup> SteintHALS 60. Geburtstag.

meinem Leiden. Mein Mann ist oft recht verstimmt darüber, und nur durch seine himmlische Geduld und Güte trägt er alles Unliebsame in so huldvoller Weise.

Wenn es Ihnen, verehrter Herr Professor, möglich ist, kommen Sie noch für ein paar Tage. Sie würden gerade hier meinen Mann in aller Muße genießen können. Wie gern würde ich Ihre liebe Frau einmal wiedersehen! bitten Sie sie, mit einer alten Frau nachsichtig zu sein<sup>3</sup> und mir wenigstens schriftlich von ihrem neuen Leben zu erzählen. Es interessirt mich zu hören, wie es Ihnen Allen in Halle behagt. – Mit meinem Befinden bin ich keineswegs zufrieden, ein arger Husten plagt mich sehr und quält die Umgebung. Auch meiner armen Schwägerin geht es immer noch nicht gut. Sie ist selten ohne asthmatische Beschwerden. Eine Herzensfreude habe ich, wenn ich meinen Mann und Irene gesund um mich sehe; dann ertrage ich auch für mich Alles leicht. G[ott] L[ob] beide sind recht frisch, mein Mann in seiner und Irene in ihrer Weise. Sie besucht auch wieder die Schule, und ist überglücklich, mit Kindern zusammen sein zu können.

Verzeihen Sie, verehrter Herr Professor, wenn ich meine paar Zeilen zu einem Briefe ausgedehnt. Es ist auch dieses nur ein Beweis der aufrichtigen Freundschaft

Ihrer herzlich ergebenen Jeannette Steinthal

Bitte grüßen Sie Ihre liebe Frau und Kinder herzlichst von mir.

<sup>3</sup> Jeannette Steinthal war damals 43 Jahre alt!

#### HEYMANN STEINTAL AN GUSTAV GLOGAU

Lieber Freund, für die persönlichen Mitteilungen, die ich zu machen hätte, berufe ich mich auf vorstehende „paar Zeilen“ meiner Frau. So bleibt mir wenig hinzuzufügen. Wenn Sie mehr und mannichfaltiger mit dem Leben in Berührung kämen, mit der Welt, würden Sie auch schon Geduld gelernt haben, und Genügsamkeit mit minimalen Erfolgen. – Ihr Freund Oscar Erdmann ist mir dem Namen nach wohlbekannt. Wenn ich ihn, wie er Ihnen klagt, vernachlässigt habe, so weiß ich wirklich nichts davon, und ich kann heute nicht mehr suchen, woran das gelegen haben kann. *Er hätte mir nur ruhig seine Arbeit schicken sollen.* Wenn mir eine Arbeit nicht vorliegt, wie kann ich mich über Aufnahme aussprechen? Und wie leicht tritt dann ein Hindernis gegen die Antwort und endlich ein Vergessen ein!

Übrigens muß ich Ihnen sagen, daß, so lieb mir freie Artikel sind, ich

doch auch Recensenten haben muß, und daran fehlt es mir. Wenn Erdmann mir in irgend einer Form Kritiken oder Berichte über einzelne germanistische Bücher oder über die germanistischen Jahres-Läufe geben wollte, so wäre mir das sehr erwünscht. Schlimm ist es, daß die Zeitschrift genau so langsam gedruckt wird, wie meine Bücher. Woran das liegt, weiß ich nicht, und ändern kann ich's nicht.

Ein Redacteur ist ein gequältes Wesen. Da sind zu viel Rücksichten. Ist das letzte Heft XIV, 4 nicht interessant? Aber Wohlwill bringt noch *zwei* Fortsetzungen, Michaelis eine Fortsetzung.<sup>4</sup> Dabei liegen mir vielleicht schon ein halber Band gelieferter Artikel im Pult, die ich doch nicht allzulang liegen lassen kann.

Leben Sie recht wohl! Wann werde ich Sie nun sehen?

Der Ihrige  
St.

<sup>4</sup> Emil Wohlwill, Die Entdeckung des Beharrungsgesetzes, in: ZfV XIV (1883), S. 365–410, und Bd. XV (1884), S. 70–135 und S. 337–387. – Im übrigen meinte Steinthal wohl nicht Michaelis, der zum Band XIV mehrere Rezensionen geschrieben hat, sondern Franz Misteli, Die Theorie der Abschleifung im Indogermanischen und Ugri-schen, in: ZfV XIV (1883), S. 289–335 und S. 364, und Bd. XV (1884), S. 457–472.

[114] MARIE GLOGAU AN JEANNETTE STEINTHAL

Halle, den 26. Oktober 1883

Verehrte, theure Frau Professor!

Ihr gütiger Brief hat uns hoch erfreut und ich beeile mich, Ihrem Wunsche gemäß, Ihnen nun von uns gründlich zu berichten. Doch vorher lassen Sie mich Ihnen mein Bedauern aussprechen, daß es mit Ihrer Gesundheit immer nicht nach Wunsch gehen will. Das ist bei Eintritt des Winters doppelt fatal und wünschen wir von ganzem Herzen, daß Ihnen wie Ihrer verehrten Frau Schwägerin, trotz schlechter Jahreszeit, bald völlige Genesung blühe. Gottlob, daß wenigstens Herr Professor und Irene sich wohl befinden! Ich kann mir denken, wie selig Ihr Töchterchen mit anderen Kindern ist und kann Ihnen, verehrte Frau, versichern, daß wir das Gedeihen und die Entwicklung Ihres Schätzchens mit besonderer, zärtlicher Theilnahme verfolgen. Wie schön wäre es, wenn unsere Kinder sich kennen und lieben lernen könnten, und ich glaube, unsere Marie und Irene gäben gute Freundinnen und ein interessantes Pärchen! Irene ist selbstverständlich bei den Bedingungen, unter denen sie erwachsen, ein eigenartiges Kind und unsere Marie ist es in hohem Grade. Eine geborne kleine Philosophin! Schon als 3jährige stellte sie erstaunliche Betrachtungen an und obwohl

wir sie eher zurückhielten, da ihre Gesundheit sehr zart war, hat sich dieser Sinn doch stetig entwickelt. Nur ist sie jetzt gesünder und damit lebensfrischer, kindlicher und vergnügter. Für sie ist es ein unendliches Glück, daß ihr Schwesterchen so viel ( $3\frac{1}{4}$  Jahr) jünger ist als sie und daß dies Schwesterchen sprühend von Übermuth und Lebenslust war und ist; sie blieb dadurch kindlicher. Übrigens macht mir die Kleine, obzwar ihr nie etwas Ernsteres fehlt, oft Sorge durch nervöses Wesen und ein gewisses Übermaß in ihrem Fühlen und Denken, das sich dann durch Abgespanntheit und Überreiztheit rächt. Sie sehen, wes das Herz voll ist, geht der Mund über! –

In Halle sind wir nun schon ganz heimisch. Mein lieber Mann ist glücklich, wieder Berührung mit der heimathlichen Erde und Luft zu haben. Er fühlte sich in der Schweiz nie zu Haus. Freilich that dort das ungewisse seiner Stellung viel – so gut wir dort standen, das Unsichere war ihm unerträglich, lag stets wie ein Alp auf ihm. Das ist nun von ihm genommen, wenn auch nicht alle Sorgen, denn unser Einkommen ist sehr schmal und Halle sehr theuer. Dazu kommen hier sehr viele, unabweisliche gesellige Pflichten – kurz, es heißt sich einschränken, was übrigens mir schwerer als meinem lieben Mann wird, der mir mit gutem Beispiel voran geht. So versagt er sich jetzt auch eine Berlinreise – denn wir hatten durch Umzug und die im Sommer durch gesundheitliche Verhältnisse nöthig gewordene Reise schon zu viel für unsere Lage.

Hoffen wir auf's Frühjahr, wo ich dann vielleicht meinen lieben Mann begleiten kann. Ich bin so dankbar, daß ich nun endlich sagen darf, es geht ihm wirklich besser, er erholt sich sichtlich. Wie gebrochen an Leib und Seele er war, verehrte Frau, das weiß nur ich. Gottlob, daß es wieder besser geworden, es war so schwer. – Ja, ich hoffe von Halle viel Gutes. Dieser Winter wird uns der geselligen Freuden nur zu viel bringen, und da ist uns unser stilles, kleines Häuschen, das vor der Welt ganz versteckt liegt und das wir allein bewohnen, doppelt lieb. Meinem Mann ist die absolute Ruhe Bedürfniß und größte Wohlthat. Und auch ich gewöhne mich hinein und lasse es mir lieb werden. Im Anfang – und lange noch – konnte ich die himmlische Aussicht aus unseren Zürcher Fenstern über Berg, Thal und See, die schöne Stadt und darüber den weiten Himmel, bei dem durch allzu viel Grün etwas bedrückten Blick aus unserem jetzigen Heim garnicht loswerden. Doch man gewöhnt sich an Alles, und Halle ist mir schon jetzt lieb und wird mir immer lieber werden. – Damit leben Sie wohl, verehrte Frau!

Empfehlen Sie mich gütigst Ihrem Herrn Gemahl, wie Herrn und Frau Prof. Lazarus, die Kinder grüßen mit mir Irene!

Marie Glogau

GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Halle a. S., den 27. October 1883

Hochgeehrter Freund

Wir danken Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin herzlich für ihre lebenswürdigen Zeilen und wünschen derselben, sowie Ihnen allen, eine bessere, dauernd gute Gesundheit. Meine Frau hat sich beeilt, den Wunsch Ihrer Frau Gemahlin sofort zu erfüllen und sendet ihr die einliegenden Zeilen.

Da das Semester bereits begonnen hat, ich täglich lese und zu den Weihnachtsferien einen Neffen, einen jungen Studenten, zum Besuch erwarte, kann ich vor März an eine Reise nach Berlin nicht denken. Dann aber komme ich, wenn Sie es erlauben, sehr gern auf kurze Zeit herüber.

Erdmann hat wohl angenommen, Sie kennten ihn genügend, um auch aus der Entfernung über eine ev[entuelle] Annahme sich zu entscheiden.<sup>1</sup> Ich will ihm gelegentlich schreiben. Da er sich eben habilitirt hat und Lehrer ist, weiß ich nicht, ob er für Recensionen Zeit frei hat. Da Sie meinen Aufsatz, wie ich annehme, definitiv für das nächste Heft bestimmt haben, haben Sie vielleicht die große Güte, mir zu gestatten, daß ich ihn gleich in die Druckerei sende, und mir etwa 14 Tage vorher dies anzuzeigen. Es fehlt noch die letzte Redaction.<sup>2</sup> Da ich jetzt tüchtig mit meinen Vorlesungen zu thun habe, auch wohl einen öffentlichen Vortrag werde übernehmen müssen, kann ich augenblicklich noch nicht herangehen. Übrigens, scheint es, werden auch in diesem Semester meine Erfolge sehr mäßig bleiben. Ich habe bisher zwei Stunden Psychologie gelesen, und hatte 12 und 10 Zuhörer. Allerdings ist die Stunde, Abend 6–7 Uhr, wegen der vielen Seminare nicht günstig. Ich gebe mir viel Mühe, halte mich auch zum Docenten für gut begabt, und doch will es bis jetzt nicht recht werden. Heute N[ach]m[ittag] beginne ich die Interpretation von Plato's Theaetet, wöchentlich 2 St[un]d[en] publice.

Es geht mir in der letzten Zeit, wenn ich mäßig arbeite, so gut, wie seit Jahren nicht. Sogar mein eignes Denken, das eine Zeit lang geruht hatte, entwickelt sich kräftig. So kann ich in jeder Beziehung zufrieden sein.

<sup>1</sup> Vgl. Anm. 1 von Brief Nr. 112.

<sup>2</sup> Was es mit diesem Aufsatz auf sich hat, ist auch anhand des Nachlaßmaterials nicht mehr zu rekonstruieren. Nicht unwahrscheinlich wäre es, wenn es sich dabei um jenen Essay handelte, den Glogau dann 1884 unter dem Titel „Die Phantasie“ als selbständige Publikation bei Max Niemeyer in Halle veröffentlichte.

Gestatten Sie mir noch eine Anfrage. Bei meiner Beschäftigung mit Humboldt denke ich natürlich viel an Ihre früheren Arbeiten, gegen die Sie jetzt vielleicht nicht ganz gerecht sind. Dabei haben mich auf's neue die drei Anmerkungen gegen Haym in der 2. Bearbeitung des Ursprunges der Spr[ache] befremdet.<sup>3</sup> Er steht Ihnen, scheint mir, viel näher, wie der Ton jener Anmerkungen ahnen läßt; und wenn auch ein Literarhistoriker den panegyrischen Ton stets streifen wird, weil er eben über zu große Massen sich zu verbreiten hat, die *völlig* Niemand beherrschen kann, so steht doch nach meiner Ansicht das Haym'sche Buch außerordentlich hoch. Welcher Literarhistoriker beherrscht wohl so völlig Schiller und Kant und doch auch Goethe und Humboldt?! Namentlich über den Einfluß Kant's giebt er in Einzelnachweisen vortreffliches, weit mehr, wie man erwarten konnte. Kurz, ich möchte Sie um gelegentliche Auskunft bitten, ob jene Anmerkungen noch einen anderen Hintergrund haben, als die Biographie. Gegen diese nehmen Sie Ihre Leser ein, und mancher dürfte, zu seinem Schaden, das Buch ungelesen lassen, zumal auch die dritte Bearbeitung keine mildernde Andeutung hinzufügt. Doch dies natürlich ganz gelegentlich.

Leben Sie wohl, theurer Freund! Mögen Ihnen Ihre Arbeiten und Ihre Lehrtätigkeit reiche Früchte tragen und auch Ihr Haus in Gesundheit und Frohsinn erblühen. Ihrer Frau Gemahlin danke ich noch einmal herzlich für die so sehr liebenswürdigen Zeilen.

Ihr Glogau

<sup>3</sup> Glogau las wohl damals erst Rudolf Haym, Wilhelm von Humboldt – Lebensbild und Charakteristik, Berlin 1856. Steinthal hatte sich zu dessen linguistischem Teil schon vor Erscheinen der 2. Auflage von „Der Ursprung der Sprache“ kritisch geäußert: „Zur Sprachphilosophie“, in: Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung, Jg. 1856, Nr. 94 und 95.

[115] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 20. November 1883

Verehrter Freund,

Soeben habe ich den letzten Bogen meines Humboldt zur Revision gehabt und zurückgeschickt. So dürfen Sie hoffen, recht bald im Besitz des ganzen Werkes zu sein. Wie viel Freude mir auch diese Arbeit gemacht hat, so bin ich doch froh, daß sie nun von meinen Schultern ist. Seltsam, es hat sich ein befreundeter Mann gefunden, der mir nach dem Erscheinen des ersten Fasciculus gerade heraus sagte, er hätte es für besser

gehalten, wenn ich Humb[oldt] hätte liegen lassen und eigne Arbeiten gemacht hätte!

Sie erinnern mich an Haym. Mein „Urspr[ung] d[er] Spr[ache]“ ist mir leider nicht zur Hand. Täuscht mich meine Erinnerung nicht, so ist dort in *einer* Anmerkung von Haym die Rede.<sup>1</sup> Ich weiß nicht mehr, wie bitter ich es empfunden haben werde, daß Haym sehr von oben herab über mich gesprochen hat. Hoffentlich habe ich ihm mit meiner Entgegnung so wenig geschadet, wie er mir; sicher aber habe ich mich damals im Zustande der Notwehr zu befinden geglaubt. Von einem andren Hintergrunde aber als ganz ausschließlich jene Partie Hayms über die Classification ist mir entschieden nichts bewußt. Denn niemals bin ich außerdem, weder vorher noch nachher, mit Haym litterarisch oder persönlich zusammengetroffen. Wenn nun jener alte Streit in mir schon, wie man sagt, durch die Zeit ganz in das Dunkel der Vergangenheit gerückt war: so habe ich wissentlich oder unwissentlich alles, was in Bezug auf Humboldt *vor* meiner Ausgabe liegt, aus meinem Gedächtnis gewischt. Nicht wahr, ich habe mich selbst kein einziges mal in diesem Humb[oldt] citirt? Sie billigen dies nicht; auch Holzmann<sup>2</sup> nicht. Der wollte mir sämtliche Stellen Humb[oldt]s bezeichnen, die ich in meinen Schriften besprochen hatte – gewiß ein freundliches Anerbieten, mir aber schrecklich; ich lehnte es ab. Humb[oldt] auf dem Nacken haben und dazu noch meine eigne Vergangenheit – das war mir zu viel. Ich gehöre zu den Leichtgewaffneten.

Die beiden Biographien H[umboldt]s mußte ich doch mindestens da nennen, wo es sich um Bibliographie handelt, also in der vorangestellten<sup>3</sup> „Notiz“; und obwohl ich sie beide erwähnen mußte, konnte ich doch nicht umhin, Haym nicht neben, sondern *über* Schlesier<sup>4</sup> zu stellen, obwohl mir dieser, dessen Buch ich in der begeisterungsfähigsten Zeit gelesen hatte, wirklich außerordentliches Vergnügen bereitet hatte.

Sollte ich Ihnen das Gefühl darstellen, in welchem ich jetzt lebe, so würde mir das schwer werden. Ich glaube aber mich sehr normal in dem Gefühlskreise eines Sechzigers zu bewegen. Die eigentliche Schöpferkraft ist aufgebraucht; aber man fühlt immerhin noch das Zeug in sich, um mancherlei Annehmbares zu produciren, namentlich längst Vorbereitetes fertig zu stellen. So gehe ich nun zunächst an die Ethik. Nur ein paar Kleinigkeiten habe ich noch zuvor zu erledigen. In Berlin gibt es viel zu tun, wie ich Ihnen schon einmal sagte.

<sup>1</sup> Steinthal erinnert sich hier offenbar nur noch an jene Anmerkung, die er mit in die 4. Auflage (aaO, S. 80) übernehmen wollte.

<sup>2</sup> Zu Michael Holzman vgl. Anm. 1 von Brief Nr. 66.

<sup>3</sup> Darunter, aber nicht gestrichen, steht „vorausgeschickten“.

<sup>4</sup> Gustav Schlesier, Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt, Theil 1, Stuttgart 1843; Theil 2, Stuttgart 1845.

Was Ihre Vorlesungen betrifft, so gewöhnen Sie sich an den Gedanken: wenige, aber tüchtige Zuhörer, und seien Sie damit zufrieden. Ich mache es ebenso. Hier mögen 300 Philologen studiren: davon hören bei mir kaum zwanzig. Zu dieser Anzahl steuert die ganze Welt bei, der Osten und der Westen. Am diesmaligen 15. Oct[ober] warf unser erster Philologie-Prof[essor] Kirchhoff<sup>5</sup> seinen Studenten (er hat natürlich immer gegen 200 Hörer) banausische Gesinnung vor. Unsre, ich meine Ihre und meine, Auditorien sind rein: Das kann uns trösten.

Meine Frau und Irene befinden sich wohl: erstere freilich etwas bedingungsweise (man gewöhnt sich ja an alles), Irene aber ist sehr munter, wahrscheinlich mehr munter als gesund, aber auch ihre Gesundheit veranlaßt doch keine Klage. Sie besucht die Schule wieder, aber eine Privatschule, wo sie nur mit halb so vielen Kindern in der Classe beisammen ist, auch sonst alles weniger stramm hergeht als in der städtischen. Das ist ihr bis jetzt leiblich gut bekommen, und ich sehe, daß sie dennoch Fortschritte macht. Stylistisch ist sie gut begabt: darin erweist sie sich als Nichte ihres Onkels.

Ich wünsche Ihnen alles Gute

Ihr Steinthal

Meine Frau läßt grüßen; sie hat sich mit dem Briefe der lieben Ihrigen recht gefreut und sendet Ihnen beiden die besten Wünsche.

<sup>5</sup> Der klassische Philologe Adolf Kirchhoff (1826–1906) hatte 1865 an der Universität Berlin die ordentliche Professur als Nachfolger August Boeckhs erhalten. Bedeutsam sind vor allem seine Arbeiten zu sprachwissenschaftlichen Themen, besonders (zusammen mit Th. Aufrecht) „Die umbrischen Sprachdenkmäler“, Teil I und II (Berlin 1849/51).

[116] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Halle a/Saale, den 26. December 1883

Hochverehrter, theurer Freund

Haben Sie meinen allerherzlichsten Dank für Ihre liebenswürdigen Zeilen vom 20. November. Es hat mich schon sehr gedrückt, daß ich, in Erwartung Ihrer Sendung, von der ich wissen konnte, daß sie noch nicht so bald bevorstehe, solange mit der Antwort gezögert. Nun ist Ihr Werk<sup>1</sup>, wie vorher Ihre Abhandlung über den Unterricht in fremden

<sup>1</sup> H. Steinthal, Die sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt, mit einer Allgemeinen Einleitung, der Abhandlung „Der Styl Humboldts“ und mit Einführungen und Erklärungen des Herausgebers zu den einzelnen Schriften Humboldts, Berlin 1884.

Sprachen, gestern mir zugegangen. Ich hoffe es bald und gründlich lesen zu können und freue mich darauf. Die Meinung jenes Mannes, der eigene Arbeiten von Ihnen würde bevorzugt haben, verstehe ich; aber ich sehe auch, wie Sie, vorbildlich, das an unserm großen Meister zu thun begannen, was, damit der deutsche Geist zur gründlichen Selbsterfassung gelange, in großem Umfange und allgemein geschehn muß. So gehört die volle Anerkennung und das volle Verständniß Ihrer Arbeit allerdings wohl erst der Zukunft.

Daß Sie nun aber doch froh sind, diese Arbeit [Humboldt] von den Schultern zu haben, kann ich mir denken und ich gratulire herzlich dazu. Denn noch ist Ihre Schöpferkraft, auch abgesehen von der Ethik, sicher nicht verbraucht. Wenn Sie auch wirklich nicht mehr an den 3. B[an]d Ihres Abrisses gehen sollten, die Entwicklung der indogermanischen Sprache, so gut und so weit sie sich geben läßt, was ich ewig bedauern würde, da ich von dem Gefühle nicht loskomme, Sie hätten dies durch die ersten fünfzehn Jahre Ihres Wirkens der Welt versprochen: so liegt doch auch noch die vergleichende Mythologie da, deren Grundzüge keiner wie Sie gestalten könnte. Das sollte mit dem hoffentlich erst späten Erlöschen Ihrer Kraft der Welt nicht genommen werden! Kurz, ich bin überzeugt, Sie werden aufs neue erleben, was Ihnen zuerst nach Beendigung Ihres Buches Grammatik, Logik und Psychologie widerfuhr!

Gegen Ihre Abhandlung über den Unterricht regen sich mir instinctiv, trotz ihrer Vollendung aus einem Gusse, Bedenken, von denen ich nicht weiß, ob sie lediglich aus mangelhafter Erfahrung entspringen.<sup>2</sup> Mir will scheinen, daß die Fremdheit des Idioms, an dem man die Syntax erlernt, wesentliche Bedingung für deren gründliche Auffassung sei. Die Muttersprache ist uns zu nahe gerückt, um, was wir schon

<sup>2</sup> Der genannte Aufsatz, „Wann soll der Unterricht in fremden Sprachen beginnen?“, ist ein Gutachten, das Steinthal im Jahre 1883 für den Magistrat von Berlin angefertigt hat, als dieser über die beste Einrichtung der Mittelschulen verhandelte; er wurde dann veröffentlicht in der „Berliner Philologischen Wochenschrift“, Jg. 3 (1883/84), S. 1526–1532, und später nochmals in: Pädagogisches Archiv, Centralorgan für Erziehung und Unterricht, Jg. 32 (Stettin 1890), S. 47–55. – Steinthal spricht sich zunächst für eine gründliche Kenntnis der Muttersprache aus, deren grammatisches System der Heranwachsende zunächst analysieren lernen solle (wobei er die eigene Freude an der deutschen Grammatik ganz offensichtlich als allgemein vorhanden voraussetzt), und erst dann – mit 13 Jahren – für die Erlernung der ersten Fremdsprache. Glogaus folgende Einwände (die ihm so wichtig waren, daß er sie erst auf einem Extrablatt vorformulierte) sind nicht unberechtigt und entsprechen mehr den allgemeinen Bedürfnissen und Fähigkeiten der Kinder. Daß die Leistungen der jungen Schweizer in der deutschen Grammatik schlecht sind, geht allerdings auf die erschwerende Tatsache zurück, daß die meisten erst in der Schule die deutsche Hochsprache und deren vom Schweizerdeutschen abweichende Grammatik lernen mußten.

vorher weit besser wissen, nun erst durch die Grammatik erlernen zu sollen, sobald der Unterricht die elementarsten Unterscheidungen überschreitet. Das Latein aber kann ich nur erst mit Hilfe der verstandenen Regel überhaupt verstehen, während ich sonst ganz falsch beziehen würde: so erweist sich die Regel als schöpferisch und damit erst entsteht der genügende Trieb, sie auch *wirklich* – nicht bloß mechanisch – zu erfassen und damit eine wirkliche grammatische Erkenntnis zu gewinnen. Ebenso halte ich es – wenn man das durch das kindliche Wissen gebotene Maß hält – für richtig, mit dem Latein sofort die Vorstellung der fremden Kulturwelt zu verbinden. Ich habe in Halle, Winterthur, Zürich, auch auf Realschulen unterrichtet und was mir dort im Gegensatz zu den Gymnasiasten besonders auffiel, war der absolute Mangel jeder historischen Anschauungsweise, des Loskönnens von der eigenen Gegenwart. Dem kleinen Lateiner aber fließt sofort eine fremde Vorstellungswelt in die Seele, und das scheint mir sehr frühe geschehen zu müssen und sehr nachhaltig, wenn es den Geist von dem unmittelbaren Vorstellungskreise loslösen und damit historisch frei machen soll. Dies scheinen mir auch unsere Damen zu beweisen, die, trotz aller Phantasie, wenn ich nicht irre, eine nur mangelhafte historische Anschauung haben. Endlich glaube ich mich in der Schweiz, wo man in der That das Latein erst nach beendetem 12. Jahre beginnt, überzeugt zu haben, 1) daß die Leistungen dieser 12jährigen angehenden Gymnasiasten in der deutschen Grammatik herzlich schlechte sind. Dieses mag an dem Unterricht liegen. Ich glaube aber, 2), daß in diesem Alter der Zeitpunkt für das Latein deswegen verpaßt ist, weil, trotz der sehr kleinen Klassen, das unentbehrliche Regelwerk durch keine Mühe mehr fest und geläufig zu machen ist. Das erkläre ich mir so, daß auf den 9jährigen der bloße Reiz des Fremden, auch wenig sinnvollen, eine Macht übt, die alle Schwierigkeiten des Lernens überwinden läßt. Der bloße Klang der Worte ist hier schon Inhalt! Vergl[eiche] die geogr[aphischen] Namen, von denen dasselbe gilt: die Malediven und die Lakediven etcet[era]. Wer aber das 13. Jahr antritt, will denken und kann sich bloß mechanisch nichts mehr fest aneignen. Also auch hier würde, grade wie in der Syntax, ein Haupthebel *verloren gehen*, der mächtig für die Aneignung wirkt, wenn man den Unterricht merklich hinausrückt und an der Muttersprache beginnen läßt. Denn das „Sichbesinnen“, das „In-sich-blicken“ (vorletzte Spalte) ist schwerer als das „Außer-sich-blicken“. Gerade, was Sie von *ut* und dem *Acc. c. Inf.* sagen, halte ich – ich weiß nicht, ob auf Grund von Erfahrung oder durch Selbsttäuschung – aus diesen Gründen dem Schüler für leichter verständlich, als die deutschen Sätze mit „daß“. Und auch für die erste Erlernung der Muttersprache möchte ich nicht zugeben, daß sie durch halb-bewußten Gouvernanten-Unterricht besser als durch verständige Auswahl der Lectüre und dergl.

geleitet werde.<sup>3</sup> Da mich die Frage lebhaft interessirt – ich habe für das nächste Semester Pädagogik angekündigt – wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Ihnen Zeit und Lust bliebe, darauf zurückzukommen. Jedenfalls angeregt hat mich Ihr Gutachten in hohem Maße und die Schluß-Auseinandersetzung scheint mir vortrefflich. So bin ich Ihnen für die Übersendung zu herzlichem Dank verpflichtet.<sup>4</sup>

Von Haym haben Sie wirklich nicht eine, sondern 3 Anmerkungen, und zwar S. 117, 128, 135. Ich dachte mir wohl, daß Sie jetzt keinen Werth auf dieselben legen.

Den Kindern und uns geht es gut, zumal ein Vetter Studio[sus], der zum Besuch ist, sich mit ersteren viel beschäftigt. In meine geringe Zuhörerzahl habe ich mich ergeben und war bisher meist so arbeitslustig und zufrieden, wie seit Jahren nicht, obzwar mein Befinden allerdings nicht gleichmäßig ist. Möge es nur Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin im nächsten Jahre endlich einmal besser gehen! Ich bitte sie, da ich den Brief nicht länger zurückhalten mag, zu den Feiertags- und Neujahrs-Wünschen, die ich Ihnen und Ihrem ganzen Hause sende, im voraus auch meine aufrichtigsten Glückwünsche zu ihrem Geburtstage entgegen zu nehmen. Wie viel günstiger auf Irene die viel kleinere und weniger stramm regierte Privatschule wirkt, kann ich aus unsern eigenen Erfahrungen ermessen. Möge die kleine lebhaftete Dame denn nun in ein gutes Fahrwasser kommen. Mein Mariechen grüßt sie aufs beste und bittet, sie nicht zu vergessen. Wir Alle aber, meine Frau, ich und die Kinder, wünschen Ihnen allen von Herzen ein recht gesegnetes neues Jahr und empfehlen uns ebenso herzlich Herrn und Frau Prof[essor] Lazarus.

Auf baldiges Wiedersehn  
in inniger Verehrung und Dankbarkeit –

Ihr treu ergebener Glogau

<sup>3</sup> Diesen Satz hatte sich Steinthal angestrichen und an den Rand notiert: „Misverständnis“.

<sup>4</sup> Von diesem Passus existiert eine Abschrift im Nachlaß, die Glogau offensichtlich wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes anfertigen ließ.

[117] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

28. December 1883

[Postkarte]

Verehrter Freund, aus Versehen sind Ihnen vom Humboldt *zwei* Exemplare zugegangen. Bei der beschränkten Anzahl der mir zur Verfügung stehenden Exemplare muß ich Sie bitten, mir *eins* zurückzuschicken. – Ich benutze diese Karte zugleich, um Ihnen ein herzliches Prosit Neujahr zuzurufen, und mit meiner Stimme mischt sich die meiner Frau und Irenens.

Der Ihrige

Steintal

Für Ihre Bemerkungen zu meinem Aufsatz besten Dank; ich werde Ihnen gelegentlich meine Verteidigung mitteilen.

D. O.

[118] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 23. Februar 1884

[Postkarte]

Lieber Freund, unter solanen Umständen<sup>1</sup> scheint es mir besser, Ihr Aufsatz komme in das nächste Heft, und Sie behalten den Sommer für die letzte Gestaltung Ihrer Arbeit, schon damit Sie sich nicht überlasten, sich nicht hetzen, wodurch man so nervös wird. Sie müssen gemächlicher arbeiten als bisher, das wird Ihnen körperlich und geistig zu Gute kommen.

Der Ihrige

Steintal

Zu Ihrer Psychologie<sup>2</sup> wünsche ich Glück und schönen Erfolg.

<sup>1</sup> Veraltet für: Unter solchen, so beschaffenen Umständen. Glogaus briefliche Beschreibung dieser Umstände ging verloren.

<sup>2</sup> Gemeint ist Glogaus „Grundriß der Psychologie“, der 1884 in Breslau, wiederum im Verlag von Wilhelm Koebner, erschien.

[119] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

[Berlin, den 20. März 1884]

[Postkarte]

Lieber Freund, meine Frau und ich, wir senden Ihnen zur Einfahrt in den ersehnten Hafen unsre herzlichsten Glückwünsche.<sup>1</sup>

Wir freuen uns, Sie bald hier zu sehen, wo sich auch Gelegenheit zu intimeren Mitteilungen finden dürfte.

Auf glückliches Wiedersehen

der Ihrige

Steintal  
W., Blumeshof 8

20. 3. 84

<sup>1</sup> Die Glückwünsche beziehen sich auf die ordentliche Professur, die Glogau im Frühjahr 1884 an der Universität Kiel erhielt.

[120] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 9. April 1884

Lieber Freund,

Durch Ihre Mitteilung in Betreff Ihres zu erwartenden Besuches erfreut, erlauben wir uns nun:

1. da wir doch auch gern Ihre Kleinen einmal haben möchten, Sie und Ihre liebe Frau *mit den Kindern* auf Freitag Nachmittag zum Kaffee, 4½ Uhr (½ auf 5)

2. Sie mit Ihrer I[lieben] Frau Sonntag Mittag 2½ Uhr (½ auf 3) zum Mittagmahle herzlichst einzuladen.

Sonntag werden Sie auch meinen Schwager und Schwägerin bei uns finden.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Über diesen Besuch schrieb Glogau am 23. April 1884 von Kiel an den Freund H. Siebeck: „Freitag zum Caffee und den 1. Feiertag zu Mittag [Ostern] waren wir bei Steintals. Wir fanden sie alle im ganzen wohlauf. Das erste Mal war Paulsen, Holzmann [sic!], Frau Brugmann [sic! wahrscheinlich die Frau von Kurt Bruchmann] mit Kindern, das 2. Lazarus und Frau und andere Verwandtschaft anwesend.“ (Aus dem unveröffentlichten Briefwechsel zwischen G. Glogau und H. Siebeck, Nachlaß Glogau, Univ.-Bibliothek Kiel).

Wollen Sie mich vielleicht schon vorher allein sprechen, so finden Sie mich Freitag Vormittag bis 12 Uhr.

Auf frohes Wiedersehen  
Steinthäl und Frau

[121] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 26. April 1884  
[Postkarte]

Verehrter Freund, herzlichen Gruß in Ihrem neuen Heim von mir und den Meinigen! Hoffentlich sind Sie schon so ziemlich eingerichtet. Wir haben neulich gar nicht von Humboldt gesprochen. Bis jetzt hat sich meines Wissens nur Tobler<sup>1</sup> geäußert; aber ich habe ihn noch nicht gelesen. Wollen Sie nun nicht einmal ausführlich Sich über Humboldt äußern?

Der Ihrige Steintahl

Die Reise war wohl nicht so beschwerlich? Wenn nicht etwa für die Kinder.

<sup>1</sup> Gemeint ist wahrscheinlich der Sprachwissenschaftler Ludwig Tobler, der auch zahlreiche Beiträge für die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft schrieb. Vgl. Anm. 7 von Brief Nr. 60.

[122] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Alt-Schönefeld bei Leipzig, den 11. August 1884  
[Postkarte]

Lieber Freund, ich will nicht zögern, Ihnen meinen Dank für Ihre Psychologie auszusprechen.<sup>1</sup> Bei der gegenwärtigen Hitze, den Ferien (die mir so dringend nötig) konnte ich bisher bloß das Inhalts-Verzeichnis ansehen, das eine in origineller Anordnung vollzogene Zusammenfassung des ganzen Stoffes verrät.

Wir sind in verschiedenem Grade wohl; meine Frau ist es am wenig-

<sup>1</sup> Gustav Glogaus „Grundriß der Psychologie“ erschien im Verlag von Wilhelm Koebner, Breslau 1884.

sten, ein klein wenig, gar nicht, geht an, läßt aber herzlich grüßen. Hat Mariechen Irenens Brief bekommen?

Leben Sie wohl!  
Der Ihrige Steinthal

[123] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 28. October 1884

Verehrter, lieber Freund

Morgen sind es 20 Jahre her, seit ich Sie zum ersten Male hörte. Vor 10 Jahren habe ich Ihnen geschrieben, welche für mein ganzes Leben entscheidende Bedeutung dieser Tag gehabt hat. Ich wiederhole es nicht, weil meine in den letzten 10 Jahren erschienenen Arbeiten das dürften bewährt haben, was ich damals versichern mußte. So bitte ich Sie, als Erinnerung an diesen Tag und zum Zeichen unserer geistigen Gemeinschaft dem beiliegenden Bilde irgendwo eine Stelle zu gönnen.<sup>1</sup> Sie werden mir stets wie bisher ein Leitstern und unerreichtes Muster bleiben. Und das, denke ich, steht höher als sklavisches Nachbeten.

Uns geht es befriedigend, da mich ein Ferienausflug in meine Vaterstadt Tilsit merklich gekräftigt hat. Wir beziehen am 1. April ein eigenes kleines Haus, und ich hoffe, daß mir die Ruhe dort gut thun soll. Daß wir Sie dann einmal als Gast bei uns sehen, darauf wage ich kaum noch zu hoffen.

Mit der Bitte, uns Ihrer Frau Gemahlin, Herrn und Frau Professor Lazarus und Irene zu empfehlen, bin ich in innigster Verehrung und Dankbarkeit

Ihr treu ergebener Glogau

<sup>1</sup> Das Photo von Gustav Glogau befindet sich nicht im Nachlaß.

[124] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, den 30. October 1884

Lieber Freund, Ihre Liebe zu mir gehört zu dem, was mein sichres Glück begründet und woran ich mich in Stunden der Verstimmung durch äußere Verhältnisse mit Absicht erinnere, um wieder ins Gleichgewicht eines demütigen Selbstbewußtseins zu kommen. In rein gemüt-



Heymann Steinthal  
Photographie (um 1884)



licher Beziehung steht mir unter den jüngeren Männern nur Holzman so nahe wie Sie; und ich sage Ihnen das, obwohl keine Aussicht vorhanden ist, daß Sie in ein Verhältnis zu ihm treten könnten, doch damit Sie es wissen mögen und seiner innigst gedenken.<sup>1</sup> Auch Bruchmann<sup>2</sup> ist mir von Herzen zugetan, und Paulsen<sup>3</sup> und Erdmann<sup>4</sup> sind tüchtig, und ich freue mich und fühle mich glücklich, diese Männer zu Freunden zu haben, aber es gibt Individualitäten und Grade der Zuneigung. Was Sie mir sind, kann mir kein Anderer sein. Doch ich scheue mich, hierüber zu reden.

Ihr Bild ist gut gelungen. Es kam wie gerufen, meine Frau bestellt schon den Rahmen, es soll zwischen Herbart und Kant kommen, wenn es da nur nicht zu hoch für mein kurzsichtiges Auge zu hängen kommt; aber meine Stube hat zu wenig Wand, da der niedere Raum völlig den Büchern gehört. Ich sagte, Ihr Bild kam wie gerufen, das soll heißen, daß wir in der letzten Zeit öfter bemerkten, wie wir schon seit langem nichts von Ihnen gehört haben. Ich hatte auch dieses Jahr die Absicht, Sie zu besuchen; die Ethik hielt mich zurück und allerdings eine gewisse Unlust, mich von den Meinigen zu trennen, nachdem ich sie schon vier Wochen entbehrt hatte. Trotzdem hege ich wieder die Hoffnung, Sie im nächsten Sommer zu besuchen. Die Ethik ist dann hoffentlich heraus und ich frei und reiselustig.

Übrigens arbeite ich noch immer zu an der Ethik, und wieviel Schuld auch an dem langsamen Vorrücken allerlei sonstige Tätigkeit haben mag: Sie dürfen dennoch voraussetzen oder schließen, wie sorgsam ich arbeite, und zwar nicht sowohl durch *Nachlesen* als durch *Nachdenken*. Ich habe mich eben überzeugt, daß mich die andren Ethiken nicht fördern; ich muß *meinen* Weg gehen. Mir hilft kein Zielpunkt, den ich nicht durch consequentes Vorgehen erreichen kann, und will sehen, wie weit ich auf meinem Wege komme. Und da mein Herz daran hängt, so möchte ich es auch in correctester und möglich schönster Form geben.

Ich habe Ihre Psychologie wirklich noch nicht gelesen, will es aber von nächstens ab in den spätern Abendstunden tun, wenn es für diese

<sup>1</sup> Über Michael Holzman (1841–1921) vgl. Anm. 1 von Brief Nr. 66. – M. Holzman schrieb über Steinthal auch den biographischen Abriss in der ADB, Bd. 54 (Leipzig 1908), S. 467–474.

<sup>2</sup> Kurt G. Bruchmann (1851–1928) lebte als Gymnasiallehrer und Publizist in Berlin. In seinen Veröffentlichungen – „Wilhelm von Humboldt“ (Hamburg 1887); „Psychologische Studien zur Sprachgeschichte“ (Leipzig 1888) – ist deutlich der Einfluß Steinthals wahrnehmbar.

<sup>3</sup> Über Friedrich Paulsen (1846–1908) vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 78.

<sup>4</sup> Über Benno Erdmann (1851–1921) vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 46 und Anm. 2 von Brief Nr. 66.

Stunden nicht zu aufregend wird und mir den Schlaf stört. Sonst aber habe ich fürs erste keine andre Zeit.

Paulsen hat mir soeben seine dicke Geschichte des Gymnasial- und Universitäts-Unterrichtes<sup>5</sup> zugeschickt. Ich weiß nicht, wann ich das Buch werde ansehen können. Vielleicht, daß ich Einleitung und Schluß recht bald lese, das Buch selbst aber so lange liegen lasse, bis ich einmal meine Geschichte der Sprachwissenschaft in neuerer Zeit ausarbeite – wenn ich überhaupt noch dazu komme.

Nun leben Sie mit den lieben Ihrigen wo[h]. Mögen Sie immer mit voller Kraft und zu innerer Genugtuung arbeiten.

Der Ihrige

Steinthal

Meine Frau und Irene grüßen Sie und die Ihrigen herzlich. Auch Familie Lazarus erwidert Ihre Grüße freundlichst.

<sup>5</sup> Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts an den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht, Leipzig 1885. Dritte Auflage, in einem Anhang fortgesetzt von R. Lehmann, 2 Bde., Leipzig 1919–1921 (Nachdruck: Berlin 1960).

[125] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 28. Januar 1885

Verehrter Freund,

Ihr und Ihrer l[ieben] Frau letzter Brief ist vom 28. 12. 84.<sup>1</sup> So lange sind wir Ihnen die Antwort schuldig. Es traf sich, daß ich in Folge einer Versammlung jüdischer Schulmänner zur Beratung eines Normal-Plans für den Religions-Unterricht, welche am 29.–30. Dec[ember] hier tagte, am Geburtstag meiner Frau von früh bis spät nicht zu Hause war. Ich hatte die Versammlung mit vorzubereiten und bin an der Ausführung ihrer Beschlüsse beteiligt. Wie viel es dabei zu tun gab, können Sie Sich denken. Außerdem habe ich den 13. Januar einen Vortrag über „die Erzählkunst der Bibel“ gehalten. Der ist in der National-Zeitung vom Sonntag, den 18., und Dienstag, den 20., abgedruckt.<sup>2</sup> Ich setze voraus, daß Ihnen dort diese Zeitung leicht zugänglich ist. Erst diese Woche bin ich wieder in Ruhe und Ordnung gekommen und zu meiner

<sup>1</sup> Glogaus Brief vom 28. Dezember 1884 fehlt im Nachlaß.

<sup>2</sup> Der Vortrag „Die Erzählkunst der Bibel“ wurde wiederabgedruckt in Steinthals gesammelten Aufsätzen „Zu Bibel und Religionsphilosophie“, aaO, S. 1–15.

lieben Ethik zurückgekehrt, deren Druck jedenfalls Ostern beginnen soll.

Sie haben ein rührend gutes Gedächtnis. Daß meine Frau nicht pünktlicher geantwortet hat, lag wo[h]l zum Teil daran, daß sie meinte, ein Brief von ihr, an den ich nicht ein gehöriges Stück anschreibe, werde Ihnen nicht so willkommen sein; aber leider liegt auch eine kleine Indisposition des Magens vor, welche sie zu keiner frohen Stimmung kommen läßt, und ohne solche mag sie am wenigsten an Sie und Ihre l[iebe] Frau schreiben.

Irene war in diesem Winter recht munter, aber mit Ausnahmen, z. B. am 29. Dec[ember] Abends. Und so war öfter irgend eine Erregung auch Ursache zu Kopfschmerz. Sonst, wie gesagt, sind wir mit ihrer Entwicklung zufrieden. Sie fühlt sich glücklich in der Schule, und ich spüre ihre wachsende Selbständigkeit, was für Berlin besonders zu beachten ist.

Hoffentlich geht es Ihren Kleinen nach Ihren Wünschen.

Leben Sie mit allen l[ieben] Ihrigen recht wo[h]l! Im August oder September besuche ich Sie in Ihrem eignen Heim. Meine Frau ist Ihre Bundesgenossin; also haben Sie nichts zu fürchten. Wenn alles gut geht, komme ich. Möge alles gut sein und bleiben!

Der Ihrige Steinthal

JEANNETTE UND IRENE STEINTHAL AN MARIE UND GUSTAV GLOGAU

[28. Januar 1885]

Meine lieben, verehrten Freunde!

Meines Mannes Entschuldigung für mein langes Schweigen muß ich durch ein paar Zeilen noch bekräftigen. Es war ganz wie er es Ihnen geschildert, nur wie sehr ich mich am 29. Dezember mit Ihren Wünschen gefreut, hat er mir zu sagen überlassen. Ein Liebeswort von treuen Freunden thut an einem solchen Tage besonders wohl. Bleiben Sie uns immer zugethan, und seien Sie versichert, wenn wir auch lange schweigen, wir gedenken Ihrer doch oft in inniger Freundschaft. Ihr ausführlicher Brief, liebste Frau, war so nett und Sie werden mit der älteren schwachen Freundin Nachsicht haben und bald wieder von sich hören lassen.

Leben Sie, meine Verehrten recht wohl und küssen Sie die lieben Kinder von Ihrer herzlich ergeben

Jeannette Steinthal

Ich sehe eben, daß Mutterchen nach Kiel schreibt, da möchte ich auch einen Gruß an meine Freundinnen anschreiben.

Nehmen Sie, Herr und Frau Professor eine Empfehlung von

Ihrer kleinen Irene

[126] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

[Berlin] W., Blumeshof 8, den 11. Mai 1885

[Postkarte]

Lieber Freund, nach Ihrem herzlichen Briefe von gestern<sup>1</sup> muß ich denn wohl zu Pfingsten kommen – aber allein. Wenn ich den August vorgezogen hätte, so wäre es nur geschehen, weil ich dann mehr Zeit gehabt hätte und länger hätte bei Ihnen bleiben können. Ich hätte gern Lübeck bei dieser Gelegenheit besichtigt. Diesen Ausflug können wir wohl zusammen machen. In Hamburg aber bin ich einen Besuch schuldig; ich habe dortigen Freunden versprochen, von Kiel aus auch dorthin zu kommen. Dadurch nun wird die Zeit bei Ihnen verkürzt. Doch soll nichts die Freude unsres Zusammenseins in Ihrem Hause stören, mag dieses so lang oder so kurz sein, wie die Verhältnisse wollen. Meine Frau aber mit Irene muß leider zurückbleiben.

Beide grüßen wie ich Sie mit den lieben Ihrigen herzlichst

Steintal

<sup>1</sup> Dieser Brief von Glogau befindet sich nicht im Nachlaß.

[127] JEANNETTE STEINTHAL AN MARIE UND GUSTAV GLOGAU

Berlin, den 14. Mai 1885

Meine verehrten Freunde!

Gerade als ich die Feder in die Hand nehmen wollte, um Ihnen, liebste Frau, für Ihre so überaus freundliche Einladung zu danken, kommt, verehrter Herr, Ihr liebenswürdiger Brief.<sup>1</sup> So, daß ich nun vor allen Dingen Ihnen Beiden für Ihre innige Freundschaft danken muß. So sehr

<sup>1</sup> Der Brief von Marie und Gustav Glogau ist nicht erhalten.

es mich auch reizt, Ihrer herzlichen Aufforderung nachzukommen, um so mehr muß ich meinem Verstande folgen und zurück bleiben. Meine Gesundheit ist doch immer derart, daß ich am besten in meinem stillen Hause aufgehoben bin, und vor allen Dingen liebe Menschen auf die Länge der Zeit wenig von mir haben. Zudem kommt noch, daß wir Irene in den Pfingstferien [gegen] die Pocken mußten impfen lassen.

Sie, liebste Frau, schildern mir Ihr Häuschen so verlockend schön, daß es uns doppelt schwer wird, fern zu bleiben. Wie reizend hätten sich die Kinder im Garten tummeln können, und wir Mütter vom Balcon aus ihnen zugeschaut. Mit Gottes Hilfe soll uns das auch noch einmal zu Theil werden; wenn Sie uns in einigen Jahren haben wollen, werden wir mit Freuden kommen. Für dieses Mal wünsche ich Ihnen mit meinem Manne ein glückliches Beisammensein, er freut sich sehr auf diese Reise, und ich gönne sie ihm von ganzem Herzen.

Rührend ist Ihre Fürsorge, verehrter Herr Professor, die sich selbst bis auf den Speisezettel erstreckt. Mein Mann ist an eine ganz einfache Kost gewöhnt. Suppe, leichtes Gemüse und Fleisch. Besondere Liebhabereien hat er in seiner bescheidenen lieben Natur garnicht. Den Kaffee nimmt er des Morgens, wenn er mit seiner Toilette fertig ist, die ziemlich lange dauert, darauf bereite ich Sie vor. Also etwa ein Stündchen, nachdem er aufgestanden. In der Regel wird es 8½ Uhr. Zum Frühstück nimmt er Kaffee, etwas Weißbrodt mit *einem* Ei.

Mein Mann möchte Freitag noch lesen, jedenfalls aber an dem Tage noch nach Lübeck kommen, um mit Ihnen am Sonnabend nach Hause zu reisen. Er zeigt Ihnen noch vorher an, welchen Zug er benutzt. Nach Hamburg geht er, wie Sie, lieber Freund, auch meinen, zum Schluß von Kiel aus. Jedenfalls ist sein eigentlicher Zweck, bei Ihnen zu sein, er wird also nur etwa zwei Tage für Hamburg nehmen. Noch einmal, liebste Frau, nur keine besondern Vorbereitungen, ganz wie Sie zu leben gewohnt sind, wird sich mein Mann mit Ihnen glücklich fühlen; er freut sich besonders, Sie in Ihrem *eigensten* Heim begrüßen zu können. So wünsche ich Ihnen denn nochmals frohe, glückliche Tage miteinander und gedenken Sie freundlichst

Ihrer treu ergebenen

Jeannette Steinthal

Die schöne Landschaft<sup>2</sup> ist ein Gruß von unsrer Irene. Bitte küssen Sie die Kinder von uns beiden.

<sup>2</sup> Ein Bildchen, das Irene Steinthal dem Brief beigab.

[128] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 18. Mai 1885

[Postkarte]

Lieber Freund, wenn ich richtig unterrichtet bin, so beabsichtige ich Freitag Vormittag 9 Uhr von hier abzureisen. Dann treffe ich nach 3 Uhr N[ach]m[ittag] in Lübeck ein. Dort hoffe ich, Sie zu finden, und wir sehen uns Lübeck gemeinsam an. Sonnabend Nachm[mittag] fahren wir nach Kiel. Was in Lübeck zu sehen ist, weiß ich noch nicht. Auf dem Wege nach Kiel sind mir Gremms Mühlen<sup>1</sup> empfohlen? eine Fußpartie von 2–3 Stunden? Kennen Sie das? Mit herzlichem Gruße und auf ein frohes Wiedersehen und Zusammenleben

Ihr Steinthal

<sup>1</sup> Gremsmühlen war damals ein kleiner Kurort in der Holsteinischen Schweiz, an der Bahnstrecke Kiel – Lübeck.

[129] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, den 31. Mai 1885

Lieber Glogau, ich bin gestern Nachmittag wo[h]lbehalten hier angelangt. Meine Frau und Irene haben mich auf dem Bahnhofe empfangen; sie sind munter, und wir freuten uns an einander. Der Anblick Hamburgs ist für uns Landratten imposant und interessant, und auch der Aufenthalt bei den Altonaer Verwandten war an sich wo[h]ltuend, und ich will annehmen, daß diese zwischen Kiel und Berlin geschobene Partie den Übergang von der dortigen hohen Erregtheit ins hiesige Amt mit seinen Pflichten gemildert hat; und nun will ich im Familien-Kreise die Erinnerung sanft nachtönen lassen. Ich will mich in meinem Glücke freuen, daß Sie das gleiche Glück genießen in etwas andrer Umgebung, die ich meiner Phantasie nun doch vorführen kann. Ich kenne nun Ihre Frau und Kinderchen mit den Freuden und Sorgen, welche diese Schwachen bereiten, und Ihre Collegen, und ich kann mich mitten hinein denken; und wenn ich es auch schon vorher ein wenig gewußt habe, so weiß ich es nun voller, daß und wie ich immer um Sie bin. Das war für mich eine Reihe von Tagen in Kiel, für welche man sein Geschick preist; aber (ich wenigstens) nicht ohne ein *wunderbares Schauern* – und darum breche ich ab.

Es liegen schon wieder Correcturen vor und Correspondenzen, an die ich gehen muß, und sonst unaufschiebbare Arbeiten.

Zum Schlusse noch so etwas wie eine Andeutung von Dank für irgend etwas, was Sie mir geleistet haben; denn alle diese üblichen Ausdrücke passen doch in diesem Falle nicht. Dem Unsagbaren gegenüber ziemt sich Schweigen.

Leben Sie mit den lieben Ihrigen wo[h]l und bleiben Sie in wachsendem Glücke!

Ihr Steinthal

#### JEANNETTE STEINTHAL AN MARIE UND GUSTAV GLOGAU

Verehrte, liebe Freunde!

Meines Mannes Zeilen, in denen wieder seine ganz eigne Art und Empfinden liegt, will ich auch noch ein paar Dankesworte beifügen. Er hat sich in Ihrem Hause behaglich und glücklich gefühlt, Ihr Familienleben hat ihm wohlgethan, und so ist er erfrischt an Leib und Seele heimgekehrt.

Wir sind froh, ihn wieder hier zu haben, unser Haus ist so öde und leer, wenn er nicht da ist. Mir war, als hätten wir ihn wochenlang entbehrt, und doch habe ich ihn Ihnen mit vollem Herzen gegönnt.

Haben Sie tausend Dank für Ihre lieben Briefe; Ihre Zeilen, verehrter Herr Professor, haben mich völlig stolz gemacht.<sup>1</sup> Gott erhalte Sie mit den lieben Kindern gesund, und nehmen Sie Beide nochmals vielen Dank von Ihrer herzlich ergebenen

Jeannette Steinthal

Eben kommt Irene nach Hause<sup>2</sup> und findet die niedlichen Briefe der kleinen Freundinnen vor. Sie wird nächstens antworten, dankt aber einstweilen für die kleine Puppenfamilie; sie prangt schon auf ihrem Bücherbrett.

<sup>1</sup> Dieses Schreiben ist im Nachlaß nicht erhalten.

<sup>2</sup> Hier fügte Steinthal folgende Erklärung ein: „sie hat ja gestern und heute Nacht bei Tantchen geschlafen.“

[130] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 4. Juli 1885  
[Postkarte]

Lieber Freund, gleichzeitig zwei Bogen.

An Sch. will ich mich nicht wenden.<sup>1</sup> Das nächste Heft wird einen Aufsatz von ihm bringen „Über die Impersonalia“. Der Mann versteht es, in großer Weitschweifigkeit sehr undeutlich zu sein. Ich weiß weder, wogegen er kämpft, noch was er will. Ich fürchte, er kennt den Unterschied zwischen Grammatik und Logik nicht.

Ich will mich lieber noch einmal an Windelband wenden.

Meine Frau mit Irene reist morgen nach Alt-Schönefeld. Mit herzlichem Gruß von Haus zu Haus

Ihr Steinthal

<sup>1</sup> Das vorangegangene Schreiben Glogaus ist nicht erhalten. Gemeint ist Wilhelm Schuppe, der in der ZfV XVI (1885), S. 249–297, einen größeren Beitrag unter dem Titel „Subjectlose Sätze – Mit besonderer Rücksicht auf Miklosichs ‚Subjectlose Sätze‘“ veröffentlicht hat. Wilhelm Schuppe (1836–1913), seit 1873 o. Professor der Philosophie in Greifswald, war wohl von Glogau als Rezensent für dessen „Grundriß der Psychologie“ (Breslau 1884) vorgeschlagen worden.

[131] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 5. October 1885

Lieber Freund, eine Karte von Ihnen kurz vor Schluß des Semesters und später von Ihrer l[ieben] Frau habe ich erhalten.<sup>1</sup> Die Aushängebogen habe ich Ihnen geschickt, sobald ich sie hatte, und ich hoffe, daß Sie auch die letzten richtig erhalten haben.<sup>2</sup> In dieser Woche erst soll das Buch ausgegeben werden. – Wie ist Ihnen der Dienst bekommen? Haben Sie die erhoffte Auffrischung der Nerven und Muskeln gefunden?<sup>3</sup> Ich wünsche es. Und hoffentlich haben Sie auch Ihre l[iebe] Frau und Kinderchen munter wieder umarmt; denen muß Ihre Rückkehr ein volles Freuden-Fest gewesen sein. Sehen sie Sie gern in Uniform? Kinder lieben Farben, aber ob auch Ihre an ihrem Papa?

Wir sind seit den ersten Tagen des September wieder hier, und ich bin

<sup>1</sup> Die Karte ist nicht im Nachlaß erhalten.

<sup>2</sup> Die Aushängebogen von Steinthals „Allgemeine Ethik“.

<sup>3</sup> Glogau hatte im Herbst 1885 wieder Manöverübungen, von denen er meist sehr erfrischt heimkehrte.

mit dem Erfolge der Reise zufrieden; wir haben uns alle gestärkt. Aber in diesen 4 Wochen habe ich bis heute nicht die Zeit oder die Stimmung zu einem Briefe an Sie gefunden, obwol ich die Absicht hatte und sogar schon vor Ihrer Rückkehr Ihrer l[ieben] Frau schreiben wollte. Die Stimmung nach Vollendung eines Buches werden Sie kennen; ebenso das Lästige der mechanischen Tätigkeit der Versendung an Freunde und Gönner (deren ich auch in Paris und London und Amerika habe) und die mannigfachen Verbindungen, die mich hier mit dem ersten Schritt umfassen – das alles läßt keine ruhige Stimmung aufkommen. Und doch fühle ich mich glücklich überhaupt und glücklich über die Ethik.

Urteile über die Ethik habe ich noch nicht vernommen, nur von Holzman, der eben in den Ferien den größten Teil gelesen hat, aber doch noch nicht den letzten Teil. Von den „idealen oder formalen“ Gefühlen und von der „Freiheit“ ist er sehr befriedigt. Er bewies mir, daß ich im Jahre 1880 diese formalen Gefühle noch nicht erkannt hatte, und ich besann mich nun erst, daß ich sie in Nizza Febr[uar] – März 1882 gefunden habe – nach 10jährigem Suchen! So oft ich an Holzman denke, muß ich hinzufügen: es ist doch ein prächtiger Mensch! Sie kennen ihn nicht?<sup>4</sup>

Wegen Besprechung Ihrer Psychologie habe ich mich an Windelband gewan[d]t und *Zusage* erhalten. Ich habe Ihnen schon geschrieben, daß mir Schuppe nicht zusagt, und daß mir W[indelband]<sup>5</sup> lieber wäre. Wort wird er diesmal auch halten; aber er schreibt: „ich möchte einen Aufsatz schreiben über ‚Psychologie, Logik und Erkenntnistheorie‘, eine principielle Auseinandersetzung, in der ich Glogau in erster Linie behandeln, zugleich aber auch, eine alte Schuld einlösend, auf Schuppe recurriren würde.“ Er sollte mir ja Schuppe’s erkenntnistheoretische Logik recensiren. Das hat er nicht getan, und es sollte also jetzt nebenbei geschehen. Damit war ich einverstanden und schrieb ihm dies. Jetzt erfahre ich zufällig, daß Schuppe eine Arbeit W[indelband]s über Logik angegriffen hat. Wenn nur dieser Umstand Ihnen nicht schadet. W. könnte jetzt, fürchte ich, Schuppe’s Sache zur Haupt- und die Ihrige zur Nebensache machen. Und doch weiß ich nicht, ob ich W[indelband] schreiben und deswegen anfragen soll. Solche Anfrage könnte gerade das veranlassen, was ich verhüten möchte.

Sie werden ja nun wo[h]l die Zeit haben, den Ihnen noch unbekanntem Teil der Ethik durchzudenken, und nun möchte ich auch Ihre Ansicht über die drei Cardinal-Punkte: ideale Gefühle, Freiheit, Reich des Intelligibeln hören. Mit Bestimmtheit rechne ich nur auf eine gewisse

<sup>4</sup> Glogau muß Holzman spätestens bei seinem Besuch in Berlin im April 1884 kennengelernt haben (vgl. Anm. 1 von Brief Nr. 120).

<sup>5</sup> Vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 100.

Übereinstimmung – Sie wissen, welche? Diese aber genügt mir auch. Kennen lernen möchte ich aber auch jede kleine Differenz, oder was Sie vermissen und worin wir doch eins sind.

Leben Sie mit Ihrer l[ieben] Frau und den lieben Kleinen recht wohl und seien Sie allesammt von mir und meiner Frau und Irene herzlich und einmütig begrüßt

der Ihrige

Steinthal

[132] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 8. October 1885

Herzlichen Dank, lieber Freund, für Ihre freundlichen Zeilen. Ihre Aushängebogen<sup>1</sup> sind mir stets richtig zugegangen und habe ich namentlich Theil 2 für meine Vorlesung noch mit großem Vortheil benutzt. Vieles fand ich zu meiner Überraschung, und zwar nicht blos in Gang und Anordnung, mit meiner Ausarbeitung für die Vorlesung im Sommer 81 in weitgehender Übereinstimmung. – Als ich vor 14 Tagen nach Hause kam, begleitete mich meine Schwägerin aus Tilsit, die Schwester meiner Frau, die mich, um uns in Kiel zu besuchen, aus Danzig abgeholt hatte. Sie ist uns allen sehr lieb und werth, und auch ich habe ihr verhältnißmäßig viel Zeit widmen müssen. Dann explodirte der Ofen in meinem Arbeitszimmer, wodurch mir dieses auf 3 Tage entzogen wurde. Immerhin habe ich eine gründliche Lectüre Ihres ganzen Werkes nunmehr beendet und beginne eine Anzeige und Beurtheilung desselben für die Fichte-Ulrici'sche Zeitschrift zu schreiben, die circa 2½ Bogen umfassen wird. Ich will zeigen, wie Sie zur Abfassung einer Ethik kommen (woraus sich sofort Ihr Standpunkt im Allgemeinen ergeben muß), den Inhalt derselben kurz darlegen, namentlich aber Ihre Principien kritisch erörtern. Dabei wird unser metaphysischer und politischer Gegensatz, der mir jetzt faßlich vor Augen steht, zur Sprache und, wie ich hoffe, zur Klarheit kommen. Ich muß wohl mindestens noch 5 Wochen auf die Arbeit rechnen, die mit ziemlicher Gewißheit im Aprilheft erscheinen wird. Eben bin ich dabei, die Einleitung auszugswise durchzugehen. Dies befestigt und erweitert meine Einsicht in den Zusammenhang Ihrer Gedanken, kostet mich aber sehr viel Mühe, da es mir schwer wird, wichtiges zu übergehen, und eine Zusammenfassung immerhin Kürze fordert.

<sup>1</sup> Die Aushängebogen von: H. Steinthal, Allgemeine Ethik, Berlin 1885. Zum Inhalt des folgenden Briefes vgl. auch die Einleitung dieses Bandes, S. 15, und S. 208 ff.

Mit Vergnügen würde ich, was im Rohbau allmählig fertig wird, Ihnen zusenden und Ihre Bemerkungen dazu erbitten, um zu wiederholter Prüfung den Anstoß zu gewinnen, da doch sowieso in der Composition und in der Durcharbeitung des Einzelnen in der endgiltigen Redaction noch vieles geändert wird. Sie wollen mir Ihre Willensmeinung darüber recht bald mittheilen; Sie müßten aber ev[entuell] s[einer] Z[eit] die betreffenden Abschnitte immer gleich wieder an mich zurückschicken. Daß meine Darlegungen schmucklos und rein sachlich die Dinge so aussprechen, wie ich sie sehe, ist ja selbstverständlich und unseres persönlichen Verhältnisses allein würdig. Doch will ich Ihnen über die Hauptpunkte gleich kurz meine Eindrücke mittheilen.

Ihre Analysen scheinen mir durchgehends scharf, einschneidend und treffend und fast überall erschöpfend. Es ist der Philologe in Ihnen, dem die vielseitige und innige Durchdringung einer ungewöhnlich reichen wissenschaftlichen und persönlichen Welterfahrung so glücklich gelungen ist. Dazu kommt die knappe Eleganz und die Schlichtheit der Darstellung: beides erweckt dem Leser von A bis Z das Gefühl einer Durchreiftheit, die jetzt selten vorkommen dürfte. So scheint mir mustergiltig z. B. § 1–5, 118–121. Die Gruppierung freilich will mir oft nicht gefallen. Nicht nur waren nach meinem Gefühl, um der innern Einheit willen, große Stücke der Einleitung mit dem IV., andre mit dem III. Theil zu verweben; sondern auch im Einzelnen störte mich z. B. § 59, der wohl in den 2ten Abschnitt der Einleitung zu ziehen wäre, und auch § 60, 61 schienen mir nicht an ihrer Stelle. Auch merkt man bei der Darlegung der idealen Gefühle recht gut, daß hier ein neuer Erwerb vorliegt: es wird zu verschiedenen Malen neu eingesetzt, wiederholt derselbe Gedanke variirt, was der systematischen Bestimmtheit Abbruch thut. Werden so hier (und ähnlich hie und da in den andern Theilen) die Nähte sichtbar, so entstammen z. B. § 13–16 einer früheren Periode von Ihnen. Diese begrifflichen Bestimmungen sind in dem Geiste Boeckh's gemacht und passen nicht in den Tenor des Werkes. All' solche Kleinigkeiten beeinträchtigen aber nicht die Freude an den überall durchschlagend scharfen Gedanken, an der Sicherheit im Auffinden und Anerkennen der Unterschiede.

Weniger befriedigt hat mich die Synthese. Denn zu voller Befriedigung gehört auch die Vermittelung des Entgegengesetzten, die oft ausbleibt, so daß das Unterschiedene sich oft schroff gegenüber steht. Man sieht, Sie wollen nichts abschließen, scheuen einen letzten Ausgleich, weil Sie dabei Erschleichungen befürchten. Dagegen ließe sich nichts sagen, wenn es sich nicht um eine *Weltansicht* handelte. Sie erkennen nun aber selbst an, daß der Mensch das Urmuster, die Idee, unbewußt in sich trägt (S. 65). Ist diese nun Einheit des Sinnes, ein Zusammenstimmen und -wirken, Einheit in der Mannigfaltigkeit, so

daß lediglich durch sie das Concrete, in dem sie sich verwirklicht, formalen Werth gewinnt: so wird eine *Weltansicht* einer *letzten* Einheit nicht enbehren dürfen. Freilich die Idee wird „erst spät erkannt“ (S. 65). Läßt sich also der Gegensatz eines Wesens, „das nur zufällig aus dem Zufall der Natur hervorgetreten ist“ und doch alle Wahrheit und Klarheit in dem Grade in sich hat, daß wir im Anblick seiner Schöpfungen beglückt ausruhen, zu seiner Mutter, der Nacht, der sinnlosen Zufallswelt, durch Erkenntniß nicht überbrücken – nun gut, so muß man zufrieden sein, die Einheit in bloßer Ahnung, in jener unbewußten Thätigkeit zu erfassen, aus der auch nach Ihnen die Ideale ursprünglich hervorgehen (S. 64); aber man darf nicht principiell und bewußt bei dem *Widerspruch* stehen bleiben, nach welchem die Nacht das Licht gebar. Sie selbst betonen oft genug den apriorischen, deductiven Charakter der Ethik. Sie machen aber nicht nur bei dem Begriffe der Humanität Halt, sondern auch aus diesem wird nicht deducirt. Die 5 Ideen z. B. gelten als Synonyma.

Ihr Standpunkt, die bleibende Grundstimmung, aus der die besondere Begrenzung Ihrer ethischen Ansicht erwachsen ist, ist wohl aus der Resignation auf alles philos[ophisch]-religiöse Erkennen entsprungen und aus der Überzeugung, daß auch unser Handeln und Fühlen nur durch Erkanntes zu bestimmen sei. Dies Letztere steht nun im Widerspruch mit den Thatsachen, und zwar nach der eben citirten Stelle auf S. 64. Ebenso überbrücken Sie selbst mehr oder weniger deutlich jenen Widerspruch zwischen Natur und Idee S. 79, 89, 91, 116, 172, 181, 183, 262, 288, 294, 322, 336, 341, 343, 346, 402, 406, 412, 432, 445, 447, wie Sie denn überhaupt, auch was Sie zur Seite schieben, voll zu würdigen wissen. Und so geht es doch auch der Philosophie besser, als man nach S. 19 erwarten konnte. Sie erkennen an, daß die *Natur* und der Geist, beide Erscheinungen sind, obzwar grade in ihrer fundamentalen Bestimmung die *Natur* oder das Reich des Zufalls *wie ein Wesen sui juris* behandelt wird. Dann heißt es S. 410 „der *wahrhafte* Schöpfer der gesamten Erscheinung, des Dinges und des Geistes, des Inhaltes und des Ortes, ist das Ding an sich oder das Absolute selbst. *Darum* ist die Erscheinung wahr und der Geist, der sie schafft, wahrhaft.“ Dabei muß ich durchaus und unverrückbar beharren. – Ich also leugne, daß „wir“ die Ideen schaffen, daß der Wille „eine durchaus vom Menschen hervorgebrachte Schöpfung“ sei (S. 84). Wie sollte der Mensch sich – und d. h. seinen Willen – hervorgebracht haben, da er dann hätte dasein müssen, eh’ er noch dawar? Sie sagen Zeitschrift IX, S. 14 – ein Aufsatz, auf den Sie selbst zurückweisen – „unter dem Realen verstehe ich nicht, wie man zu thun pflegt, gewisse einfachste Urelemente, Monaden, Atome und dergl. Denn mir gilt dasselbe als der absolute Abgrund unseres Denkens, und ich wage nicht, darüber mehr auszusagen, als

dies, daß es ist und erscheint, daß es die Grundlage der Erscheinung ist.“ Auf die Ethik angewendet, heißt dies: aus dem absoluten Abgrunde steigt die Idee hervor, ganz in Übereinstimmung mit der mehrfach citirten Äußerung S. 64, und ferner: was dich bindet, in dir lebt, sich in dir gebiert, ist das dir völlig Incommensurable. Mach' dir aber davon kein Bild noch irgend ein Gleichniß.

Ich verstehe Ihren Standpunkt. Sie haben ihn schon vor 20 Jahren im Keime besessen, ihn zu Lazarus' Doctorjubiläum vor 11 Jahren, dann in der Widmung der 3ten Auflage des Ursprunges etcet[era] vor 8 Jahren scharf bezeichnet; aber schon vor 14 Jahren am Ende der Widmung des Abrisses ist er angedeutet. Ich fühle auch, daß damit, daß es vorwärts und rückwärts nichts giebt, woran man sich klammern kann, die spec[ifisch]-ethische Ergriffenheit außerordentlich wachsen und demgemäß nach Inhalt und Umfang reichere und reifere Früchte bringen muß. Wer nichts anderes braucht, wie sehr ist der auf sich selber zurückgewiesen! So stehe ich voller Hochachtung da vor solchem Ruhen in sich; alle gleichmacherische Ketzerriecherei liegt mir absolut ferne. Persönlich und wissenschaftlich aber stehe ich anders. Die Impulse, die mich, der ich oft am Leben verzweifeln mochte, empor heben, sind religiöser Natur: Das Bewußtsein: Du sollst, stammt mir aus dem letzten Urgrund der Dinge. Ebenso muß ich – meinetwegen spinozistisch – die Vernunft in meinem wissenschaftlichen Denken mit dem Urgrund verknüpfen, hier „den Ort der Ideen“ sehen, wie ich glaube, in allseitiger Ausführung Ihrer Forderung S. 412, Absatz 1. Die „Wahrheit“ kann nur in dem „wahrhaften Schöpfer der gesammten Erscheinung“ gegründet werden. Damit ist auch praktisch geleugnet, daß wir aus eigener Macht sehr weit in der Sittlichkeit kommen, [und] dem religiösen Prozeß seine fundamentale Bedeutung gesichert.

Ist das aber nicht der Standpunkt, den *Israel* geschaffen hat, auf dem die Bedeutung auch des heutigen Judenthums beruht? „Wenn ich nur dich habe, frage ich Nichts nach Himmel und Erde“ – wer so betet, der weiß zugleich: „Du sollst dir kein Bild noch irgend ein Gleichniß machen.“ Die Gefahren religiöser Verirrung bestehen, aber ganz ebenso giebt es Gefahren wissenschaftlicher und anderer Verirrungen. Und wir werden sie durch Negation des Gegenstandes schwerlich beseitigen.

Nach Hervorhebung dieses Unterschiedes kann ich mich mit Ihrer Bestimmung des Intelligiblen, der Freiheit, der idealen Gefühle völlig einverstanden erklären. Allerdings aber scheinen mir letztere glücklicher für die Ästhetik wie für die Ethik herausgehoben. Ihre Ideenlehre dürfte noch mancher Umbildung offen sein. –

Über die Politik ein andermal. Daß Sie der Autorität, der oft rücksichtslosen Regierungsgewalt wenig hold sind, sehe ich in dem „milden, optimistischen“ Charakter Ihrer Ethik begründet. Ich stelle den

Menschen weit tiefer, sehe auf Erden nicht das Reich der Vollkommenheit, sondern des Werdens; denn „hart im Raume stoßen sich die Sachen.“ Aus dem Kampfe aber mit dem nie zu erstickenden brutalen Egoismus ergeben sich Forderungen, die die Herstellung und Behauptung eines festen Knochengerüsts zu einer bleibenden Grundbedingung des Daseins machen. Diese sind mir tief sympathisch, lediglich aus ethischen Motiven, weil sie die Vorbedingung und erste Schule des Guten sind. Dagegen scheint mir Humboldts Ideal neben den Tiefen der Menschenbrust, die überall schwingen, den derb naturalistischen Charakter des Völkerlebens, von dem mir die Geschichte aller Völker zu zeugen scheint, und dessen ebenfalls ewige Quelle nicht voll zu würdigen. Immerhin hat Ihr Utopia mir vielseitige Belehrung und Aufklärung gegeben. Ich möchte diesen Abschnitt durchaus nicht missen, hätte aber in dem Kapitel vom Staat neben dem Bürger, auch von der Obrigkeit und ihrer sittlichen Stellung und schöpferischen Bedeutung gern ausführlich gehandelt gesehen. Bei Ihnen erscheint sie wesentlich nur als die Schranke. –

Uns und den Kindern geht es im Ganzen wohl und wir freuen uns sehr, daß Sie sich alle durch die Reise gestärkt haben. Trotz des schändlichen Wetters und der wirklich großen Strappazzen [sic!] hat mir das Manöver – das dies mal auf den ostpreußischen Schlachtfeldern von 1807: Heilsberg, Landsberg, Eylau etc. stattfand – gut gethan. Es ist mir immer eine Genugthuung, daß ich neben der Unterordnung und Entsaugung auch die körperlichen Anstrengungen eines Lieutenants immer noch leisten kann. Die Uniform aber wurde erst in Danzig angezogen und dort auch wieder ausgezogen, so daß mich die Kinder nur ganz gelegentlich und auf Augenblicke einmal in der bunten Tracht gesehen haben, die ihnen dann wohl schön, weil ungewöhnlich, erschienen ist.

Holzmann [sic!], den ich einmal bei Ihnen gesehen, wollen Sie mich bestens empfehlen. Daß Windelband – dem ich übrigens 1 Exemplar der Psychologie selbst geschickt habe – in einer principiellen Auseinandersetzung auf mich näher eingehen will, freut mich – wenn er es thut! Seit über 1½ Jahren ist er mir, obwohl ich ihn vor 7 Monaten einmal erinnert habe, einen heilig versprochenen Brief schuldig, der unsere Differenzen behandeln sollte. Wenn Sie nun wegen Schuppe's Angriff an ihn schreiben, könnte ihm das wieder das Concept verschieben. So meine ich auch, daß Sie es besser lassen.

Leben Sie wohl, lieber Freund, und seien Sie mit den Ihrigen, die Familie Lazarus nicht zu vergessen, auf das herzlichste begrüßt. Ihrer baldigen Antwort entgegensehend bin ich

in inniger Dankbarkeit und Verehrung  
Ihr Glogau

[133] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 9. October 1885

Lieber Glogau, Ihren Brief von gestern habe ich heute Morgen erhalten. Ich freue mich, daß Ihnen die Feld-Übungen gut bekommen sind und daß es auch den I[lieben] Ihrigen wo[h]ll geht.

Da ich jetzt alle Frei-Exemplare weggegeben und meine Aushängebogen beim Buchbinder habe, so bin ich augenblicklich nicht im Stande, Ihre Citate zu vergleichen. Was Sie mir schreiben, konnte ich ungefähr erwarten.

Also vor allem: *ich werde das M[anu]s[kript] Ihrer Anzeige gern zuvor durchlesen.* Worauf es mir ankäme, wäre folgendes.

1) So viel ich weiß, sind die objectiven oder formalen oder idealen Gefühle meine Entdeckung: es ist ein vorher ganz ungeschriebenes Kapitel der Psychologie. Herbart, Drobisch, vielleicht alle bessern Herbartianer mögen auf der Suche gewesen sein, sind aber völlig drum herum gegangen. Was Volkmann formale Gefühle nennt, ist nicht das, was ich so nenne. Ich habe ebenfalls ein Jahrzehnt gesucht. Wirklich gefunden und dargelegt habe ich die idealen Gefühle erst in Nizza. Daß dem so ist, haben Sie der Darstellung sehr richtig und fein abgefühlt. Ich weiß nicht, wieviel Zeit ich noch gebraucht hätte, wenn ich das Psychologisch-Pathologische meiner Darstellung hätte beseitigen wollen. Das Alte ist noch nicht vergessen und drängt sich ins Neue.

2) Wichtig, von mir selbst zwar schon früher erkannt, doch mehr nur principiell, (bei Andren aber habe ich es nicht gelesen) ist die Bestimmung der Freiheit.

3) Mein Socialismus hat gar nichts mit der Beglückungstheorie zu tun, sondern beruht lediglich auf der Unterscheidung von Preis und Wert. Es ist für mich schauerhaft, daß der Mensch einen Preis haben kann.

Dies sind die Punkte, von denen ich *wünschte*, daß die Kritik sie anerkenne, aber ich warte ab, wie sehr ich auch wünsche. Daß alles im Buche mangelhaft, lückenhaft, der Ergänzung bedürftig ist – dies nachgewiesen zu sehen, könnte mich nur freuen; es von Ihnen geleistet zu sehen, könnte mich nur zehnfach freuen.

Leben Sie recht wo[h]ll! und mit herzlichen Grüßen an Sie allesamt von uns allesamt

Ihr Steintal

Nachtrag. 4) In meinem vierten Teile „Weltanschauung“ käme es mir auf die richtige Stellung des Einzel-Geistes und Gesamt-Geistes zu einander an. Ich glaube die Höhe *und* die Abhängigkeit des Einzelnen

stark betont zu haben und darum der Übertreibung entgangen zu sein trotz der überschwänglich scheinenden Ausdrücke.

[134] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 10. October 1885

Lieber Steinthal, ich danke Ihnen herzlichst für Ihre Zeilen und schicke anbei, gemäß meinem Anerbieten vom 8ten den Anfang der Anzeige. Auf Ihre Persönlichkeit so genau einzugehen, ist nach außen durchaus nothwendig; denn alle Welt fragt: Wie kommt *der* zu einer Ethik? Sie müssen sich das, wie wenig es Ihnen behagen mag, aus diesem objektiven Grunde gefallen lassen. – Ferner wollen Sie beachten, daß S. 4f. nicht etwa schon die Kritik, sondern nur erst der *Anknüpfungspunkt für die spätere Kritik* gegeben ist; daß überhaupt dieser Anfang nur aus dem Fortgang, der Ihnen noch nicht vorliegt, ganz verständlich wird. Da ich nicht weiß, wie bald ich unterbrochen werde und Sie jetzt grade Zeit haben werden; auch die Einschickung des Ganzen, das eigentlich schon für das Januarheft bestimmt ist, mir plötzlich über den Hals kommen kann, ist diese unbequeme, stückweise Mittheilung geboten. Sie ermöglicht mir auch, weil doch vielleicht Alles, auch die Composition noch geändert wird, alle Ihre Bemerkungen voll zu verwerthen, was mir, nachdem ich abgeschlossen habe, schon die Zeit verbieten würde. Am liebsten wäre es mir, wenn Sie auf kleinen Blättern, die Sie zwischen die Seiten legen, alles auch minder Wichtige, was Ihnen aufstößt, an den betreffenden Stellen anmerken wollten.

Von den in Ihrem Briefe genannten vier Punkten ist der erste S. 8f. schon behandelt, hoffentlich nicht ganz gegen Ihre Meinung. Sehen Sie aber *mit Ihrer Ethik in der Hand* die Sache an, Lazarus würde Ihnen ja sein Exemplar borgen. Am 15ten circa schicken Sie aber wohl das Manuscript wieder ab.

Gern wüßte ich genau, wann der Buchhändler die Recensionsexemplare versendet hat.<sup>1</sup> Ich hoffe noch eins zu ergattern, da die Aushängebogen fast schon zerlesen sind.

In inniger Liebe grüße ich mit den Meinigen Sie und Ihr Haus

Glogau

<sup>1</sup> Gemeint sind die Rezensionsexemplare von Steinthals „Allgemeine Ethik“ (Berlin 1885).

[135] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

[Berlin, den 11. October 1885]

[Korrekturvorschläge zu Glogaus Besprechung von Steinthals „Allgemeine Ethik“]

## Erste Seite

- S[eite] 11, zu Z[eile] 4 hinzuzufügen  
(ein Selbstgericht üben) und uns in Harmonie mit letzterem  
entschließen
- S. 14 Ich leugne doch nicht *jedes* Strafrecht, sondern weise nur die  
falschen Begründungen desselben ab § 101.
- Das[elbst] der Zusatz auf der linken Seite  
„das Gefallen – gefallen“ trifft nicht. Ich zeige ja ausführlich,  
daß nur der Verein zum Guten gefallen *könne*, aber nicht die  
Räuberbande, welche die Disharmonie verkörpert.
- das[elbst] Pflichten gegen sich selbst *als* directe negirt, *als* indirecte  
zugelassen. Das ist doch kein Widerspruch.
- S. 19 unten Haben Sie dabei § 181 beachtet?
- S. 21 unten Der Sinn des „Beamten“ ist doch an der geführten  
Stelle nicht der übliche.
- S. 22, Z. 5 Ich gebe keine „Anatomie“ des Hauses, Staates, u.s.w.  
das tut die Social-Wissenschaft; ich gebe eine ethische Analyse,  
ich hebe die ethischen Momente in Haus, Staat u.s.w. hervor  
(also keine Beschreibung)

## zweite Seite

- S. 22 Mein dritter Teil ist nicht „Proceß der Versittlichung“; der  
wäre historisch auf völkerpsychologischer Grundlage. Ich  
zeige nur, wie ist Sittlichkeit im Menschen möglich? wie ist  
Freiheit im Mechanismus des Bewußtseins möglich? Ich zeige  
kein Werden, kein individuelles und kein historisches der  
Völker.
- S. 23, Z. 6 v[on] u[nten]  
„mag sie weiter erklärbar sein oder nicht“ ist zu streichen, und  
das folgende so zu ändern: Wir können sie aber eine Macht  
nennen, insofern sie nichts andres bezeichnet als die bestim-  
mende und leitende Wirksamkeit der Ideen, welche „zu . . .
- S. 24 Tugend, Pflicht, Verbindlichkeit, Verantwortlichkeit habe  
ich nicht ins Einzelne verfolgt, weil ich überhaupt nicht ins  
Einzelne gegangen bin; aber sie sind im 4. Teil genügend (wie

ich meine) bestimmt, und in diesen Teil, nicht in die Psych[ologie] gehören jene Begriffe.

S. 26 „Leibhaftig und sinnlich“ wird hier doch anders verstanden, als sonst. Der sittliche Mensch ist ideell und leibhaftig und sittlich und seine Tat ist ideell und doch handgreiflich.

S. 26/27 Was Sie mir da als unkantisch vorwerfen, scheint mir ganz unbegründet. Aber ich quäle mich nicht mit dem Wort. S. 408, Z[eile] 17–20 zeigt klar, daß ich statt Zufall opp. Vernunft auch sagen könnte Wahrnehmung und Wahrheit.

Die Überbrückung des Gegensatzes zwischen empiristischer Auffassung der Natur und idealistischer des Menschen, in welcher Form sie

### Dritte Seite

immer versucht werde, ist Zerstörung der Ethik. *Die Sittlichkeit selbst ist die Überbrückung, und zwar die einzige.*

S. 28. 29 Ich behaupte:

1. das Sein *ist*.
2. das Sein *ist Erscheinung*.

Also: 3. die Erscheinung *ist*.

4. die Erscheinung ist Ding und Geist.

Also: 5. das Sein ist Ding und Geist; das heißt:

6. das Sein ist Mensch, und kann froh sein, daß es Mensch geworden ist, in welchem es sich als Geist weiß.

Allerdings *weiß* es sich (oder *ist* es) im Menschen recht unvollkommen, nämlich als Wahrnehmungszufall und als eine diesen Wahrnehmungszufall nie ganz überwindende Vernunft; aber es ist nun einmal nicht mehr.

Sollte sich (was doch denkbar ist) das Sein auch noch anders wissen oder anders sein, so wäre es gut für Es; aber das wäre gleichgültig für uns, weil wir nichts davon wissen.

Ich verstehe nicht, wie Sie mir S. 29 oben unterschieben können, das Absolute sei der Erscheinung transcendent? Ich weiß (nach Obigem) gar nichts von Transcendentem und also allerdings auch nicht von Ihren „in der Tiefe liegenden Wurzeln des Seins“. Diese Frage nach den Wurzeln würde für mich bedeuten: wie macht es das Sein zu erscheinen oder zu sein? Dies frage ich nicht. Mit dem Satze „das Sein ist oder erscheint“ bin ich am Ende alles Wissens und Fragens. Würde hat das Sein oder Absolute durch den Menschen, im Menschen, als Mensch. „Tiefere Quellen“ (S. 30) als der Mensch kenne ich nicht.

Blatt 2 Nr. 1 Wir können hier nur auf die Tatsache hinweisen, ohne uns auf die Ursachen derselben einzulassen, daß man unterlassen hat, seine Kraft für die Universität oder die Akademie in reicherm Maße in Anspruch zu nehmen; und so ist leicht begreiflich, wie er dem natürlichen Drange, das, was außer seinem Fache, und doch eng damit verbunden, in ihm gährte, sich und Andren zur Darstellung zu bringen, anderweitig zu genügen suchte.<sup>1</sup>

Bl. 10 Z. 3 (Sie bilden den Inhalt der Ideen) . . .  
St. [!] scheidet sie scharf von Anschauung und von Begriff, wie auch besonders von Gesetz. Er nennt sie die *Kategorien* des formalen Gefühls.

[mit Tinte]

Ich erinnere mich, lieber Glogau, daß Reimer mir ausdrücklich gesagt hat, er wolle ein Recensions-Exemplar an die Hallesche philosophische Zeitschrift senden. Dieses muß Ihnen doch zu Gebote stehn.

S. 11. 10. 1885

<sup>1</sup> Dieser Passus, in dem Glogau dem Publikum zu erklären versuchte, weshalb Steinthal eine Ethik schrieb, bezieht sich auf Steinthal persönlich.

[136] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 20. October 1885

Lieber Steinthal, beiliegend den Rohbau der Recension. Ich habe nichts zurückgehalten und nichts gemildert – aber auch nichts gesagt, was ich nicht seit Jahren in fortwährender Vergleichung mit Ihrer Anschauung langsam entwickelt hätte. So dürfte meine Rec[ension] jedenfalls nicht leichtsinnig heißen können.

Ich habe, fast könnte ich sagen: Tag und Nacht gearbeitet, weil unaufschiebbare Arbeiten mir auf den Nägeln brennen. Nach 4–5 Tagen wollen Sie die Arbeit zurücksenden.

Ich habe auch für Roediger (Deutsche Litteratur-Zeitung) die Anzeige übernommen, so daß wenigstens in einem der beiden Anzeigenblätter nicht zu spät und nicht zu thöricht über Ihr Buch berichtet werden wird. Rathschläge für diese Anzeige werden mir sehr erwünscht kommen.

Sollten Sie nicht Zeit finden, vor Beginn der Vorlesungen einzelne Abschnitte meiner Psychologie einmal anzusehen?

Mit besten Grüßen von Haus zu Haus bin ich in inniger Liebe

Ihr Glogau

[137] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 21. October 1885

Lieber Glogau, so habe ich nun Ihre Recension vollständig, und gleich heute gelesen. Wie Sie sagen, daß dieselbe nichts enthält, was Sie nicht Sich längst entwickelt haben, so habe auch ich ungefähr solche Opposition und Kritik Ihrerseits erwartet. Diese Differenz wird sich nicht ausgleichen lassen; sie sitzt zu tief in der Individualität. Meine Bemerkungen auf zwei Blättern erfolgen anbei.<sup>1</sup> Nun will ich nur gelegentlich noch folgendes sagen:

Ich war von jeher verwundert über Schillers Dictum, das Sie in Ihrem vorletzten Briefe und in der Anzeige S. 18 citiren: „Friedlich wohnen die Gedanken neben einander, doch hart im Raum stoßen sich die Sachen“ (Oder wie heißt es?).<sup>2</sup> Ich fand immer, das Umgekehrte sei der Fall. Sie sehen es z. B. sogleich an uns beiden. Unsre Gedanken bekämpfen sich auf Tod und Leben; aber im Raume sind wir Freunde. Und so sehe ich, wie sich auch politisch die Partei-Gedanken scharf abstoßen; aber Virchow<sup>3</sup>, Spinola<sup>4</sup> und Reichensperger<sup>5</sup> sind vielleicht recht befreundet mit einander. Doch das will ich nicht ausführen. Aber folgende sporadische Bemerkungen will ich hinzufügen.

Die Ethik ist notwendig dualistisch; der Dualismus ist die Basis (d. h. / oder Bedingung) der Sittlichkeit. Dieser Dualismus besteht aber nicht zwischen Denken und Sein, zwischen Geist und Körper u. s. w., son-

<sup>1</sup> Möglicherweise handelt es sich dabei um die Anmerkungen, die sich mit dem eindeutigen Datum vom 11. October 1885 im Nachlaß befinden (hier unter Nr. 135).

<sup>2</sup> Das genaue Zitat aus Schillers „Wallensteins Tod“ (2,2) lautet: „Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit./Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“

<sup>3</sup> Rudolf Virchow (1821–1902) war seit 1856 o. Professor der Pathologie an der Universität Berlin, 1862 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und von 1880 bis 1893 Abgeordneter der Deutschen Fortschrittspartei im Reichstag.

<sup>4</sup> Bernhard Spinola (1836–1900), Verwaltungsdirektor der Berliner Charité und des Klinikum, Stadtverordneter, Mitglied der Nationalliberalen Partei.

<sup>5</sup> August Reichensperger (1810–1892), 1852 Mitbegründer der katholischen Fraktion im preußischen Abgeordnetenhaus, 1867–68 Abgeordneter des Reichstags (Zentrum).

dern zwischen Zufall und Vernunft oder Welt und Mensch (in dem ideellen Sinne des Wortes).

Nicht darum ist der Geist wahrhaft, weil das Absolute Geist ist, sondern weil der vernünftige Geist das Absolute ist. Das Absolute, insofern es nicht durch den Geist (oder als Geist) zu Vernunft wird, wäre bloß Zufall und wertlos.

„Du sollst“ stammt nur insofern aus dem Absoluten, als dieses zu vernünftigem Geist geworden ist. Nun merkt es sich in sich entgegengesetzt.

Es scheint mir doch, als müßte ich Sie bitten, meine Metaphysik noch einmal durchzudenken, ob sie wirklich so empiristisch, dualistisch, unkantisch und bodenlos ist.

Endlich aber möchte ich Sie bitten, die Anzeige für Rödiger [sic!] (Deutsche Literatur-Zeitung) abzulehnen. Es ist principiell zu wünschen, daß nicht derselbe Kritiker an zwei Orten rede. Die Vielfältigkeit des Urteils darf nicht gehindert werden. Ich möchte mit Michaelis oder Hamburger<sup>6</sup> oder Bruchmann<sup>7</sup> reden, und hierauf könnten Sie Herrn Rödiger hinweisen. Wie denken Sie?

Was sagt wo[h]l Ihr College Krohn<sup>8</sup> zu meiner Ethik?

Wenn ich meine Ethik ein Kind des Schmerzes nenne, so ist doch die Ausarbeitung (namentlich also die Ideenlehre) in Nizza erfolgt, in der glücklichsten Zeit meines Lebens – unter diesem blauen Himmel, am blauen Meere, unter grünen Palmen und Orangen mit goldnen Früchten, in sonnigem Winter und farbenglänzendem Frühling, und die Liebsten um mich! Und wie dieser sommerhafte Anblick den nordischen Winter im Hintergrunde hatte, so ruhte das mich umgebende Glück auf schmerzhaften Erinnerungen, aber eben nur Erinnerungen, denn ich war ja aus allem Berliner Wirrwarr herausgehoben.

Nun leben Sie wo[h]l! Grüßen Sie herzlich von mir und den Meinigen die [lieben] Ihrigen.

In Treue  
Steinthal

<sup>6</sup> C. Th. Michaelis und M. Hamburger hatten schon für die Zfv Rezensionen über Bücher philosophischer Thematik geschrieben.

<sup>7</sup> Vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 124.

<sup>8</sup> August Krohn (1840–1889) war seit 1881 a. o. Professor, seit 1884 o. Professor der Philosophie in Kiel. Glogau hatte sich mit ihm etwas angefreundet, obwohl er das Naturell des schwerkgeprüften Mannes (er verlor in Halle, wo er zunächst als Privatdozent gelehrt hatte, drei Kinder) oft als „sprunghaft“, „nervös“ und „rücksichtslos“ empfand. Die Unvereinbarkeit ihrer Temperamente führte dann auch schließlich Ende 1886 zum Abbruch der freundschaftlichen Beziehungen. Von Krohn, der nach schwerer Krankheit früh verstarb, sind nur ein paar Arbeiten zur antiken Philosophie bekannt.

[138] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 23. October 1885

Lieber Steinthal, eben erhalte ich Ihren Brief und Ihre Bemerkungen. Ich werde Alles, was Sie sagen, genau durchdenken und so viel wie möglich Unrichtigkeiten auszumerzen suchen. Die Grundansicht ist, wie auch Sie sagen, mit der Grundrichtung der Persönlichkeit gegeben. Wie vielfältig ich aber auch irren mag, so, hoffe ich, wird Ihnen die umfassende Aufnahme und die Alles Kleine beachtende und zusammenhaltende Aufmerksamkeit nicht entgangen sein, welche ich Ihrem Werke gewidmet habe. Unter welchen Bedingungen dies allein *möglich* ist, wissen Sie selber. Ich darf an die Zeit Ihrer Jugend erinnern, in der Sie mit Humboldt kritisch beschäftigt waren.

Ich habe bisher noch Nichts verglichen, aber es will mir schon jetzt scheinen, Sie sehen die Kluft zwischen uns zu tief. Nicht den Dualismus in der Ethik kann ich antasten wollen, wohl aber was Sie Mensch nennen im ideellen Sinne des Wortes. Die Pole des Gegensatzes, die im Menschen zusammentreffen und in ihm ringen, wären bei mir Weltliches (resp. was Sie Zufall nennen) [und] Göttliches, (ich habe Stellen in der Anzeige unterdrückt, wo Sie früher ebenso sagten z. B. das πάντα θεῖα und dessen spätere Erläuterung in der Zeitschrift); bei Ihnen Natur und Wesen des Menschen. Von letzterem behaupte ich, daß es weder durch sich, noch in sich sei. Und ist denn durch Ihre Metaphysik nicht wirklich ein dicker Strich gemacht durch Fichte, Schelling, Hegel ebensowohl wie durch den jüdisch-christ[lichen] Monotheismus?! Wie immer diese durch Wucherungen aller Art mögen gesündigt haben – den innersten Kern dieser Auffassung, der wohl so alt ist, wie die Kultur-Menschheit, kann ich mir nicht abdisputiren lassen! Wie ich glaube: nach völkerpsychologischen Grundsätzen.

Roediger gegenüber werde ich ganz so verfahren, wie Sie wünschen. Nur muß ich Ihnen erst die Thatsachen vorlegen, die natürlich ganz unter uns bleiben müßten.

R[oediger] ist, da ich manches dumme Buch für ihn besprach, gegen mich sehr entgegenkommend.<sup>1</sup> Dennoch lehnte er meine Bitte, mir die Recension der Ethik anzuvertrauen, ab. Er wollte nur einen haben, der die Dinge mit Augen ansieht, die von den Ihrigen verschieden sind. Erst als ich ihm sagte, ich stände in der Ethik ganz anders wie Sie, war er einverstanden. Nun kann ich wohl trotzdem die Sache meinerseits wieder rückgängig machen; aber er wird gewiß nicht sich jemanden

<sup>1</sup> Max Roediger lehrte damals auch als o. Professor der Literaturwissenschaft an der Universität Berlin. – Seit März 1886 wurde die Deutsche Litteratur-Zeitung von Dr. August Fresenius herausgegeben.

nennen lassen, der für mich eintritt. So sehe ich die Sache dem Zufall anheim gegeben, und ein „Urtheil“ ist ja auch von Ihnen in einer Recenciranstalt früher kaum je erwartet worden. Ich meinerseits glaubte aber in Kürze etwas Treffendes sagen zu können, das jedenfalls von der Besprechung in einer philos[ophischen] *Fach*-Zeitschrift sich sehr unterscheiden würde. Ich werde aber, wie gesagt, ganz so verfahren, wie Sie nunmehr mir rathen werden.

Bei Krohn's ist kürzlich ein kleines Mädchen einpassirt.<sup>2</sup> Er hat Ihre Ethik noch nicht gelesen. Über seine Stimmung und was ich sonst etwa höre, werde ich Ihnen s[einer] Z[eit] getreulich berichten.

Bei uns geht es wohl, hoffentlich auch bei Ihnen. In der vollen Gewißheit, daß Sie mir nicht böse sind, bin ich

Ihr Glogau

<sup>2</sup> Glogau wurde der Pate dieses kleinen Mädchens. – Vgl. auch Anm. 8 von Brief Nr. 137.

[139] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 25. October 1885

Lieber Glogau, wir dürfen die Sache nicht so tragisch nehmen. Mit dem Monotheismus, mit jedem positiven Gottesglauben sowo[h] als mit jedem philosophisch gestalteten Theismus, hat meine Ethik gebrochen; doch nicht so, daß ich durch Schelling und Hegel kurzweg einen Strich machte. Bei Schelling, gerade auf seiner letzten Stufe, hat Gott eine Geschichte. Es kann sein, daß meine Ethik zu individuell, zu sehr mir auf den Leib zugeschnitten ist. Ich wollte eben eine Ethik haben, gerade so, wie ich sie haben kann. Darum beruhigt sie mich so; und Sie können überzeugt sein, daß Ihr Widerspruch mich nicht erschüttert und mir nicht weh tut. Meine Ethik ist nun einmal so, und ich muß mir sagen, daß sie nicht besser wird, wenn der Widerspruch dagegen nicht ausgesprochen wird. Was gut daran ist, wird entwicklungsfähig sein, und Sie haben angedeutet, daß meine „formalen Gefühle“, auf denen alles bei mir ruht und auf die ich am meisten im ganzen Buche halte, noch entwickelt werden können. Das freut mich. Auch meine Darlegung der Freiheit (die nicht mehr aus Nizza stammt, sondern schon wieder hier gemacht ist) wird sich noch bestimmter fassen lassen, und daran ist mir wieder alles gelegen. Mein Staat oder Nicht-Staat mag zu optimistisch sein; ich will den Menschen frei. Meine Metaphysik kennt kein Absolutes, weil ich kein Absolutes zu fassen vermag und kein

Mensch es fassen kann. Aber dieses Nichtfassen läßt sich auch vertiefen, und mir ist, als könnten Sie und wer immer mit meiner Darlegung unzufrieden ist, nur die Unfähigkeit des Menschen noch tiefer begreifen.

Nach der Mitteilung, die Sie mir über Ihr Verhältnis zu Rödiger [sic!] machen, fürchte ich nicht, daß Ihr Rücktritt ihm unangenehm sein werde. Ich halte aber das Princip, daß Jeder über dasselbe Buch nur an *einem* Orte spreche, für zu wichtig. Empfehlen können Sie allerdings niemanden. Hamburger hat zwar, wie unsre Zeitschr[ift] 16, 1.2. zeigt, eine ganz andre Ansicht als ich. Auch Michaelis wird anders denken. Das alles aber würden wir R[oediger] kaum sagen dürfen. Er wird unsre Empfehlung nicht brauchen, und er mag sich jemanden suchen. Ob nun der Recensent so oder so über mich spricht, ist mir gleichgültig; wenn er sich an meinem Buche blamirt, so ist das seine Sache.

Bei uns geht es nicht ganz gut. Meine Frau klagt ein wenig, und unsre Köchin ist erkrankt. Letztere aber, als Person, ist uns lieb und tut uns leid. Sie ist von Natur schwach.

Leben Sie mit den I[lieben] Ihrigen recht wohl!

Ich bin wie immer  
der Ihre  
Steinthal

[140] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 3. November 1885

Lieber Freund

Damit Sie genau orientirt sind, lege ich Ihnen die Abschrift meines an Roediger gerichteten Briefes bei.<sup>1</sup> Heute hat er mich beauftragt, das Buch an Jodl nach Prag, früher Docent in München, zu schicken. Dieser

<sup>1</sup> Gustav Glogau hatte am 26. Oktober 1885 an Max Roediger geschrieben:  
„Verehrtester Herr Kollege

Von Steinthal's Ethik sehe ich mich genöthigt, eine sehr eingehende, fast 3 Bogen umfassende Recension für die Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik zu verfassen, die meine abweichende Auffassung ausführlich begründet. Nun meint St., dem ich dies und auch daß ich die kurze Anzeige für Sie übernommen habe, mittheilte, daß es principiell bedenklich sei, daß dieselbe Person an 2 Orten sich äußere. Da Sie nun ursprünglich anders über das Buch verfügen wollten, wäre ich meinerseits bereit, von meiner Bitte an Sie Abstand zu nehmen. Um Porto zu ersparen, könnte ich ev[entuell] das Buch selbst an den von Ihnen ins Auge gefaßten Recensenten senden.

Indem ich Ihnen nochmals herzlichst für Ihr Entgegenkommen danke, bin ich

Ihr ergebenster Glogau.“

hat eine Geschichte der Ethik angefangen, die gut sein soll, und ist allen idealistisch-religiösen Schwärmereien abgeneigt.<sup>2</sup> So ruht wohl das Buch in guten Händen. Es ist mir aber, aufrichtig gesagt, recht schwer geworden, von der Anzeige, auf die ich mich sehr gefreut hatte, Abstand zu nehmen.

Ich habe jetzt auch, nach nochmaliger genauer Durchsicht, mein Manuscript an die Redaction geschickt. Es soll noch im Januar-Heft gedruckt werden. Wünschen Sie es, so werde ich Ihnen selbstverständlich einen Separat-Abzug zusenden.

Auch bei uns geht nicht Alles nach Wunsch: Mädchen-Wechsel, Kinder-Krankheiten, ein überanstrengter Kopf, das sind so die gegenwärtigen kleinen Leiden. Hoffentlich hat Ihre verehrte Frau sich wieder erholt und Irene ist munter. Haben Sie das Mädchen nun doch aus dem Hause thun müssen?

Ich bitte Sie, mich der Familie Lazarus bestens zu empfehlen. Sie und Ihr ganzes Haus grüßen wir herzlichst!

Ihr Glogau

<sup>2</sup> Friedrich Jodl (1849–1914) hatte zunächst als Dozent an der Bayerischen Kriegsakademie in München, dann, seit 1885, als o. Professor der Philosophie in Prag und seit 1896 in Wien gelehrt. Von Friedrich Jodl, der sich auch um die Ethische Gesellschaft in Deutschland und Österreich Verdienste erworben hatte und 12 Jahre den Wiener Volksbildungsverein leitete, war 1882 der erste Band seiner zweibändig geplanten „Geschichte der Ethik“ erschienen. Roediger ging wohl auch davon aus, daß Jodl, der ebenfalls jede transzendente Verankerung der ethischen Normen ablehnte, zu Steinthals Ethik eine positive Beziehung gewinnen würde.

[141] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 21. November 1885

Lieber Glogau, Ihren Brief vom 3. d[ieses] M[onats] habe ich rechtzeitig erhalten. Wenige Tage darauf ward ich unwo[h]l. Ich litt mehrere Tage wieder an dem Schwindel, an dem ich vor etwa 15 Jahren zu leiden hatte. Nun ist er zwar längst vorüber; aber ich befinde mich noch in völliger Unlust zur Arbeit. Abgesehen von dem Notwendigsten, kann ich mich zu nichts Ernstem entschließen. – Irene ist munter und lernt nun, 12½ Jahre alt, neben dem Französischen auch Englisch, ganz gegen meine pädagogischen Grundsätze; aber was tun? Wenn sie in zwei Jahren englisch anfinge, um wie viel leichter würde es ihr werden, da ihr bisheriger Schatz an französischen Vocabeln noch so gering ist! Nun muß ich nachhelfen und ihr zeigen, wie das Englische teils mit Deut-

schem, teils mit Französischem zusammenhängt. – Meiner Frau geht es wieder wo[h], d. h. sie ist rüstig, und noch ist ihr die eingetretene Kälte nicht übel bekommen. – Unsre Auguste<sup>1</sup> ist 10 Tage im Krankenhause gewesen, und da sie bei uns schwere Arbeit nicht zu vollführen hat, so geht es wieder; so viel wie möglich gewähren wir ihr, was Reconvalescenten brauchen. – Bei Lazarus ist es unverändert.

Hoffentlich geht in Ihrem Hause alles wieder nach Wunsch, und namentlich sind die kleinen Mädels wieder munter.

Nun die Anzeige für Rödiger [sic!]. Ich glaubte nicht, daß Sie solchen Wert darauf legten, daß es Ihnen „schwer“ werden müßte, davon abzustehen. Was läßt sich denn in *der* Kürze sagen! doch nichts, was nicht in der großen Kritik besser gesagt wäre. Das Gute bliebe unverstündlich; das Ganze wäre mehr für Sie und mich als für den Leser. – Von Jodl habe ich diese Woche in Rödigers Blatt eine Anzeige von Gyzicki's [sic!] Übersetzung aus dem Englischen gelesen.<sup>2</sup> Danach kann ich keine Hoffnung hegen. Er wird nichts von mir, ich nichts von ihm lernen. Aber darüber gräme ich mich nicht. Habe ich Ihnen schon gesagt, daß mir Ihering<sup>3</sup> einen recht schmeichelhaften Brief geschrieben hat? Er hofft schließlich mit mir übereinzustimmen und nur im Wege zum Ziele von mir abzuweichen. Haben Sie die Besprechung in der Augsburger Allg. Zeitung Nr. 310 von K. G. gelesen?<sup>4</sup> Er lobt mich für

<sup>1</sup> Steinthals Köchin.

<sup>2</sup> Georg von Gyzicki (1851–1895), Professor der Philosophie an der Berliner Universität, Mitbegründer der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur. Er hatte selbst über Probleme der Moral geschrieben, und seine „Grundzüge der Moral“ (Leipzig 1883) wurden vom Lessing-Verein in Berlin preisgekrönt. Steinthal erwähnt hier Gyzickis Übersetzung von William M. Salter, *Die Religion der Moral* (Leipzig – Berlin 1885).

<sup>3</sup> Rudolf von Ihering (1818–1892), Professor der Rechtsphilosophie an der Universität Göttingen, vertrat auf ethischem Gebiet eine Art Sozial-Utilitarismus und war der Ansicht, daß der Staat die gesamte Produktion und Verteilung der Güter zu übernehmen habe. Alles Recht – „das System der durch Zwang gesicherten sozialen Zwecke“ – sei durch den Staat bedingt, letzter Zweck des Rechts- und Staatssystems seien die „Herstellung und Sicherung der Lebensbedingungen der Gesellschaft“. Der Weg zum „Sozialstaat“ sei bereits beschritten. Steinthal vertrat den Humboldtschen Standpunkt: Er billigte dem Staat lediglich die Funktionen einer „Rechtsversicherungs-Gesellschaft“ zu und lehnte die organisierte Staatsgewalt – auch als Garanten von Gerechtigkeit und Wohlfahrt – ab.

<sup>4</sup> In der Beilage der Allgemeinen Zeitung Nr. 310 vom 8. Nov. 1885 erschien eine Besprechung von Steinthals „Allgemeine Ethik“ unter dem Titel „Wieder eine neue Ethik“. Hinter den Initialen K. G. verbarg sich der politische Schriftsteller Karl Th. F. Grün (1817–1887), der in den 70er und 80er Jahren eine große Anzahl kulturgeschichtlicher Aufsätze und Rezensionen in der Allg. Zeitung veröffentlicht hat. Er hatte sich nach seinem Studium der Theologie, Philosophie und Philologie bis 1849 aktiv als Redner und Publizist an der demokratischen Bewegung in Deutschland beteiligt und war dadurch in persönlichen Kontakt zu deutschen und französischen Frühsozialisten, wie Moses Heß und Proudhon, getreten. Er beschäftigte sich in dieser Zeit, theoretisch und als Abgeordneter, auch mit ökonomischen und politischen Problemen. Nach dem Sieg Preußens 1866

das, was er gewußt hat, und tadelt mich für das, was er nicht gewußt hat. Natürlich sehr anständig, und mein Buchhändler ist damit zufrieden, und also kann ich es auch sein.

Dienstag ist hier Böckh-Feier. Curtius wird die Fest-Rede halten.<sup>5</sup>

Ich muß den 8. Jan[uar] hier einen öffentlichen Vortrag halten, wie jeden Winter, und will diesmal über „Andacht“ reden. Noch bin ich aber über das was ich zu sagen habe, völlig unklar.

Herzlichen Gruß von Haus zu Haus  
Ihr Steinthal

begab sich Grün enttäuscht nach Wien und widmete sich dort größeren Arbeiten, wie der philosophisch-biographischen Monographie „Ludwig Feuerbach“ (2 Bde., 1874) und den positivistisch orientierten kulturgeschichtlichen Darstellungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Es ist daher nicht uninteressant, daß gerade Grün Steinthals Ethik im ganzen positiv beurteilte. Steinthals Sympathien für eine neue sozialistische Gesellschaft widmete Grün einen großen Teil seiner sehr umfangreichen und eingehenden Rezension, wenn auch mit berechtigten Einwänden, da Steinthal von wirtschaftlichen Zusammenhängen zu wenig verstehe. Im übrigen hob Grün positiv hervor, daß Steinthal „die Kantische Vernunftidee der Sittlichkeit gebührend anerkannt“ habe, daß ihn überhaupt die gründliche Kenntnis von Kant vor den Modeerscheinungen des Irrationalismus bewahre und daß er bei Herbart gelernt habe, daß die Sittlichkeit auch eine ökonomische Basis besitze. – Vgl. auch Bd. I, S. CXXXVIff.

<sup>5</sup> Die Feier des hundertjährigen Geburtstages von Philipp August Boeckh fand am 24. November 1885 mittags um 12 Uhr in der Aula der Berliner Universität statt. Ihr hatte der Sprachwissenschaftler 56 Jahre als o. Professor angehört, fünfmal bekleidete er das Amt des Rektors. Festredner war der Ordinarius für alte Geschichte (und Erzieher Kaiser Friedrichs III.), Ernst Curtius (1814–1896).

[142] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 3. December 1885

Lieber Steinthal

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre lieben Zeilen vom 21. November. Die Anzeige in der Lit[eratur-]Z[eitun]g hätte ich deswegen so gern gemacht, weil mir so die Gelegenheit geboten war, in knappem Umriß die Schönheit Ihres Werkes zur Anschauung zu bringen. Denn Sie werden mir den Barbarismus nicht zutrauen, daß ich, wovon mein spec[ifisch] kritisches Geschäft mich abzusehen zwang, überhaupt nicht gesehen hätte. Eben lese ich wieder S. 191 ff. – so fein und zart und tief sind die Wurzeln aller Sittlichkeit schwerlich schon jemals erfaßt worden. Auf zwei Spalten einer Quartseite aber konnte doch von eigentl[iche]r Kritik nicht die Rede sein; konnte nur der Versuch gemacht

werden, ein knappes Gesamtbild zu geben. – Leider kann ich mit Ihnen von Jodl nach seiner neuesten Expectoration, die ich ebenfalls gelesen habe, nicht viel erwarten. Übrigens will ich nicht unterlassen, Ihnen mitzuthemen, daß mein Kollege Krohn mir versprochen hat, er werde, falls nach der Lectüre Ihres Buches und meiner Anzeige, wie er fürchte, von mir ihm wesentliches übersehen oder ungerecht beurtheilt zu sein scheint, gegen mich auftreten und meine Besprechung Ihres Werkes zu ergänzen suchen. Noch ist er mit seinen häuslichen Angelegenheiten – wir haben am 23. November getauft, ich war Pathe – so vollauf beschäftigt, daß er zur Lectüre kaum schon gekommen ist.<sup>1</sup>

Herzlichen Dank, daß Sie mich auf die Besprechung in der Allg[emeinen] Zeitung aufmerksam machten. Ich habe sie nicht ohne Interesse gelesen. Ist der Verf[asser] auch ein Product ganz verschiedener Strömungen und ein viel zu unsystematischer Geist, um dem inneren Gedankengefüge eines Autors sich zu eigen geben zu können; kommen also auch seine Bemerkungen abrupt und zerrissen heraus: er ist immerhin nicht unbedeutend. Kann er Ihnen nicht gerecht werden, so verstehe ich ganz wohl, daß der *Verleger* zufrieden ist. Ihering's Brief sähe ich ebenfalls gern. Vielleicht komme ich gegen Neujahr nach Berlin. Geht er denn über ganz Allgemeines hinaus? – Sie sind wohl so gütig, mich auch fernerhin gelegentlich auf dem Laufenden zu erhalten. Denn mich interessirt das Schicksal Ihres Kindes natürlich ebensowohl und mehr, als wenn es das meinige wäre.

Es war uns allen hier eine große Freude, so ausführliche und doch im Ganzen befriedigende Nachrichten über Ihr Haus zu erhalten. Ihr Kopfschwindel fiel das erste Mal in die Zeit unmittelbar nach Herausgabe der „Einleitung“? Er wird damals wie jetzt Folge geistiger Überanstrengung gewesen sein, wie Correctur und letzte Revision eines so umfassenden Werkes sie mit sich bringen. Mich bringt dergl[eichen] immer sehr herunter, die Correctur *eines* Bogens kostet mir oft einen ganzen Tag höchster geistiger Anspannung. Wenn Sie nur erst Ihren Vortrag hinter sich haben, der hoffentlich weit genug vorgeschritten ist, und eine neue große Arbeit in Vorbereitung nehmen, so ist mir bei Ihrer zähen Constitution um ein weiteres gutes Jahrzehnt nicht bange. Meine Gedanken bringt es bei einem Vortrag etc. sofort in Fluß, wenn ich eine knappe, noch so schlechte Übersicht über den Gegenstand, z. B. in einem Conversationslexikon mir ansehe.

Ihrer Frau Gemahlin empfehlen wir uns herzlichst und hoffen, daß sie den Winter dauernd gut überstehe. Wir haben noch keine Kälte über etwa 1<sup>0</sup> R gehabt, meist einige Grade Wärme, jetzt z. B. morgens 8 Uhr

<sup>1</sup> Vgl. Anm. 8 von Brief Nr. 137. – Die Niederschrift der geplanten Rezension ist unterblieben.

30. Dafür giebt es unangenehmen Nebel und unangenehmen Sturm und die Kinder haben mit Hals und Erkältung überhaupt viel zu thun. Nachdem es einige Zeit gut ging, scheint es heute wieder anzufangen. Auch meiner Frau geht es nur mäßig. Volle Lebensfrische kennt sie nur hie und da auf Stunden. Ich bin dankbar und zufrieden, da ich mich durch meine Vorlesungen ununterbrochen sehr wesentlich gefördert fühle (Alte Philos[ophie], Pädagogik, Erklärung von Fichte's Bestimmung des Menschen) und auch die Zahl der Hörer befriedigend ist. Doch strengt mich die Vorbereitung sehr an, Extraarbeiten und gesellige Pflichten bringen dann das Maß leicht zum überlaufen. Ich habe gestern den letzten Bogen der Anzeige corrigirt, es sind 41 Druckseiten geworden. Bitte, sagen Sie mir gelegentlich, ob ich Ihnen ein Exemplar schicken soll oder ob Sie die Anzeige durch den Verleger erhalten. Lazarus will ich jedenfalls eins senden. Empfehlen Sie mich doch ihm, seiner Frau Gemahlin und bitte ja auch Ihrer Frl. Schwägerin.<sup>2</sup> Irene grüßen die Kinder aufs Beste und wir schicken Ihnen allen unsre schönsten Wünsche.

In alter Liebe  
Ihr Glogau

<sup>2</sup> Lazarus' unverheiratete Schwester Ernestine, die mit in dessen Haushalt lebte.

[143] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 20. December 1885  
[Postkarte]

Lieber Glogau, die schöne Aussicht, Sie bald hier zu sprechen, überhebt mich einer vollen Beantwortung Ihres freundlichen Briefes vom 3./12.

Es kam vieles zusammen, wodurch ich bis heute gehindert war, an meinem Vortrage zu arbeiten. Nun aber muß es bald geschehen, Ihr Rat war ganz gut, und ich werde ihn befolgen. – Hoffentlich geht es Ihren Kleinen wieder gut. Irene kommt aus dem Schnupfen nicht heraus; sonst ist sie munter. Das Befinden meiner Frau ist sehr wandelbar. Ihrer l[ieben] Frau geht es doch hoffentlich gut trotz des wechselnden Wetters.

Ihr Steinthal

[144] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 21. December 1885

Lieber Freund

Unter dem 4. d[ieses] M[onats] theilte ich Ihnen mit, daß ich der Einladung eines jungen Freundes, der in Zürich in unserem Hause gelebt und uns in Kiel schon 3mal besucht hat, ihn nun auch einmal in Berlin, wo er augenblicklich studirt, zu besuchen, mich nicht habe entziehen können.<sup>1</sup> Ich denke am 26ten Abends einzutreffen und werde ev[entuell] bis zum 31. bleiben. – Da ich nun zahlreiche Besuche, denen ich mich nicht entziehen kann, zu machen habe, Sie und die Ihrigen aber doch gern so träfe, daß wir wirklich etwas von einander haben, scheint es zweckmäßig, wenn Sie sich vorher überlegten, welche Zeit Ihnen voraussichtlich passen wird. Dann erst möchte ich über die übrige Zeit disponiren. Ist das so lange vorher nicht recht angänglich, so müßten wir es schon auf gutes Glück ankommen lassen. – Bei uns geht es nur mäßig, Mariechen ist nicht wohl und meine Frau auch nur halb. Sie grüßen mit mir Sie alle, und alle wünschen wir die besten Feiertage

Ihr Glogau

<sup>1</sup> Es handelt sich um Glogaus früheren Pensionär Leo Emil Vogel (geb. 1863 in Rio), der zunächst in Zürich, dann in Berlin Jurisprudenz studiert hat und 1891 Attaché bei der schweizerischen Gesandtschaft in Rom wurde. 1893 ging er als Gesandtschaftssekretär nach Washington, 1898 als Legationsrat nach Berlin, und von 1904 bis 1909 war er als schweizerischer Gesandter wieder in Washington.

[145] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 21. December 1885

Lieber Steinthal

Habe Ihre Karte erhalten und bitte Sie, wenn es angeht, eine geeignete Zeit meinem Besuche nach der Postkarte mir zu bestimmen. – Eben habe ich die neuesten philos[ophischen] Monatshefte gelesen, wo Schuppe meine Psychologie anzeigt. Er findet nichts als Widersprüche und wiederholt nochmals „Worte, nichts als Worte“.<sup>1</sup> Wären Sie nicht so gütig, *sofort* bei Windelband anzufragen, wie weit seine Besprechung

<sup>1</sup> Wilhelm Schuppes Rezension von Glogaus „Grundriß der Psychologie“ erschien in den Philosophischen Monatsheften, Bd. XXII (Heidelberg 1886), S. 168–176.

ist.<sup>2</sup> Das könnte ihm, ist sie *nicht* fertig, vielleicht Veranlassung sein, sie in der freien Ferienzeit fertig zu stellen. Von Ihrer Freundschaft dürfte ich ja erwarten, daß Sie dieselbe bei Druck des nächsten Heftes mitbrächten. Schuppe etwas zu erwidern, ist ganz unmöglich: Sie haben ihn neulich ganz richtig charakterisirt. Dennoch kann es mir nicht gleichgiltig sein, daß die erste und einzige der drei deutschen philos[ophischen] Zeitschriften, die über mein Buch gesprochen, sich so ausgelassen hat.

In der frohen Hoffnung baldigen Wiedersehens  
herzlich der Ihrige  
Glogau

<sup>2</sup> Vgl. dazu Steinthals Brief Nr. 131 und Anm. 5.

## [146] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

23. December 1885  
[Postkarte]

Lieber Glogau, wollen Sie uns also nächsten Sonntag zum Mittags-Ma[h]l (2 Uhr) und dann Dienstag Abend durch Ihre Gegenwart erfreuen. Sonntag Mittag werden wir in strengstem Sinne unter uns sein, Dienstag Abend in etwas größerem Kreise.

Ich stehe jetzt in Unterhandlung wegen einer Übersetzung der Ethik ins Englische. Wer diese angeregt hat, weiß ich noch nicht.

An Windelband will ich *morgen* schreiben. Es tut mir leid, daß Schuppe Sie mit seinem Wortschwall begossen hat. Herzliche Grüße von Haus zu Haus

St.

## [147] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 23. Januar 1886

Lieber Steinthal

Die einliegenden Briefe der Kinder habe ich zurückgehalten,<sup>1</sup> weil ich täglich auf die zweimal reclamirten Separat-Abzüge<sup>2</sup> wartete. Sie sind

<sup>1</sup> Die Briefe von Marie und Else Glogau sind nicht erhalten.

<sup>2</sup> Die Besprechung von Steinthals Ethik, in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 88 (1886), S. 82–123.

nun gestern gekommen, und ich sende gleichzeitig per Kreuzband zwei Exemplare, mit der Bitte, das eine an Lazarus zu geben.

Ich blieb *nicht* in Hamburg,<sup>3</sup> da mich der Silvester heimwärts zog, und machte durch die unerwartete Wiederkehr meine Frau sehr glücklich. Es geht ihr leider wenig befriedigend, doch bin ich und die Kinder wohl. Haben Sie und Ihre Frau Gemahlin den herzlichsten Dank für alles Liebe, was ich in Ihrem Hause erfahren, besonders auch für die Güte, daß Sie sich selbst mit Irene's freundlicher Gabe zu mir bemühten, da Sie wohl vermuthet haben, mich nicht zu treffen. Hoffentlich kommen Sie alle im nächsten Sommer zu uns. Wir wären jedenfalls sehr glücklich, wenn Sie es thäten.

Hat sich im neuen Lebensjahr Ihre Frau Gemahlin wohler befunden? Grüßen Sie sie herzlich, ebenso Irene und die Familie Lazarus. In inniger Ergebenheit Ihnen allen von uns allen die besten Grüße sendend bin ich

Ihr Glogau

<sup>3</sup> Glogau wollte offenbar ursprünglich die Rückreise von Berlin in Hamburg unterbrechen, um dort einen Besuch zu machen.

Die folgenden ausführlichen Briefe haben Steinthals „Allgemeine Ethik“ zum Thema, die 1885 bei Georg Reimer in Berlin erschienen war. In der Widmung an Moritz Lazarus spricht Steinthal von den Motiven, die ihn dazu bewogen, sich über die Grundlagen seiner Weltanschauung Rechenschaft zu geben und eine „Allgemeine Ethik“ zu schreiben. Zweimal traf ihn der Verlust eines Kindes; über dieses persönliche Schicksal hinaus erkannte er, daß die neuen Resultate vor allem der Naturwissenschaften dem Idealismus jede Grundlage zu entziehen drohten, so daß man sich, aufrichtig gegen sich selbst und gegenüber andern, mit dieser neuen Situation auseinandersetzen müsse.

Grundlegend für die „Allgemeine Ethik“ sind die fünf ethischen Ideen: 1. die Idee der ethischen Persönlichkeit; 2. die Idee des Wohlwollens; 3. die Idee der Vereinigung; 4. die Idee des Rechts; 5. die Idee der Vollkommenheit. Diese fünf ethischen „Musterbilder“ gehen auf Herbart zurück, wenn Steinthal sie auch modifizierte und Herbarts erste Idee der inneren Freiheit strich; auf Herbart geht auch die Korrespondenz der ethischen und ästhetischen Gefühle zurück. Diese Gefühle schaffen ein Objekt; Steinthal nennt sie deshalb „objektive Gefühle“: Das Gefühl beurteilt den Willen und erzeugt die Tat (S. 60). Die ethischen Ideen sind nicht weiter ableitbar, bedürfen keiner transzendenten Verankerung und sind selbst nicht unwandelbar, nicht ewig. Auf ihre historische Entwicklung geht Steinthal nicht näher ein; ihn

interessiert in erster Linie ihre gegenwärtige Form; die zukünftige Perspektive deutet er allerdings an: In einer sozialistischen Gesellschaft, auf die sich die Menschheit einmal hinbewegen wird, werden auch diese ethischen Ideen – ebenso wie ihr Ort, das gesamte Reich des „objektiven Geistes“ – eine Veränderung und Erweiterung erfahren.<sup>1</sup>

Vor allem dieser Exkurs über eine zukünftige sozialistische Gesellschaft, die die gesamte Menschheit umfassen sollte, und Steinthals an Humboldt orientierte, liberale Staatsauffassung haben damals in weiteren Kreisen Aufsehen erregt.<sup>2</sup> Repräsentativ für die Reaktion irritierter Zeitgenossen ist die freimütige Kritik des viel konservativeren Gustav Glogau, der den weltanschaulichen Gegensatz zu dem verehrten Lehrer im Brief eher noch schärfer zum Ausdruck bringt als in der ausführlichen Rezension<sup>3</sup>, auf die Steinthal im folgenden Brief vom 29. März 1886 im einzelnen eingeht.

<sup>1</sup> Über Steinthals „Allgemeine Ethik“ vgl. auch Bd. I, S. CXXXVI–CXLII.

<sup>2</sup> Diese Tatsache erwähnt auch G. Simmel in seiner Rezension, in: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, Jg. 10 (1886), S. 494.

<sup>3</sup> Glogaus Rezension von Steinthals „Allgemeine Ethik“ erschien in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 88 (1886), S. 82–123. Vgl. auch den Brief von Eduard Rese an Gustav Glogau im Anhang.

[148] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, den 29. März 1886

Lieber Glogau, ich bin zwar mit mancherlei Geschäftlichem noch im Rückstande; aber ich muß Ihnen nun doch endlich für Ihre Kritik meiner Ethik Dank sagen.

2. April 1886

Ich ward neulich gestört: Das war Montag, und heute ist Freitag, und nun erst komme ich wieder. So geht es! Also meine Bemerkungen zu Ihrer Kritik. Da sind zwei Hauptpunkte. Zuerst meine „Resignation“, wie Sie sagen. Hierüber wäre so viel zu reden, daß ich darüber nicht schreiben mag. Nur soviel: sie hindert mich wahrscheinlich vielerlei zu begreifen, was Sie gegen mich vorbringen, wie sie mich von aller Metaphysik fern hält; aber ich habe mich so in diese Entsagung hineingelebt, daß ich eine ganz spinozistische Gemütsruhe dadurch erlangt habe. Dabei kommt es mir vor, als wäre ich mit der ganzen Welt im Einklang und auch mit allen Denkern. Und so kann ich kaum sagen, daß ich so recht neugierig auf Ihre metaphysische Ethik wäre: denn ich weiß (glaube zu wissen), daß ich auch mit Ihnen übereinstimmen werde, *soweit ich Sie verstehen werde.*

Zweitens:

Mein Ausgangspunkt von Lob und Tadel ist Ihnen zu theoretisch. Als ich Herbart zuerst kennen lernte, war mir seine Ethik höchst antipathisch; seitdem ich aber die Idee der Vollkommenheit (welche von Hartenstein<sup>1</sup> gestrichen worden ist!) so umgestaltet hatte, wie ich getan, liegt gerade soviel Pflichtaufforderung in den ethischen Ideen, als ich brauche.

Nun zu Einzelem, der Reihe nach.

3. April Daß meine Behandlung der idealen Gefühle noch nicht zum „endgültigen Abschluß“ (S. 91 Ihrer Rec[ension]) gekommen, glaube ich auch. Daß aber die „logische Beurteilung“ nicht in dem Sinne wie die ästhetische und ethische ein Gefühlsmoment habe, scheint mir sicher. Ob sie sich aus pathologischen Gefühlen ausgelöst haben oder *geworden* sind, habe ich nicht gefragt, weil ich in der Ethik *alles Werden*, obwohl ich es nicht leugne, unbeachtet gelassen habe. Ich frage nur, welche ethischen Ideen *haben wir heute*, gleichgültig, wie sie geworden sind. Darum schließe ich auch (S. 108, 111) den psychologischen Prozeß der Ethisierung aus. Und die *Möglichkeit* und das *Wesen* der Freiheit zeige ich, nicht das *Werden* im Individ[uum] und auch nicht in der Nation.

S. 95. Ich sehe nicht, wie meine S. 101 f., 113, 185f. in den 3. Teil gehört hätte[n]. Das dort Gesagte scheint mir *dort* notwendig und *genügend*. Eine „Unsicherheit“ besteht nur insofern, als man fragt, *ob* und *wie* man das kann. Ich hätte allerdings auf § 226–229. 230 hinweisen können.<sup>2</sup>

S. 96. Die Harmonie<sup>3</sup> ist nicht aus der „inneren Einheit zu bestimmen“, sondern sie ist die concret erkannte Einheit, die vorher nur allgemein und unbewußt oder unbestimmt als Sittlichkeit kurzweg erfaßt war.

S. 97. Ich habe doch Religion nicht verworfen? sondern nur auf die *falsche* Religion hingewiesen und davor gewarnt.

Das[elbst]. „Einen Leitfaden“, eine „Ableitung“, „Deduction“ der Ideen *wollte* ich nicht geben. Ihre „Vollständigkeit“ *will* ich nicht verbürgen; denn sie *sind* nicht vollständig. Vielleicht wird morgen eine neue entdeckt, die schon längst angefangen hat, sich zu verwirklichen. Meinen Sie, ich würde in Verlegenheit geraten, wenn man mir die

<sup>1</sup> Gustav Hartenstein (1808–1890) war der erste Herausgeber von Herbarts Gesamtwerk.

<sup>2</sup> Auf den genannten Seiten versucht Steinthal eine psychologische Unterscheidung zwischen (sittlicher oder unsittlicher) Gesinnung und Wille zu geben, eine ausführlichere Erklärung erfolgt aber erst § 226 ff.

<sup>3</sup> Die in der fünften Idee der Vollkommenheit von Steinthal geforderte Harmonie von Einsicht und Wollen.

Aufgabe stellte, die Ideen zu deduciren? Das sind eben Kunststücke, denen ich entsage. *Wenn Sie es interessirt, will ich Ihnen einmal meine Deduction mittheilen.* Die Ideen zähle ich auf als historische Producte. Aber warum sollten sie das Wesen des Menschen „nur von außen berühren“? – Vollkommenheit ist allerdings ohne Sittlichkeit nicht „verständlich“. Habe ich denn nicht gezeigt, daß unsittliche Vollkommenheit, wie unsittliche Vereinigung undenkbar ist?

S. 98. „Die besondere Aufgabe der *einzelnen* Persönlichkeit, *sich innerlich auszuwachsen*“, erkenne ich nicht an.<sup>4</sup> Sie könnte zu jedem Gräuelführen. Jeder Teufel will sich auswachsen. Dies ist *sum esse conservare* in falschem Sinne. Ich leugne auch, daß „Erkenntnis ein Selbstzweck“, als solche wäre sie bloß Kraft.

Mit Definitionen beginnen, halte ich für didactisch schlecht, wenn es nicht gar sophistisch ist. Definitionen können nur als Recapitulationen Wert haben.

Daß meine Ideen die Momente der „sittlichen Ordnung“ der Menschheit sind<sup>5</sup> – habe ich das nicht klar ausgedrückt? Folglich gehört auch die Staatsmacht zu dieser sittlichen Ordnung; aber nicht für ewig. Die Ordnung ist bloß historisch. Welch ein Unterschied soll denn zwischen „objectiver Ordnung“ und „Selbsterhaltung der Gesellschaft“ sein? Wie soll denn aus der „objectiven Ordnung“ ein Strafrecht folgen?

S. 99. Die Bienen und Ameisen sollen gegen die Verbindung sprechen? Erstlich: Gefallen sie nicht wirklich, wie König Salomo beweist? Und zweitens rede ich doch nur von Verbindung der Menschen, und zwar der sittlichen Menschen.

6. April

Das[elbst]. Keineswegs „vorgreifend“; von Anfang an (so unterscheide ich mich von Herbart) sind meine Ideen „nicht *leere* Abstractionen“, aber immerhin „abstract“. Der Begriff oder die Idee der Persönlichkeit ist immer abstract, auch wenn sie noch so inhaltreich gedacht wird.

Das[elbst]. „Das ethische Selbstgericht“, das später sogar als ethische

<sup>4</sup> Glogau hatte Steinthals Feststellung, daß der Wissenschaftler auch sittlich wirke, wenn er sich um die Lösung eines theoretischen Problems bemühe und damit das Reich des Intelligiblen mehre, falsch verstanden und vom „Innerlich Auswachsen“ gesprochen.

<sup>5</sup> Hier hatte Steinthal Glogaus scharfe Kritik offensichtlich nicht verstanden: Glogau glaubte in der Nachfolge Hegels, daß der Staat „ein Darstellungsmittel der Sittlichkeit und darum selbst sittlich“ sei, und er gestand ihm daher „eine unantastbare und ewige Bedeutung“ zu (aaO, S. 105f.). Das vertrug sich allerdings nicht mit Steinthals Auffassung vom Staat, die eine wesentlich liberale war. Steinthal folgte gerade in dieser Hinsicht W. v. Humboldts „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“ (1792). Richtschnur ihres Denkens ist die weit in der Zukunft liegende Menschheitsgesellschaft.

Selbstbestimmung erscheint, soll „ins Ästhetische spielen“?<sup>6</sup> Es ist die ethische Urta!

Von „Lob und Tadel“ ist oben schon gesprochen.

S. 100. Die „Naturtriebe“ gehören nicht in die Ethik. Weder „entspringen“ die *sittlichen* Lebensformen aus dem Naturtriebe, noch auch können sie als ethisches Material betrachtet werden. Dergleichen überlasse ich Spencer und Schleiermacher.

Auch gehört das „entspringen“ nicht in *meine* Ethik.

S. 102. Ihre Berufung auf Zeitschr. VIII, 266, verstehe ich nicht, und S. 268 würde ganz zu meinem Buche stimmen.<sup>7</sup> Übrigens ist es etwas andres, was die allgemeine Ethik zu sagen hat und was ich *unter Umständen* tun muß. Ich könnte Ihnen ein Bild von Jesus entwerfen, das ganz anders aussieht, als der neutestamentliche, und nun gar der kirchliche; ich könnte Ihnen die Bergpredigt in *hebräischer* Sprache construiren, die ganz anders klingt, als die griechische. Die bloße Übersetzung aus dem Hebräischen ins Griechische (und Jesus hat doch hebräisch gesprochen) hat den Sinn verfälscht. Nun, das schreibe ich *Ihnen*; aber es öffentlich zu sagen und gar auszuführen, werde ich mich hüten. Dazu sind die Christen zu „empfindlich“ (Das. S. 267). Also arbeite ich für jüdische Religionsschulen, wo ich Menschen erziehe, denen ich einmal *meinen* Jesus würde geben können. „Die religiösen und ebenso die sittlichen Ideen leben nie und nirgend sozusagen nackt und für sich, sondern allemal in einer individuellen Gestalt“, sagen Sie; und so ist es, gestehe ich zu. Aber *lernen* sollen die Menschen, daß die Idee nicht an die „individuelle Gestalt“ unlöslich gebunden ist. Hier haben Sie mich auch falsch citirt. Sie lassen mich sagen: „was ihn mit den Andren verbindet“, ich sagte: „mit allen Andren“, und es folgen noch 8 Zeilen in diesem Sinne. Also darf das, was „verbindet“, nicht etwas sein, was die Gemeinden nicht nur von einander trennt [darunter, nicht gestrichen: „sondert“], sondern auch feindlich gegen einander stimmt. Wir sind noch gar nicht so weit, um praktisch von dem Verhältnis zwischen Juden und Christen reden zu können; erst müßte das zwischen Katholiken und Protestanten geordnet sein, und erst müßte der Protestantismus

<sup>6</sup> Glogaus Mißverständnis entsprang offensichtlich seinem philologisch bestimmten Definitionsdenken: Steinthal hatte von den fünf Ideen gesprochen, durch welche der Mensch ethisch *gefalle* und durch deren Verletzung er *mißfalle* (Allgemeine Ethik, aaO, S. 95).

<sup>7</sup> Glogau zitiert in seiner Rezension Steinthals Satz: „Was ich Besonderes habe, darf mir nicht so wichtig sein, wie das, was ich mit allen Menschen gemeinsam habe“, und glaubt dies in Widerspruch zu früheren Äußerungen, zumal er selbst diesen „gleichmacherischen“ Satz Steinthals für psychologisch und pädagogisch „falsch“ hält. Steinthal verweist auf S. 268 (ZfV VIII) seines Aufsatzes „Zur Religionsphilosophie“ (1875), in dem er geschrieben habe, daß alle Religionsformen zur Vorbereitung einer universalen „Vernunftreligion“ beitragen.

mit sich fertig sein. Ist denn Stöcker<sup>8</sup> Protestant? War Götze<sup>9</sup> Protestant? Auch über die Religionen, „wie sie sind“, wollen Sie „günstiger denken“ als ich. Ist das unrichtig, was ich S. 225 sage (vergl. auch Anm[er]kung] zu S. 226)? *Keine Religion ist gut; nur die Religion guter Menschen ist gut. Und es gibt gute Menschen.*

S. 104–106. Daß der Staat ein gutes Erziehungsmittel war, leugne ich nicht. Aber die Ethik von *heute* muß aussprechen, daß er *nur* ein Mittel war, aus dem man sich „herausringen“ muß.

6. April Nachmittag

[S.] 111. Ich habe schon öfter hervorgehoben, daß „der psychologische Proceß der Ethisierung“ nicht in meine Ethik gehört, sondern in die Psychologie. Mein 3. Teil zeigt aber grade das *Können*, das Sie vermissen. Was Sie unter „Causalität im Begriffe der sittlichen Freiheit“ verstehen, weiß ich nicht. Ist denn nicht mein ganzer 3. Teil diese Causalität der Freiheit? – „In’s Einzelne Tugend und Pflicht verfolgen“, konnte ich in einer *allgemeinen* Ethik nicht.<sup>10</sup> Denn damit gerate ich in die nicht zu erschöpfende Empirie.

[S.] 112. Der Vorwurf „Grenzbegriffe in der Hierarchie der Wissenschaften werden für Scheidewände innerhalb des Seienden genommen“ scheint mir an dieser Stelle gegen mich nicht zutreffend, ebenso wenig wie [S.] 87. Was hat Mineralogie, Chemie und Physik mit Ästhetik zu tun? Insofern sie es aber wirklich haben, ist es Gegenstand der Ästhetik. Wenn Metaphysik und Ethik zusammenhängen, so folgt daraus nicht eine Ableitung der letztern aus der erstern.

[S.] 113. „Das Leibhaftige und Sinnliche in der empirischen Wissenschaft ist der Anfang der Erkenntnis“; dasselbe in der Ethik ist der Schluß der Wahrheit. – Daß die „Bindeglieder“ meiner Zusammenfassung „von auswärts entlehnt“ sind, verstehe ich nicht. Ich nehme eine Weltanschauung als eine heute gegebene und stelle meine Ethik hinein, um jene zu einer sittlichen Weltanschauung umzugestalten. So wird die Metaphysik ethisirt. – Ob meine Ansicht empirisch, dogmatisch, eigentlich kantisch oder nur kantisierend, eigentlich spinozisch oder nur spinozistisch, ob sie hegelisch oder hegelisierend oder antihegelisch ist, kümmert mich nicht. Kant, Spinoza, Hegel, Humboldt, wie ich sie verstehe, laufen auf dasselbe hinaus, auf eine ethische Weltanschauung; in dieser habe ich sie zusammengebunden; *sie sind in mir aufgehoben.*

<sup>8</sup> Der evangelische Hofprediger Adolf Stoecker (1835–1909) betätigte sich seit 1878 als antisemitischer Politiker.

<sup>9</sup> Lessings Gegner, der orthodoxe Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze (1717–1786).

<sup>10</sup> Glogau macht hier die Ausstellung, daß Steinthal die „Begriffe“ der Pflicht, Verbindlichkeit, Verantwortlichkeit nicht „ins Einzelne verfolgt“; Glogau sah offenbar nicht, daß er sie eigentlich aufgibt.

Diesen Gedanken hat Ihre Kritik in mir erweckt – ein stolzes Selbstbewußtsein, d. h. Beruhigung.

Das Licht wird nicht von der Finsternis geboren, sondern das Auge erzeugt beides. S. 113, Z[eile] 5 von unten ist das „dennoch“ falsch.<sup>11</sup> Die Causalität ist ja ohne Zufall undenkbar. Ohne Zufall kann die gesamte Causalität nicht das kleinste Geschehen erzeugen.

S. 114, Z[eile] 8 v[on] u[nten], ist „weiter“ ein offener Fehler, denn 397 steht vor 410, und übrigens sind die Dinge schon 396 als Erscheinungen genommen. Ob das Kantischer Boden ist? Weiß ich nicht und genirt mich nicht. Die Erscheinungswelt ist eben das Sein, und das Ding an sich ist das Nichtsein. Im 4. Teile der Ethik brauche ich eben keine Brücke mehr, um „den Gegensatz einer empiristischen und idealistischen Auffassung“ zu überbrücken.<sup>12</sup> Die Ethik ist die Brücke. Das, was in den vorangehenden Teilen gelehrt ist, erhält schließlich diese Bedeutung für die Weltanschauung.

S. 116, unten. Geist kann nicht aus dem Wesen hervortreten; er schafft ja erst das Wesen. Wie könnte er Selbsterzeugung sein, wenn er aus dem Wesen käme.<sup>13</sup>

S. 119, oben, „persifliren“.<sup>14</sup> Ich wüßte nicht, wie, noch weniger aber, was dagegen zu tun wäre. Ich müßte es geschehen lassen.

Nun genug. Sie sehen an den vielen Unterbrechungen, daß ich noch nicht arbeiten kann. Lassen Sie mich bald hören, wie es Ihnen und Ihrer Familie geht. Ich wünsche alles Beste; so auch meine Frau und Irene, und wir alle grüßen Sie alle herzlich. Meine Frau ist schwach, Irene oft fieberlich. Aber es geht! Also Adieu!

Ihr Steinthal

<sup>11</sup> Glogau schrieb S. 113 unten: „Einmal nämlich operirt Steinthal mit dem unendlichen Meer der ruhelosen Materie, das nur mechanische Causalität zeige, wie mit einer völlig erkennbaren commensurabeln Größe . . . Dennoch läßt er andererseits ‚durch irgend einen unbekanntem Zufall‘ ‚ein für ewig unbegreifliches Wunder‘, ein bewußtes Wesen entstehen, ‚das auch zufällig nicht mehr unterging . . .‘“ (Hervorhebung der Hrsg.).

<sup>12</sup> Glogau hatte S. 114 (Mitte) geschrieben: „Durch die folgende Darlegung hin bleibt der Gegensatz einer empiristischen Auffassung der Natur und einer idealistischen des Menschen unüberbrückt und die heterogenen Elemente seiner Grundanschauung gewinnen aus der subjektiven Grundstimmung des Verf[assers] kaum mehr als ein mechanisches Gleichgewicht.“

<sup>13</sup> Glogau monierte S. 116 unten, daß „Geist, Vernunft, nur zufällig aus dem Zufall der Natur hervor[treten]“ (Steinthal), „nicht aus dem *Wesen*, das als ein functionsloses Überlebsel ganz unbeachtet bleibt“ (Glogau).

<sup>14</sup> Glogau zitierte den folgenden Satz von Steinthal: „Ein anderer Grund der Verbindlichkeit zum Sittlichen als deine Wahl, deine formale Lust, ist undenkbar“, und fügte hinzu: „Es ist kinderleicht, diesen Satz zu persifliren, daher unterlasse ich es.“

[149] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 8. April 1886\*

Lieber Steinthal

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre Zeilen! – Sie werden mir, denke ich, die blödsinnige Selbstüberschätzung nicht zutrauen, daß ich meine Anzeige für mehr halten könnte, als den nothwendigen Reflex, den ein Buch, das mich nach meiner ganzen Entwicklung so ungeheuer interessiren mußte, wie Ihre Ethik, nothwendig in mir finden mußte. Ich gab aber meinem Eindruck rückhaltlosen und ganz ungeschminkten Ausdruck, um laut und vor aller Welt zu bezeugen, daß wir beide uns ein Schülerverhältnis ganz anders denken, als eine Coterie.<sup>1</sup> Diese Art des Auftretens aber und die gütige, rein sachliche Weise, in der Sie es beurtheilen, scheint mir nicht ohne Werth in Deutschland. – Was Sie über unsern Gegensatz bemerken, das trifft völlig zu. Schon Zeitschrift für V[öl]k[er]ps[ychologie] VIII S. 408–420 habe ich ihn auseinandergesetzt und S. 416 dazu als *meine* Auffassung bemerkt „der Mensch selber ruht nicht auf sich selber“, S. 417[;] „St. betritt den schlüpfrigen Pfad religionsphilosophischer Ideen nicht – das ist seine Größe und seine Schranke. Wiewohl von allen Seiten dazu gedrängt. . .“<sup>2</sup> Schon dort suchte ich zu zeigen, daß Sie das „Wesen des Menschen“, Ihren ethischen Realgrund, auch der *Natur*, nach meiner Auffassung, viel zu schroff entgegengesetzt. Aber dennoch nenne ich Ihre Ansicht eine „erhabene Ethik, den Mittelpunkt des Lebens“ S. 420. Dies führte ich in einem wenig später geschriebenen religions-philosophischen Aufsätze, den ich noch habe, etwas weiter aus, den Sie zur Aufnahme in die Zeitschrift nicht geeignet hielten. Also vor 11 Jahren war der Drang zu spinozistischer Gemüthsruhe und die damit gegebene Resignation völlig in Ihnen entwickelt, während *mir* die Weltaufgabe darüber hinauszugehen, zu fordern scheint und schien. Ich mache jetzt, wie damals, ehrfurchtsvoll davor halt, erkenne Ihren Standpunkt sogar gerne für den höheren an, wenn auch freilich nicht die Art, wie Sie ihn begründen und ausführen – aber *ich selbst* könnte dabei nicht leben und, wie ich glaube,

\* Von diesem Brief existiert eine Abschrift Marie Glogaus.

<sup>1</sup> Der Vorwurf des „Klängelwesens“ wurde tatsächlich erhoben. So schrieb Friedrich Paulsen am 29. März 1882 an Ferdinand Tönnies: „Und damit verschwöre ich feierlichst das verfluchte Rezensionenmachen. Du mußt es auch nicht mehr tun. Laß Glogau von Steinthal und Steinthal von Glogau sich beriechen und beräuchern lassen. – Man muß es ganz und gar machen wie diese: nur das anzeigen, was man dem Leser zu lesen aufgeben will.“ (Ferdinand Tönnies – Friedrich Paulsen, Briefwechsel 1876–1908, hrsg. von O. Klose, E. G. Jacoby und I. Fischer, Kiel 1961, S. 154).

<sup>2</sup> In Glogaus Aufsatz „Zur Seelenfrage – Kritik von Steinthal's Ansicht über Menschen- und Thier-Seele“, in: ZfV VIII (1875), S. 385–428.

auch nicht ein großer Theil der Menschheit, die zu kraftvollem Handeln nach außen bestimmt ist. Sie muß volle Rückendeckung haben; das heißt die *Gewißheit* eines höchsten Gutes und einer höchsten Bestimmung, einer *übersinnlichen* Welt muß ihr gegeben sein, wenn sie ganzen Ernst machen soll mit dem Kampf mit dem natürlichen Menschen und mit der Entsagung der „natürlichen“ Güter und Lebenswerthe. *Dazu* muß sie den „schlüpfrigen“ – und d. h. doch nur: logisch nicht gangbaren; aber auch Ihre Ideen schon sind, wie Sie anerkennen, der Logik nicht commensurabel – Pfad religionsphilosophischer Ideen betreten. Ein Enthusiasmus, der alle Enttäuschungen erträgt und ihnen ruhig ins Auge sieht, ohne in der vielverzweigten schweren Lebensaufgabe irgendwo auf die Dauer zu ermatten, kann nach meinem Gefühl nicht den „Zufall“ als Quelle des ethischen Thun's ansehen; und das wäre der Zufall, wenn das Wesen des Menschen grundlos und zufällig aus dem Nichts in irgend welcher Weltperiode wäre hervorgegangen. Er kann auch nicht, wie ein einzelner Weiser dies allerdings kann, sich allen Fragen einfach verschließen. Das „Volk“ – im besten Sinne dieses Wortes – kann und wird diese Kraft niemals üben! So wird man stets, wo nicht ein logisches Erkennen, so doch ein großes Vorbild, einen prophetischen Lehrer, der durch sein Sein und seine Lebensführung das Dasein des übersinnlichen Gutes verbürgt, als Halt gebrauchen. Es giebt noch andere weit unmittelbarere Gewißheit als das Verstandes-Denken ist. Die moderne Welt hat in der Person Christi diesen Halt, diesen Quell der Erneuerung gefunden – und die Juden haben Moses und die Propheten. Ich gebe aber auch nach meiner hier sehr bescheidenen Einsicht vollständig zu, daß weder ich in der Lage bin, noch auch es an der Zeit wäre, zwischen Katholiken und Protestanten, Protestanten und Protestanten oder gar Juden und Christen zu scheiden. Ich empfinde vor einem Juden wie Mendelssohn, der mir zufällig einfällt, eine ebenso tiefe Verehrung wie vor einem Musterchristen. Ich bin aber dennoch weit entfernt, mich mit Ihrer Aufstellung zu identificieren „die Religion *guter Menschen* ist gut. Und es *giebt gute Menschen*.“ Ich kann eben nie und nirgends von dem genetischen Gesichtspunkte absehen und wende auf *alle* Menschen ein paulinisches Wort an: Die Religion (resp. das Evangelium) „sei eine Kraft Gottes seelig zu *machen* alle, die daran *glauben*“. Nach meiner tiefsten Überzeugung bedarf auch der von Natur glücklich organisirte Mensch eines tiefgreifenden und ununterbrochenen Zusammenlebens mit dem religiösen Gedankenkreise, um gut zu *werden* und zu *bleiben* und kann der Sünder zum Erwachen nur kommen durch das Innwerden der heiligen Macht, die in ihm selbst wie in der Welt trotz alledem und alledem wirkt und waltet. Das beweist mir Plato und die ungeheure, gar nicht zu ermessende Bedeutung des Platonismus im Alterthum, gerade so wie das Volk Israel und der Schößling seines

Glaubenslebens, der sich zum Christenthum entfaltet hat. Daß dies Bildungen sind, die zwar immer und immer wieder der Erneuerung bedürfen, aber zu keiner Zeit zu Irrthum und Unwahrheit herabsinken oder entbehrlich werden werden, steht mir durch das, was ich in der Völkerpsychologie, was ich als Wesen der Kritik von Ihnen gelernt habe, im Zusammenhange mit dem eigenen inneren Erleben völlig fest.

Hier, glaube ich, liegt unsere Differenz: ich fordere eine Ethik aus dem und für den Sinn der *vielen* Menschen, der *Menschheit* – Sie aber, scheint mir, geben eine Denkerethik, der ich es zwar ausdrücklich zugestanden habe, daß sie „den Kern des deutschen Idealismus“ (S. 84 der Anzeige) gegen den Empirismus behauptet, oder wie Sie es ausdrücken, Kant, Spinoza, Hegel, Humboldt in sich aufhebt; die aber von Seiten absieht, *die einmal im Menschen sind*, und nicht grundlos sind, sondern ebenfalls Wahrheitsmomente in sich tragen. Dann aber stellen Sie den Menschen höher wie ich; Sie haben weit mehr Zutrauen zu seiner spontanen sittlichen Kraft und zu seinem spontanen sittlichen Wollen! Während Ihnen also die Zucht des Staates für „bloß historisch“, aber nicht für „ewig“ gilt, ist mir der Mensch ein Doppelwesen, dessen Geschichte für ewig in auf- und absteigenden Wellenlinien sich bewegt, so daß eine Gesittung, die für ewig erworben und geborgen schien, *immer wieder* durch neu hervorbrechende dämonische Kräfte bedroht und in Frage gestellt werden kann, so daß längst für überwunden gehaltene Erziehungsmittel immer wieder straffer angezogen werden und *mutatis mutandis*<sup>3</sup> zu ernsthafter Wirklichkeit auferweckt werden müssen.

Einzelne Abweichungen berühre ich nicht. Ich werde Ihr Schreiben wiederholt und gewissenhaft durchdenken und in allen Punkten zu verstehen suchen – bis jetzt aber habe ich den Eindruck, daß Ihre Einwendungen meinen Sinn vielfach gar nicht treffen. Über systematische Rücksichten aber wird man kaum zu allgemein verbindlichen Ansichten kommen, und es kann sein, daß ich meine individuelle Anschauung in hier einschlagenden Bemerkungen nicht genügend zurückgestellt habe.

Doch auf alles dieses kommt es bei der Übereinstimmung im Kerne, die mir tiefer zu reichen und wesentlicher zu sein scheint, als die Nichtübereinstimmung, so sehr nicht an. Ich *brauche* den deckenden Schild der Metaphysik und Religion, ich *brauche* auch volle Hingabe an eine starke Staatsmacht – Sie nicht! Ich habe Ihrer Darlegung meine Einwendungen gegenübergestellt – so ist zwischen uns der Gegenstand durch Meinungs-austausch geklärt. Ob und was andre mit Ihrem Buche

<sup>3</sup> Mutatis mutandis (lat.), mit den notwendigen Abänderungen.

oder meinen bescheidenen Einwendungen machen können, ist deren Sache. –

Es ist uns recht betrübend, daß es weder Ihnen noch den Ihrigen so recht gehen will. Wir wären sehr glücklich, wenn Sie zu Pfingsten alle zu uns sich aufmachen wollten, das ist diesmal Mitte Juni, Sie finden also voraussichtlich die Natur sehr viel weiter wie im vorigen Jahre, und wir machten bei gutem Wetter alle zusammen die Tour an die Seen. Es würde Ihnen und uns gewiß sehr wohl thun und das unzerstörbare und unzerreißbare Band unsrer Freundschaft und Lebensgemeinschaft uns allen zu vollem Genuß kommen. Bitte also mit meiner Frau und meinen Kindern recht herzlich: nehmen Sie unsre Einladung wenigstens recht ernstlich ad referendum<sup>4</sup>.

Wir haben auch mit allerhand kleinen Übeln zu kämpfen, aber doch nur mit kleinen. Über die Kinder hat meine Frau kürzlich geschrieben. Auch ich kann seit einigen Wochen gar nicht zu rechtem Wohlsein und rechter Stimmung kommen. Man muß hoffen, daß es vorübergeht.

Und nun behalten Sie mich recht lieb! Wenn Sie wüßten, wie Sie mir als Gelehrter und als Mensch, seit ich das Glück habe, Sie zu kennen, ein leuchtendes, nie zu erreichendes Vorbild sind, Sie würden sich an solcher Spiegelung selber erquicken.

Mögen diese Zeilen Sie alle schon in bester Gesundheit finden. In Liebe und Verehrung bin ich mit herzlichsten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr dankbarer Glogau

Eben habe ich in der Leschalle Jodl's Anzeige in der deutschen Literaturzeitung gesehen – wohlmeinend, doch recht inhaltsleer.<sup>5</sup> Wie weit ist aber die englische Übersetzung?! Haben Sie sonst keine Urtheile gehört oder gelesen?

Wie steht es mit Windelband's Anzeige meiner Psychologie? Ist sie schon eingelaufen? Wollen Sie andernfalls nicht einmal reklamiren? Jetzt wäre die Zeit dazu. Sind die Ferien vorbei, so hat W. vor Ihnen und vor sich selbst Entschuldigung.

<sup>4</sup> Ad referendum (lat.), zum Bericht(en).

<sup>5</sup> Friedrich Jodl (1849–1914), damals o. Professor der Philosophie in Prag, hat in der Ausgabe Nr. 14, vom 3. April 1886, der Deutschen Litteraturzeitung eine Rezension über Steinthals „Allgemeine Ethik“ veröffentlicht. Jodl bemängelt – bei aller Anerkennung für die Leistung – vor allem die Unzulänglichkeit des letzten Kapitels („Die ethische Weltanschauung“, S. 383 ff.); er vermißt den genetischen Aspekt, den eine auf alle Transzendenz verzichtende Ethik geradezu provoziere, und die Beantwortung der geschichtsphilosophischen Probleme. Es ist in der Tat schade, daß Jodl, der wie Steinthal eine von Religion und Metaphysik unabhängige Ethik forderte und selbst eine „Geschichte der Ethik in der neuern Philosophie“ (1882 ff.) geschrieben hatte, nicht ausführlicher auf Steinthals Ethik eingegangen war.

[150] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 15. Mai 1886

Lieber Steinthal

Zu ihren nächsten Familienmitgliedern und nahen Freunden treten auch wir, ich und mein ganzes Haus, um unsere herzlichsten Glückwünsche zum morgenden Tage und unsere innigste Theilnahme auszudrücken.<sup>1</sup> Nicht ohne tiefe innere Bewegung wird ein solches Fest gefeiert. 63 Jahre sind, wenn auch kein hohes Alter, so doch ein langer Zeitraum, in dem viel erlebt und viel gelitten wird. Über ein Drittel desselben habe ich namentlich Ihr inneres Leben aus sinnlicher Nähe verfolgt, ja ein gutes Stück desselben im Innersten theilen dürfen. Denn Sie waren mir alles, Ihr Denken und Sein gab mir Stütze und Halt: Sie zu verstehen ist wohl 3 Lustren das höchste und einzige Ziel meines Strebens gewesen.<sup>2</sup> So wollen Sie mich in nächster Nähe theilnehmen lassen an Ihrem Feste und meine Glückwünsche gern entgegennehmen.

Wie steht es denn nun mit Ihrer und Ihrer Frau Gemahlin Gesundheit? Hoffentlich besser. Da Sie unsere Einladung, mit Frau und Tochter zu Pfingsten zu uns zu kommen, bisher nicht abschlägig beantwortet, geben wir uns der frohen Zuversicht hin, daß es auch Ihnen Bedürfnis ist, unsere Häuser sich immer mehr nahe zu bringen. Es soll Ihnen aber allen eine solche Luftveränderung nach außen und innen gewiß gut thun, Sie werden gewiß erquickt und erfrischt nach Berlin zurückkehren. Jedenfalls weiß ich, daß Sie Ihren Entschluß nach reiflicher und bester Überlegung fassen werden. Wie sehr Sie uns erfreuen: Das, hoffe ich, lebt noch vom vorigen Jahre in Ihrer Erinnerung.

Uns geht's befriedigend. Abgesehen von kleinen Leiden, die nicht zu rechnen sind, ist alles in Ordnung.

So möge Ihr Fest ein frohes und gesegnetes sein und Sie auch unser in Liebe gedenken!

Mit herzlichsten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr Glogau

<sup>1</sup> Zu Steinthals Geburtstag am 16. Mai.

<sup>2</sup> Lustrum (röm.), Zeitraum von 5 Jahren; da Glogau seinen Lehrer Steinthal am 29. Oktober 1864 erstmals hörte – einen Tag, den er immer hochhielt –, umfassen die drei Lustren etwa die Zeit bis zu Glogaus Habilitation im Jahre 1879.

## [151] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 19. Mai 1886

Lieber Glogau, ein Brief zum 16. gehört zu dem, was ich bestimmt erwarte, so bestimmt wie die Gratulation meiner Irene und meiner Frau. Solch ein Tag, an dem man sich sagen muß, daß es doch ungewiß sei, wie oft er noch wiederkehre, würde sehr ernst, ja trübe verfließen, wenn die Lieben nicht dafür sorgten, daß man vieles unbeachtet lasse und alles Wünschenswerte gegenwärtig habe.

Machen Sie Sich nur wegen der Kritik keine Sorge: das müßte ja heißen, ich sei nicht ich. Was mich Jolly<sup>1</sup> und Cohen<sup>2</sup> aufgeben ließ, war etwas ganz andres als eine wissenschaftliche Kritik. Jolly hätte so empirisch sein können, wie er wollte, und Cohen so kantisch, wie ihm recht schien: ich hätte nicht gewehrt. Ich stehe auch mit Paulsen<sup>3</sup> noch gut, obwo[h] Sie sehen, wie weit er von mir abweicht. Was die Welt glaubt, soll mich nicht kümmern; ich weiß schon, daß man mir nicht glaubt, daß man sich nicht denken kann, wie mir vieles so gleichgültig ist, was den Andren das höchst Begehrenswerte scheint. Ein Ethiker, wie ich, darf sich durch die Menschen, wie sie sind, nicht irre machen lassen. In der deutschen Rundschau (Rodenberg), S. 311, hat Gyžicky [sic!]<sup>4</sup> mir den Lorbeer nicht zugestehen wollen. Hat dieser Utilitarier eine Ahnung von meiner Ethik! In seinen 21 Zeilen hat er das Gegenteil bewiesen. Muß ich nicht froh sein, daß er meine „unbedingte Aufrichtigkeit“ anerkennt? Und solche Leute, wie Gyžicki und Jodl, wollen Plato und Kant verstehen!

<sup>1</sup> Julius Jolly (1849–1932), Sprachforscher und Indologe, seit 1877 a. o. Professor, 1886 o. Professor in Würzburg, erwarb sich große Verdienste durch die Herausgabe von altindischen Rechtsquellen. – Jolly hatte nach seinem ersten Wintersemester 1867/68 in München seine sprachvergleichenden Studien in Berlin, dann in Leipzig fortgesetzt und ist dabei in persönliche Beziehungen zu Steinthal getreten. Über die Ursache von der hier im Brief angedeuteten Entfremdung vgl. Steinthals Brief an Bernhard Jülg vom 17. Juli 1874, Nr. 330.

<sup>2</sup> Über die Entfremdung von dem Kantianer Hermann Cohen hatte Steinthal einmal persönlich zu Glogau gesprochen. Von diesem Gespräch berichtete Glogau an seinen Freund Siebeck: „Steinthal war sehr gütig, ich war von Donnerstag den 8. [Mai 1880] bis Dienstag 12. [Mai 1880] jeden Tag da und fühlte, daß er mich unter seinen Schülern für den ihm selbst nächststehenden hält. Mit Cohen habe er, wegen dessen ‚Bekanntniß in der Judenfrage‘ ganz gebrochen.“ (Brief vom 31. Mai 1880, Glogau-Nachlaß.) Hermann Cohen hatte sich in dem genannten Beitrag zum sogen. Berliner Antisemitismusstreit in erster Linie gegen Lazarus, in zweiter erst gegen Treitschke gewandt (vgl. auch Bd. I, S. LXVII–LXX).

<sup>3</sup> Zu Paulsen vgl. Steinthals Brief vom 30. Okt. 1884, Nr. 124, und Anm. 3 von Brief Nr. 78.

<sup>4</sup> Vgl. Die Briefe Nr. 140 und Nr. 141.

Seit meinem letzten Briefe ist es uns gar nicht wohl ergangen. Sehr bald darauf bekam Irene die Masern und ich eine so starke Erkältung, daß ich mehrere Tage, fast eine Woche, zu Bett mußte. Meine Frau pflegte uns beide, Irene und mich, gleichzeitig. Daß sie dabei schwach geworden ist, brauche ich nicht zu sagen. Das ist nun freilich vorüber. Irene ist im Bett gewachsen, die Masern sind ohne übele Folgen vorüber, und sie hat jetzt ausgezeichneten Appetit und Schlaf. Ich aber bedarf sehr der Erholung; sonst könnte ich nicht wieder an ernste Arbeit denken. Das heißt also, ich muß in den großen Ferien eine große Reise machen. Und nun ehrlich! Die Reise wird viel Geld kosten. Dazu müssen wir sparen und alles zusammenhalten. Darum können wir Pfingsten weder zu Ihnen noch nach Schönefeld kommen. Bis das Geld abgeschafft ist, muß ich es ertragen, daß ich keins habe, muß mir Leibliches und *Geistiges* versagen.

Daß ich diesen Druck des materiellen Mangels nicht fühlen sollte, wäre wo[h] nicht menschlich; aber ich bin darin geübt, und meine Stimmung ist nicht übel. Die Dankbarkeit früherer Schüler, die mir ihre Arbeiten einsenden (jetzt war ja die Zeit der Gymnasial-Programme), macht mir deutlich, was ich geleistet habe. Und mit Stolz sage ich mir: zu mir kommt kein Dummkopf, kein Brodstudent, kein Examen-Sorger. Ich bekehre niemanden; aber mein Zuhörer lernt denken, und er wird es üben in seiner Individualität.

Bei Ihnen geht es also im allgemeinen gut, worüber wir uns freuen. Meine Frau und Irene wie ich grüßen Sie, Ihre l[iebe] Frau und die beiden Mädels recht herzlich. Ja, sagen muß ich es auch, einmal so alle zusammen sein, sei es in Kiel oder auch, was ich vorzöge, an einem Holsteinschen See im Walde – es wäre schön!

Nochmals, leben Sie recht wohl!

Ihr Steinthal

[152] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 17. Juli 1886

Lieber Glogau, mir ist, als hätte ich lange nichts von Ihnen gehört. Ich hoffe, daß bei Ihnen und Ihrer l[ieben] Familie alles wohl geht. Meinerseits gibt es keinen Grund zu besondrer Klage. Meine Frau und Irene sind seit etwa 14 Tagen in Schönefeld und, wie sie mir schreiben, namentlich Irene, recht munter. Irene ist höchst ungerne in Berlin (nur die Schule möchte sie nicht missen) und unsagbar glücklich im Garten von Schönefeld. Ich habe den Sommer verbracht, wie ich voraussehen

konnte, matt und unlustig zur Arbeit; aber das kühle Wetter war mir eher günstig; und so habe ich doch manches gelesen und notirt, was zu einer nächsten Arbeit verwendet werden soll. Es sind zwei Artikel für die Zeitschrift, an die ich zunächst gehen werde: Zur Geschichte Israel-Juda's (kritische Grundlage) und Über den Mythos (Darlegung meiner Ansicht von Mythos, Sage und Märchen unter Bekämpfung der modernsten, sogenannt „historischen“ Ansicht.<sup>1</sup>) Für's erste aber ist mir Erholung Pflicht, und ich werde in den ersten Tagen des August mit meinem Schwager (ohne Damen, welche in Schönefeld bleiben) in die östliche Schweiz reisen, daselbst 4 Wochen bleiben und im Anfang des Sept[ember] mit Frau und Tochter (Irene will nicht mehr Kind heißen) hierher zurückkehren. Irene hat vor der Abreise von hier und neulich in Schönefeld von ihren Spielsachen Abschied genommen, hat dieselben theils verschenkt, theils weggepackt; sie fühlt und erkennt: „Das ist nicht mehr für mich.“ Das geschah freiwillig, aus ihr heraus und war uns Eltern rührender als eine Confirmations-Scene. Übrigens ist sie noch Kind genug.

Über meine Ethik tat kürzlich Gyżicki [sic!] eine Äußerung in der Rundschau.<sup>2</sup> Meine Bemerkungen gegen Darwinismus und Utilitarismus seien nicht treffend, und ich würde auf diesem Gebiet keine Lorbeeren sammeln. – Nächstens soll bei Avenarius eine Kritik von dem hiesigen Privatdoc[enten] Simmel<sup>3</sup> (der schon in unsrer Zeitschr[ift] aufgetreten ist) erscheinen; und auch die Nation will eine Besprechung bringen.

Mit unsrer Zeitschr[ift] steht es insofern übel, daß ich immer noch nicht weiß, woran ich mit ihr bin.<sup>4</sup> Ehe die geschäftliche Angelegenheit

<sup>1</sup> Steinthal wendet sich in seinem Aufsatz „Mythos, Sage, Märchen, Legende, Erzählung, Fabel“, in: ZfV XVII (1887), S. 111–139, gegen die Auffassung Karl Müllenhoffs, W. Mannhardts, Wilhelm Scherers und Theodor Benfeys, nach der alle europäischen Mythen und Sagen letztlich auf indisch-buddhistische Muster zurückgingen. Steinthal sieht darin eine Herabsetzung der mythenbildenden Kraft des jeweiligen Volkes, das angeblich nur eine Variante des buddhistischen Urbildes produziert habe.

<sup>2</sup> Georg von Gizycki hat in der Deutschen Rundschau, Bd. XLVII (1886), S. 308–314, in einer Sammelbesprechung unter dem Titel „Briefe über die neuere philosophische Literatur II“ auch Steinthals „Allgemeine Ethik“ (S. 311) besprochen. Wenn auch wohlwollend und mit Respekt vor Steinthals „unbedingter Aufrichtigkeit“, mußte Gizycki doch von seiner Position aus Steinthals Polemik gegen Darwinismus, Positivismus und Utilitarismus für „verfehlt“ ansehen.

<sup>3</sup> Georg Simmels ausführliche und interessante Besprechung erschien in „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie“, Jg. 10 (Leipzig 1886), S. 487–503. Er hat trotz aller Hochachtung vor der Persönlichkeit Steinthals und dessen Werk sich vorwiegend auf kritische Bemerkungen beschränkt, so z. B. auf die Diskrepanz zwischen Steinthals deterministischer Konzeption von der Mechanik des Seelenlebens und dem Postulat freier sittlicher Entscheidung, auf Steinthals anfechtbare Leugnung der eudaimonistischen Komponente und die ahistorische Verabsolutierung und Idealisierung des objektiven Geistes.

<sup>4</sup> Die drei Söhne von Julius Harrwitz hatten am 1. Januar 1882 Julius Gossmann die

der Firma nicht geregelt ist, fürchte ich, kann ich an die Fortsetzung kaum gehen. Und doch möchte ich wenigstens mit dem Herbst wieder beginnen, so daß zu Neujahr 87 ein gutes Heft erscheinen könnte. Dabei liegt die Sache so, daß die Entscheidung jeden Tag kommen *kann*, wie sie schon seit 2 Monaten kommen *konnte*.

Leben Sie recht wohl! Grüßen Sie Ihre [liebe] Frau und die Mädels.

Der Ihrige Steinthal

Die Meinigen würden *sicherlich grüßen*, wenn sie um diesen Brief wüßten.

alleinige Leitung des Verlages übertragen. Als nun die Erben 1886 den bejahrten Gossmann zur Auszahlung ihrer Besitzanteile drängten, mußte Gossmann einen hohen Kredit aufnehmen, der den Verlag stark belastete. Er beauftragte daher die Kreditgeber mit dem Verkauf des Verlages.

[153] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 20. Juli 1886

Lieber Steinthal

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre lieben Zeilen. Es freut uns sehr, daß Sie für Ihre Gesundheit etwas Ordentliches thun werden und wünschen wir Ihnen und Lazarus das beste Wetter. Sollten Sie Zürich berühren, so würden Sie an meinen dortigen Freunden – primo loco Consul Schoeller<sup>1</sup> und Gymnasial-Professor Motz<sup>2</sup> – Gesellschafter und Berather finden, die glücklich wären, Ihnen dienen zu dürfen. Auch ich hatte die Absicht und schon halb versprochen, dorthin zu gehen. Ich muß es unterlassen und will nur 14 Tage die Provinz mit Krohn<sup>3</sup> bereisen, besonders Sylt, dann aber die Ausarbeitung des lange vorbereiteten 2. Bandes des Abrisses in Angriff nehmen. Sie schreiben mir wohl *gleich* eine Zeile, ob ich Sie anmelden darf. Dann schreiben Sie mir wohl auch etwas Näheres über die Zeitschrift. Sie deuten auf Weiterungen oder gar eine Katastrophe, von der ich keine Ahnung hatte. Auch

<sup>1</sup> Den deutschen Honorarkonsul für die Ostschweiz, Rudolf Schoeller (gest. 1902) hatte Glogau in Zürich im „Stündli“ kennengelernt und stand mit ihm seither in brieflichem Kontakt. (Die Briefe Schoellers befinden sich im Glogau-Nachlaß der Universitätsbibliothek Kiel.) Vgl. auch Anm. 6 von Brief Nr. 60.

<sup>2</sup> Heinrich Albert Motz (1839–1908) war gebürtiger Mecklenburger, Deutsch-Lehrer am Gymnasium und an der Industrieschule (später Oberrealschule) in Zürich.

<sup>3</sup> Zu August Krohn vgl. Anm. 8 von Brief Nr. 137.

wüßte ich gerne, ob nun Windelband den Aufsatz über meine Psychologie endlich eingeschickt, und bitte Sie, ihn ev[entuell] noch einmal zu mahnen.<sup>4</sup> Seit December vorigen Jahres habe ich nichts weiter darüber von Ihnen gehört.

Ich begreife ganz Ihre gegenwärtige Abspannung. Sie wird sicher vorübergehen, da Sie ja feste Pläne für nächste Arbeiten schon wieder vorbereiten können. Auf beide Artikel bin ich in hohem Maße gespannt. In den letzten Jahren habe ich mich, wenn auch nur von außen, lebhaft und vielseitig für die Geschichte Israels interessirt; seit meiner Studentenzeit aber steht es mir fest, daß Sie berufen und ganz der Mann dazu sind, neben einer allg[emeinen] Sprachwissenschaft die allg[emeine] Mythologie eigentlich doch erst zu schaffen. Sie vermuthen kaum, in wie ununterbrochener, fast täglicher, Berührung ich mit Ihnen stehe, und immer in gleicher Weise belehrt und erquickt. Und das wird, solange ich lebe, nicht anders werden.

Mir geht es gut, da ich stetig, wenn auch sehr langsam fortschreite. Mein Befinden und manches andre könnte wohl besser sein; doch fühle ich mich nie zu Wünschen und Klagen aufgelegt, sondern in glücklicher Zufriedenheit. Namentlich habe ich viel von Krohn, der leider selbst viel leidend ist. Meine Wirksamkeit nimmt langsam zu. In der Logik 35, Religionsphilosophie 19 Zuhörer, beides privata; in der Erklärung von Spinoza's Ethik, publice, 26. Je mehr ich Sp[inoza]'s Härte begreifen lerne, je lieber wird er mir, und auch die Zuhörer sind z[um] Th[eil] ganz begeistert. In der Familie geht es auch ordentlich. Die Kinder, die jetzt Ferien haben, sind gesund und gut, meine Frau nicht allzu oft unwohl – also habe ich allen Grund, dem Schicksal zu danken.

Gyzicki's [sic!] älteren Artikel in der Rundschau habe ich gelesen, und mir ist seine Impotenz nie so grell entgegengetreten; den neueren kenne ich noch nicht. Er hat ein paar ganz lesbare Sachen früher bei Avenarius veröffentlicht.<sup>5</sup> Sollten Sie Separatabdrucke der Besprechung in der Nation, die mir nicht zugänglich ist, erhalten, so wäre ich für zeitweilige Überlassung sehr dankbar. Was macht denn die englische Übersetzung?<sup>6</sup> Wie weit ist dieselbe gefördert? Und was hören Sie über den Vertrieb der deutschen Ausgabe?

Bitte, grüßen Sie Frau und „Tochter“ von uns auf das herzlichste, ebenso die Familie Lazarus. Mariechen ist, wie körperlich so auch geistig, noch weniger entwickelt wie Irene, an die sie grade zu deren

<sup>4</sup> Windelband sollte eine Besprechung von Glogaus „Grundriß der Psychologie“ (Breslau 1884) für die ZfV schreiben. Vgl. die Briefe Nr. 131, 132 und 145.

<sup>5</sup> Gemeint ist wohl die Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, die von Richard Avenarius herausgegeben wurde.

<sup>6</sup> Steinthal hatte Glogau am 23. Dezember 1885 mitgeteilt, daß er über eine Übersetzung der „Allgemeinen Ethik“ verhandle.

Geburtstag schreibt. Ich kann aber Ihre Freude und Ihr Behagen an dem normalen Ausreifen und dem rein inneren Abschluß einer ersten Lebensperiode voll mitempfinden und danke Ihnen herzlich, daß Sie uns daran theilnehmen ließen.

Da das Semester, und damit Ihr Strohwitwerthum, in 2 bis 3 Wochen zu Ende geht, hoffe ich, daß Sie den Druck Ihrer jetzigen Lage, körperlich wie gemüthlich, immer weniger spüren. Wir haben Pfingsten Ihrer aller recht herzlich gedacht, und das Wetter war hier, in den beiden ersten Feiertagen wenigstens, sehr gut. Vielleicht dürfen wir das nächste Jahr auf Ihren Besuch rechnen. Wir kommen Ihnen, wenn Sie es lieber sehen, auch gern an die holsteinschen Seen entgegen.

Beste Grüße von Haus zu Haus  
in innigster Verehrung  
Ihr Glogau

Heute feiert Erdmann in Halle, der mir persönlich viel Gutes erwiesen hat, sein 50jähriges Professoren-Jubiläum.<sup>7</sup> Ich habe ihm ein paar Zeilen geschrieben.

<sup>7</sup> Der Rechtshegelianer Johann Eduard Erdmann (1805–1892) war 1836 a. o., 1839 o. Professor der Philosophie in Halle geworden. Bedeutsam sind vor allem seine Veröffentlichungen zur Philosophiegeschichte, bes. der „Grundriß der Geschichte der Philosophie“, 2 Bde., Berlin 1865–1867. (Der zweite Band erschien nochmals in bearbeiteter Fassung in der Reihe „rowohlts deutsche enzyklopädie“, Nr. 364 und 365, Reinbek 1971.)

[154] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 22. Juli 1886

Lieber Glogau, wie Sie begreifen, hängt das Nähere in der Ausführung meiner Reise von Lazarus' Bestimmungen ab. So kann ich Ihnen noch nicht einmal den Ort nennen, wohin wir gehen werden. Lazarus weiß ja gut Bescheid in der Schweiz und kann die Bauern in Schwitzer Dütsch anreden, und versteht sie gut. Ihr freundliches Anerbieten, uns in Zürich anzumelden, muß ich dankend ablehnen. Man muß das aus körperlicher und geistiger Erfahrung kennen, was es heißt, aus einer Millionenstadt, deren Lärmen man nur bei stiller Nacht merkt, nach 10monatlicher Arbeit in die Ferien gehen! Da ist man menschen-scheu. Nun hat gar Lazarus so viel gute Bekannte und Freunde in der Schweiz, daß er mit Sorgfalt allen Begegnungen ausweichen muß. Wir müssen, so zu sagen, incognito reisen.

Von der Zeitschrift habe ich Ihnen also noch nicht geschrieben.<sup>1</sup> Die Sache ist kurz die: Die Verlagshandlung ist in Concurs. Sie wissen aber, in welcher freundschaftlicher Beziehung ich zu den Inhabern stand, zumal zu Harrwitz, aber auch bis heute noch zu Gossmann; also können Sie sich denken, wie mich die Sache schmerzt! Nun ruht eine große Schuldenlast auf der Handlung, und die Gläubiger wollen wenig verlieren, also die Handlung teuer verkaufen und nur an einen leistungsfähigen Käufer. Darum schleppt sich die Geschichte hin, und das hindert uns auch bei den Verhandlungen mit einem andern Verlage. Ich will nicht auf die Einzelheiten und Möglichkeiten eingehen; das wäre für mündliche Unterhaltung. Im glücklichsten Falle könnten wir im Oct[ober] den Druck wieder aufnehmen.

An Windelband habe ich vor den Osterferien geschrieben; geantwortet hat er nicht. Ich will ihn in diesen Tagen mahnen, obwohl weder mit Lust noch mit Hoffnung.

Ich habe den Wunsch, noch manche Arbeit auszuführen, zunächst natürlich solche, für die ich schon lange gesammelt habe. Ich werde sehen, wie ich zurückkomme. Ich werde hier vom Ministerium so kärglich abgespeist, und bin schon froh, wenn es mit Complimenten und nicht mit bürokratischer Rauheit geschieht. Neulich schrieb ich an Althoff: ich werde, so lange ich lebe, arbeiten – wie ich kann und nicht kann.<sup>2</sup>

Es freut mich, daß Sie gutes Muts sind. Auf die *Zahl* der Zuhörer soll es mir weniger ankommen, als auf deren Qualität. Besonders aber ist es der zweite Band Ihres Abrisses, dessen glückliche Vollendung ich innigst wünsche und hoffe, und daß Sie dann auch Ihre Freude daran haben mögen.

Dem Zauber Spinoza's hat seit mehr denn 100 Jahren in Deutschland keiner widerstanden, der ihn halbwegs verstanden hat; im Grunde wahrscheinlich auch Herbart nicht.

Von Gyżicki [sic!] kenne ich nur *einen* Artikel über Ethik, in welchem er außer von manchem andren auch von mir spricht.<sup>3</sup>

Guggenheim hat in der Monatschr[ift] f[ür] Gesch[ichte] und Wissensch[aft] des Judentums über meine Ethik referirt, und da er für etwas conservative Theologen schrieb, etwas zahm.<sup>4</sup> Den letzten Teil hat er gar nicht berührt.

<sup>1</sup> Vgl. Anm. 4 von Brief Nr. 152.

<sup>2</sup> Friedrich Althoff (1839–1909) war seit 1882 Vortragender Rat im Preußischen Kultusministerium.

<sup>3</sup> Dem genannten Artikel von Gzycki, „Briefe über die neuere philosophische Literatur II“, war schon eine erste große Sammelbesprechung vorausgegangen.

<sup>4</sup> Der schweizerische klassische Philologe Moritz Guggenheim (1858–1908) hatte einst auch bei Steinthal gehört. Guggenheim war als Gymnasiallehrer tätig, las aber auch an der

Der alte Erdmann, von dessen Jubiläum ich nur durch Sie gehört habe, hätte wo[h]l mehr Beteiligung verdient. Neulich sagte ich zu einem Schul-Buben, nämlich Gymnasial-Oberlehrer, der mit verwunderlicher Frechheit über Hegel und alle Philosophie sprach, ganz ruhig, die Zeit werde wo[h]l nicht mehr fern sein, wo man Hegel wahrhaft würdigen und also in ganz anderer Weise als heute über ihn sprechen werde. Ebbinghaus<sup>5</sup> war zugegen.

Was Sie über eine Begegnung an den Holsteinschen Seen an den nächsten Pfingsttagen bemerken, ist wohl schön; aber ich bin nicht mehr so phantasievoll, Pläne auf ein Jahr voraus zu machen. Woran ich denke, das muß vor der Tür liegen, d. h. morgen oder lieber heute vorgenommen werden.

Mit herzlichem Gruße an die lieben Ihrigen von

Ihrem Steinthal

Universität Zürich klassische Philologie und Archäologie. Seine Rezension von Steinthals „Allgemeine Ethik“ erschien in: *Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums*, Jg. 35 (1886), S. 320–326.

<sup>5</sup> Der Psychologe Hermann Ebbinghaus (1850–1909), der sich später sehr um die Förderung der experimentellen Psychologie verdient gemacht hat, war seit 1880 Privatdozent an der Berliner Universität.

[155] JEANNETTE STEINTHAL AN MARIE GLOGAU

Schönefeld, den 29. August 1886

Liebe, verehrte Frau!

Verzeihen Sie, wenn ich gleich am Anfang meines Briefes mich wegen meiner Flüchtigkeit entschuldigen muß. Ich kann nur mit wenigen Worten Ihre liebenswürdigen Zeilen<sup>1</sup> beantworten. Logirbesuch, Verwandte aus Amerika und allerlei Trubel nehmen mich so in Anspruch, daß ich nicht ein Viertelstündchen ruhig auf meinem Zimmer bleiben kann. Unsre Abreise ist bis jetzt noch garnicht fest bestimmt; wir wissen einstweilen noch nicht, ob wir Mitte, oder erst Ende September hier aufbrechen, und dann gehen wir wo[h]l erst in die französische Schweiz, um ruhig ein paar Wochen dort zu leben. Auf dem Rückwege werden wir uns hier und dort wo[h]l aufhalten. Also wann wir nach Zürich kommen, läßt sich garnicht gut vorher bestimmen, jedenfalls unternehmen Sie, liebe Frau Doctor, Ihren Umzug ganz

<sup>1</sup> Die Zeilen von Marie Glogau sind nicht erhalten.

wie es Ihnen paßt, und lassen Sie sich durch uns nur ja nicht irgendwie aufhalten. Ich verspreche Ihnen vorher unsre Ankunft anzuzeigen, damit wir gemüthlich beisammen sein können. Wohnung werden wir wo[h]l im Hotel Bauer nehmen, wo wir schon öfter gewesen. Jedoch ist noch nichts bestimmt. Wir freuen uns Alle recht sehr auf ein Wiedersehen mit Ihnen, meine lieben Freunde; aber um eines muß ich Sie, liebe Frau Doctor, bitten, nur keine Umstände, das würde nur unser Beisammensein weniger gemüthlich machen.

Mit den herzlichsten Grüßen von uns Beiden, meinen Geschwistern und Irene bin ich Ihre freundschaftlich ergebene

J. Steinthal

Meine ganz besondern Grüße für Ihren werthen Gemahl. Irene freut sich auf die neuen kleinen Freundinnen.

[156] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 24. September 1886

Lieber Steinthal

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre freundliche Zusendung<sup>1</sup>, aus der ich zugleich ersah, daß Sie mit den Ihrigen nunmehr – hoffentlich wohlbehalten – wieder heimgekehrt sind. Mir war diese Jugenderinnerung in der verschiedensten Richtung interessant und belehrend, und auch meine Frau hat sich wahrhaft an ihr erbaut. Manche in Pilica äußerlich aufgenommene Eindrücke erhalten für mich dadurch erst ihren Werth.

Ich habe die ersten zwei Ferienwochen mit Krohn<sup>2</sup> in Sylt verlebt, ohne daß wir dort rechte Wellen hatten, dann 3 Wochen mit meiner Frau in Glücksburg. Diese fühlte sich so erschöpft, daß sie etwas für sich thun mußte, und ich mußte sie wohl begleiten. Es ist ganz herrlich an der Flensburger Föhrde, die Gegend übertrifft die bei Gremsmühlen bei weitem. Auch Düppel und Alsen haben wir besucht.<sup>3</sup> Etwas schien in

<sup>1</sup> Gemeint ist wohl „Aus der Synagoge. Eine Jugenderinnerung“, in: Mitteilungen vom Deutsch-Israelitischen Gemeindebund, Berlin 1886, Nr. 16, S. 23 ff. Glogau fühlte sich dadurch wahrscheinlich an die jüdische Gemeinde in Pilica erinnert (vgl. Brief Nr. 1).

<sup>2</sup> Vgl. Anm. 8 von Brief Nr. 137.

<sup>3</sup> Es ist bezeichnend für Glogau, daß er die Kriegsschauplätze des Deutsch-Dänischen Krieges von 1864 besuchte. Nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen und der Besetzung von Alsen trat Dänemark im Frieden von Wien Schleswig, Holstein und Lauenburg an Preußen und Österreich ab.

der ersten Zeit die Reise in der That genützt zu haben. Daß es für lange vorhalten wird, wage ich kaum zu hoffen.

Seit meiner Rückkehr bin ich ernstlich mit der endgültigen Redaction und Niederschrift des 2ten Bandes<sup>4</sup> beschäftigt; nach meinem Gefühl bis jetzt mit recht gutem Glück. Natürlich soll er Ihnen ebenfalls dedicirt werden, denn ich darf annehmen, daß meine sehr langsam gereifte Umbildung der deutschen Philosophie, für welche Sie das Ferment hergeben, an Ihren eignen jugendlichen Gedanken eine Anknüpfung finden werde. Unmittelbar nach Ihrer Anzeige des I. Bandes schrieb ich eine umfassende Arbeit über die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie in Form eines Sendschreibens an Sie, die, wie manches andre, ungedruckt blieb. Ich erwähne dies, um zu zeigen, daß ich Sie s[einer] Z[eit] aus innerem Bedürfnis um die Annahme der Dedikation bitten werde. Ich hoffe im Mai das Manuscript druckfertig zu haben. Augenblicklich freilich ist meine Sammlung durch den mehrtägigen Besuch eines früheren Pensionärs unterbrochen.<sup>5</sup>

Wie geht es nun Ihrer Frau und Ihrer Irene? Was machen Herr und Frau Lazarus und Ihre dortige Schwägerin? Was treiben Sie selbst? Ich wäre glücklich, sowie ich Sie in den Vorarbeiten zum 2. Bande Ihrer Geschichte der Sprachwissenschaft stecken wüßte. Da würde für viele Jahre Ihre reiche Gelehrsamkeit und Ihre ganze glückliche Begabung Ihnen selbst und der Mit- und Nachwelt zur Freude und zum Gewinn in Fluß kommen. Und daß die species homo<sup>6</sup>, die sich Gelehrte nennt, zu vollem Lebensgefühl nur kommt, wenn sie in einer vieljährigen Arbeit verstrickt ist, bin ich eben dabei, wieder einmal an mir selbst zu erleben.

Was macht die Zeitschrift? Wie hat sich die Angelegenheit mit der Dümmler'schen Buchhandlung arrangirt? Dies wüßte ich auch aus anderen Gründen sehr gerne. Hat Ihnen Windelband diesmal geantwortet?<sup>7</sup>

Nochmals herzliche Grüße von uns allen an Frau und Kind.

Ich bin in Liebe und Verehrung

Ihr dankbarer Glogau

<sup>4</sup> Gemeint ist Band II von Glogaus „Abriss der philosophischen Grundwissenschaften“, der dann 1888, wiederum bei Wilhelm Koebner in Breslau, erschien.

<sup>5</sup> Vgl. Anm. 1 von Brief Nr. 144.

<sup>6</sup> Species homo (lat.), die Spezies Mensch.

<sup>7</sup> Vgl. die Briefe Nr. 131, 132 und 145.

[157] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 26. September 1886

Lieber Glogau,

habe ich Ihnen denn nicht mit der Zusendung der „Jugenderinnerungen“ auch einen Brief geschrieben? daß ich die Ferien in Pontresina verbracht habe? Mir ist doch so. Ich befinde mich recht wohl, will aber erst im October an die Arbeit gehen, um die Nachwirkung der Ferien nicht zu stören. – Auf Ihren 2. Band freue ich mich. Da werde ich also Ihre principielle Ansicht über Ethik und Religion voll zu lesen bekommen.

Der unhöfliche Windelband hat auch diesmal nicht geantwortet. Sobald die Zeitschrift in Ordnung ist, schreibe ich doch noch einmal an ihn. Wir stehen mit einem anderen Verlage in Unterhandlung. Denn es ist uns schon gewiß, daß sich die Firma D[ümm]ler nicht erhalten kann. Es handelt sich also zugleich um alle meine und meines Schwagers Werke in diesem Verlage. Aber die Gläubiger der Firma D[ümm]ler stellen hohe Forderungen. Hier herrscht kein „Wo[h]lwollen“. Schließlich wird es sich doch machen. – Die „Jugenderinnerungen“ schickte ich Ihnen, weil ich dachte, daß dieselben Sie schon *meinetwegen* interessieren würden. Es freut mich, daß Sie dieselben *genießen* konnten.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus  
der Ihrige

Steintal

[158] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 29. December 1886

Lieber Steintal

Dem Briefe meiner Frau<sup>1</sup> füge ich meine herzlichsten Glückwünsche sowohl zu dem heutigen Geburtstage Ihrer Frau Gemahlin, dessen wir in altgewohnter Weise gedenken, als auch zum Jahreswechsel hinzu. Mögen Sie alle vor Schwäche und Krankheit bewahrt bleiben und ein zufriedenes und glückliches Leben führen. Für Ihre Arbeit kann ich nur wiederholen, daß die noch ausstehende Hälfte der Geschichte der Sprachwissenschaft Sie gewiß auf lange in voller Schaffensfreudigkeit halten wird. Ihre Früchte aber würden nicht bloß dem Fachmann zu

<sup>1</sup> Der Brief ging verloren.

Gute kommen, sondern allen, denen Geschichte und Philosophie irgend wie am Herzen liegt.

Wir haben in der Familie so allerhand kleine Dinge durchzumachen gehabt – im Ganzen steht es befriedigend. Meine Arbeitskraft ist aber während des Semesters durch die Vorlesungen absorbiert, die, obwohl ich ernste Anstrengung zumuthe, eine steigende Zuhörerschaft gewinnen. Dabei lerne ich viel, bin aber für alle selbständige Thätigkeit gehemmt. Wie steht es denn mit der Zeitschrift? Ein neues Heft ist wohl bisher nicht erschienen.

Der Familie Lazarus unsere herzliche Empfehlung. Möge es Ihnen allen dauernd sehr wohlgehen und wir im Sommer uns irgendwo wiedersehen.

Ihr treu ergebener Glogau

[159] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 26. Januar 1887

Lieber Glogau, mir geht es oft so, daß ich nicht weiß, ob ich einen gedachten Brief auch geschrieben habe oder nicht. Also ich habe Ihnen in diesem Jahre noch nicht geschrieben? und meine Frau auch nicht? Wir haben Ihnen noch nicht gesagt, wie wir uns schon einige Mal[e] den Plan ausgedacht haben, im künftigen Sommer die großen Ferien *bei* Ihnen und *mit* Ihnen zu verbringen? Nun, es kann nicht sein, da Sie noch nichts davon wissen. Jetzt aber wissen Sie es.

Wir hatten seit zwei oder drei Monaten, namentlich aber seit dem Beginn des Jahres viel zu tun. Von meiner schwachen, bald nervös, bald rheumatisch leidenden, in ihrem Befinden immer unsicheren Frau, die vom Vormittag nicht über den Nachmittag sicher verfügen kann, will ich nicht reden. Ich aber, recht gesund, hatte außer meinen Vorlesungen und außer meinem populären Vortrag über „die Klagelieder Jeremiae“<sup>1</sup> die Geschäfte in Betreff der Zeitschrift zu erledigen. Das erste Heft ist soeben ausgegeben.

An Windelband habe ich nicht bloß solch eine Anzeige geschickt, wie auch Sie erhalten haben, sondern noch besonders dazu geschrieben mit der Bemerkung, daß ich ein diesmaliges Schweigen als ein Zeichen des Bruches zwischen ihm und mir ansehen würde. Er hat auch darauf kein Lebenszeichen von sich gegeben. Also auf ihn können wir nicht mehr

<sup>1</sup> Steinthals Vortrag „Die Klagelieder Jeremiae“ wurde veröffentlicht in: National-Zeitung, Berlin 1887, Nr. 68, 70 und 72.

zählen.<sup>2</sup> Wen schlagen Sie mir nun vor[?] Ich möchte mich einmal an unsren Dr. Simmel<sup>3</sup> wenden. Von Ebbinghaus<sup>4</sup> kann ich nichts erwarten, was nach unsrem Sinne wäre.

Leben Sie recht wo[h]! Ich möchte zum 2. Hefte einen eignen Artikel geben, den ich noch nicht fertig habe. Ich komme jetzt nicht mehr zur Ruhe; das Drängen hört nicht auf. Herzliche Grüße an die lieben Ihrigen! Irene wird etwas in der Schule gequält; darum kommt auch sie nicht in die ruhige Stimmung zu einem Briefe, und doch mußte auch sie zum Neujahr mancherlei schreiben. Also nochmals: leben Sie mit den l[ieben] Ihrigen recht wo[h]!

Der Ihrige

Steinthal

<sup>2</sup> Vgl. dazu Brief Nr. 131, 132 und 145. – Wilhelm Windelband hat dann später noch eine Rezension von Glogaus „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften“, Bd. II: „Das Wesen und die Grundformen des bewußten Geistes“ (Breslau 1891), geschrieben. Sie erschien in der Deutschen Literaturzeitung vom 14. Oktober 1894 (Nr. 41). Windelband erkennt zwar die gewaltige Arbeitsanstrengung an, äußert sich überhaupt im ganzen wohlwollend, spricht aber über das Resultat ein sehr kritisches Urteil: „Aber seine Untersuchungen bewegen sich hier noch mehr als zuvor so sehr im Allgemeinen, daß die im Vorwort beklagte Gleichgültigkeit des zeitgenössischen Lesers gegen solche Arbeit glaubhaft erscheint“ (aaO, Spalte 1286 f.).

<sup>3</sup> Georg Simmel (1858–1918), zunächst Privatdozent, dann Extraordinarius der Philosophie und Soziologie an der Universität Berlin, seit 1914 als o. Professor der Universität Straßburg. Bedeutsam war Simmel vor allem durch die Entwicklung einer formalen Soziologie, die sich von Geschichtsschreibung, Sozialpsychologie und Sozialphilosophie unterscheiden sollte. Was interessierte, seien die „Arten und Formen der Vergesellschaftung“, die Formen der Wechselwirkung zwischen den Menschen, z. B. Überordnung, Unterordnung, Konkurrenz, Arbeitsteilung u. ä. Für Simmel gab es keinen „Gesamtgeist“, aber die vielfache seelische Beeinflussung der Menschen infolge ihrer Vergesellschaftung.

<sup>4</sup> Über Ebbinghaus vgl. Anm. 5 von Brief Nr. 154.

JEANNETTE STEINTHAL AN MARIE GLOGAU

Berlin, den 26. Januar 1887

Liebe verehrte Freundin!

Auch wenn Ihr Mahnbrief<sup>1</sup>, der so recht von Herzen war, heute nicht gekommen wäre, so sollte mich doch nichts mehr abhalten, Ihnen in diesen Tagen zu schreiben. Ich hatte ein großes Packet Briefe zu meinem Geburtstag bekommen und alle wollte ich sobald als möglich beantwor-

<sup>1</sup> Marie Glogaus Mahnbrief, in dem sie auch von traurigen Erfahrungen ihres Mannes berichtet hatte, ging verloren.

ten, diejenigen aber, die mir die theuersten waren, legte ich zuletzt, um nicht bloß oberflächlich ein Dankeswort zu schicken. Wie nun aber einige Wochen darüber vergangen, daß ich nicht zum schreiben gekommen, kann ich kaum sagen, und doch würden Sie, liebste Frau, mein Leben ein wenig beobachten, Sie begriffen leicht, daß man an liebe theure Freunde viel denken kann, ohne ihnen ein Zeichen davon zu geben. Zunächst macht mich meine wechselnde Gesundheit oft träge und unfähig, etwas zu leisten. Vormittags bin ich frischer, dann gehe ich ein wenig aus und habe dann meist meine Kräfte für den übrigen Tag verbraucht. So geht es mir in der letzten Zeit wieder gar nicht gut, es fehlt mir an allen Ecken und Enden etwas; aber ich wollte Ihnen ja nichts vorklagen, nur mich entschuldigen.

Wären wir doch in einer Stadt und Sie kämen öfter zur älteren schwachen Freundin, könnten uns über Alles ausplaudern, und nur gar erst die Männer – wie wohlthuend wäre es für beide, besonders aber für Ihren lieben Gatten, die ruhige sanfte Art meines Mannes würde gewiß wohlthuend auf sein oft erregtes Gemüth wirken. Es thut uns von Herzen leid, daß der verehrte Professor wieder schlimme Erfahrungen gemacht; bei seiner Art zu empfinden ist es doppelt schmerzlich. Hoffentlich hat sich manches wieder ausgeglichen und Ihre Stimmung ist eine zufrieden glückliche.

Wir, die wir uns von aller Welt zurückgezogen haben, sind froh und vergnügt, wenn Alles gesund ist und ein Tag wie der andre dahin geht. Mit meines Mannes und Irenens Befinden sind wir in diesem Winter G[ott] L[ob] recht zufrieden. Er arbeitet fleißig ohne zu große Anstrengung. Am Montag hielt unser Väterchen einen Vortrag<sup>2</sup>, bei dem auch Irene schon gegenwärtig war.<sup>3</sup> In diesen Tagen schon wird er in der Nationalzeitung erscheinen, dann sollen auch Sie ihn zu lesen bekommen. Irene ist ein völlig erwachsenes Mädchen, denken Sie, schon etwas größer als der Vater.

In vielen Stücken ist sie noch ganz Kind und in manchen Sachen wiederum auch ganz reif. Zu unsrer Freude aber ist sie keine Spur altklug. In der Schule macht sie die Klassen regelmäßig durch, jetzt ist sie seit dem Herbst in der II. Klasse. Dort hat sie doch ziemlich viel zu thun, und das ist auch der Grund, weshalb sie Mariechen noch nicht geantwortet hat, obwohl sie sich mit dem Brief sehr gefreut hatte. Neben den Schularbeiten giebt es auch viele Handarbeiten, gerade in den Wintermonaten haben die meisten Tanten Geburtstag und wenn sie auch nur für jeden eine Kleinigkeit arbeitet, wird es für die kurze Zeit

<sup>2</sup> H. Steinthal, Die Klagelieder Jeremiae. Ein Vortrag, in: National-Zeitung, Berlin 1887, Nr. 68, 70 und 72.

<sup>3</sup> Irene war damals im 14. Lebensjahr.

doch viel. Nicht wahr? Sie, liebste Frau, und unser treuer Freund sind mir nicht böse, Sie müssen schon mit der alten schwachen Freundin Nachsicht haben, und daß es der Fall ist, sagen Sie mir bitte bald.

Mein Mann will mich auch noch ein bischen in Schutz nehmen, so kann ich mich denn getrost herzlichst empfehlen und Sie beide, meine Verehrten, nur noch bitten, lieb zu behalten

Ihre herzlich ergebene  
Jeannette Steinthal

Bitte grüßen Sie die Kinder von Irene und mir.

[160] MARIE GLOGAU AN JEANNETTE STEINTHAL

Kiel, den 1. Februar 1887

Liebe, verehrte Frau

Ihre Briefe haben uns große Freude gebracht und wir Alle malen uns auf unsere Weise ein gemüthliches Zusammenleben mit Ihnen und den Ihren aus. Wollte Gott, sollt's herrlich werden! Sicher würden wir unsere ganze Kraft einsetzen, es Ihnen wie Herrn Professor und Irene behaglich zu machen. Zu lieb wäre es von Ihnen, wenn Sie es nicht nur bei dem schönen Plane ließen. Sehr leid hat es uns aber gethan zu hören, daß Sie, liebe, verehrte Frau, doch wieder durch körperliche Schwäche recht geplagt sind. Will's Gott, bringt Ihnen das Frühjahr Erleichterung! Ich dachte es schon, daß Irene bereits ein fertiges Fräulein ist. Kenne ich doch das Berlinerleben und weiß, wie es ein hellblickendes, geistig gut gebildetes Kind frühzeitig reifen muß. Wie sehnlich wünsche ich mir für Marie eine Freundin grade wie Irene ist. Durch ihr Augenübel, und weil sie nie hat lesen dürfen, ist viel Leere in ihrem Gehirnchen, aber viel Durst in ihrer Seele, diese Leere auszufüllen; und an Kraft fehlt es ihr gar nicht und nicht an Tiefe. Sie hat jetzt böse Tage durchzumachen und bedarf vieler Nachsicht und Schonung. – Klein-Elschen ist viel zarter, aber viel mehr den Anforderungen des Tages und jeglicher Situation gewachsen.

Eigentlich habe ich auf den versprochenen Vortrag Ihres verehrten Gatten gewartet, um gleich für denselben mit zu danken. Da sich aber dessen Erscheinen wohl verzögert hat, wollte ich nicht länger warten, Ihnen unser aller Freude über Ihre schönen Sommerpläne auszusprechen. Mein lieber Mann wollte auch noch schreiben, darum nur so viel über ihn, daß er sich, gottlob, jetzt einer viel gleichmäßigeren (fast heiteren) Stimmung erfreut, als es je früher der Fall war; trotzdem auch

ihm nicht Schweres und Fatales erspart bleibt. Wir erquicken uns jetzt Beide so recht von Herzen an Heyses's Stiftsdame<sup>1</sup>, die uns beiden gleich schön und erhaben dünkt. Ob der Einleitung nicht Wahrheit zu Grunde liegt und ihm der Stoff gegeben wurde?

Doch nun leben Sie wohl, liebe verehrte Frau, und wenn es Zeit und Kraft erlaubt, berichten Sie uns bitte wieder einmal über Ihr Ergehen.

In verehrender Liebe  
Ihre Marie Glogau

<sup>1</sup> Paul Heyse, Der Roman der Stiftsdame. Eine Lebensgeschichte. Berlin 1887. Noch 1887 erschienen im Verlag von Wilhelm Hertz die 2.-7. Auflage.

#### GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

[1. Februar 1887]

Lieber Steinthal

Den Worten meiner Frau habe ich nur hinzuzufügen, daß ich hoffe, die innige Freude, die Sie uns durch die schöne Aussicht auf den Besuch Ihrer ganzen Familie gemacht haben, werde nicht zu Wasser werden. Sie sollten es ganz gewiß nicht bereuen. Wir würden Vormittags ein paar Stunden studiren, dann spazieren und der Erholung leben. Das Leben ist arm genug und nach meinem Gefühl sollte der Mensch sich nicht isoliren, sondern in und mit dem andern zu einem umfassenden Lebensgefühl sich erweitern.

Wenn es mit Windelband so steht, so ist ja freilich Nichts zu machen. Dr. Simmel kann ich nicht beurtheilen, Ebbinghaus aber hat sich schon einmal in der deutschen Litteraturzeitung an meiner Psychol[ogie] die Sporen verdient.<sup>1</sup> Mir liegt nun nicht mehr allzuviel daran, ob sie noch erwähnt wird. Ein Exemplar stelle ich jedoch meinerseits ev[entuell] gern zu Diensten.

In froher Erwartung des Sommers bin ich in alter Liebe und Treue

Ihr Glogau

<sup>1</sup> Hermann Ebbinghaus hat Glogaus „Grundriß der Psychologie“ (Breslau 1884) besprochen in: Deutsche Litteraturzeitung, Jg. VI, Nr. 18 (2. Mai 1885), Sp. 642f. – positiv allerdings nur den dritten Teil, der „sich als kurze Formulierung der Steinthal'schen Psychologie darstellt“.

## [161] JEANNETTE STEINTHAL AN MARIE GLOGAU

Berlin, den 19. April 1887

[Postkarte]

Liebe verehrte Freundin, von Tag zu Tag hofften wir auf ein Lebenszeichen von Ihnen oder dem verehrten Professor. Haben Sie im Februar einen Vortrag von meinem Mann oder eine Karte von Irene erhalten? Seit dem Januar haben wir nichts von Ihnen gehört. Wir aber waren inzwischen mehr oder weniger leidend. Besonders heimgesucht war ich. Wochen hindurch konnte ich das Zimmer nicht verlassen. Nun ist aber G[ott] L[ob] Alles wohl und wir hoffen Gutes vom Sommer. Bitte liebste Frau, beruhigen Sie uns bald durch ein paar Worte und seien Sie mit dem verehrten Herrn Professor und den Kindern von uns dreien sehr begrüßt.

Herzlichst Ihre Jeannette Steintal

## [162] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 4. Mai 1887

Lieber Glogau, ich werde freilich meinen Sinn nicht ändern; aber was hilft's? Wir denken, aber wir lenken nicht. Als ich Ihnen das letztmal schrieb, sah ich froh in den noch fernen Sommer; jetzt ist der Sommer nahe, und wir wissen noch nicht, wie grün er werden wird. Mit Irene ging es immer gut, mit Ausnahme der Kaiserwoche: da lag sie erkältet und wachsend zu Bette. Der großartige Fackelzug! sie hat ihn nicht gesehen.<sup>1</sup> Im Talmud wird erzählt, ein Mann habe den Beinamen Gamsu getragen, d. h. wörtlich „Auch-das“ ist zum Guten, wie er sich in jedem Unglück zu äußern pflegte. Ich dachte bei mir, da Irene so

<sup>1</sup> Der 90. Geburtstag des Kaisers, der 22. März 1887, ist vor allem in der Reichshauptstadt Berlin mit großem Aufwand gefeiert worden. Den Höhepunkt der Feierlichkeiten bildeten am Vorabend des Geburtstages der Fackelzug von dreitausend Studierenden, den Vertretungen von allen deutschen Universitäten und Akademien, unter Führung von vier Musikkorps und eine prachtvolle Illumination, „die allgemeinste, reichste und vielseitigste, welche Berlin je gesehen“ (so der Bericht der National-Zeitung vom 23. März 1887). Neu für die Berliner, die trotz Regen zu Tausenden durch die Straßen fuhren und liefen, war das elektrische Licht, das in Bogenlampe und Glühbirne den bisherigen Beleuchtungsmitteln (dem Gas, den bengalischen Flammen und den Öllämpchen) wirksame Konkurrenz machte, besonders in Berlins elegantesten Straßen, Unter den Linden und in der Leipzigerstraße. Selbst im Norden und Osten, den Arbeitervierteln der Stadt, wurde feierlich illuminiert.

bedauert ward: gam su. Denn jetzt hat sie eine kleine Erkältung; der Fackelzug könnte ihr gar leicht eine recht große eintragen. – Meine Frau aber hat das erste Viertel oder Drittel dieses Jahres recht übel verbracht und ist noch recht leidend, und in diesen Wochen wieder mehr als vorher. Dieses ihr Befinden schneidet für die nächste Zeit jeden Plan ab, und im günstigsten Falle wird noch der Arzt die Entscheidung haben.

Mir individuell ist es ganz gut gegangen. Ein vierwöchentlicher Schnupfen will doch nichts sagen, und ich sehe mutig in das Semester hinein. Ich habe fleißig gearbeitet, und fahre fort fleißig zu arbeiten. Sie werden bemerkt haben, daß die Zeitschrift jetzt sogar sehr regelmäßig erscheint, und ich arbeite auch selbst wieder mehr für dieselbe. Außerdem wird eine neue Auflage vom „Ursprung der Sprache“ besorgt, welche viel zu tun gibt. – Den Vortrag über die Klagelieder habe ich mit einer Lust ausgearbeitet, wie Sie sie auch wo[h]l kennen, wie aber doch wo[h]l nur wenige Menschen sie haben. Als mir der Gedanke zuerst kam, knüpfte ich nur geringe Erwartung an die Ausführung; aber nachdem zur Jugend-Erinnerung die genaue philologische Interpretation des Einzelnen getreten war und das Ganze vor mir stand: kam auch der Gedanke an die verschiedene Stellung der Verfasser der einzelnen Lieder mit einemmale. Und nun ging es an die Durchführung. – Die junge Welt erkannte in dem Vortrage das Muster einer Interpretation, und sprach mir dies begeistert aus; die graue Welt aber kommt nicht los von ihren Einbildungen.

Es freut mich, daß Sie fortgesetzt bei Ihrem 2. B[an]de sind;<sup>2</sup> und wie ich Ihnen für den ersten B[an]d dankbar bin, so werde ich es auch für den zweiten sein, und das soll heißen, ich hoffe, noch viel dankbarer dafür zu sein.

Herzliche Grüße von Haus zu Haus!

Ihr Steinthal

<sup>2</sup> Beim 2. Bande vom „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften“, der 1888 erschien.

[163] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 15. Mai 1887

Lieber Steinthal

Zunächst unser aller herzlichste Wünsche zu Ihrem Geburtstage. Möge Ihnen vor allem die geistige und körperliche Rüstigkeit, der Sie sich erfreuen, erhalten bleiben und die Gesundheit und das Schicksal der Ihrigen nicht gar zu viel zu wünschen lassen. Dann bin ich gewiß, daß

Sie sich und uns andern zur Belehrung und Freude Ihren Weg weiter schreiten und ununterbrochen die Wissenschaft fördern werden. Ihrer neuen Auflage des „Ursprungs“<sup>1</sup> freue ich mich herzlichst; möge dieselbe das neue Lebensjahr glückverkündend einleiten.

Am morgenden Tage sind wir alle, wie seit vielen Jahren, im Geiste bei Ihnen. Hoffentlich ist Irene und Ihre Frau Gemahlin wieder wohl auf und Sie verleben einen behaglichen, freundlichen Tag. Das Wetter hier ist herrlich und wird Sie wohl auch morgen begünstigen. Ob Sie nun im Sommer zu uns kommen, ist also wieder zweifelhaft geworden? Möge der ärztliche Rathgeber ein Einsehen haben; uns muß es ja selbstverständlich frei bleiben, Sie zu drängen.

Ihre Klagelieder habe ich wiederholt, und wie sich von selbst versteht, mit tiefster Belehrung gelesen.<sup>2</sup> Ich kann Sie mir eben, wo Sie mit ganzer Seele thätig sind, gar nicht anders, denn als Meister denken – Sie haben uns verwöhnt! Der Fortsetzung der mythologischen Aufsätze in der Zeitschrift ist wohl in Bälde entgegenzusehen?<sup>3</sup> Nach deren Absolvierung, hoffe ich, münden Sie in den 2. Band der Geschichte der Sprachwissenschaft, der Sie gewiß Jahre beschäftigen und nach allen Richtungen die reifsten Früchte zeitigen wird.

Darf ich wohl bitten, die Anmerkung auf S. 302 der dritten Auflage des „Ursprunges“ in der 4. so zu erweitern, daß darauf gewiesen wird, was im ersten Bande meines Abrisses und in dem Grundriß der Psychologie zu finden ist?<sup>4</sup> Ob viele oder wenige Ihrer Leser das berücksichtigen, ist ja gleichgültig; aber ich würde für die Einregistrirung beider Arbeiten dankbar sein, für die sich ja nur diese Stelle finden dürfte. Ist Ihnen mein Grundriß ganz unbekannt, so dürfte ich mir vielleicht zu der Redaction der betr[effenden] Anmerkung s[einer] Z[eit] eine Meinung gestatten.

In dem Semester geht es mir ja ganz befriedigend. Natürlich hemmt die amtliche Thätigkeit<sup>5</sup> im Verein mit den Arbeiten für die Prüfungskommission den Fortschritt meines Werkes, dessen Grundform jedoch in allen Theilen schon abgeschlossen ist, und ich gerathe in Gefahr, mich physisch zu übernehmen. Den Meinigen geht es befriedigend, sie sind

<sup>1</sup> Die 4., abermals erweiterte Auflage von Steinthals Werk „Der Ursprung der Sprache“ erschien 1888.

<sup>2</sup> Vgl. Anm. 1 von Brief Nr. 159.

<sup>3</sup> Glogau fragt nach einer Fortsetzung von Steinthals Beitrag „Mythos, Sage, Märchen, Legende, Erzählung, Fabel“ – Erster Artikel in: ZfV XVII (1887), S. 113–139; der zweite Artikel ist nicht mehr erschienen.

<sup>4</sup> Steinthal leistete dem Folge auf S. 376 der 4. Auflage.

<sup>5</sup> Gemeint ist damit wahrscheinlich die Tätigkeit in der Ortsgruppe der konservativen Partei, der Glogau in Kiel beigetreten war (vgl. auch Steinthals Briefe vom 20. Mai und vom 20. Juni 1891, Nr. 218 und 221).

gesund und die Kinder eben bei dem Nachbarn, um den Geburtstags-tisch einer Freundin zu revidiren.

Nochmals, lieber Steinthal: möge Ihnen allen der morgende Tag Freude und Genuß bringen und er ein glückliches und fruchtbares Jahr einleiten. Dies bittet meine Frau, die eben zu mir kommt, ausdrücklich auch von ihrer Seite Ihnen allen zu sagen.

Mit den besten Wünschen von Haus zu Haus  
in herzlicher Liebe

Ihr Glogau

[164] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 19. Mai 1887

Lieber Glogau, Für Ihr freundliches Gedenken mit den guten Wünschen meinen Dank. Noch zeigt sich das Alter bei mir recht mild und vielleicht mehr von seiner vorteilhaften Seite als von der hemmenden; und so nehmen auch die Arbeiten eher zu, als ab.

Mit meiner Frau geht es leider noch immer nicht gut. Allerdings sind wir schon froh, daß die Befürchtungen, welche der Arzt und auch wir selbst hegen mußten, glücklich vorüber sind. Die Sache war nichts weniger als gleichgiltig; nun aber ist sie doch immer noch dunkel. Es war eine Unregelmäßigkeit im Blutumlauf – aber wodurch verursacht? Jetzt ist meine Frau so weit, daß sie in den ersten Vormittagsstunden umhergehen kann; dann aber muß sie für den Lauf des Tages liegen. Zu diesem Zwecke habe ich ihr einen langen Stuhl gekauft.

Zunächst also bin ich mit dem Ursprung der Spr[ache] beschäftigt, und ich wünschte, daß derselbe schon im Herbst erscheinen könnte. Aber ich kann nicht wissen, wie mir der Sommer bekommen wird. Daneben läuft die Zeitschrift mit ihren Aufsätzen und Revisionen, Correspondenzen und Sorgen. Ehe ich aber an die Gesch[ichte] der Sp[rach]w[issenschaft] gehe, bei der ich gern anhaltend und mit Muße verweilen möchte, muß ich außer den mythologischen auch die bibelkritischen Aufsätze vollenden. Mag die Gesch[ichte] der Spr[ach]w[issenschaft] meine Ranke-Arbeit<sup>1</sup> werden.

Einen recht guten Freund habe ich mir in Halle in seinem 50. Lebensjahre erworben. Er hat seine Liebe zu mir etwa 7 Jahre stillschweigend

<sup>1</sup> Anspielung auf das monumentale Alterswerk, die 16 Bände umfassende Weltgeschichte des Historikers Leopold Ranke (1795–1886).

ertragen und sie mir jetzt kundgegeben. Er ist der Inspector des Pädagogiums zu Halle, Dr. C. Schulz<sup>2</sup>. Kennen Sie ihn vielleicht?

Ich wünsche Ihnen Kraft für Ihre Arbeit, erhöhte Kraft zum Ersatz für Mangel an Zeit. Eine gewisse Gemütsbewegung, von der Sie vor einiger Zeit ergriffen waren, wird jetzt wo[h] besänftigt sein. Namentlich aber werden Sie doch so vernünftig sein, Ihre leibliche Gesundheit zu beachten. Ich weiß, daß das nicht leicht ist, und daß nicht jeder in seinem Körper einen so rechtzeitigen Ermahner besitzt, wie ich; ich werde viel früher gemahnt, und dann gehemmt, bevor ich völlig verhindert bin. Durch Erfahrung aber könnten Sie die leisen Erinnerungen, die auch Ihnen nicht fehlen werden, richtig zu deuten und zu befolgen gelernt haben. Man kann nicht alle Jahre als Premier-Lieutenant ins Feld ziehen.<sup>3</sup>

Die betreffende Anmerkung S. 302 soll ergänzt werden.<sup>4</sup> Aber Sie dürfen mir dreist frei voraussagen, was Sie etwa wünschen, und dann bitte ich, es *recht bald* zu tun.

Irene ist munter, fleißig in der Schule und ein Wildfang.

Wie ich, so auch meine Frau und Irene grüßen Sie und die lieben Ihrigen, Frau und Kinder, recht herzlich, und wünschen Ihnen allen, wo[h] zu leben.

In Treue

Ihr Steinthal

<sup>2</sup> Carl Schulz (1831–1895), der Inspektor des Pädagogiums in Halle, war Altphilologe. Er hat Steinthal auch einen längeren Aufsatz über „Die Rede (ratio, λόγος). Ermittlung der geistesgeschichtlichen Stelle des Gottesgedankens“ eingesandt, die veröffentlicht wurde, in: ZfV XIX (1889), S. 41–65 und S. 141–164.

<sup>3</sup> Glogau wurde 1887 43 Jahre alt.

<sup>4</sup> Vgl. Brief Nr. 163 und Anm. 4.

[165] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 20. Mai 1887

Herzlichen Dank, lieber Steinthal, für Ihre freundlichen Zeilen. – Um meine Meinung über die Fortsetzung der Anmerkung auf S. 302 Ihres Ursprunges, die Sie recht bald zu haben wünschen, nicht zu verspäten, will ich sie gleich, und zwar für die erste Hälfte *in genauer Anlehnung an Ihre eigenen Worte*, Zeitschrift XIII, S. 192, etwa so formulieren:

„Später ist Glogau im ersten Bande seines Abrisses der philos[ophischen] Grundwissenschaften, Breslau 1880, im Anschluß an Humboldt's, Lazarus' und meine Auffassung auf das Werden der Sprache und

das Wesen der sprachlichen Formen näher eingegangen und hat dabei viel eigenes und eigenthümliches geboten. Indem er aber für die Würdigung der Sprachform vorwiegend die „objektiv-sachlichen“ Motive ins Auge faßt, ist der Gewinn nicht ersichtlich, welchen der Volksgeist aus den logisch nicht nothwendigen Bildungen zieht, die doch demselben Keime wie die intellectuale Entwicklung entsproßen. Glogau hat aber weiter in einem Grundrisse der Psychologie, Breslau 1884, sowohl das Seelenleben im Allgemeinen wie namentlich alle Mittheilung und Sprache bis auf die psycho-physiologischen Grundverhältnisse zurückzuführen gesucht und dann die Entwicklung des Sprachgeistes durch die verschiedenen Stufen des Culturlebens verfolgt, vom Alalismus bis zum wissenschaftlichen Denken, dessen Stütze ein Zeichensystem bildet. Freilich geschieht dies, gemäß der Ökonomie des Buches, nur in knappen Strichen, die jedoch scharfe und bestimmte Zusammenhänge andeuten.“<sup>1</sup>

Ob und wieviel Sie hiervon sich aneignen können, entzieht sich natürlich meiner Beurtheilung.

Wir freuen uns herzlich, daß es Ihnen persönlich wohl geht, und wünschen Ihrer Gemahlin die besten Fortschritte in ihrer Genesung. Ihre Mahnung, auch an das Wohl des Leibes zu denken, soll nicht vergeblich sein. Im Ganzen geht es mir recht leidlich; freilich macht man, wenn man für die Ideen unerschrocken im Handeln und Leben eintritt, eigenthümliche Erfahrungen. Doch diese Schule, in der man über sich selbst erst zu voller Klarheit kommt und die Welt richtig schätzen lernt, ist Niemandem erspart. Schließlich liegt alles Glück doch nur im Bewußtsein eines reinen Wollens und in der Unterwerfung unter die Einsicht, die die Erfahrung uns aufzwingt!

Nochmals: viel Glück im neuen Lebensjahre und das beste Gelingen in Ihrer Arbeit!

In alter Ergebenheit

Ihr Glogau

Herr Inspector Schulz ist mir flüchtig bekannt. Er hat viel Interesse für Kunst und Dichtung und auch für das Theater.<sup>2</sup> Er hatte sich, als ich ihn 1873 kennenlernte, viel Frische und Beweglichkeit des Geistes bewahrt. Es freut mich sehr, daß Ihnen so von den recht zahlreichen Verehrern, die Sie sich durch Ihr Wirken erworben haben, gelegentlich persönlich Kunde wird.

Ihr Glogau

<sup>1</sup> Steinthal hat diesen Text in sehr modifizierter Form in die vierte, abermals erweiterte Auflage von „Der Ursprung der Sprache“ (Berlin 1888) aufgenommen (S. 376).

<sup>2</sup> Carl Schulz hat auch selbst ein Trauerspiel in fünf Aufzügen geschrieben, nach englischem Vorbild: „Strafford“ (Halle 1874).

[166] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., den 22. October 1887

Lieber Glogau, mitten aus meinen wissenschaftlichen und praktischen Arbeiten heraus muß ich Ihnen schreiben, weil wir ein wenig darüber besorgt sind, wie es Ihnen und Ihrer lieben Familie ergeht. Wir sind so sehr gewöhnt, zum 20. ein Liebeswort von Ihnen zu erhalten, daß wir, da es diesmal ausblieb, und auch der letzte Brief Ihrer l[ieben] Frau vom 9. September in Betreff Ihrer nicht gerade beruhigend war, darin Grund zu einiger Befürchtung zu haben glauben.<sup>1</sup> Nun, hoffentlich ist es nichts von Bedeutung.

Ich habe Ihnen aber noch von meiner Reise bis heute zu berichten. Ich war auf dem Rigi, erst 14 Tage Staffel, dann 14 Tage Kaltbad, wo es jetzt neben dem großen, teuren ein kleines, billigeres Hotel gibt, das ganz empfehlenswert ist. In den ersten Wochen besorgte ich ein paar Correcturen (Ursprung der Sprache) und las auf der Höhe die Psalmen; dann aber ward ich fanatisch für die Gesundheit und lief bloß, alles Lesen unterlassend. Man findet mich sehr gekräftigt; ich finde, daß ich nicht wieder jung geworden bin. Indessen darf ich zufrieden sein. Auf dem Rückwege hinderte mich das Wetter an einer Fahrt auf dem Vierwaldstätter See und einer Tell-Partie; aber ich sah den Rhein-Fall, den Hohen-Twiel und den Schwarzwald (Wild-Bad, wo ich drei schöne Tage verbrachte).

Ich war in den ersten Tagen des September hier wieder angelangt, hatte mich nun ungeduldig in die Arbeit gestürzt, und wir hatten kaum begonnen uns in Ruhe unsrer Dreiheit zu erfreuen, da berief eine Depesche voll Angst meine Frau an das Krankenbett meiner Schwägerin nach Schönefeld. Von dort ist sie erst letzten Sonntag zurückgekehrt, meine Schwägerin ist Dienstag nachgekommen und wohnt die erste Woche bei uns. Meine Frau hat *bis jetzt* Aufregung und Anstrengung glücklich überwunden, und der Schwägerin geht es doch wesentlich besser, die Gefahr ist geschwunden, sie ist in Genesung.

Das waren also wenig frohe Wochen, in welche doch unsre jüdischen Festtage gefallen sind, die nun freilich still genug verliefen. Irene ist in die erste Klasse versetzt worden und hat schwer zu arbeiten. Sie ist gesund und kräftig.<sup>2</sup>

Die Arbeit über den Urspr[ung] der Spr[ache] beschäftigt mich mehr, als mir lieb ist; denn sie ist mir nicht angenehm, ich habe das rechte Interesse nicht mehr dafür und habe über Ansichten zu berichten, die

<sup>1</sup> Der 20. Oktober war der Hochzeitstag Steinthals. Marie Glogaus Brief vom 9. September ist nicht erhalten.

<sup>2</sup> Irene war am 23. Juli 14 Jahre alt geworden.

mir ganz antipathisch sind. Der Philosoph Noiré<sup>3</sup> hat wenig Gutes und viel Närrisches (Schopenhauers Wille!) und ist sehr eingebildet; der Philosoph Marty<sup>4</sup> aber ist ein widerwärtiger Bursche. Seine lärmende Kritik in der Vierteljahrsschr[ift] für *wissenschaftliche* Philosophie von Avenarius könnte mich sehr unberührt lassen; er hat aber die Frechheit gehabt, zu behaupten, ich hätte ein Plagiat an ihm begangen und darum sein Buch über den Urspr[ung] d[er] Spr[ache] in meiner vorigen Auflage (1877) verschwiegen. Holzman meint, ich sollte dies „niedriger hängen“; während ich es völlig unbeachtet lassen wollte. Nun habe ich mir sein Buch auch angesehen. Nach ihm ist die Sprache mit Bewußtsein und Absicht gemacht. Soll ich daraus etwas mitteilen? Das wenige Gute, das darin ist, wird schlecht durch den Zusammenhang. *Ihre Anmerkung werde ich nicht vergessen.*

Sonst gibt es in Vereinen zu tun, worüber ich nicht weiter berichte. Schließlich die Frage: wie haben Sie gelebt? wie steht es mit Ihrer

<sup>3</sup> Ludwig Noiré (1829–1889), Vertreter eines hylozoistischen Monismus, war als Sprachphilosoph ein Anhänger Lazar Geigers und stark von Schopenhauer beeinflusst (der Laut ein Akt von „Wille und Vorstellung“). Steinthal hat in der 4. Auflage seines Buches „Der Ursprung der Sprache“ dem gleichnamigen Werk (1877) von Noiré einen eigenen Abschnitt gewidmet (Steinthal, *Der Ursprung der Sprache*, 4. Auflage, Berlin 1888, S. 281–319).

<sup>4</sup> Der Schweizer Anton Marty (1847–1914), Schüler von Franz Brentano, hatte nach seinem Studium der katholischen Theologie 1875 mit der Arbeit „Über den Ursprung der Sprache“ promoviert. Seit 1880 lehrte er als Professor der Philosophie in Prag. In der genannten Abhandlung erklärt er den Ursprung der Sprache aus dem Mitteilungsbedürfnis des Menschen. Martys „lärmende Kritik“ an Steinthals Buch über das gleiche Thema erschien in *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie*, Bd. 10 (1886), S. 456–478, unter dem Titel „Über Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung“. Marty hatte Steinthal zwar auch noch in den Fortsetzungen dieses Artikels gelegentlich angegriffen, in erster Linie galten diese aber dann der Auseinandersetzung mit Wundts Theorie. Martys scharfer Artikel war insofern unfair, als er nicht nur unbarmherzig Steinthals alte, längst aufgegebene Theorie über den Ursprung der Sprache mit Kritik überschüttete, sondern auch Steinthals Selbstkritik nicht etwa als Verdienst würdigte, sondern behauptete, daß dieser zur besseren Einsicht durch Martys eigene Darlegungen gekommen sei, sie aber verschweige. Steinthal hatte in den ersten beiden Auflagen seines Buches sich die Entstehung von Sprache dadurch erklärt, daß der Mensch auf jede Wahrnehmung mit onomatopoetischen Gebilden (Reflexlauten) reagiere. Dafür gebe es aber, so bemerkte Steinthal in der 3. Auflage von 1877, nicht genügend historische bzw. physiologisch-psychologische Beweise. Marty setzte Steinthals alter Theorie seine Ansicht entgegen, daß die Hauptfunktion der Sprache in der Absicht der Mitteilung an'andre liege.

Steinthal hat in der Vorrede zur 4. Auflage kurz erklärt, daß er diesen aggressiven und verleumderischen Artikel zur Kenntnis genommen habe: „[. . .] wozu sollte es aber dienen, hier Ansichten vorzuführen, die nun ein für allemal für mich keine Berechtigung mehr haben [. . .].“

Gesundheit und Ihrem zweiten Teil?<sup>5</sup> – Wie geht es Ihrer Frau? Wie geht es Ihren Kleinen?

Wir drei grüßen Sie Alle herzlich.

In alter Freundschaft  
Ihr Steinthal

<sup>5</sup> Die Frage bezieht sich auf den „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften“.

[167] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 23. October 1887

Haben Sie herzlichen Dank, lieber Steinthal, für Ihren schönen und ausführlichen Ferienbericht, der uns hoch erfreut hat. Hoffentlich kommen nun Frau Prof. Lazarus und Ihre Frau Gemahlin bald wieder ganz in Ordnung, und der Winter, welcher der letzteren so wenig gut bekommt, benimmt sich anständig.

Ich sitze seit einem Jahre so tief in der Arbeit verstrickt, wie kaum noch je in meinem Leben. Die Temperamente sind eben verschieden: ich kann die letzte Synthese der lang im Einzelnen besonnenen Gedankenmasse nur in einer einzigen zusammenhängenden höchsten Anstrengung zu Stande bringen. Am 8. Aug[ust] bekam ich den ersten Druckbogen, Ende des Monats war bis auf den letzten Abschnitt die Hauptredaction des Manuscripts beendet, am 3. September ging ich nach Sylt. Da kam die Nachricht, der Drucker komme nicht zurecht, das Manuscript müsse nochmals abgeschrieben werden. Da zudem das Wetter in Sylt sehr schlecht war, war ich am 11. schon wieder zu Hause. Die Abschrift des Manuscripts besorgt meine Frau, aber ich habe den Text vor und nach derselben noch weiter so ins Feine durchgearbeitet, daß das Buch gewonnen hat. Ich erwarte den 18. Bogen – und von nun an sollen wöchentlich 3 Bogen geliefert werden, da der Verleger Ende November das Buch auf den Markt werfen will. Circa 30 werden es werden.

Ich sende Ihnen eine Anzeige über Noiré – vielleicht können Sie etwas als Anregung brauchen.

War nach meinem Gefühl das vorige Mal Geiger<sup>1</sup> schon viel zu breit

<sup>1</sup> Lazar[us] Geiger (1829–1870), Lehrer an der Israelitischen Realschule in Frankfurt a. M., hatte mehrfach über die Entstehung und Entwicklung der menschlichen Sprache publiziert. Steinthal ist in seinem Buch „Der Ursprung der Sprache“ sehr ausführlich auf

gerathen und von wirklichem Interesse eigentlich nur Jäger<sup>2</sup>, so bitte ich Sie jetzt herzlich: geben Sie doch den nun hinzutretenden Herren, die ja freilich nach Anlage Ihres Buches hinzutreten müssen, ja nicht mehr wie je 3–6 Seiten! Ihr Name im Allgemeinen und dies Buch im Besonderen sind eine historische Macht, und Sie haben Geiger's Gewicht schon nach meiner Auffassung ungebührlich verstärkt – das wollen Sie doch nicht etwa auch mit einem Noiré<sup>3</sup> und Marty thun, die unendlich tiefer stehen. Holzmann's [sic!] Rath kann ich auch nicht billigen, und ich muß ganz Ihr Gefühl theilen. Ein Kerl, den ich fest an der Brust packen soll, der muß doch wenigstens Kräfte haben! Ich würde eine klare, aber knapp gefaßte Anmerkung, die dem Leser das Facit überläßt, für das angemessene halten.

Den 12. und 13. October war ich zu kurzem Athemholen in Hamburg, wo ich den Chef eines Weltgeschäfts zum Freunde habe, besuchte die Börse, sein Comptoir, den Hafen und empfing durch die authentische Auskunft über lange entwickelte Fragen eine tiefgreifende und erfrischende Erweiterung.

Uns gehts bis auf dicke Backen, Husten, Zahnweh und dergl[eichen] sehr befriedigend. Meine Frau findet, daß ich so gleichmäßig lebenswürdig wie jetzt kaum je gewesen sei.

Wir alle grüßen Sie alle herzlichst und hoffen auf ein Wiedersehn im Frühjahr

Ihr treu ergebener

Glogau

Nicht wahr, Sie entschuldigen die Eile? Die nächste Manuscriptsendung brennt mir auf den Fingern.

Geigers Theorie eingegangen (Steinthal, *Der Ursprung der Sprache*, 4. Aufl., Berlin 1888, S. 135–217; vgl. auch Brief Nr. 326 dieses Bandes).

<sup>2</sup> Gustav Jäger (1832–1916), Zoologe, Anhänger Darwins, hatte 1867 im „Ausland“, Nr. 42, „Über den Ursprung der menschlichen Sprache“ publiziert (vgl. auch dazu Steinthal, aaO, S. 217–248).

<sup>3</sup> Über Noirés Theorien vgl. Steinthal, aaO, S. 281–319.

[168] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 1. December 1887

Lieber Steinthal

Anbei übersende ich Ihnen das fertige Buch<sup>1</sup> und wünsche, daß es Ihnen recht viel Freude bereiten möge. – Da aber der Geber eines Gegenstandes mit dessen Gebrauch meist am besten Bescheid weiß, so bitte ich Sie herzlich, Sie wollten zuerst den Abschnitt „Ästhetik“ lesen. Hier, denke ich, stimmen wir ganz überein. Nachdem Sie hier einen ersten Eindruck meines gewissenhaften, alle Verhältnisse ins Auge fassenden Verfahrens gewonnen, werden Sie auch die andren Abschnitte, wo wir uns weit von einander entfernen, ohne Vorurtheil und mit Wohlwollen erwägen.

Meine Frau hat Ihr Exemplar aufgeschnitten, um die erste Perlustrirung<sup>2</sup> zu erleichtern. Ich habe mich gescheut, es einbinden zu lassen, da ich den Einband des ersten Bandes nicht kenne.

Was macht denn Ihr „Ursprung“? Nach meiner Rechnung müßte der Druck nun beendet sein.

Möge es Ihnen allen sehr wohl gehen!

Ihr Glogau

<sup>1</sup> Der 2. Band von Glogaus „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften“.

<sup>2</sup> Perlustrirung (neulat.), Durchsicht, Durchmusterung; damals wurde in den meisten Fällen ein wissenschaftliches Werk vom Verlagsbuchhändler als Broschur geliefert; erst der Besitzer ließ es dann nach seinem Geschmack fest binden.

[169] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 27. December 1887

Lieber Glogau, Sie denken wahrscheinlich, daß es doch nicht so ganz leicht ist, mir „in inniger, unwandelbarer Ergebenheit“ zugetan zu bleiben, daß ich wenigstens nichts besondres dazu tue, nicht einmal durch regelmäßigen Briefwechsel. Nun, Sie sehen aber auch, daß ich Ihnen diese Schwierigkeit, die ich Ihnen bereite, vollkommen anrechne; oder, wenn Sie es nicht sehen, glauben Sie fest, daß ich es tue. Misteli hat noch mehr über mich zu klagen.<sup>1</sup> Indessen, ich weiß hier keinen Rat,

<sup>1</sup> Der schweizerische Sanskritforscher Franz Misteli (1841–1903) lehrte als o. Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Basel. Misteli hatte die Neube-

um die Sache zu ändern. Ich bin gerade so viel mit Arbeiten geplagt, um mich noch wohl zu fühlen – aber mit dem Bewußtsein, manches schuldig zu bleiben, bei jedem Freunde in Schuld zu sein, und in der Hoffnung, Nachsicht zu finden.

Was zuerst unser körperliches Befinden betrifft – es war in dem letzten Monat nicht ganz so, wie wir wünschten, bei uns Dreien nicht. Selbst Irene hat wieder einmal einen Tag gefiebert; meine Frau leidet häufig stark, obwo[h] sie immer auf und tätig ist; und ich habe wieder mit Schwindel zu kämpfen gehabt.

Folglich sind auch meine literarischen Arbeiten nicht so gediehen, wie ich gehofft hatte. Der Ursprung der Sprache ist selbst im M[anu]s[cript] noch nicht *ganz* fertig. Erscheinen soll das Buch erst etwa im März.

Ja, bester Freund, werden Sie es glauben? Ich habe in Ihr Buch, das doch nun durch Ihren Willen *mein* Buch ist, noch nicht hineingeblickt! habe noch nicht darin geblättert! Nun, blättern werde ich freilich *darin* am allerwenigsten. Das ist doch aber nicht meine Schuld, sondern mein mangelhaftes Glück! Vor dem März kann ich Ihr mir zugeeignetes Buch nicht lesen! Ich kann Ihnen also zunächst nur dazu gratuliren, daß Sie es vollendet haben, und füge den Wunsch hinzu, daß Sie Sich danach frei und kräftig und aufgelegt fühlen, eine andre Aufgabe anzugreifen.

Dies ist zugleich mein Wunsch zum Neujahr. Die besten Wünsche für Sie, Ihre l[iebe] Frau und die lieben kleinen Mädchen senden Ihnen auch meine Frau und Irene.

So bitte ich zum Schluß: bleiben Sie mir, der Sie mir sind und waren: das Bewußtsein, solchen Freund zu haben wie Sie (und, füge ich hinzu, wie Holzman<sup>2</sup>, auch wie Misteli – drei solche Freunde! ich dürfte wo[h] auch Erdmann<sup>3</sup> dazu rechnen) ist mir die Erquickung, die ich brauche, um mich wohl zu fühlen.

Leben Sie mit den l[ieben] Ihrigen wohl!  
Ihr Steinthal

arbeitung von Steinthals „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“ übernommen, die 1893 in Berlin erschien.

<sup>2</sup> Über Michael Holzman (1841–1929) vgl. Anm. 1 zu Brief Nr. 66.

<sup>3</sup> Über Benno Erdmann (1851–1921) vgl. Anm. 2 zu Brief Nr. 66.

[170] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 28. December 1887

Lieber Steinthal

Ich kann nicht unterlassen. Ihnen zu Ihrem morgenden Familienfeste das beste Glück zu wünschen.<sup>1</sup> Möge Ihre Frau Gemahlin sich endlich einer gleichmäßigeren Gesundheit erfreuen und Ihnen noch allen das Leben erhellen. Wir stehen am Jahreswechsel. Ob das neue Jahr Glück oder Unglück in seinem Schooße birgt – möge Muth und gute Zuversicht Sie wie bisher aufrecht erhalten! –

Daß Sie wirklich auch das Weihnachtsfest haben vorübergehen lassen, ohne auch nur den Empfang meines Briefes vom 1. und meines Werkes anzuzeigen, hat mich schwer getroffen. Sie werden Ihre Gründe haben, an die ich ganz gewiß nicht rühren mag. Daß aber die Ansichten der jüngeren und älteren Generation im Laufe des Lebens bestimmt auseinander treten, das war so, seit die Welt steht und wird so bleiben, solange sie stehen mag. Mir aber war es eine Genugthuung, in meiner ganzen langen Entwicklung nie die Identität mit mir selbst zu verlieren und mich von den häßlichen Regungen völlig frei zu halten, die unsere große philosophische Entwicklungszeit beflecken, die mir z. B. Schelling's Persönlichkeit unleidlich machen. Unser Gegensatz lebte in mir schon als Student, entsprechend den Grundbedingungen des Daseins, aus denen ich herstamme. Ich erinnere mich sehr deutlich politischer Gespräche mit Ihnen nach Ausbruch des 66er Krieges, sehr deutlich religiöser, z. B. über Ihre Recension des 3ten Bandes von Lotze's Mikrokosmos.<sup>2</sup> Ich habe ferner deutlich gefühlt, daß meine militärische Begeisterung, aus der ich für Charakter und Lebenskenntniß mit das Beste geschöpft habe, Ihnen nur wie ein Kuriosum erschien. Endlich erinnere ich an meine Erwiderung auf Ihren ersten religions-philosophischen Artikel in der Zeitschrift, die von Neumark Ihnen zugeing, auf Ihren Rat aber ungedruckt blieb usw. Das aber hat mich nie auch nur für Augenblicke an der innigen Ergebenheit für Sie irre gemacht; vielmehr habe ich stets die verschiedenen Seiten in Ihrem Bilde wohl auseinanderzuhalten und sie zu begreifen gesucht. Stammt doch von Ihnen das Wort, das mich früh tröstete und erhob: die kräftige Persönlichkeit ist allemal kritisch; und glaubte ich doch in Ihrer Pietät gegen Humboldt

<sup>1</sup> Der Geburtstag von Jeannette Steinthal. – Von diesem Brief existiert eine Abschrift Marie Glogaus.

<sup>2</sup> Steinthals Besprechungen von Rudolf Hermann Lotzes „Mikrokosmos. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit“ (1856–1864) erschienen unter dem Titel „I. Niederer und höherer Verlauf der Vorstellungen“, in: ZfV IV (1866), S. 115–132, und „II. Die Geschichte als Erziehung des Menschengeschlechts“, in: ZfV (1866), S. 211–225.

ein ähnliches Liebebedürfnis zu spüren, wie ich es empfinde und gern auf die lebendigen Menschen richte. Die schwersten und härtesten Prüfungen, die ich erfahren, sind mir aus solcher selbstvergessenden Hingabe erwachsen, wie man im 3ten Kapitel der Ethik zwischen den Zeilen lesen kann, und so bin ich allmählig zur vollen Resignation gekommen, auf Alles gefaßt. Ihnen gegenüber ist mein Gewissen in jeder Hinsicht rein. Die Aufgabe, die mir zugefallen, erfüllend, die Wahrheit rücksichtslos so herauszugestalten, wie sie mir fühlbar und faßbar wurde, habe ich niemals die innige Ergebenheit gegen denjenigen abgeschwächt, der meinem werdenden Geiste zuerst die festen Crystallisationspunkte geboten. Zeuge deß sind die zahlreichen Stellen, an denen ich mich öffentlich über Sie ausgesprochen.

Möge es Ihnen Allen im neuen Jahre recht wohl gehen. Bei uns geht es ja recht befriedigend.

In inniger Ergebenheit

Ihr Glogau

[171] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 30. December 1887

Lieber Glogau, Ihr Brief vom 28. hat mir eine innigste Freude bereitet. Genauer freilich muß ich sagen, daß mir derselbe ein viel gemischtes Gefühl erregt hat; aber den Oberton bildete doch die Freude über Ihre Gesinnung, und wenn es mir einerseits leid tat, andererseits mich hätte verletzen mögen, daß doch auch ein Mißtrauen gegen mich in all dem lag, so freute ich mich wieder darüber, daß Sie doch glaubten und vertrauten, mir alles das sagen zu dürfen oder zu müssen. Zu dieser Mischung kam noch das Bewußtsein, daß ich durch meine Schuld Ihnen Schmerz, großen und tiefen Schmerz bereitet habe. Trotz all dem habe ich mich doch gefreut, und als mir meine Frau Vorwürfe machte, habe ich es ihr gesagt, daß mir die Sache leid tue, aber wie leid auch, der Brief mich freue.

Nun aber, lieber Glogau, bitte ich Sie doch dringend, verkennen Sie mich *nie* wieder, wenn ich auch wieder in Ihre Schuld gerate. Sie sollen meinerseits nicht in Furcht sein, keinen Augenblick. Ja wo[h], ich bin schuldig, aber Ihr Mißtrauen darf mich nicht treffen. Wenn ich so viel Nachsicht für meine Individualität oder Absonderlichkeiten erwarte, so würde ich dazu nicht das geringste Recht haben, wenn ich nicht einmal jedem seine schwer erworbene Überzeugung, nun gar obenein seine ideale Denkweise, je nach verdientem Maße würdigen und achten sollte

– bloß weil sie mit meiner Ansicht hie und da oder gänzlich nicht übereinstimmt! So würde ich mit Paulsen<sup>1</sup> oder Avenarius<sup>2</sup> reden. Wie ich aber mit Ihnen reden sollte, das weiß ich gar nicht; denn ich würde immer fürchten, mich und Sie zu beleidigen, wenn ich voraussetzte, es könnte nötig sein, so etwas zu sagen. Schweigen ist etwas andres als stumm sein; ich würde nie gegen Sie schweigen, aber stumm bin ich gegen alle, die ich liebe, und so war ich mein Leben hindurch, und so oft ich auch merkte, daß das nicht recht sei, ich konnt's nicht anders machen. Zu meiner Neigung zur Stummheit gesellt sich Unfähigkeit der Rede, und zu dieser Unfähigkeit eine wahre Furcht vor Reden, als könnte sich ein schlecht gewähltes oder unglücklich auf die Zunge geratenes Wort als unselige Scheidewand eindringen. Mir ist alles Gute selbstverständlich, am meisten die Liebe.

Auch den Brief Ihrer l[ieben] Frau von gestern haben wir erhalten und mit Freuden gelesen.<sup>3</sup> Meine Frau wird morgen antworten. Der gestrige Tag war doch mühevoll und recht anstrengend für sie. Ich aber will diese Zeilen nicht länger als unbedingt nötig zurückhalten.

Also, nicht wahr lieber Glogau, Sie machen Sich nie wieder solche Gedanken über

Ihren Steinthal

Ach, nun hätte ich beinahe ganz vergessen, Ihnen zu gratuliren! Ich bitte, legen Sie auch dies und andres zu meiner andren Stummheit.

St.

<sup>1</sup> Über Friedrich Paulsen vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 78.

<sup>2</sup> Über Richard Avenarius vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 47.

<sup>3</sup> Dieser Brief ist nicht erhalten.

[172] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

[Berlin,] W., Blumeshof 8, den 1. Januar 1888  
[Postkarte]

Lieber Glogau, den Montag Nachm[ittag] 4 Uhr werden Sie uns sehr willkommen sein. Meinen Brief vom Freitag haben Sie wo[h]l nicht mehr und noch nicht bekommen.

Prosit Neujahr! Auf freundliches Wiedersehen,

Ihr Steinthal

[173] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 24. März 1888

Lieber Steinthal

Ihre „Demuth“<sup>1</sup> habe ich mit größter Befriedigung gelesen. Ich hätte sofort geschrieben, wenn ich, nach Ihrer Mittheilung zu Neujahr, nicht täglich auf den nun angekündigten „Ursprung“ gerechnet hätte. Es freut mich, daß Sie nunmehr damit fertig sind.

Falls Sie zufrieden damit sind, daß ich, je nach dem Nährwerth der betr[effenden] Bücher für mich, ausführlicher und kürzer resp[ective] ganz kurz berichte, so will ich mit Vergnügen die betr[effenden] Anzeigen übernehmen. Nur Toennies [sic!] habe ich schon für die (früher Ulrici'sche) Zeitschrift für Philosophie zugesagt.<sup>2</sup> Alle die genannten Bücher einmal einzusehen hat für mich ein objektives Interesse. Doch, glaube ich, werde ich von den meisten nur eine knappe Charakteristik geben, durchschnittlich vielleicht kaum eine Seite.

Hier haben wir kleinere Unpäßlichkeiten zu überstehen gehabt, doch geht es wieder befriedigend. Hoffentlich ist der Winter nun überwunden. Das wird auch Ihnen und den Ihrigen zu statten kommen.

Mit der Bitte, mich der Familie Lazarus zu empfehlen, bin ich mit herzlichem Gruße von Haus zu Haus

Ihr treu ergebener

Glogau

Sie senden mir also Witte, Karl Schulz, Riehl, Volkelt, Classen, Guggenheim wenn möglich ziemlich bald.<sup>3</sup> In der 2. Hälfte des April nimmt mich das neue Semester ganz in Anspruch.

<sup>1</sup> H. Steinthal, Über Demut. Ein Vortrag. In: National-Zeitung, Berlin 1888, Nr. 133 (28. Februar), und in: Steinthal, Zu Bibel und Religionsphilosophie – Vorträge und Abhandlungen, Berlin 1890, S. 166–179.

<sup>2</sup> Eine Besprechung Glogaus von Ferdinand Tönnies' Hauptwerk „Gemeinschaft und Gesellschaft“ (1887) konnte ich nicht nachweisen.

<sup>3</sup> Es handelt sich um die Besprechungen folgender Werke, die alle in der ZfV, Bd. XVIII (1888), erschienen: Aloys Riehl, Der philosophische Criticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft, Bd. II (ZfV, S. 325–331); August Classen, Über den Einfluß Kants auf die Theorie der Sinneswahrnehmung und die Sicherheit ihrer Ergebnisse (S. 332–333); Johannes Volkelt, Erfahrung und Denken (S. 333–346); Carl Schulz, Der Gottesgedanke (S. 346–352); Moritz Guggenheim, Die Lehre vom apriorischen Wissen (S. 352–354); Johannes Witte, Das Wesen der Seele und die Natur der geistigen Vorgänge im Lichte der Philosophie seit Kant (S. 354–356).

[174] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

[wahrscheinlich am 27. März 1888]<sup>1</sup>

Lieber Glogau,

Sie erhalten also anbei 6 Werke in 7 Bänden, welche Sie nach Ihrem Ermessen und Bedürfnis besprechen mögen. Den Tönnies will ich nun selber vornehmen.<sup>2</sup> Haben Sie denn noch keinen Schüler, den Sie mir empfehlen könnten?

Leben Sie mit den l[ieben] Ihrigen recht wohl. Familie Lazarus erwidert Ihre Grüße herzlich, und so tut auch meine Frau und Irene.

Ihr Steinthal

<sup>1</sup> Der kleine Brief enthält kein Datum von Steinthal. Aber Glogau hat am Rande vermerkt: „erhalten 28. III. 88.“

<sup>2</sup> Auch von Steinthal erschien keine Rezension dieses Werkes in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

[175] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 7. April 1888

Lieber Steinthal

Haben Sie herzlichsten Dank für Ihr schönes Geschenk<sup>1</sup>. Nach meiner bisher doch nur flüchtigen Durchsicht scheint mir Ihre Arbeit sehr wohl gelungen. Überall bewundert man ihre Milde und Güte, ohne daß dieselbe doch gegen Noiré etcet[era] irgend zur Schwäche würde. Daß Sie aber Geiger wesentlich gekürzt, stellt sicherlich ein besseres Gleichgewicht zwischen den einzelnen Theilen her. Gewiß ist das Maß der Ausführlichkeit durch die Nähe der Personen bedingt, nicht durch die Wucht und Bedeutung derselben allein; doch waren früher gegen die Herren der 1ten und 2ten Bearbeitung die Epigonen der 3ten nach meinem Gefühl zu sehr im Vortheil. Die Kürzungen in der ersten Hälfte sind systematisch gewiß ein Fortschritt – unsereiner vermißt aber die alten Sätze fast schmerzlich. Die letzte Zusammenfassung erregt nur den einen Wunsch, daß viele wissenschaftliche Fragen eine solche beglei-

<sup>1</sup> Die 4. Auflage von Steinthals Werk „Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens – Eine Darstellung, Kritik und Fortentwicklung der vorzüglichsten Ansichten“, Berlin 1888. Zum Folgenden vgl. auch die Briefe Nr. 166 und Nr. 167.

tende historische Kontrolle finden möchten. Was macht denn aber der 2te Band des Abrisses? Wie weit ist Misteli mit der Bearbeitung der Typen? Darüber hörte ich gelegentlich gar zu gerne etwas. Herrn Marty's Abfertigung scheint mir sehr glücklich.

Uns geht es in alter Weise, im Ganzen zufriedenstellend, zumal nun der Frühling endlich zu kommen scheint. Ich stecke tief in der Arbeit zu meiner Religionsphilosophie, die ich im Sommer lese, bin aber im Ganzen doch munter. Auch Frau und Kinder befinden sich wohl. Wir hoffen sehr, Sie können dasselbe von Ihnen allen sagen.

Mit den herzlichsten Grüßen von Haus zu Haus  
Ihr treu ergebener

Glogau

[176] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 23. April 1888

Lieber Glogau, vor allem herzlichen Dank für Ihre Bemerkung über meinen „Ursprung . . .“. Bisher hatte ich noch keine Freude an dem Büchlein; nun lerne ich es vielleicht noch lieb gewinnen.

Für die Besprechungen kann ich Ihnen bis zum 1. Juni Zeit lassen. Sie bekommen bei Ausgabe des Hefts 12 Separat-Abzüge und 20 Mark für den Bogen Honorar; und die Bücher selbst will ich Ihnen auch lassen.

Frau und Kind sind munter; ich aber bin wieder einmal gänzlich um meine Ferien und die erwartete Erholung gekommen. Ich hatte mich in den schrecklichen Tagen des Februar-Endes und März wiederholt erkältet (weil ich mich moralisch für verpflichtet hielt, mich der Gefahr auszusetzen, wozu ich mich auch im Winter hinlänglich abgehärtet zu haben glaubte; indessen die Nacht-Luft war zu toll) und als Folge derselben blieb eine Affection\* des linken Ohres zurück. Das Üble dabei ist, daß es mich (nicht so sehr am Hören, als) am Sprechen hindert. Das Ohr schallt mit. Brausen habe ich nicht; aber ich höre den Puls, wie eine Locomotive. Ob ich bis zum 2. Mai werde hergestellt sein, um mein Colleg zu beginnen? Das ist noch ungewiß. Denn viel läßt sich vom Arzt in solchem Falle nicht tun. Jeden Morgen nach dem Aufstehen scheint alles gut; 2-3 Stunden später ist es die alte Leier. Natürlich kann ich nicht ernstlich arbeiten. Nun steigt ja die Wärme: das hilft mir vielleicht.

Bruchmann hat soeben ein Buch „Psychologische Studien zur

\* Darüber im Original „Entzündung“.

Sprachgeschichte“, 354 S. 8<sup>o</sup> veröffentlicht, sein erstes;<sup>1</sup> er hat mir wohl gesagt, daß er an so etwas fortwährend denke, aber gar nicht, wie weit er vorgerückt sei, sodaß ich überrascht bin. Hätte er mir nur nicht neulich eine Abhandlung, die er in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlicht hat, zu lesen gegeben, welche wo[h]l einen *populären* Auszug aus dem Buche geben sollte.<sup>2</sup> Diese Abh[andlung] ist in einer für mich unausstehlichen Weise geschrieben. Der Schriftsteller steht nicht *in* der Sache, sondern erhaben *über* ihr: das soll schöne ästhetische Form geben – für mich gräßlich. Haben Sie Gelegenheit, Abh[andlung] und Buch anzusehen? Sicherlich. Ich muß, *sobald ich können werde!*? das Buch durchsehen. Besser als Scherers „Poetik“<sup>3</sup>, die ich in meiner gegenwärtigen Not gelesen habe (ein schönes Prognosticon), ist B's Buch gewiß.

Nun leben Sie mit Ihrer [lieben] Frau und den Kindern (Sie sind hoffentlich alle munter!) recht wohl und seien Sie wie von mir so auch von den beiden Meinigen herzlichst begrüßt.

Ihr St[einthal]

<sup>1</sup> Über Kurt Guido Bruchmann (1851–1928) vgl. Brief Nr. 124, Anm. 2.

<sup>2</sup> K. Bruchmann, Über die Dichtersprache, in: Preußische Jahrbücher, Bd. LXI (1888), Heft 4, S. 353–378.

<sup>3</sup> Die „Poetik“ des Literaturhistorikers Wilhelm Scherer (1841–1886) wurde nach dem Tode des Autors von Richard M. Meyer herausgegeben (Berlin 1888). Scherer forderte – im Gegensatz zur traditionellen geisteswissenschaftlichen Literaturbetrachtung – die methodisch an den Naturwissenschaften orientierte positivistische Interpretation, die von der Erforschung des biographischen, kulturellen und sozialen Hintergrundes ausgehen sollte. – Steinthal hat über Scherers „Poetik“ eine Rezension veröffentlicht in ZfV XIX (1889), S. 87–97, in der er sich im wesentlichen auf eine Beschreibung von Scherers Fragestellungen beschränkt, wenn er auch vorausschickt, daß ihm Scherer wissenschaftlich fernläge, so herzlich auch die persönliche Beziehung zu dessen Lebzeiten gewesen sei. Steinthal störte wahrscheinlich gerade das, was für Scherer die leitenden Gesichtspunkte waren, die seiner positivistischen (Steinthal: „national-ökonomischen“) Betrachtungsweise entsprachen: Daß der Dichter in seiner Produktion eine Absicht verfolge, daß nicht Ideen, sondern Haupt- und Nebenmotive den Stoff bestimmten und daß Literatur auch die Funktionen einer Ware habe, für die der Verleger ein Honorar zahle und deren Verbreitung den Gesetzen von Angebot und Nachfrage unterliege.

[177] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 24. April 1888

Lieber Steinthal

Es bekümmert uns sehr, daß es Ihnen so wenig gut geht und ich wünschte wohl, Ihnen über diese trübe Zeit in etwas herüberhelfen zu können. Lassen Sie doch ja die Vorlesungen noch bei Seite! Sie wissen sehr wohl: was dort etwa genützt wird, das ist durch eine Schädigung der Gesundheit allzu theuer erkaufte. Sollten Sie Pfingsten etwas unternehmen, etwa nach dem Harz oder den Holsteinschen Seen wandern, so würde ich mit Vergnügen ebenfalls dahin kommen, um Ihnen die Zeit angenehm zu kürzen. Wir haben in den 24 Jahren, die ich Sie nun fast kenne, wenig genug ganz harmlose vertrauliche Stunden gehabt, wozu eben mehr Zeit gehört, als ein halber oder ein ganzer Tag. Ich kann das aber doch nicht so gering schätzen, wie Sie mir es oft zu thun schienen. Daß Menschen sich ganz einander hingeben, das gehört zu den höchsten Gütern des Lebens und schließt zugleich einen wesentlichen Theil der besten Bildung mit in sich.

Bruchmann's Buch und Aufsatz werden mir schwerlich zu Gesichte kommen, wie auch nicht Scherer's Poetik. Von Sprachwissenschaftlichem habe ich ein eigentliches Verlangen nur nach Erneuerung Ihrer Typen, die Misteli nun doch endlich bald fertig haben muß. Sehr dankbar aber wäre ich Ihnen, wenn Sie mir ein gutes Buch über Ägyptische Priesterschaften nachweisen wollten. Es kann eingehend sein, natürlich aber ohne Ägyptisch. Wissen Sie selbst kein solches, so wird Ihnen die Erkundigung nicht schwer fallen. Sie könnten mir wohl eine Karte darüber schreiben: bis dat, qui cito dat.<sup>1</sup>

Ihren Ursprung gedenke ich in der Zeitschrift für Philosophie, wo ich die 3. Ausgabe angezeigt habe, kurz zu besprechen. Doch sagt mir der Redacteur, Prof. Fal[c]kenberg, Ihre Verlagsbuchhandlung habe sich noch nicht um eine solche gekümmert. An den Anzeigen für Ihre Zeitschrift bin ich rastlos und ununterbrochen thätig: ich kann zu Ihnen natürlich nur mit etwas Ordentlichem kommen. Sie werden also in der ersten Hälfte des Mai das M[anu]sc[ri]pt erhalten. Da die Arbeit aus dem Gesichtspunkt Ihrer Zeitschrift gemacht ist und ich die einzelnen Werke auf einander beziehe, bilden die Besprechungen zusammen ein Ganzes, das also nach Ihrer Zusage dann auch sofort in die Druckerei kommt. Die Bücher aber hätte ich Ihnen überhaupt nicht wiedergeben können, da ich ziemlich scharf auftrete, also stets die Acten zur Hand

<sup>1</sup> Lateinisches Sprichwort: „Doppelt gibt, wer schnell gibt.“

behalten muß, um mich gegebenen Falls gegen Angriffe zu verteidigen.

Den Meinigen geht es befriedigend, mir auch im ganzen. Da ich in den nächsten 2 Jahren nicht zur Prüfungs-Kommission gehöre, wird meine zuletzt sehr respectable Zuhörerzahl wohl mächtig abnehmen, zumal die philos[ophische] Facultät hier überhaupt empfindlich zurückgeht. Ich lese diesmal Logik und Methodenlehre, Metaphysik und Religionsphilosophie, publice endlich Erklärung von Spinoza's Ethik.

Leben Sie wohl und möge ein guter Stern Sie und Ihr Haus beschirmen, daß wir bald wieder besseres von Ihrer Gesundheit hören.

In alter Treue

Ihr Glogau

[178] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 28. April 1888

Lieber Glogau, Sie wissen, daß Ohren-Leiden langwierig sind, und selbst [ein] kleines Leiden, das lange währt, wird drückend. Bei mir hat nun das Leiden die Gestalt gewonnen, daß die ganze Muschel entzündet ist. Das ist ja recht tröstlich: es geht nach außen! aber es schmerzt. Nun werden Tag und Nacht Umschläge gemacht, und an Ausgehen darf ich nicht denken. Was aus den Vorlesungen werden wird, läßt sich nicht sagen; ich habe zum 3. Mai angekündigt, und wenn es da noch nicht geht, werde ich zum 10. ankündigen, und wenn es dann auch noch nicht geht, so werde ich sie wo[h]l aufstecken müssen für dieses Semester. Immerhin wird dies für mich, bei meinen sehr gemessenen Einkünften, einen sehr empfindlichen Ausfall verursachen, und ich werde um so weniger an eine kurze Pfingst-Reise denken können, als ich auf eine spätere große Reise bedacht sein muß, und uns obenein zum Herbst größere Extra-Ausgaben bevorstehen: Nämlich unsre Wohnung ist uns gekündigt; wir müssen also ziehen. Eine neue Wohnung ist schon gefunden. Sie werden sich aber denken können (und Ihre Frau wirds noch besser können), was ein Umzug in Berlin kostet. Es sind nicht bloß die unmittelbaren Kosten der Möbel-Wagen, sondern auch die notwendigen neuen Anschaffungen von Rouleaux u.s.w., welche aus der alten Wohnung in der neuen nicht passen.

Also Pfingsten ist es nichts. Aber wie wär's denn, wenn Sie mit mir im August-September eine Reise nach der Schweiz machten? Vier Wochen gemütliches Zusammenleben! Ich meine freilich nicht, daß wir vier Wochen plaudern werden. Da wird mancher Vormittag damit

verbracht werden, daß wir stumm neben einander sitzen, die Stille nur alle Viertelstunde mit einer Bemerkung unterbrochen, wie: „Sehen Sie da! Sehen Sie dort!“ Daraufhin müssen Sie's wagen. Also: können Sie? wollen Sie? Wir suchen uns einen schönen stillen billigen Ort. Kennen Sie einen solchen? Können Sie einen solchen erfragen? Hoch muß er liegen, 4–5000 F.<sup>1</sup>

Da ich nicht ausgehen kann, kann ich auch Ihre Anfrage wegen eines Buches über Ägyptische Priesterschaft nicht beantworten. Ich selbst kenne keins; ein specielles Buch darüber wird es überhaupt noch nicht geben. Vielleicht aber finden Sie etwas in *Lauth*<sup>2</sup>, *Aus Ägyptens Vorzeit*. Eine übersichtliche Darstellung der äg[yptischen] Gesch[ichte] und *Cultur* von den ersten Anfängen bis auf Augustus. Berlin 1881. Ich will mich aber schriftlich bei einem Freunde erkundigen.

Endlich etwas *Heiteres*: Noiré<sup>3</sup>, der meinen Ursprung schon auf dem einfachen Wege des Buchhandels erworben hat, *schreibt* mir: Mainz, 23. April. Sie sagen, hochgeehrter Herr, mein Kapitel über das Bild enthalte ein beständiges dialektisches Sich im Kreise herumbewegen. Da wir beide, wie ich überzeugt bin, nur die Wahrheit suchen, ein Appell an das große Lesepublicum aber, wie ich gelernt habe, dieselbe nicht fördert, so wende ich mich direkt an Sie, mit der Bemerkung, daß ganz genau das gleiche Urteil über Kants Kritik d[er] r[einen] Vernunft gefällt worden ist und zum Teil noch gefällt wird. Und mein Kapitel will nur das Nämliche, was Kant gewollt, den Erweis bringen, daß all unser Erkennen nur auf das *Bildliche* gerichtet und gegründet ist. Hochachtungsvoll und ergebenst.“

Oder sollte ich dem Manne freundlich antworten?

Leben Sie wohl! Mit besten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr St.

<sup>1</sup> 4000–5000 Fuß entsprechen ca. 1200–1500 Meter Höhe.

<sup>2</sup> Der Autor des genannten Buches, der Ägyptologe Franz Joseph Lauth, lebte von 1822 bis 1895.

<sup>3</sup> Über Ludwig Noiré vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 166.

[179] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 9. Mai 1888

[Postkarte]

Lieber Glogau, von Abel<sup>1</sup> wird mir empfohlen

- 1) Das Beste in Maspero's neuen Vorlesungen über die ägyptische Religion (Leider kann ich nicht ersehen, ob das Buch auch deutsch erschienen ist; aber ich muß es annehmen. Maspero ist Franzose).<sup>2</sup>
- 2) Gut ist auch Brugsch's Mythologie, und immer noch brauchbar Uhlemann's Ägyptische Altertümer (1857).<sup>3</sup>

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Ihr St.

Ich sitze noch mit Umschlägen!

<sup>1</sup> Der Ägyptologe und Sprachwissenschaftler Karl Abel (1837–1906) lehrte an der Berliner Universität.

<sup>2</sup> Es ist nicht ganz klar, auf welches Werk von Sir Gaston Camille Charles Maspero (1846–1916) Steintal hier anspielte, wahrscheinlich „La mythologie égyptienne“ (Paris 1889), von der Abel möglicherweise schon Kenntnis hatte.

<sup>3</sup> Heinrich Brugsch, Religion und Mythologie der alten Ägypter. Nach den Denkmälern bearbeitet, Leipzig 1885–1888; Maximilian Adolph Uhlemann, Handbuch der gesammten ägyptischen Alterthumskunde, Leipzig 1857–58.

[180] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 14. Mai 1888

Mein lieber, hochverehrter theurer Freund!

Zunächst wünsche ich und mein ganzes Haus Ihnen und den Ihrigen zu Ihrem Geburtstage am Mittwoch einen recht glücklichen und von Herzen frohen Tag, der als gute Vorbedeutung das neue Lebensjahr einleite. Wir werden hier in der Ferne das Fest mit Ihnen feiern und am Mittag die Gläser auf Ihr Wohl kräftig erklingen lassen. Hoffentlich sind Sie nicht mehr verbunden und die Ohren annähernd wenigstens in Ordnung; Ihre alte Elasticität soll sich, so hoffen wir, auch dies mal bewähren! Dazu wird freilich eine erquickende Arbeit das Beste thun. Wenn Sie nun doch einmal an die Geschichte der Sprachwissenschaft noch nicht herangehen, wer in der Welt könnte uns wohl Noeldeke's doch etwas blasse „alttestamentliche Literatur“ durch eine reifere Arbeit ersetzen?<sup>1</sup> Sie arbeiteten tausenden zum Segen und Nutzen und wären,

<sup>1</sup> Der Orientalist Theodor Noeldeke (1836–1930), seit 1868 o. Prof. in Kiel, von 1872

indem Sie 60jährige Studien zusammenfaßten, in Ihrem Lebensgefühl aufs kräftigste angesprochen; der Blick auf die Weite des vorausgesetzten Leserkreises müßte ebenfalls etwas verjüngendes haben.

Da wir uns nun also Pfingsten nicht sehen, so hoffe ich, daß sich Ihr Sommerplan theilweise wenigstens verwirklichen lasse. Ich habe seit mehreren Jahren meinen Züricher und Winterthurer Freunden einen Besuch versprochen, den ich in diesem Jahre abzustatten hoffe. Dabei muß ich auch z. B. Jena und Gießen, ferner Tyrol und München berühren. Wie das im Einzelnen zu vertheilen ist, daran habe ich noch nicht gedacht. Jedenfalls aber wird sich ein Theil wenigstens der Hinreise gemeinsam machen lassen und jedenfalls würde ich mindestens 4 Tage Ihren Schweizer Kurort besuchen. Einen schönen, stillen, billigen Ort kann ich für Sie bei meinen guten Verbindungen sehr leicht erkundigen. *Ich bitte Sie nur, mir recht bald noch einmal den ausdrücklichen Auftrag dazu zu geben.* Ich schreibe nächstens nach Zürich.

Noiré ließe sich, wenn überhaupt, nur dies erwidern, daß man das Urtheil des kommenden Jahrhunderts dann eben für oder gegen Sie abwarten müsse.<sup>2</sup> Daß er sein Herz irgendwie erleichtern mußte, nachdem er gelernt, daß der Appell an das große Lesepublikum nicht zieht, ist wohl nur zu begreiflich. Eine Erwiderung Ihrerseits scheint mir durch Nichts, auch nicht durch die Gesetze bloß äußerer Höflichkeit geboten. Wozu führen wohl solche Korrespondenzen?

Allerherzlichsten Dank für die freundliche Nachweisung des Maspero, an der mir in der That viel gelegen war. Freilich ist weder in den französischen und deutschen Buchhändlerkatalogen auf der Bibliothek noch durch den Buchhändler ein Werk mit dem Titel „Neue Vorlesungen über die ägyptische Religion“ von ihm nachzuweisen. Ich habe auch nach Paris schreiben lassen und werde wohl bald die Auskunft bekommen. M.'s älteres, in Deutschland von Ebers eingeführtes Werk „Geschichte der morgenländischen Völker“ besitzen wir. Es ist aber für meine Zwecke ganz unzureichend.

Endlich ein Wort über die beiliegende Anzeige Ihrer 7 B[än]de.<sup>3</sup> Mühe genug hat sie mir gekostet und für *meine* Zwecke wird sie wohl auch gelungen sein. Sie müssen sich aber, wenn Sie sie jetzt oder später ev[entuell] bei Anfertigung des Inhaltsverzeichnisses lesen, in die Seele des *jungen* Steinthal zurückversetzen. Ich bin voller Kampfesmuth und kann, wenn überhaupt, nur im vollen Affect für die Sache schreiben.

bis 1906 in Straßburg, begann als Islamwissenschaftler. Wegweisend für die Koranforschung war seine preisgekrönte Arbeit „Geschichte des Qorâns“ (1860). Glogau spielt hier an auf Noeldeskes Werk „Die alttestamentliche Literatur in einer Reihe von Aufsätzen dargestellt“, Leipzig 1868.

<sup>2</sup> Über Ludwig Noiré vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 166.

<sup>3</sup> Vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 173.

Mein Eifer ist mir selbst lästig, er hilft nichts – Sie wissen aber: in diesen Dingen ist eben der Mensch nicht *sui juris*<sup>4</sup>.

So wünsche ich Ihnen nochmals den schönsten Tag übermorgen. Wir alle grüßen Sie, Ihre verehrte Frau Gemahlin, Irene, die Familie Lazarus auf das innigste.

Ich aber bin Ihr alter und treu ergebener Schüler

Glogau

<sup>4</sup> *Sui juris* [homo] (lat.), „[Mann] seines Rechts“, sein eigener Herr.

[181] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Alt-Schönefeld bei Leipzig, den 2. Juli 1888

Lieber Glogau, heute endlich hatte ich Ihnen schreiben wollen, noch bevor ich Ihren Brief von gestern erhalten hatte. Die Ursache der Verzögerung lag diesmal wesentlich in dem Leiden meiner Frau. Schon in den letzten Wochen in Berlin klagte sie über Zahn-Schmerz. Auf der Reise hierher (morgen werden es 8 Tage) wurden dieselben heftiger und in der folgenden Nacht unerträglich. So fuhren wir nach Leipzig und ließen dort den Zahn ausziehen. Es war ein starker, festsitzender Backenzahn. Nun war freilich der eigentliche Schmerz gehoben; aber solch ein gewaltiger Kerl mit seinen tief reichenden Wurzeln läßt eine gewaltige Lücke und eine beträchtliche Anschwellung noch auf manchen Tag. So pflegte mich meine Frau, die Leidende den Leidenden. Jetzt geht es ihr wieder gut, und auch mit mir geht es täglich besser. Die Wunde schließt sich immer mehr, und ich hoffe, daß sie im Laufe dieses Monats völlig heilen wird. Im Anfang des August gehen wir dann (d. h. ich mit meiner Frau; Irene, durchaus munter, bleibt hier) nach Rigi Kaltbad, Hôtel und Pension Bellevue, wo ich auch vorm Jahre war und wo es relativ billig ist.

Und so bitten wir Sie denn, bester Freund, wenn Sie Ihre Rundreise bei den Freunden in der Schweiz machen, auch zu uns zu kommen und uns so viel Zeit zu schenken, als Sie nur aufreiben können. Daß wir nach Rigi gehen sollten, war der feste Rat unserer Ärzte, welche eine Höhen-Luft wünschten mit möglich geringer Reise.<sup>1</sup>

Sie befinden Sich hoffentlich wie auch Ihre I[iebe] Frau mit den beiden lieben Kleinen recht wohl.

Ihren Artikel für die Zeitung [sic!] habe ich irrtümlich gleichzeitig mit

<sup>1</sup> Rigi-Kaltbad am Vierwaldstättersee liegt 1433 m hoch.

Ihnen bekommen; ich werde ihn also noch einmal nach Ihrer Correctur zur Revision erhalten.<sup>2</sup> Den Schluß bat mich der Buchhändler zu streichen. Die Buchhändler-Anzeige sei bei ihm gemacht, und der Verf[asser] sei dafür nicht verantwortlich. Ich glaubte ihm willfährig sein zu dürfen, da dergleichen Todschläger der Philosophie uns so wenig interessiren, daß wir ihnen die Ehre einer Erwähnung nicht antun wollen.

Ihr Artikel hat mir so gut gefallen, daß ich Ihnen besonders dafür danken will. Man sieht an der Zusammenfassung der besprochenen Bücher Ihre Herrschaft über dieselben und Ihre Sicherheit in der Sache; daher auch der klargestellte Bezug zu unsrer Zeitschrift. Dabei ward mir der Wunsch recht lebendig, im Winter *Ihr* Werk durchstudiren zu können.

Auch für den Wink, den Sie mir gegeben haben, eine Arbeit über die Bibel zu unternehmen, danke ich Ihnen; derselbe gährt in mir. Noch weiß ich nur, daß es ein stylistischer (oder nach Böckh's Ausdruck) genereller Commentar zu den Propheten und Psalmen werden soll, wobei die Form aus dem Inhalt erläutert werden soll – ein echt ästhetischer Commentar. Das historisch-kritische und grammatische Element soll ziemlich zurücktreten. Aber die Sache ist schwer; ich muß die Stimmung abwarten, mich in das Einzelne vertiefen, was ich zwar sehr gern tue, aber was ich nicht durch Energie erzwingen kann, was freiwillig kommen muß. Ich bin allerdings noch nicht sicher, was Sie Sich als meine Aufgabe denken; das können wir ja mündlich besprechen.

Nun leben Sie wohl mit den lieben Ihrigen! Auch meine Frau und Irene grüßen Sie alle herzlichst. Behalten Sie uns drei recht lieb.

Der Ihrige Steinthal

[Jeweils an einem Rand:]

Dr. Guggenheims Adresse: Zürich, Spiegelgasse 12. Guggenh[eim] ist ein *treuer* Mensch.<sup>3</sup>

Lazarus beide erwidern Ihre Grüße herzlich.

<sup>2</sup> Vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 173.

<sup>3</sup> Der klassische Philologe Moritz Guggenheim (1858–1908) war als Gymnasiallehrer in Zürich tätig und hielt von 1886 bis 1895 als Privatdozent Vorlesungen an der Universität in Zürich. Auch er hatte als Student bei Steinthal gehört.

[182] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 20. Juli 1888

Lieber Steinthal

Ihr Brief vom 2ten hat uns doch sehr beruhigt und mich besonders erfreut. Es geht Ihnen wenigstens besser und Ihre Frau Gemahlin ist nun hoffentlich auch über dem Berge. Bitte, schreiben Sie mir nun genau und möglichst bald, wann Sie reisen, ev[entuell] wann Sie in Kaltbad eintreffen. Es kann sein, daß ich, um Prof[essor] Fal[c]kenberg, Redacteur der Fichte-Ulricischen Zeitschrift<sup>1</sup>, noch in Jena zu treffen, hier schon in den ersten August-Tagen abreise.

Daß Ihnen meine Artikel gefallen, ist mir sehr angenehm. Ob er etwas wirken wird? Vielleicht auf Guggenheim<sup>2</sup>, dem es in dieser Verbindung aufzutreten immerhin ehrenvoll ist. Offen gesagt: Ich habe jetzt schon den Eindruck, er werde in „Gelehrsamkeit“ untergehen. Ich will ihm aber persönlich die Anzeige übersenden und bitte Sie, ihm auch Ihrerseits womöglich *gleich* zu schreiben, daß Ihnen aus Ihrer Erfahrung an der Geschichte der Sprachwissenschaft, die Nothwendigkeit, es zu einer *breiteren* Anschauung zu bringen, wenn man nicht dennoch wieder den Halt verlieren wolle, sehr wohl bekannt sei, daher Sie ihm meine Ausstellung auch Ihrerseits dringend ans Herz legten. Solch' Kreuzfeuer dürfte, da G. wohl noch jung ist, vielleicht dennoch wirken. Leider aber ist das Heft bereits erschienen – ich erhielt es gestern – nicht aber die Separat-Abzüge! Die ganze ethische Wirkung einer persönlichen Zusendung geht ja verloren, wenn die Arbeit schon vorher bekannt war. Ich sehe darin eine wirkliche Säumniß von Friedrich.

Daß die Bibel-Arbeit in Ihnen gährt [sic!], ist mir hocheifrig. Ein Commentar freilich ist es nicht, was ich allzugern von Ihnen geschaffen sähe. Sie sind über die Zeit der Illusionen hinaus: wie viele nun sind es, auf die Ihr Humboldt gewirkt hat und wirken wird? Wenn dagegen eine Kraft wie die Ihrige das Ganze der gebildeten und innerlich bedürftigen Welt im Auge hält; wenn ein Wissen und innere Sicherheit wie die Ihrige, Noeldeke etwa zum Vorbilde nehmend, eine Einleitung schafft, die auf 30–40 Bogen die Schätze der althebräischen Litteratur ins volle Licht setzt: ich meine, dabei müßte man selbst eine neue Jugend durchleben. Hierüber aber ist freilich wohl nur mündliche Unterhaltung möglich – die Feder bleibt in solchen Dingen entweder naseweis oder zu unbestimmt.

<sup>1</sup> Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.

<sup>2</sup> Über Moritz Guggenheim vgl. Anm. 3 des vorigen Briefes.

Lazarus' wollen Sie herzlich von uns grüßen. Ebenso gratuliren wir alle Irene zum Geburtstage.<sup>3</sup> Mariechen würde geschrieben haben, wenn Irene ihren Brief nicht unbeantwortet gelassen hätte. Wir haben zudem meine Mutter und eine Schwester zum Besuch im Hause.

In herzlicher Ergebenheit

Ihr Glogau

<sup>3</sup> Irenes Geburtstag war am 23. Juli.

[183] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Alt-Schönefeld bei Leipzig, den 24. Juli 1888

Lieber Glogau, meine Wunde ist geheilt, und das ist doch eine Hauptsache; überhaupt scheint mein Ohr (das linke, aber auch das rechte) so zu functionieren und beschaffen zu sein, wie im letzten Jahre und vielleicht noch weiter zurück. Ohne es zu merken, hatte ich längst Ohren-Katarrh. Nun bin ich freilich noch etwas matt, blutarm. Ich werde also mit meiner Frau so reisen, daß wir auf dem Rigi am 1. August eintreffen. Das wird Ihnen passen. Wir werden natürlich nicht in dem teuren großen Hotel wohnen, sondern in dem bescheidenen Hôtel et Pension Bellevue. Ich denke, es wird gut sein, wenn Sie uns vorher anzeigen, wann Sie zu uns dorthin kommen wollen, damit wir Ihnen eine Stube belegen; denn Sie werden uns doch mehr schenken, als ein paar Stunden? Der Rigi könnte Ihnen auch wo[h]ltun.

Ihr Artikel kann wo[h]l nur die Wirkung haben (im besten Falle), daß man zu Ihrem großen Werke greift. Und dann ist abzuwarten, was dieses wirkt. Dergleichen ist schwer zu berechnen; denn viele Factoren wirken zunächst unter der Decke, und erst spät kommt die Frucht zu Tage.

Was Guggenheim betrifft, so ist zunächst sein Gedanke nur, daß er *Philologe* ist und sein will und sich den Philologen durch philologische Gelehrsamkeit empfehlen muß. Ob es ihn später einmal weiter treibt?

Daß Mariechen nicht einen eigenhändigen Gruß und Gratulation für Irene geschickt hat, haben wir sehr bedauert. Was sollen sich denn Mädchen, die noch die Schule besuchen, für Briefe schreiben? und zumal wenn sie sich persönlich kaum kennen, jedenfalls wenig zusammenleben oder gar nicht zusammenleben? Irezens Geburtstag ward wie immer sehr lebhaft gefeiert. Sie hat 16 Gratulationen brieflich erhalten, die sie nun alle beantworten muß. Doch haben wir Ihr Mariechen vermißt. Ferner traf es sich ja nun, daß ich den Geburtstag mit ihr

verbrachte, was seit Jahren nicht der Fall war; auch Verwandte waren zu Besuch gekommen. Aber das ist alles zwar sehr schön, aber nicht die Hauptsache. Unsre ganze Familie im alten römischen Sinne, alles was zu unserm Haushalt gehört oder auch es nur berührt, namentlich die Kinder, sie alle kommen zu Chokolade und Tanz. Das muß auf Irene doch bedeutsam wirken, ich meine ethisch, die Lehre, daß wenn man sich freuen will, man Freude um sich her bereiten muß. – Leben Sie recht wohl! Bald mündlich!

Ihr Steinthal

Meine Frau ist mit den Vorbereitungen zur Abreise sehr beschäftigt; sie grüßt Sie, Ihre l[iebe] Frau und Ihre verehrte Frau Mutter und Ihre lieben Kleinen aufs herzlichste und freut sich auf unser Zusammensein mit Ihnen.

[184] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Rigi-Kaltbad, Hôtel Bellevue, den 8. August 1888  
[Postkarte]

Lieber Glogau, seit mehreren Tagen sind wir hier. Wie das Wetter in diesem Jahre nun einmal ist, könnte es sein, daß wir schon den 21. abreisen. Wollen Sie dies bei Ihrer Reise und für Ihren zugesagten Besuch berücksichtigen. Mein Befinden ist zur vollen Zufriedenheit meiner Frau, die ebenfalls ganz munter ist. Mit herzlichen Grüßen an Ihre l[iebe] Frau und die Kleinen

der Ihrige

Steinthal

[185] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 9. September 1888

Lieber Glogau, Sie sind nun auch wo[h] wieder in Ihrem Heim angelangt; wir sind seit 8 Tagen wieder hier. Nun hoffe ich, daß Sie die Erholung und die Reise-Lust gefunden haben, welche Sie suchten. Von mir und meiner Frau glaube ich sagen zu können, das erreicht zu haben, was unter unsren Verhältnissen möglich ist. Irene, welche so lange

Ferien hatte, wie noch niemals, seitdem sie überhaupt die Schule besucht, ist bräunlich und stark geworden und ist jetzt recht fleißig für die Schule.

Schade bleibt es, daß wir uns nicht auf dem Rigi begegnet sind; Sie sind wo[h] überhaupt nicht mehr nach der Schweiz gekommen.<sup>1</sup>

Wie groß der Kreis sein wird, innerhalb dessen wir den 20. Oct[ober] feiern werden, wissen wir noch nicht.<sup>2</sup> Mag er größer oder kleiner sein, Sie gehören hinein und dürfen nicht fehlen. Indessen, wie Sie selbst bemerkten, werden wir am 20. wenig von einander haben. Ich bitte also sehr darum, daß Sie dies bedenkend schon ein paar Tage vorher zu uns kommen.

Auch will ich schon heute bemerken (oder wissen Sie es schon?), daß wir in den ersten Tagen des Oct[ober] eine neue Wohnung beziehen, nicht fern von der jetzigen: *Schöneberger Ufer 42, II*, Ecke der Magdeburger Straße.<sup>3</sup>

Ich fange an, wieder zu arbeiten, weil ich Ehren halber muß. Ich werde es mäßig treiben, nicht mehr als es drängt. In den ersten Tagen des Oct[ober] ist nämlich hier ein internationaler Amerikanisten-Congreß; ich muß als Linguist teilnehmen und habe einen Vortrag zugesagt.<sup>4</sup>

Hoffentlich befindet sich Ihre l[iebe] Frau mit den lieben Mädels recht munter. Meine Frau und Irene grüßen Sie allesamt, wie ich

Ihr Steinthal

10. September 1888.

Es begegnet mir oft, lieber Glogau, daß ich Briefe geschrieben zu haben glaube, die ich noch nicht geschrieben habe; mit dem vorliegenden ist es mir umgekehrt gegangen: ich war heute früh überrascht, daß er schon geschrieben war.

Leben Sie wohl!

D. O.

<sup>1</sup> Marie Glogau berichtet (aaO, S. 65), daß Gustav Glogau im Sommer 1888 bei den Schweizer Freunden in Zürich war; anschließend (aaO, S. 66) folgt auch ein Brief Glogaus an Konsul Schoeller, der diese Angabe bestätigt.

<sup>2</sup> Steinthals silberne Hochzeit.

<sup>3</sup> Heute Ecke Kluckstraße.

<sup>4</sup> Der 7. Internationale Amerikanisten-Kongreß wurde am 3. Oktober 1888 eröffnet; er dauerte bis zum 5. Oktober. Die Kongreßsprache war Französisch. Steinthal sprach – innerhalb der linguistischen Sektion – am 5. Oktober über die Frage, ob die Sprachen Guichesa und Aymara derselben Familie angehörten.

[186] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Blumeshof 8, den 27. September 1888

[Postkarte]

Lieber Glogau,

wir sind nicht bloß durch die Vorbereitungen zum Umzug, sondern obenein durch einen begonnenen Bau, der unsre jetzige Wohnung eng berührt, etwas stark bedrängt. Aber meine I[iebe] Frau hält sich in allem tapfer und da ich mich noch sehr zurückhalte, so geht es ja.

Unser Fest wird im Kreise naher Verwandter und bester Freunde begangen werden. Es freut uns, daß Sie Ihre I[iebe] Frau mitbringen wollen. Und so wollen wir wünschen, daß keine Störung von Irgend welcher Seite eintreten möge. Man wird, je älter man wird, um so zaghafter, und jede Hoffnung und Erwartung wandelt sich in einen bangen Wunsch.

Mit brüderlichem Gruße

St.

[187] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 5. October 1888

Lieber Steinthal

Indem ich Ihnen für Ihre letzten Nachrichten herzlich danke, melde ich noch einmal, daß wir, will's Gott, *beide* an Ihrem Feste theilnehmen werden. Es ist doch der 20. d[ieses] M[onats]?! Wir treffen aber zwei Tage früher ein, um Sie in Ruhe, wenn auch ev[entuell] nur einige Stunden, zuvor zu genießen. Ich befrage Sie s[einer] Z[eit] rechtzeitig nach den Ihnen passenden Stunden.

Ihren Umzug haben Sie nun wohl hinter sich? Ich habe absichtlich mit diesen Zeilen, um nicht in den Wirrwarr hineinzukommen, einige Tage gezögert. Hoffentl[ich] also sind Sie nun wieder in Ordnung und alle wohl und munter. Auch uns geht's ganz befriedigend.

Auf frohes Wiedersehen also!

Mit besten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr Glogau

## [188] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 13. October 1888  
[Postkarte]

Lieber Glogau, wir sind erst Dienstag gezogen, weil wir vorher in die jetzige Wohnung, die arg zugerichtet war, gar nicht ziehen konnten. Auch heute sind wir noch fern davon, in Ordnung zu sein. Wir haben höchst unangenehme drei Wochen verbracht. Davon mündlich. – Unser Fest ist am 20. Unter Umständen müssen wir Sie bitten, uns die Tage, die Sie uns besonders widmen wollten, uns *nach* dem 20. zu schenken. – Auf frohes Wiedersehen

Ihr Steintal

## [189] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 7. November 1888

Lieber Glogau, Ihre guten Nachrichten vom 28. Oct[ober] über Sie und Ihr ganzes I[iebes] Haus hat [sic!] uns erfreut.<sup>1</sup> Wir haben indessen recht besorgte Tage verlebt. Frau Lazarus lag lebensgefährlich danieder und ist nun kaum so weit, daß man sagen kann, sie habe das Leiden schon überstanden. Meine Frau war von früh bis spät um sie (nur des Nachts war sie zu Hause). Daß dabei auch sie wieder viel von ihrer geringen Kraft verloren hat, versteht sich. Noch aber ist sie zu einer wirklichen Ruhe nicht gekommen. Zum Übermaß mußte sich nun auch Irene erkälten und sich einen recht störenden Husten holen. Ich habe mich [als] ziemlich stark erwiesen, was bei dem seit Freitag hier herrschenden rauhen Winterwetter schon was sagen will. Ich sitze auch schon in voller Arbeit. Abgesehen von den Vorlesungen und der Zeitschrift bin ich bei dem Vortrage über das Erhabene.<sup>2</sup>

Ich danke Ihnen für Ihre Bemerkungen über meinen Aufsatz.<sup>3</sup> Visio-när ist freilich nicht ganz gleichbedeutend mit prophetisch; letzteres

<sup>1</sup> Glogaus Brief vom 28. Oktober 1888 ist nicht erhalten.

<sup>2</sup> H. Steintal, Vom Erhabenen überhaupt und insbesondere in der Bibel. Ein Vortrag. In: National-Zeitung, Berlin 1889, Nr. 99 und Nr. 101, und in: Steintal, Zu Bibel und Religionsphilosophie . . ., Berlin 1890, S. 34–52.

<sup>3</sup> Die folgenden Bemerkungen beziehen sich auf Steintals Aufsatz „Hört ihr Himmel, merk' auf Erde“, in: ZfV XVIII (1888), S. 431–450. „Ein Bund ist ein Vertrag, welcher beiden beteiligten Seiten Bedingungen auferlegt, die von ihnen beiden erfüllt werden müssen: Israel dient Jahve; Jahve segnet und schützt Israel“, so heißt es bei Steintal S. 432. Darin hatte Glogau offenbar den Keim des Prophetismus sehen wollen.

braucht gar nicht visionär zu sein, und dieses nicht prophetisch; aber oft ist der Prophet visionär. Ich habe mir sogar schon eine psychologische Erklärung des prophetisch-visionären Zustandes des Bewußtseins zurecht gelegt. – Daß S. 432 ff. mit dem über den Vertrag Bemerkten die centrale Anschauung des Prophetismus gegeben sei, ist mir doch recht zweifelhaft. Ich habe dies nur beiläufig bemerkt, weil von Zeugnis die Rede war. Wenn nun aber Jesaja 1 und Deuterom[omium] 32, 1 diese Auffassung falsch ist, so begrenzt sich jene Vorstellung des Vertrages auf gewisse Stellen, während gerade in Jesaja 1 und Dt. 32 die Vorstellung der Vaterschaft und Kindschaft in der Anklage unerhörter Undankbarkeit ausgeprägt ist. Man wird sorgfältig Perioden und Personen zu unterscheiden haben – wenn man kann. Sonst entsteht Verwirrung. Daß ich mit den Propheten beginnen muß, darin stimme ich Ihnen zu. Das gebietet die historische wie die dogmatische Rücksicht.

Irene also liegt seit gestern zu Bett und meine Frau ist nach Obigem ebenfalls nicht im Stande selbst zu schreiben. Beide tragen mir herzliche Grüße für Sie, Ihre liebe Frau, und die l[iebe] Marie und Else auf, die ich zu den meinigen hinzuzunehmen bitte. Der beiden Mädels Briefe haben uns sehr erfreut; dafür auch besondern Dank.

Ihr Steinthal

Lieber Glogau und verehrte Freundin, aus dem Vorstehenden ersehen Sie, was in den Minuten, als ich dasselbe niederschrieb, im Vordergrund meines Bewußtseins stand. Darüber habe ich aber vergessen, woran mich nun meine Frau erinnert, da ich ihr diesen Brief zu lesen gab. Es ist aber nicht übertrieben: Sie glauben nicht, wie oft meine Frau es wiederholt, daß es doch eine ganz ungemene Freundlichkeit von Ihnen war, daß Sie mit Ihrer l[ieben] Frau zu unsrer Hochzeit gekommen sind. Und dieser Anerkennung Ihrer seltenen Freundschaft entspricht unsre Dankbarkeit. Das mögen Sie glauben!

D. O.

[190] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 6. December 1888

Ihre Karte, lieber Glogau, mit dem Schmerzens-Ruf<sup>1</sup> hat mir meine Frau mit Absicht erst vor wenigen Stunden gegeben. Zu Reflexionen, die ich Ihnen mitteilen könnte, bin ich nicht aufgelegt. Lassen Sie Sich

<sup>1</sup> Glogau hatte Steinthal vom Tod seiner zwölfjährigen Tochter Else am 4. Dezember

erzählen. Unser David war auch nur wenige Tage krank.<sup>2</sup> Als er nun tot war (die jungen Ärzte, die uns in den traurigen Tagen nicht verließen, meinten, er sei schmerzlos gestorben), da schluchzte ich aus vollen Lungen und sagte: „ich hatte ihn zu einem guten Menschen erziehen wollen; Gott hat es nicht so gewollt.“ Und ich stampfte, um mich aufrecht zu halten. Ich weiß, diese Wunde hätte sich doch nie geschlossen; aber auch Agathe starb – nach *dreimonatlichem schmerzhaften* Kranken-Lager. Ich sah es, als ihr wundervolles Auge in wundervollster Weise zum letzten male aufleuchtete und verlosch und erschrak. Keine Himmels-Erscheinung ist so erhaben und so schrecklich. Da sagte ich nichts, verstummte, und mir ward kalt und ich hüllte mich in mich ein. Ich sorgte nur, wie wird meine Frau das überstehen, die ein drittes Leben schon in sich trug. Seitdem habe ich kein Interesse mehr für Sprachwissenschaft. Ethik und Religionsphilosophie beschäftigte[n] mich. Sie wissen, wie. Vier Monate später ward Irene geboren. Sie war über alle Erwartung kräftig, und ich nannte sie ein Gebet: εἰρήνη. Dies ist das Schluß-Wort des bekannten Segens 4. M[osis] 6,26. Das hebräische Wort schalom aber bedeutet viel mehr, als das griechische; es bedeutet körperliches und geistiges Heil. Sie ist uns in der Tat ein Halt geworden, ein Trost; aber die alte Wunde schließt sich nicht, die Doppelwunde. O ja, wenn wir drei vertraulich am Tische um die Lampe sitzen, erzählen wir Irenen, was Davidchen gesagt und getan hat, und was Agathe gesagt und getan hat, und wie sie beide waren – und erzählen es so heiter, als wären sie nur abwesend und könnten jeden Augenblick eintreten. Und Irene hört es und kann davon nicht genug hören. Sie freut sich auch, glaube ich, ihrer Geschwister. – Oft trete ich vor die Bilder der geschiedenen Kinder und freue mich an der Lebenskraft und Lebenslust des zweijährigen Knaben und schaue in das Spinoza-Auge des Mädchens, und scheidet dann mit einem Seufzer. Und oft, wenn ich allein in dem hiesigen Menschengewühl oder einsam spazieren gehe, gedenke ich der Kinder, und Tränen fließen aus meinen Augen und ich schluchze leise; aber ich trockne dann die Tränen ruhig ab. – Wo Einer seine Mutter verehrt, da verehere ich mit, und verehere in der fremden Frau zugleich meine Mutter; und wo Einer Kinder beweint, da weine ich mit, um seine und meine Kinder. Ich weiß, daß es so bleiben wird, so lange ich lebe.

„Gott tröste Euch“, so sagen die Juden zu allen Trauernden.

Meine Frau würde Ihrer Frau geschrieben haben; aber sie ist seit meinem letzten Briefe an Sie schmerzhaft leidend und bettlägerig. Sie

1888 Nachricht gegeben. Dieser Brief lag schon Marie Glogau für ihre Briefauswahl nicht mehr vor.

<sup>2</sup> Else Glogau war am 29. November erkrankt (Marie Glogau, aaO, S. 66).

hat die heutige Nacht wieder sehr übel verbracht, und ist zwar aufgestanden, hat sich aber nach Tische wieder zu Bett begeben müssen. Sie fühlt wie ich, und wir fühlen mit Ihnen – daß sind Sie gewiß.

Leben Sie wohl! Grüßen Sie Ihre l[iebe] Frau von uns und das schwesterlose Kind!

Der Ihrige Steinthal

Irene trägt mir auch noch beste Grüße auf, und wir alle bitten Sie, uns recht bald wieder über Ihr Befinden zu benachrichtigen.

D. O.

[191] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 16. December 1888  
[Postkarte]

Lieber Glogau, wir sind um Sie und die l[ieben] Ihrigen besorgt, und wir bitten Sie, uns umgehend Nachricht zu geben, wie es in Ihrem Hause geht. – Mein Befinden ist gleichmäßig gut; aber meine Frau ist nicht nur noch immer schwach, sondern auch öfter leidend, das Übel ist noch nicht gehoben. So kann ich auch von meiner Schwägerin Lazarus und von meinem Bruder etwas entschieden Gutes noch nicht melden. Wenn nur das neue Jahr neue Kräfte brächte! Mit besten Grüßen für Sie und die l[ieben] Ihrigen

Ihr Steinthal

Haben Sie für Ihren Aufsatz in unsrer Zeitschrift das Honorar pünktlich erhalten?<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Für Glogaus umfangreichen Besprechungsaufsatz „Zur neuesten Philosophie“, in: ZfV XVIII (1888), S. 325–356.

[192] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 23. Februar 1889

Lieber Glogau, ich sende Ihnen inliegend einen Brief, der mir gestern zugegangen ist, s[iehe] p[agina] 2.<sup>1</sup> Ich bitte Sie, mir zu sagen, ob Sie

<sup>1</sup> Der Brief ist offensichtlich an Steinthal zurückgesandt worden und – ebenso wie die Antwort Glogaus – verlorengegangen.

H[er]rn Bruns für geeignet halten, und, wenn nicht, wen Sie vorschlagen möchten. Das Verlockende dieser Stelle ist bekanntlich, daß man nach 25 Jahren das volle Gehalt als Pension bezieht und in Deutschland an einem beliebigen Orte verzehren kann. Strümpell war der Vorgänger Teichmüllers.<sup>2</sup>

So eigentlich arbeite ich noch nicht an der Bibel-Einleitung. Ich bin mir über den Plan des Ganzen noch nicht klar. Ich habe allerdings bis jetzt mehr an die ästhetische Seite gedacht, weil sie am wenigsten beachtet zu werden pflegt; aber ich meine auch, daß sie vorangestellt werden müsse und die ethische Seite sich nicht vordrängen dürfe, aber doch, wie sie unter der schönen Hülle ihre Formen zeigt, klar durchscheinen müsse. Denken Sie doch nur an den Schluß meines letzten Vortrages: Gott ist gut und hat eine gute Welt geschaffen.<sup>3</sup> Diese Wahrheit, von der der schlaffe Inder, weder der Brahmane noch der Buddhist, keine Ahnung hatte, hat ja unsere deutschen Pessimisten so arg gegen die Juden eingenommen!<sup>4</sup> – Wie schon gesagt: diese Arbeit will Zeit zur Reife haben. Ich will mir vor allem den Herder ansehen.

Ich habe neulich wieder vom Staate recht zu leiden gehabt. Wir, die gesamten Professoren der Universitas, ordinarii und extraordinarii, hatten eine Wittwen-Casse. Jeder, ohne Rücksicht auf die Höhe des Gehalts, zahlte denselben Beitrag. Dafür erhielt *jede* Wittwe die gleiche Summe, und alle Bestimmungen waren für *alle* Wittwen dieselben. Die Sache war von Schleiermacher, Boeckh u.s.w. ganz idealistisch ausgedacht. Ich ertrug die unleugbaren Härten dieser Einrichtung ohne Murren; es waren die Consequenzen der Idee: die *Universitas* sorgt für *ihre* Wittwen. Nun kommt der Staat und sagt: die jährlichen Beiträge 192 Mark sind euch lästig; Ihr braucht keinen Beitrag mehr zu zahlen. Ihr habt ein großes Capital und den Ausfall der Beiträge ersetze ich. Wie schön das klingt! Bis jetzt gaben *wir jeder* Wittwe 1200 M. jährlich. Von jetzt ab, sagt der Staat, soll die Wittwe des Ordinarius 1400 M. haben, die des Extraordinarius 1000 M. Die Differenz der ord[entlichen] und außerord[entlichen] Prof[essoren] geht also nun über den Tod hinaus; auch verschieden sind sie verschieden, und das sollen die Wittwen büßen!<sup>5</sup> Und wenn dir das nicht gefällt und du auf dein Recht durch die

<sup>2</sup> Höchstwahrscheinlich steht hier das Ordinariat für Philosophie an der Universität Dorpat zur Debatte, das Ludwig Strümpell seit 1844 bis zu seiner Berufung nach Dorpat innegehabt hatte und das 1871 Gustav Teichmüller (1832–1888) erhielt. Der Nachfolger wurde dann nicht Bruns, sondern Professor Falkenthal aus Jena.

<sup>3</sup> Vgl. den Schlußabsatz des Vortrages „Vom Erhabenen überhaupt und insbesondere in der Bibel“ (vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 189).

<sup>4</sup> Anspielung auf Arthur Schopenhauer.

<sup>5</sup> Im Original steht über diesem letzten kleinen Satz in Klammer: „Sie kennen doch das Schleiermachersche Rätsel.“ – Auch die Gehälter der Ordinarii und Extraordinarii wiesen

bisher eingezahlten Beiträge von ca. 5000 M. bestehst, sagt der Staat, so kannst du das tun, es steht dir frei, und du mußt deinen Beitrag von 192 M. jährlich weiter zahlen, dann erhält, so sagt der Staat, Deine Wittwe 1200 M. Als ich auf diese Methode des heiligen Crispin hinwies, den Wittwen der extrao[rdinarii] 200 M. zu nehmen und denen der ord[inarrii] zuzulegen, sagte mir der Ethiker Paulsen: „Der Staat zahlt Wittwen-Pension als Ersatz für den Verstorbenen; die Wittwe, die mehr verloren hat, hat Anspruch auf einen höheren Ersatz“.<sup>6</sup> Das ist Staats-Raison. – Kennen Sie Paulsens Ethik? Ich kann von jetzt ab die Herren Ordinarios nicht mehr als meine Collegen, nicht mehr als meines Gleichen ansehen; sie sind etwas Höheres als ich. „Der Racker Staat!“

Es ist *gut*, das fühle ich hier wieder, daß man einen *großen* Schmerz hat; dann werden die kleinen Schmerzen bald verwunden. Ich wünsche Ihnen alles Gute; aber kleine Schmerzen werden Ihnen nicht fern bleiben, und Sie werden auch die Wo[h]ltat des großen bald fühlen. Leben Sie mit den l[ieben] Ihrigen recht wohl!

Ihr Steinthal

Meine Frau ist heute verhindert anzuschreiben. Sie hat sich (wie auch ich) mit dem Briefe Ihrer l[ieben] Frau recht gefreut und wird nächstens antworten. Sie ist jetzt ganz gesund. Auch Irene ist munter. Beide grüßen herzlich.

D. O.

erhebliche Differenzen auf; in Berlin waren die Jahresgehälter der Ordinarii der philosophischen Fakultät im Durchschnitt mindestens dreimal so hoch wie die der Extraordinarii, obwohl letztere praktisch die gleiche Arbeit leisteten. Ein Extraordinarius – wie Steinthal – war daher dringend auf die Kollegiengelder angewiesen, die die Ordinarii selbstverständlich auch erhielten. So stand sich der Extraordinarius damals im Durchschnitt schlechter als der Oberlehrer. Über die mannigfache Benachteiligung der Extraordinarii vgl. die Denkschrift, die der Vorstand der Vereinigung außerordentlicher Professoren Preußens 1911 herausgab: „Die Lage der außerordentlichen Professoren an den preußischen Universitäten“ (Magdeburg 1911). Vgl. auch Franz Eulenburg, *Der akademische Nachwuchs*, Leipzig – Berlin 1908, bes. S. 132–143.

<sup>6</sup> Die Reaktion von Friedrich Paulsen ist um so merkwürdiger, als er selbst von 1878 bis 1894 in Berlin als Extraordinarius lehren mußte. Vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 78.

[193] HEYMAN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 28. [?] Februar 1889<sup>1</sup>

Lieber Glogau, da komme ich schon wieder mit einer solchen Geschichte, wie neulich;<sup>2</sup> diesmal aber geht es Sie näher an. Der hiesige Privatdoc[ent] Dr. Simmel<sup>3</sup> sagt mir, er sei von „competenter Seite“ ermutigt worden, sich um die durch Krohns Tod erledigte Professur an Ihrer Univ[ersität] zu bewerben.<sup>4</sup> Ein Buch hat er noch nicht veröffentlicht, aber manche Aufsätze, auch in unsrer Zeitschr[ift] einiges. Haben Sie davon wo[h]l Kenntnis genommen? Er sagt mir auch, daß er im letzten Semester 33 Zuhörer im Privatcolleg gehabt habe. Er bemerkte, daß „aus mehrfachen Gründen“ er lieber eine außerordentliche Professur haben möchte, als eine ordentliche; auch als extrao[r]dinarius würde er ja Ihre Lehr-Tätigkeit ergänzen können. – Nach meiner persönlichen Kenntnis des Dr. S[immel] müßte ich allerdings sagen, daß es ihm an Geist und Gedanken nicht fehlt. Und, da er mich darum gebeten hat, so kann ich Sie mit gutem Gewissen an ihn erinnern. Ich denke mir, daß er nicht der einzige Bewerber sein wird, daß mancher vorgeschlagen sein wird, und *Sie werden wissen, wen Sie zu wählen haben.*

Noch sitze ich nicht bei der Bibel-Arbeit; aber sie sitzt tief in mir. Auch Paulsen hat mich aus eigenem Antrieb aufgefordert, solch eine literar-historische Einleitung zu verfassen. Es scheint wo[h]l ein allgemeines Bedürfnis danach zu bestehen; und wäre das Buch erst da, so würde es das Bedürfnis noch weiter verbreiten, indem es dasselbe zu befriedigen sucht. Da es doch wo[h]l eine Geschichte der althebräischen Literatur werden soll, so weit eine solche möglich ist, und ohne Special-Untersuchung nach Quellen und Fragmenten, so muß freilich so etwas wie a) Propheten, b) Psalmen, c) Erzählungen nach einander durchgenommen werden. Bis jetzt aber waren meine diesbezüglichen Arbeiten von Gesichtspunkten ausgegangen, welche einen allgemeinen Charakterzug durch die ganze Bibel durchzuführen veranlaßten, wie die Erhabenheit.

Ferner aber, ehe ich an diese meine Lieblingsarbeit gehe, muß ich meine Artikel über die erzählenden Stücke im Deuteronomium vollenden: dabei sitze ich jetzt; und das wird in diesen Ferien fertiggestellt.

<sup>1</sup> In der Angabe des Datums – 8. Februar 1889 – muß ein Irrtum vorliegen; der Brief ist mit Sicherheit nach dem Tode Krohns (27. Febr. 1889) geschrieben worden (vgl. Anm. 4).

<sup>2</sup> Offenbar ist hier zumindest ein Brief von Glogau verlorengegangen.

<sup>3</sup> Zu Georg Simmel (1858–1918) vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 159.

<sup>4</sup> Glogaus Kieler Kollege August Krohn war nach längerer Krankheit am 27. Februar 1889 gestorben.

Die Vergleichung der Gesetze des D[eu]t[eronomium] mit denen der übrigen Bücher will ich gern aufschieben, wenn ich je dazu komme.

Abgesehen von einem Schnupfen geht es mir gut; meine Frau ist jetzt nach Verhältnis recht munter, und Irene ist es auch, nur daß ihr Schnupfen noch heftiger ist als der meinige – oder war: denn bei uns beiden ist der üble Gast doch schon im Scheiden.

Nun noch der Wunsch, daß auch in Ihrem Hause alles gut stehe und gehe, sei und bleibe und wachse.

Ihr Steinthal

Aber das muß ich doch endlich einmal ausdrücklich Ihnen sagen, daß ich *jeden Morgen* Ihrer gedenke, weil ich *jeden Morgen* mein Ei aus Ihrem Becher<sup>5</sup> mit Ihrem Löffel esse, während beides den Tag über auf dem Brette mit andren Nipp-Dingen steht. Und manchmal habe ich mich doch schon beim Essen gefragt: ob Er das wo[h] voraussetzt?

Meine Frau und Irene grüßen Sie und Ihre I[iebe] Frau und Mariechen von ganzem Herzen.

D. O.

<sup>5</sup> Glogaus Geschenk zu Steinthals silberner Hochzeit.

[194] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 14. Mai 1889

Lieber Steinthal

Sie wissen es, daß unter den vielen Wünschen, die gewiß von manchem Punkte der Welt zu Ihrem Geburtstage sich an Sie richten, die unsrigen an Innigkeit und Wärme nicht die letzten sind. Möge der Tag Sie, Ihre Frau Gemahlin und Irene vor allen Dingen in mäßiger körperlicher Frische antreffen, damit das Familienfest an heiterem Frohsinn nichts einbüßt. 66 Jahre sind ein schöner Zeitraum, in dem viel gelebt und gelitten wird; aber auch vieles erworben und gewonnen! Dessen mögen Sie in Ihrer engeren oder weiteren Familie von Herzen froh sein. Es ist mir eine frohe Gewißheit, daß Sie uns im Geiste unter sich sehen werden, weil wir Ihren Ehrentag wie den unsrigen ansehen und feiern. Mögen Ihnen beim Frühstücks-Ei recht kräftig die Ohren klingen – das Zeichen soll Sie gewiß nicht täuschen.<sup>1</sup>

Im weiteren wünsche ich Ihnen, neben dauernder Gesundheit für Ihr

<sup>1</sup> Vgl. Brief Nr. 193 und Anm. 5.

ganzes Haus, daß die unternommene Arbeit recht bald Ihnen ganz bequem liegen möge und Sie in rüstigem Fortschritt Ihre Lebenskraft bethätigen und stärken. Sie werden sich diesmal ganz vorwiegend „an die Menschheit wenden, für sie arbeiten“, indem Sie doch zugleich nur klarer entwickeln und fester hinstellen, was zugleich bestimmter und unbestimmter Ihren Knabentraum bewegt hat. Wie alles Leben sich in rückläufigen Kreisen bewegt, so auch das Leben im höchsten. Ich hab' es nie glauben können, daß es Ihnen wirklich zu einer bloß historischen Größe sollte geworden sein.

Aller mehr äußerlichen Mittheilungen enthalte ich mich an diesem Tage und bemerke nur, daß Simmel bei uns genannt, aber in die Liste nicht aufgenommen ist. Wir haben Peipers, Natorp, Deussen *pari passu*<sup>2</sup>, und Toennies an zweiter Stelle dem Minister genannt.<sup>3</sup>

Bei uns geht es im Ganzen zufriedenstellend. Die großen und kleinen Reibungen des Lebens fehlen nicht, aber sie gehören ja wohl unentbehrlich zur Entwicklung des inneren Menschen. Dazu hat, was uns gemeinsam zu tragen aufgelegt ist, nicht wenig beigetragen.

Leben Sie mit den Ihrigen, die wir alle – und d. h. die Familie Lazarus eingerechnet – herzlich grüßen, ein schönes und gesegnetes Jahr. Dies wünscht in alter Treue

Ihr Glogau

<sup>2</sup> *Pari passu* (lat.), auf gleicher Stufe, nämlich an erster Stelle.

<sup>3</sup> Es geht hier um den Nachfolger des verstorbenen August Krohn: An erster Stelle auf der Vorschlagsliste standen – gleichwertig – der Platon-Forscher David Peipers (1838–1912), der Neukantianer Paul Natorp (1854–1924) und der Schopenhauer-Anhänger Paul Deussen (1845–1919). Paul Natorp, der zunächst klassische Philologie studiert hatte, lehrte seit 1881 neben Hermann Cohen an der Universität Marburg und geriet zunehmend unter dessen Einfluß. Natorp war bereits 1884 – neben A. Krohn – für diese Stelle vorgeschlagen worden. Ferdinand Tönnies (1855–1936) lehrte schon seit 1881 als Privatdozent der Philosophie an der Universität Kiel. Deussen hat die Professur schließlich erhalten.

[195] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 21. Mai 1889

Lieber Glogau, ja, so gewiß wie meine dem Blute nach Allernächsten, werden Sie meines Geburtstages gedenken und dafür werde ich Ihnen wie jenen allzeit dankbar sein. Das rechne ich nicht zu meinem Glück, sondern zur Substanz meines Seins. Übrigens aber muß ich wiederholen (denn ich habe es Ihnen doch gewiß schon öfter gesagt), daß ich niemals nötig habe, etwas zur Erregung meiner Gemüts-Saiten zu tun, wo[h]l

aber schon lange gewohnheitsmäßig stets darauf bedacht bin, dieselben zu beruhigen oder in Ruhe zu erhalten. Je älter ich werde, desto schwerer wird es mir. Die Gefühle associiren sich inniger als die Vorstellungen.

Frau und Kind sind munter, und ich hoffe, daß auch in Ihrem Hause alles wohl gehe. Ich selbst bin etwas matt und auch verdrießlich. Meine Arbeit „die historischen Stücke des Deuteronom[ium]“<sup>1</sup> habe ich vor wenigen Wochen vollendet; erscheinen wird dieselbe aber in diesem Jahre wo[h] nicht mehr. So freute ich mich, nun endlich frei zu sein. Da kommt eine zwiefache Veranlassung zur Verzögerung. Die eine ist nicht schlimm, nämlich eine Herausgabe meiner gesammelten Vorträge unter dem Titel: „Biblisches und Religionsphilosophisches“ (oder „Zur Bibel und Rel[igions]phil[osophie]“).<sup>2</sup> Die Durchsicht dieser Arbeiten kann mir für mein neues Unternehmen Hülfe bringen. Schlimm aber ist das Andre: Der Buchhändler verlangt eine zweite Auflage der „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern“. Diese ist vor 25 Jahren erschienen; seit 15 Jahren werde ich kein Interesse mehr für die Sache haben. Ich werde mich also an einen jungen Philologen wenden, der mir die letzten 12 Bogen überarbeitet, d. h. alles was seitdem für den Geist des Buches wichtiges veröffentlicht ist, nachträgt. Wenn ich nur erst einen hätte!<sup>3</sup> An dem philosophischen Teil wird meiner Voraussetzung gemäß wenig zu tun sein. Wenn Sie Sich Notizen gemacht haben, deren Eintragung Ihnen wesentlich erscheint, so bitte ich Sie darum; und wenn Sie glauben, daß auch Plato und Aristoteles einer Überarbeitung bedürfen, so bitte ich Sie erstlich, es mir zu sagen, zweitens mir einen jungen Mann nachzuweisen, der die Arbeit übernehmen könnte. Das Honorar für dieselbe zahle ich, nicht nach dem Maße der Ausdehnung des Gelieferten, sondern nach Maßgabe der notwendig gewordenen Arbeit. – Wie sich diese Hülfe nun auch gestalten wird, ich habe dabei zu tun. Und wenn sich nur meine Tätigkeit hieran bis zum Herbst erledigen läßt!

Die Bibel-Arbeit beschäftigt mich ohne Unterbrechung; ich bin über die Gestalt, die sie erhalten soll, noch ganz im Unklaren. Ich vermute aber, daß sich alles bald klären wird, wenn ich wirklich daran gehe und dabei sitze.

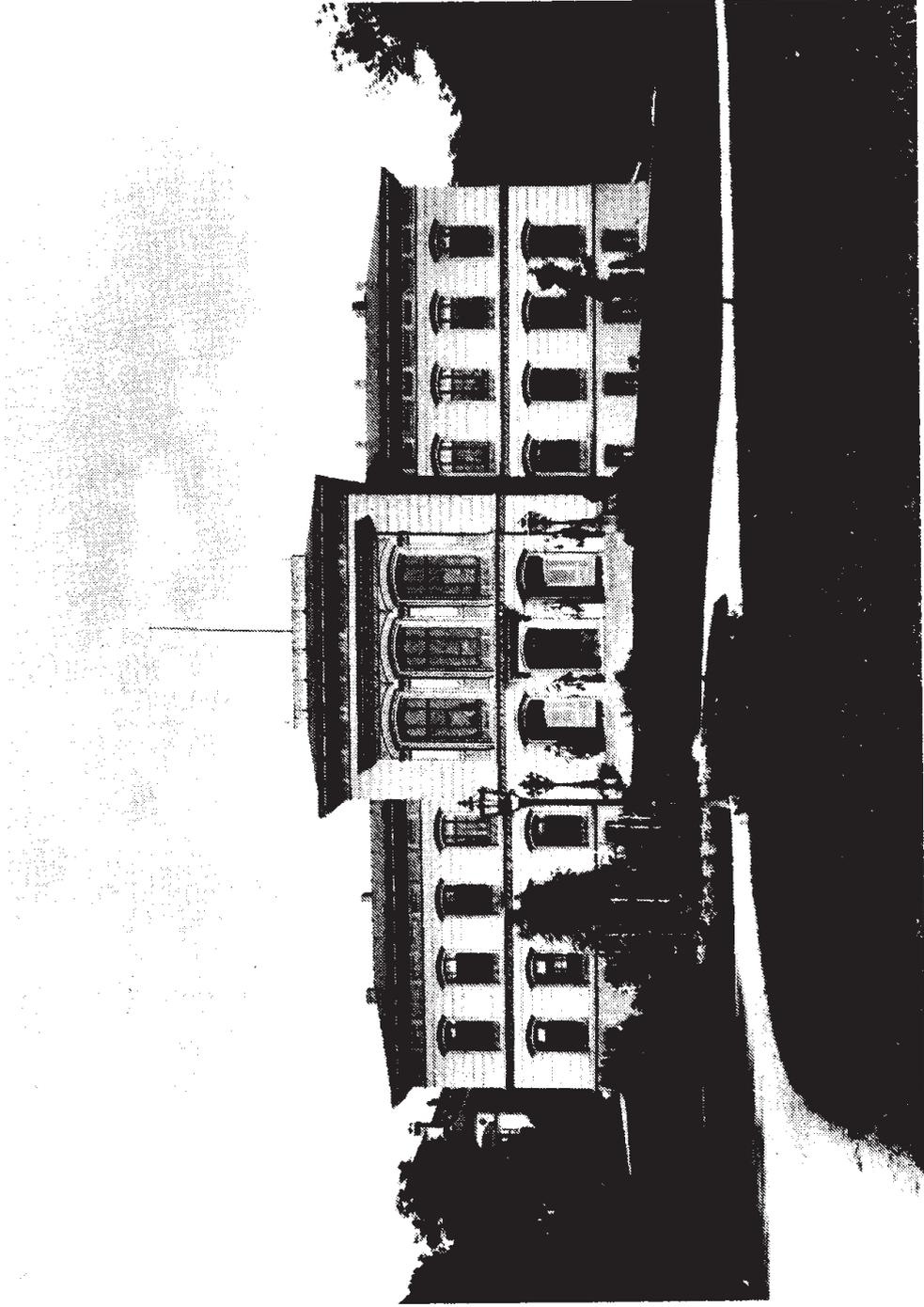
Leben Sie recht wo[h]!

Ihr Steinthal

<sup>1</sup> Leider konnte ich nicht in Erfahrung bringen, ob und wo dieser Aufsatz erschienen ist.

<sup>2</sup> Der erste Band „Zu Bibel und Religionsphilosophie. Vorträge und Abhandlungen“ erschien 1890 in Berlin.

<sup>3</sup> Die Überarbeitung und Ergänzung von Steinthals „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik“ wurde von einem Schüler Steinthals, dem Altphilologen Moritz Guggenheim in Zürich, besorgt.



Die Universität in Kiel  
Photographie



[196] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 22. Mai 1889

Lieber Steinthal

Was Sie über die beiden bevorstehenden Veröffentlichungen mir mitteilen, ist mir ja eine große und aufrichtige Freude. Eine neue Manifestation, daß Sie leben und sind, muß jedem, der unsre wissenschaftliche Lage kennt, hoch erwünscht sein.

Die Geschichte der Sprachwissenschaft wird bei Ihrer Stellung zur Sache eine durchgreifende Änderung kaum erfahren. Nur was eine genaue erneute Lectüre *primo intuitu*<sup>1</sup> bietet, werden Sie ändern. Rücksichtlich der letzten 12 Bogen habe ich sofort an einen jungen Philologen geschrieben, der mir persönlich als sehr tüchtig bekannt ist. Es könnte aber immerhin eine Woche und mehr, bis ich Antwort habe, vergehen. Selbst habe ich das Buch seit 20 Jahren kaum in der Hand gehabt und bin augenblicklich so belastet, daß ich eine eingehende Lectüre nicht versprechen kann. Was mir bei erneuter kurzer Durchsicht etwa aufstoßen sollte, würde ich Ihnen sofort mittheilen.

Sollten Sie an den gesammelten Vorträgen, die ja je kleinere Ganze bilden, Änderungen beabsichtigen, so bin ich ev[entuell] mit Vergnügen bereit, zu den einzelnen Stücken meine unmaßgebliche Ansicht zu äußern. Freilich kann dergleichen einen oft mehr hemmen als fördern, und ich begreife es vollkommen, wenn Sie mein Anerbieten ablehnen. Sie selbst werden für Ihre Bibel-Arbeit, der ich nicht umhin kann einen etwas lehrhaften Charakter zu wünschen, gewiß großen Gewinn ziehen.

Uns geht es befriedigend. Möge es auch Ihnen mit den Ihrigen sehr wohl gehen!

Ihr Glogau

<sup>1</sup> *Primo intuitu* (lat.), beim ersten Anschauen.

[197] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 29. Mai 1889

Lieber Steinthal

Beiliegend die Antwort eines jungen Philologen<sup>1</sup>, den ich aus eigener Kenntniß als durchaus zuverlässig hätte empfehlen können. Da er nun

<sup>1</sup> Die Antwort des Philologen ist nicht erhalten.

den versprochenen Besuch nicht gemacht hat, obwohl er seit 4 Tagen hier ist, will ich Sie nicht warten lassen. Die beste Adresse, die ich Ihnen angeben kann, ist Prof. Uhlig, Gymnasial-Director in Heidelberg. Dieser hat den Dionysius Thrax herausgegeben und ist Mit-Herausgeber des *corpus grammaticorum graecorum*. Er kennt also *alle* etwa in Frage kommenden jungen Männer, deren Zahl nicht groß ist, und wird Ihnen sicherlich am besten rathen können.

Vorgestern Abend empfing ich die erste Anzeige meines II. B[an]des, die in den philos[ophischen] Monatsheften steht und von Siebeck verfaßt ist.<sup>2</sup> Den Hauptpunkt hat dieselbe zu meiner großen Genugthuung richtig herausgestellt. Für Ihre Zeitschrift findet sich wohl Niemand? Es war mir sehr schmerzlich, daß mein „Grundriß der Psychologie“, der ausdrücklich den methodischen Werth der „Völkerpsychologie“ in Kürze fixiren sollte, durch Windelband's Versäumniß nun wahrscheinlich überhaupt unberücksichtigt bleiben muß. Ich habe in diesem Semester sehr viel vor. Da ich nach Krohn's Tod allein bin, fallen mir sämtliche Doctor-Examina zu, am 25. Juni übernehme ich zudem das Dekanat. Ich höre eine höchst bedeutende 6stündige Vorlesung über allg[emeine] Botanik bei meinem hiesigen Collegen Reinke, die mich außerordentlich fördert, da er als Lehrer und als Gelehrter gleich vorzüglich ist.<sup>3</sup>

Hier geht's gut, wir wünschen Ihnen allen das Allerbeste.

Ihr treu ergebener

Glogau

<sup>2</sup> Hermann Siebeck's Rezension von Glogaus „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften“, Bd. II, erschien in den Philosophischen Monatsheften, Bd. 25 (1889), S. 432–446.

<sup>3</sup> Johannes Reinke (1849–1931), seit 1879 Professor der Botanik in Göttingen, von 1885 bis 1931 in Kiel, war auch Direktor des Botanischen Gartens in Kiel und seit 1894 lebenslängliches Mitglied des Preußischen Herrenhauses. Reinke entwickelte in Opposition zu Haeckel eine dynamische Naturphilosophie (Neovitalismus).

[198] GUSTAV GLOGAU AN HEYMAN STEINTHAL

Kiel, den 28. October 1889

Morgen, lieber Steinthal, sind es 25 Jahre her, seit ich Sie zum ersten Male hörte. Sie werden an diesem Jubiläum, an dem Sie so wesentlich betheilig sind, sicherlich Antheil nehmen. Ich bitte Sie, das Widmungs-

schreiben meines ersten Bandes an diesem Tage aufzuschlagen.<sup>1</sup> Dort finden Sie Alles, was ich jetzt sagen könnte. Sie lasen über Völkerpsychologie und knüpften zuerst an Vordeutungen von Ritter<sup>2</sup> u[nd] a[nderen] an. Sie lasen, irre ich nicht, dieses Publikum damals zum ersten Male zweistündig.

Uns ist es seit der Rückkehr hier ganz gut gegangen. Am 20. haben wir zum ersten Male den Geburtstag unseres todten Kindes gefeiert. Zum ersten Male vielleicht waren wir im vorigen Jahre an diesem Tage nicht mit ihr vereint, so haben wir doppelt an Ihre Silberhochzeit zurückdenken müssen.<sup>3</sup> Als wir zum Grabe gingen mit unseren Kränzen früh morgens, da begegneten uns sechs frühere Mitschülerinnen, welche zusammen gingen und still grüßten – so fanden wir das Grab bereits geschmückt, mit einem herrlichen Kranze blühender Rosen. Jede hatte ihr Scherflein gesteuert. Sie können [sich] denken, wie tief das meine Frau und mich bewegte. Die Kleinen waren am vorigen Sonntage zur Chokolade bei uns.

Morgen beginne ich zu lesen, meine Stimmung aber ist matt und gedrückt. Vielleicht daß die geregelte Thätigkeit günstig einwirkt.

Wir hoffen, es geht Ihnen mit den lieben Ihrigen recht wohl. Möge der Winter erträglich sein und Sie selbst in das alte Testament bald tüchtig hineinkommen. Wir alle grüßen Sie alle auf das herzlichste!

Ihr Glogau

<sup>1</sup> Vgl. Bd. I, Einleitung Seite C, Anm. 75.

<sup>2</sup> Gemeint ist der Geograph Carl Ritter (1779–1859), zusammen mit Alexander von Humboldt Begründer der vergleichenden Geographie; vgl. Bd. I, bes. S. XLVI und S. 233f.

<sup>3</sup> Ende Oktober 1888 waren Glogaus zu Steinthals silberner Hochzeit nach Berlin gefahren, erlebten dort glückliche Tage, noch ohne Ahnung von dem baldigen Tod (am 4. Dezember) der Tochter Else, die am Tag der silbernen Hochzeit, am 20. Oktober, ihren 12jährigen Geburtstag feierte.

[199] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 29. October 1889

Lieber Glogau, ich war heute morgen betroffen, als ich las: „Morgen sind es 25 Jahre her, daß ich Sie zum ersten Male hörte“ – ich dachte: sagen wir uns denn nicht Du? oder habe ich das geträumt? Nun Traum oder nicht – ich werde Du sagen. Ich habe auch Dein Widmungsschreiben wieder gelesen. Es ist mir lieb, daß Du mich lieb hast; Du muß es ja wissen, warum Du mich liebst und Du hast gewiß recht, es

zu tun, und das sollte mich nicht freuen? Und ich bedarf solcher Freude.

Die Griechen feierten das Andenken ihrer Toten nicht, wie wir (Juden) es tun, am Sterbetage derselben, sondern am Geburtstage derselben, wie Du es auch getan hast. Indessen haben die Juden außer der privaten Feier an der „Jahreszeit“ eine öffentliche Totenfeier in der Synagoge, gerade an den Freudenfesten, Ostern und Laubhüttenfest.

Ich habe mir von meinem Freunde Immanuel Löw<sup>1</sup> in Szegedin die genaue Form angeben lassen, welche der Vers „Was Gott tut, das ist wo[h]lgetan“ im Talmud hat. Er hat mir ausführliche Angaben gemacht und mir mitgeteilt, daß seine Mutter in eine Anstalt für Geistes-Kranke gebracht worden sei, und daß eine Heilung nicht sicher versprochen werden könne. Und da fügt er hinzu, es sei ihm doch schwer um's Herz, wenn er niederschreibe: „Was Gott u.s.w. Steht in Deinem II. Bande etwas, was als Commentar zu jenem kühnsten aller Worte dienen kann?

Ob ich in diesem Winter meinen Plan ausführen kann, Deinen Abriß durchzustudieren? Der Sommer war mir nicht günstig, und ich fühle, daß ich den Winter nicht mit voller Kraft beginne. Aber munter bin ich. Die zweite Aufl[age] meiner Geschichte der Sprachwissenschaft zwingt mich wieder zu einer Zerstreung, die mir recht ungelegen kommt. Eben habe ich mir Deines Collegen Blaß „Attische Beredsamkeit“ vorgenommen – ein geistvolles Buch, aber ich muß mich davon losreißen, um nicht mehr zu lesen, als ich gerade für einen bestimmten Zweck brauche.<sup>2</sup>

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Dein Steinthal

Nach diesen Zeilen an Dich schreibe ich an Deinen Collegen Deussen, der mir seine Besprechungen über Hegeliana und Schopenhaueriana zugeschickt hat.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Immanuel Löw (1854–1944), Orientalist, seit 1878 Oberrabbiner in Szegedin/Ungarn; Vertreter der neologen (Reform-)Richtung des ungarischen Judentums.

<sup>2</sup> Friedrich Wilhelm Blaß (1843–1907), Professor der klassischen Philologie in Kiel, Mitbegründer des dortigen konservativen Vereins. „Die attische Beredsamkeit“ (Leipzig 1868, 2. Aufl. 1887–1892) war sein bekanntestes Werk.

<sup>3</sup> Paul Deussen (1845–1919), seit 1889 o. Professor der Philosophie in Kiel; Freund Nietzsches; Anhänger Schopenhauers und später Herausgeber der großen Schopenhauer-Gesamtausgabe (1911 ff.). Bedeutsam waren Deussens Darstellungen und Interpretationen der indischen Philosophie. Sein Hauptwerk wurde die „Allgemeine Geschichte der Philosophie“ (6 Bde., 1894–1917), in der die indische Philosophie gleichberechtigt neben der abendländischen dargestellt wird. – Steinthal erwähnt hier eine Sammelbesprechung über Neuerscheinungen der Hegel- und Schopenhauer-Forschung, die Deussen unter dem Titel „Bericht über Hegel und Schopenhauer“ veröffentlicht hat in: Archiv für Geschichte der Philosophie, Bd. III (1889), S. 147–168.

[200] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 27. December 1889

Liebster Steinthal

Es sind fast zwei Monate seit Deinem lieben Briefe verflossen, und in der ganzen Zeit atme ich zum ersten Male in soweit auf, daß ich ohne Druck, ohne die Hast des mit der Geißel von Punkt zu Punkt weiter Getriebenen zu schreiben vermag. Neben der vielen Zeit und Anstrengung, die mir meine Vorlesungen kosten, höre ich selbst noch zwei, die ich jedesmal ausarbeite: Vergleichende Anatomie fünfstündig und Mythologie des Veda einstündig bei Oldenberg.<sup>1</sup> Dazu aber kommt die Last der Dekanatsgeschäfte, die einem keinen Augenblick Zeit und freie Besinnung lassen, ferner die Prüfungs-Commission, Vereinssitzungen und vieles Andre. So habe ich die letzten Tage vor den Ferien bei schwerem Unwohlsein und im Fieber meine Geschäfte erledigt, das sich in die Ferien fortsetzte, und bin buchstäblich niemals zur vollen Besinnung gekommen. Immerhin war es eine fruchtbare Zeit, auch die mehr äußerlichen Geschäfte, bei denen man unter der steten Kritik der Fakultät steht, erschließen tausend Beziehungen von allgemeiner Bedeutung, so daß ich, wie lächerlich es klingen kann, meine Fähigkeit empirischer Geschichtsauffassung wesentlich durch sie wachsen fühle. Die Abspannung aber kommt nach; auch die Meinigen haben, wie ich, grade in der Festzeit an der Influenza der Reihe nach gelitten, so daß die Sache eigentlich ziemlich trübselig war. Jetzt aber sind wir wohl alle auf dem Wege zum Bessern.

Obwohl es mir weder an Beredsamkeit noch unablässiger Mühe für die Vorbereitung fehlt, haben meine Vorlesungen nur mäßigen Erfolg. Die scharfe Aufmerksamkeit, die ich verlange, ist anstrengend und wird auf die Dauer lästig. Anders Deussen, der alles formelhaft abgerundet hat, wenn auch oft herzlich wenig dahinter steht. Mir ist Plato, in dem ich seit vielen Jahren stetig, aber sehr langsam fortschreite – ich habe noch heute gar manches nicht gelesen – eine unerschöpfliche Quelle der Anregung: klassisch im eminenten Sinne des Wortes, wie nur irgend ein Product des Griechenthums. Deine Geschichte der Sprachwissenschaft gab mir den ersten Einblick, und ich habe oft herzlich bedauert, daß Du diese Dinge später liegen lassen. Ich habe jetzt Parmenides<sup>2</sup> zu interpre-

<sup>1</sup> Der Indologe Hermann Oldenberg (1854–1920) hatte sich in Berlin habilitiert und lehrte zunächst, seit 1878, an der Berliner Universität; 1889 wurde er an die Universität Kiel, 1908 nach Göttingen berufen. Viele Auflagen erreichte seine Schrift „Buddha – Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde“ (Berlin 1881; 12. Aufl. 1923).

<sup>2</sup> Der griechische Philosoph Parmenides aus Elea (ca. 540–nach 480 v. u. Ztr.) geht in seiner Philosophie von dem einen und einzigen Seienden aus, das ungeworden und

tiren, dessen Kraft und Tiefe nur dann das volle Licht erhält, wenn man sieht, wie sehr dagegen an Freiheit des Geistes und auch wohl an Zartheit der im Hintergrund liegenden Fragestellung unsere Fichte, Schelling, Hegel zurückbleiben. Bei der ungeheueren Erweiterung des modernen Gesichtskreises ist der durchschlagende Instinkt des Geistes, mit welchem die Alten in nie beirrter Sicherheit den Nagel auf den Kopf treffen, ein wunderbares Schauspiel. Freilich verlangt da auch jede Seite viele, viele Stunden oft ansetzender Meditation, um alles durchzuschmecken. Es könnte schon sein, wenn mir noch 20 Jahre beschieden sind, daß ich einmal darlege, was eigentlich platonische Philosophie ist. –

„Was Gott thut, das ist wohlgetan“ – mir scheint, diese Aussage ist für den, der sich, wie die Propheten, mit Sinn und Gemüth und allen Kräften der Seele in die Anschauung der ewigen Wahrheit erhoben hat, genau so sicher wie das Causalgesetz, und genau aus denselben Gründen. Wieviel wissen wir denn von der empirischen Causalität auch in Rücksicht der nächsten Verhältnisse z. B. unseres körperlichen Lebens? Aber *daß* überall Causalität herrscht, ganz abgesehen davon, ob und wie weit sie sich uns enthülle – das steht bombenfest. Weshalb? Weil wir selber Sein sind, die Gesetze des Seins an uns, wie der Ausdruck lautet, a priori walten. Was aber, mit Sp[inoza] zu sprechen, der *imaginatio* abgeht, die Erfassung oder Selbsterfassung des ewigen Sinnes des Seins, das wir selbst sind – das erfährt der *intellectus* zunächst als blitzartiges Innwerden: das Dasein eines ewigen Guten, in dessen Sinn und Dienst wir mitwirkend beschlossen sind. Die entgegenstehenden Instanzen mögen sich hier häufen, wie sie wollen: die Überzeugung bleibt, ganz wie beim Causalgesetz, selber unangefochten. Gegen Immanuel Loew's *Beispiele* handelt es sich also vorerst um eine *Interpretation* des Satzes! „Was Gott thut“ – wo beginnt dies? Wie ist „Gottes“ Thun von dem willkürlichen Treiben verschieden? „Das ist *wo[h]*l getan; – was heißt „wohl“? Wie unterscheidet es sich vom sinnlich anmuthenden? Ohne eine transcendente Weltansicht ist die a priori feststehende Gewißheit des Geistes nicht auszulegen, nicht zu verdeutlichen. „Gott thut“ (in Dir), wenn und wie weit Du seine leise Stimme, die stets vernehmlich ist, hörst und *ihr*, gegenüber den lauten Forderungen des Eigen-sinns, Folge leistest. „Wohl“ aber ist, was die Läuterung fördert, der ewigen Bestimmung zur ewigen Seligkeit dient – so das Ertragen und der Anblick des Welt-Leides. Und wenn die Mutter des Löw in die Nacht

unvergänglich, ein gleichartiges Kontinuum ist, einer Kugel vergleichbar, aber – was seinen Anhängern große Schwierigkeiten bereitete – begrenzt. Diesem Sein, das dem Weisen durch Denken erreichbar ist, steht die Welt des Scheins, das Erzeugnis menschlicher Meinungen gegenüber.

des Wahnsinns gesenkt ist – so ist hier nicht nur dem Sohne eine Aufgabe gestellt, deren Lösung ihn Gott-ergebener, reiner und frommer machen würde; auch für die Frau mögen die Dinge so gelegen haben, daß für sie die innere Entwicklung auf Erden nicht mehr möglich war. Das schließt nicht aus, daß sie unter neuen, nicht irdischen Lagen dieselbe gedeihlich fortsetzt.<sup>3</sup>

Die erk[enntnis]theor[etischen] Beziehungen, die dieser Auffassung zu Grunde liegen, habe ich im II. Bde mehrfach berührt, z. B. S[eite] 84, bes[onders] 2te Hälfte, S. 50, § 39, S. 72, § 60 ff.<sup>4</sup> Ob damit vereinzelt etwas zu machen ist, bleibt mir freilich sehr zweifelhaft. Ich führe es nur in Beantwortung Deiner ausdrücklichen Frage an. Als elementare Urthatsache näher umrissen ist es dann S. 177 ff., § 138 ff.

Und nun, was macht die Geschichte der Sprachwissenschaft? was macht die Bibel? Deine Kindheitserinnerungen aus der jüdischen Volksschule haben mich sehr interessirt.<sup>5</sup> Es ist doch eine ungeheure Entwicklung, die Du, die Lazarus, die viele andre Juden unseres Jahrhunderts in ihrer Jugendzeit durchgemacht haben; denn es ist eine andre Welt, aus der Ihr herkommt. Das macht es dann auch recht anschaulich, wie manche Seite unseres Kultur-Ganzen Dir und vielen andren hat ferner bleiben müssen. S. 73 „denn ich war ein Feind aller Kriege“, ist mir zwar historisch verständlich, erscheint mir aber keineswegs als ein Vorzug. Um beim nächsten zu bleiben: was wäre aus Deutschland geworden, wenn der Hohenzollernstamm ihm nicht neuen Lebenskeim eingebildet? Und ist die Zerstreung der Juden nicht ein negatives Kennzeichen dafür, daß ein friedlicher Sinn einem rüstigen, kampfbereiten keineswegs in dieser Welt des Werdens unbedingt vorzuziehen ist? Mir erscheint im Kampf und Schlachtentod gar nicht das sinnliche Pathos des wüsten Eroberers, sondern das ethische des ἀμύνασθαι περὶ πάτρη.<sup>6</sup> Und so hoffe ich von der Hohenzollern-Ecke für Deine Enkel ein freudiges sich in Eins-Setzen mit dem Leben des sein Dasein behauptenden und entwickelnden Staates.

<sup>3</sup> Vgl. dazu Anm. 1 zu Brief Nr. 199.

<sup>4</sup> Die Seitenangaben beziehen sich auf Glogaus „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften“, Bd. II, Breslau 1888.

<sup>5</sup> H. Steinthal, Die jüdische Volksschule in Anhalt von 1830–1840, in: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, Bd. IV (1890/91), S. 66 ff., in: Steinthal, Über Juden und Judentum, aaO, S. 287–295; vgl. auch Bd. I., S. 377–384.

<sup>6</sup> Ἀμύνασθαι περὶ πάτρη (griech.), das Vaterland verteidigen.

Lebt alle herzlichst wohl und seid tausendmal begrüßt. Deine Frau Gemahlin beglückwünschen wir ganz besonders zum bevorstehenden Geburtstage. Wie wäre es, wenn Ihr Pfingsten uns alle zusammen besuchtet?

In herzlicher Liebe

Dein treu ergebener Glogau

[201] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 4. März 1890

Lieber Glogau, dieser Brief soll kein eigentlicher Brief sein, sondern nur Dir einen solchen als nahe bevorstehend ankündigen. Ich bekomme Freitag Ferien, und dann werde ich Dir ausführlich schreiben. Heute aber drängt mich meine Frau, weil sie nicht länger warten möge, Dich um Nachricht zu bitten, wie es Dir und Deiner l[ieben] Familie geht. Meine Frau erträgt es schwer, so lange nichts von Euch gehört zu haben.

So will ich heute nur bemerken, daß, wenn ich nicht irre, Dein Brief vom 27. Dec[ember] 89 Deine letzte Nachricht gab, daß ich außerdem Deine Besprechung von „Treu und Frei“ erhalten habe.<sup>1</sup> Meinen Vortrag „Was Gott tut“ hast Du wo[h] erhalten.<sup>2</sup> Die in Deinem Briefe mir bezeichneten Stellen Deines Buches habe ich gelesen, und ich glaube sogar, sie verstanden zu haben. Auch sonst kann ich nicht zweifeln, daß mein Vortrag mit Deiner Ansicht übereinstimmt. Es gibt ja Punkte genug, wo alle guten Menschen in der Hauptsache dasselbe denken müssen.

Also nochmals: Gib uns auf einer Karte baldigst Nachricht über Dein und der Deinigen Befinden.

Dein Steintal

Mit meinem Gruße erfolgt auch zugleich der meiner Frau und von Irene.<sup>3</sup>

D. O.

<sup>1</sup> Glogaus Besprechung von Lazarus' Publikation „Treu und Frei – Gesammelte Reden und Vorträge über Juden und Judentum“ erschien in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, N. F., Bd. 96 (1889), S. 277–282.

<sup>2</sup> Der Vortrag Steintals „Was Gott tut, das ist wo[h]l getan“ war erschienen in: National-Zeitung, am 23. Februar 1890 (MA, Nr. 113); wiederabgedruckt in: Steintal, Zu Bibel und Religionsphilosophie – Vorträge und Abhandlungen, Neue Folge, Berlin 1895, S. 216–232.

<sup>3</sup> Die Briefe von Jeannette und Irene Steintal sind nicht erhalten.

[202] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 24. März 1890

Liebster Steinthal

In Erwartung Deines Briefes, der mir gleich nach Schluß Deiner Vorlesungen am Freitag, den 7. d[ieses] M[onats] versprochen war,<sup>1</sup> habe ich bisher geschwiegen. Nun aber will ich auf die Gefahr, daß sich unsre Briefe dennoch kreuzen, nicht länger anstehen, von unserem Befinden Euch zu berichten.

Mit Mariechen geht es recht befriedigend: sie ist im Hause thätig<sup>2</sup> und bekommt Farbe. Meine Frau, die in letzter Zeit viel Mädchen-Sorge gehabt und sich oft überanstrengt hat, ist weniger frisch. Sie bekommt aber zum 1. April eine Hilfe und wird sich bei dem so schön beginnenden Frühling dann hoffentlich leicht erholen. Ich habe die Anstrengung des ziemlich arbeitsreichen Semesters auch befriedigend überwunden. Mitte April erwarte ich den Besuch meines alten Freundes Siebeck auf einige Tage, mit dem ich seit über 20 Jahren alle Familien- und wissenschaftlichen Interessen getheilt habe. Wer wie wir keine Verwandte und keine nahen Familienbeziehungen am Orte hat, dem sind solche Berührungen wahre Feste.

Nun aber zu Deinen letzten Zusendungen. Dein Capitel vom Tabak in seiner schlichten durchaus persönlichen Erzählung hat mich wie alle ähnlichen Äußerungen über Dein Jugendleben angemuthet wie frisches Grün. Wüßte und hoffte ich Dich nicht tief in der Bibel steckend, so würde ich fort und fort quälen und bitten: schreibe uns doch in einem breiten und behaglichen Zusammenhange Dein ganzes Jugendleben – den Deinigen zum Abend-Nachtisch ein rechter Schmaus, allen Freunden eine erquickende Ergänzung des Bildes, das wir von Dir in uns entwickeln. Ich kann zum Tabak-Capitel einen kleinen Beitrag liefern. Als vor 25 Jahren ein gewisser junger Mensch oft zwecklos und ungesehen den Spuren seines angebeteten Lehrers folgte, sah er ihn einst zu Gerold<sup>3</sup> eintreten. Bald darauf ging ich selbst in das Geschäft und forderte Proben, weit über meinen gewöhnlichen Preis. Dann fragte ich: „Kennen Sie den Prof[essor] Steinthal?“ „Ja, er war eben hier.“ „So geben Sie mir dessen Cigarre.“ „Ach, die werden Sie nicht

<sup>1</sup> Vgl. Brief Nr. 201.

<sup>2</sup> Marie Glogau wurde im Juni 1890 17 Jahre alt.

<sup>3</sup> Carl Gustav Gerold hatte ein renommirtes Tabakgeschäft in Berlin, Unter den Linden Nr. 24. Er bezeichnete sich als Hoflieferanten Sr. Majestät des Königs von Preußen und Sr. Hoheit des Herzogs von Braunschweig.

rauchen, der Herr Professor raucht zu zehn Thalern das Mille.“<sup>4</sup> Nun, ich habe sie mit besonderer Begeisterung dennoch geraucht. –

Dein Vortrag<sup>5</sup> hat meine Frau und mich gleichmäßig erhoben. Dein concretes, anschauliches Denken läßt die Reinheit der Gesinnung viel unmittelbarer erscheinen, als logische Darlegungen, da Gedanke und persönliche Wirksamkeit oft auseinanderliegen.

Gern wüßte ich näheres über Akiba. Giebt es eine mir zugängliche Darstellung über sein Wesen und Wirken?<sup>6</sup> Sollte ich durchaus Kritik üben, so würde mich nicht Deine milde und schöne Auffassung *Voltaire's* dazu reizen, noch weniger natürlich Dein Grundgedanke, der Spruch bezeichne die Richtschnur für unser sittliches Verhalten, die Geduld im Ausharren in den Geboten Gottes ohne eigenen Anspruch. Das alles ist mir aus der Seele gesprochen, und es ist zu glücklichster Anschauung gebracht. Wohl aber, glaube ich, würde der Blick auf des Menschen ewige Bestimmung, auf die Transcendenz, das „Selig der Mann, der die Prüfung bestanden“ erst völlig schmecken lassen. Wer hinnieden nichts mehr für sich will und erwartet, und dennoch, statt stoischer Resignation, umleuchtet von dem Schimmer eines heiligen Glückes waltet und wirkt: der *hat* es gelernt, daß der Sinn unseres irdischen Daseins ein Reifen und Werden ist, nicht οὐσία, sondern γένεσις.<sup>7</sup> Und in dieser Richtung gewinnt auch das vierte Wort Deines Rabbi „Vater, schlag zu!“, das Du ablehnen möchtest, den vollen Sinn. Es ist freilich die letzte und höchste Stufe, die an der Grenze der Menschheit liegt. –

Lazarus hat mir vor 14 Tagen über meine Anzeige sehr freundlich geschrieben und gefragt, ob ich etwa in den Ferien nach Berlin käme, wo wir manches näher besprechen könnten. Das ist nur leider nicht der Fall. Ich bitte Dich, ihm von Herzen zu danken, mit großer Freude werde ich, sobald es angeht, eine solche Zusammenkunft mit ihm suchen. Vielleicht giebst Du ihm auch meinen Goethe-Vortrag<sup>8</sup>; leider

<sup>4</sup> Jede Zigarre kostete Steinthal also, umgerechnet in die Zeit des hier brieflich Mitgeteilten, 3 Pfennige. Zum Vergleich sei hier mitgeteilt, daß die feinsten „Import-Cigarren“ schon 1855 bis „300 Thlr. per Mille“, in die spätere Währung umgerechnet, pro Stück 0,90 Mark kosteten.

<sup>5</sup> Vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 201.

<sup>6</sup> Über den bedeutenden und vielsprachigen Talmudgelehrten Rabbi Akiba, der von ca. 70 bis 137 n. u. Ztr. lebte, gibt es heute die Monographie von L. Finkelstein, „Akiva, Scholar, Saint and Martyr“ (1936; 21962). Als nach dem niedergeschlagenen Bar-Kochba-Aufstand jede Lehrtätigkeit verboten worden war, geriet R. Akiba in Gefangenschaft und wurde in Caesarea durch den Statthalter Rufus getötet.

<sup>7</sup> Οὐσία (griech.), Sein; γένεσις (griech.), Werden.

<sup>8</sup> Glogaus Vortrag „Über Goethe. Zur Entwicklung des deutschen Geistes“ ist abgedruckt in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 97 (1890), S. 1–24.

hatte ich so wenig Exemplare, daß ich ihm keins schicken konnte. Gern hörte ich auch, wie Du zufrieden mit ihm bist.

Lebe wohl, liebster Freund, grüße Frau und Tochter von Herzen von uns dreien, die wir oft und viel im Geiste bei Euch weilen. Ich darf doch hoffen, daß die Verzögerung des angekündigten Schreibens nicht in einer Erkrankung seine Erklärung findet? Bitte, beruhige uns bald darüber!

In Liebe

Dein treu ergebener und dankbarer  
Glogau

[203] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 11. April 1890

Es war recht schön von Dir, lieber Glogau, daß Du ohne meinen Brief abzuwarten uns am 24[.]/3[.] geschrieben hast. Und nun, zum Dank dafür, erhältst Du diesen damals versprochenen Brief etwa drei Wochen später – es ist schändlich! Irene ist munter und vergnügt. Meine Frau hatte eigentlich keine Mädchen-Not: sie ließ die Schwester unseres bisherigen Hausmädchens kommen und lehrte diese zur Köchin an; jene, das sein sollende Hausmädchen, ist 15 Jahre alt und kommt aus ihrer Heimat, einem Dorfe bei Goldap<sup>1</sup>. Aber beide (sind es nicht Landsmänninnen von Dir?) sind gute und gescheite Kinder, und meine Frau ist eine gute Lehrerin. Also geht es damit auch gut. – Aber meine Frau selbst ist seit 8 Wochen in einem fortwährenden Wechsel von größern und kleinern Leiden. Ich aber fühle mich unbehaglich und darum habe ich Dir nicht geschrieben. Erstlich fühle ich im Frühjahr allemal die Last des Wintersemesters, und dann zerbröckelt sich meine Kraft und Zeit an Arbeiten, die mir längst gleichgültig geworden sind, zumal an der Bearbeitung, wenigstens Durchsicht, und auch an der Correctur der Gesch[ichte] d[er] Sprachwiss[enschaft] bei den Alten.<sup>2</sup> Du bedauerst, daß ich „diese Dinge“ habe liegen lassen. Wie viel habe ich liegen lassen müssen! Meine Körperkraft hat in großem Mißverhältnis zu meinen Plänen gestanden. Nun habe ich immer gerade nur die Arbeit in Angriff genommen, die mich interessirte und so weit sie mich interessirte, das war vor 40 und vor 30 Jahren die Geschichte der Sprachwissensch[aft]. Wenn ich aber eine Arbeit, weil mir Lust und Kraft ausging, abge-

<sup>1</sup> Goldap lag nahe der ostpreußisch-polnischen Grenze.

<sup>2</sup> Vgl. Brief Nr. 195 und Anm. 3.

schlossen hatte, war ich wenig geneigt, wieder dazu zurückzukehren. Das habe ich nur *einmal* getan, mit meinen afrikanischen Sprachen; mit denen war ich 1852 fertig und griff sie 12 Jahre später neu an.<sup>3</sup> Darum ist mir der Gedanke einer neuen Auflage irgend eines meiner Bücher ein wahrer Schrecken. Und nun brenne ich, zur Bibel zu kommen, und das wird vor dem nächsten Winter nicht möglich sein, und vorher werde ich in keine behagliche Stimmung kommen. Von sonstigen Kleinigkeiten, die dann immer noch dazwischen kommen und nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehören, will ich gar nicht reden.

An meine Lebensbeschreibung habe ich auch schon gedacht. Ich wollte sie vornehmen, wenn ich nichts Besseres mehr machen kann. Im Sommer 88 auf dem Rigi veranlaßte mich meine Frau, ihr etliche Bogen aus meiner Kindheit zu dictiren. Das hoffen wir in dem bevorstehenden Sommer fortzusetzen. Als Ferien-Arbeit wird das gehen. Ich werde keine *Confessiones*<sup>4</sup> schreiben; der Psychologie will ich ein taugliches Material geben. Die Entwicklung eines Menschen darlegen, welche wo[h]l zu den einfachsten gehört und ohne fremde, namentlich ohne gewaltsam störende Eingriffe vor sich ging, scheint mir ein günstiger Stoff.

Du erwähnst meine Erinnerung: „Denn ich war ein Feind aller Kriege.“ Das war sehr kindlich von mir gefühlt; denn ich hatte von den Napoleonischen Kriegen nur mit Gruseln gehört, wie die Franzosen und die schwedische Löffel-Garde und die Kosaken überall geplündert hatten. Da fragte ich eines Tages meinen Onkel, einen Verehrer Napoleons (mein Vater war schon todt), warum habt ihr Napoleon so lieb? Und er antwortete mir: „Mein Sohn, das kannst du nicht wissen, du bist zu jung, du weißt nicht, wie es *vor* Napoleon war; aber ich weiß das. Wenn ich nach Bernburg gegangen bin und bin an die Brücke über die Saale gekommen, dann war da angeschrieben: Vieh und Juden zahlen einen Brücken-Zoll. Meinst du, das hat mich nicht jedesmal verdrossen? 1806 nach der Schlacht bei Jena hat das mit einemale aufgehört. Wie Napoleon da war, war das alles vorbei.“<sup>5</sup> Das war mir verständlich, und

<sup>3</sup> Steinthal hatte 1851 den Volneyschen Preis des Institut de France erhalten für seine Arbeit über vier afrikanische Sprachen, die er später, 1867, ausgearbeitet und unter dem Titel „Die Mande-Neger-Sprachen, psychologisch und phonetisch betrachtet“ veröffentlicht hat.

<sup>4</sup> *Confessiones* (lat.), Bekenntnisse. Dies ist der Titel des autobiographischen Werkes des römischen Rhetorikprofessors Augustinus (354–430), der in Tagaste (Afrika) geboren war und der 388 nach Afrika zurückkehrte, wo er 395 oder 396 Bischof von Hippo wurde. In seinen „*Confessiones*“ erzählt er sehr freimütig von allen Irrungen seiner Jugend, von den Phasen des Skeptizismus und schließlich von seiner Bekehrung zum Christentum.

<sup>5</sup> Die Herzogtümer Anhalt-Bernburg und Anhalt-Köthen hatten dann 1810 unter französischem Einfluß vorbildliche Emanzipationsgesetze verabschiedet.

hat mich doch nicht mit Napoleon befreundet. Daß das Raubtier-Geschlecht *homo lupus* oder *lupus homo*<sup>6</sup> zu seiner Entwicklung, zu seiner Versittlichung! der Kriege bedarf, kann ja jeden Optimisten über Erdbeben (die Juden beten alle Jahre einmal für die Länder, die den Erdbeben ausgesetzt sind: „daß ihre Häuser nicht ihre Gräber werden“), Überschwemmung und Pest u.s.w. trösten. Der εἰς οἰωνὸς ἄριστος ist gewiß einer der allerschönsten Verse Homers. Armer Hektor! aber Homer hatte dich lieber, als Achilleus, und Shakespeare auch.<sup>7</sup>

Ich muß aber endlich zu Dir kommen. Ich freue mich Deiner Kraft. 5stündige Anatomie, indische Mythologie und dazu Dekanats-Geschäfte und dann erst die eignen Vorlesungen – mögest Du nur so kräftig bleiben!

Die Geschichte der Philosophie droht unter Zellers Händen zu einem ungenießbaren Brei zu zerfließen.<sup>8</sup> Wenigstens scheint mir, niemand werde aus Zeller die Achtung vor den Griechen gewinnen, welche Du hast.

Deine alte Freundschaft mit Siebeck freut mich. Ich habe ihn lange nicht gesehen und kenne ihn persönlich nur wenig, erinnere mich aber, daß er mir einen sehr angenehmen Eindruck gemacht hat. Wenn er jetzt bei Dir ist, grüße ihn herzlich von mir.

Meine Cigarren betreffend, so bedenke, wie der Tabak im Preise gestiegen ist, und berechne nun, um wieviel besseres Kraut ich jetzt genieße, wenn ich Dir sage, daß ich das Mille zu 60 M. rauche!

Eine Lebensbeschreibung Akiba's kenne ich nicht. Man erzählt, daß er 40 Jahre alt um eine vornehme Jungfrau geworben habe; bis dahin sei er aber durchaus unwissend gewesen. Er ward abgewiesen mit der Bemerkung, er solle erst studiren und dann wiederkommen. Das hat er getan. Später hat er erklärt, daß er alles, was er sei und geleistet habe, seiner Frau verdanke. Das mag Sage sein; aber daß er spät das Studium begonnen habe, scheint Tatsache. Diese paßt auch zu seinem energischen Charakter. Es war eine Elija-Natur, mir gar nicht sympathisch. Er ward zum Märtyrer: unter römischer Folter bekannte er Gott, den zu

<sup>6</sup> Anspielung auf Thomas Hobbes' pessimistische Menschen- und Staatsauffassung: „Homo homini lupus“, „der Mensch ist dem Menschen ein Wolf“ (= ein Feind), und nur Furcht und Vernunftbegründungen könnten zur Bildung des Staates führen, der Kultur und Recht garantiere (De cive I, 11 ff.).

<sup>7</sup> Der vollständige Vers aus der Ilias (XII, 243) lautet: εἰς οἰωνὸς ἄριστος, ἀμύνεσθαι περὶ πατρῆς, „nur ein einziges Zeichen gilt: das Vaterland schützen!“ Achilles war der schönste und tapferste Held im Trojanischen Krieg, Hektor aber überlebte als Sieger.

<sup>8</sup> Eduard Zeller (1814–1908), seit 1872 o. Professor der Philosophie in Berlin, ist vor allem als Philosophiehistoriker bekannt geworden. Sein Hauptwerk, „Die Philosophie der Griechen“, erschien erstmals in drei Bänden 1844–1852. Die 3.–4. Auflage war – darauf bezieht sich wohl Steinthals Kritik – inzwischen auf sechs Bände angeschwollen (1879–1900).

lehren verboten war. Schön ist seine Fabel vom Fuchs und den Fischen, die ich Dir einmal erzählen werde.<sup>9</sup> Früher als er starben seine zwei Söhne, denen er die Leichen-Rede hielt. Kurz: er verdient höchste Achtung; aber lieben kann ich ihn nicht, ich halte es mit den Sanftmütigen.

Endlich zu Deinem Goethe<sup>10</sup>. Du willst seine „Eigenart“ bloßlegen. Ich glaube ebenfalls, daß man Goethe, wenn man ihn ganz erfassen will, nicht als Dichter und nicht als Naturforscher und nicht als Zeichner u.s.w. darstellen muß; unübertroffen groß ist Goethe als Mensch, und er selbst *wollte* nicht Dichter oder Naturforscher noch sonst etwas sein, sondern ein gebildeter Mensch – gerade wie Humboldt nicht Sprachforscher sein wollte, sondern Mensch, die Menschheit erkennend. „Persönliche Bildung“ nennst Du es S. 4. Sein Brief des Pastors an den Pastor ist wenig bekannt, vielleicht bloß weil er unglücklicher Weise in *demselben* Bande mit Werther steht.<sup>11</sup> Wo steht der Satz, den Du S. 9 citirst: „Der Idee des Reinen, die sich auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund stecke“? Diesen Gedanken haben die Juden so häufig mißverstanden.<sup>12</sup> – S. 12 sagst Du: „Des Menschen geistige Bestimmung ist es, die auch sein äußeres Lebensloos formt!“ Das habe ich an mir erfahren, und das reizt mich, in meiner Lebensgeschichte darzustellen. Vieles (kei-

<sup>9</sup> Die Fabel lautet nach dem Talmudtraktat Brachot 61 b so: Einst verfügte die schlimme Regierung (unter Hadrian), daß Israel sich nicht mit der Thora[h] befassen solle. Da kam Papos, Jehudas Sohn, und fand Rabbi Akiba, wie er öffentliche Lehrvorträge hielt. Er sagte zu ihm: „Akiba, fürchtest du dich denn nicht vor der Regierung?“ Akiba antwortete: „Ich will dir ein Gleichnis sagen. Ein Fuchs spazierte am Rande eines Flusses. Als er die Fische sah, die sich bald an dieser Stelle, bald an jener Stelle versammelten, fragte er: ‚Warum flieht ihr?‘ Sie antworteten: ‚Wegen der Netze, die die Menschen legen.‘ Da sagte der Fuchs: ‚Kommt doch aufs Festland, und wir werden zusammen wohnen, wie meine Vorfahren einst mit euren Vorfahren zusammen gewohnt haben.‘ Da sagten die Fische: ‚Bist du es, von dem man sagt, du seiest das klügste unter den Tieren? Du bist nicht gescheit, sondern töricht. Wenn wir an dem Orte unseres Lebens(unterhalts) uns fürchten müssen, um wieviel mehr am Orte unseres Todes? So ist es auch mit uns. Jetzt sitzen wir und befassen uns mit der Thora, von der geschrieben steht: ‚Sie ist dein Leben und die Dauer deiner Tage‘ (Deuteronomium Kap. 30). Wenn wir nun von ihr lassen und sie vernachlässigen – um wieviel weniger (können wir leben)!“

Für den Hinweis auf die Fabel und für deren Übersetzung danke ich Dr. Max Gruenewald, Millburn/N. J. (USA).

<sup>10</sup> Vgl. Anm. 8 von Brief Nr. 202.

<sup>11</sup> Goethes „Brief des Pastors zu . . . an den neuen Pastor zu . . .“ ist abgedruckt in der wissenschaftlich-kritischen „Sophien-Ausgabe“, I. Abt., Bd. 37 (Weimar 1896), S. 153–173.

<sup>12</sup> Im Zusammenhang lautet dieses Goethe-Zitat: „Lasse uns von Morgen zum Abend das gehörige thun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge. Daß man nicht sey wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in [den] Mund nehme, immer lichter in mir



Gustav Glogau  
Photographic (um 1890)



neswegs alles) habe ich aus äußerer Veranlassung getan, und ich weiß oder kann mir denken, daß ich unter andren Umständen Andres getan hätte. Was ich aber auch getan habe oder getan haben würde, es wäre immer durch mein Inneres *geformt* gewesen.

Von Skakespeare's Person wissen wir zu wenig; darum und wegen der völligen innern und äußern Verschiedenheit ist keine Vergleichung Sh[akespeare]'s mit G[oethe] möglich. Nur das kann ich Dir sagen: als ich Bräutigam war, las ich Romeo und Julia und fand darin *keinen Satz*, den ich meiner Braut hätte sagen mögen oder den ich von dieser hätte hören mögen. *Ich* bin kein Engländer, und wo Sh[akespeare] Engländer ist, mißfällt er mir, und auch, wo er Italiäner ist; *ich* verstehe nur deutsche und hebräische Poesie, und beides als eins steckt in G[oethe]. Auch Du nennst G[oethe] S. 17 „inniger“ als Sh[akespeare]. In Sh[akespeare] ist viel *leeres* Pathos, bei G[oethe] nie. Daß unsre Goethe-Philologen den großen Mann nicht verstehen, davon bin ich überzeugt, und wie es scheint, denkst Du auch so (S. 24). Berthold Auerbach rühmte sich, das Wort „Goethe-reif“ erfunden zu haben. Ich sage: Grimm, Scherer, Erich Schmidt sind nicht Goethe-reif, sondern Goethe-morsch. – <sup>13</sup>

Lebe wohl! Mit herzlichem Gruß von Haus zu Haus

Dein St.

Den 13. 4. Nachm[ittag]

werden.“ Es stammt aus Goethes Tagebüchern vom 7. August 1779, in: Sophien-Ausg., III. Abt., 1. Bd.: 1775–1787 (Weimar 1887), S. 94.

<sup>13</sup> Steinthal nennt hier die drei großen Goethe-Philologen: 1) Herman F. Grimm (1828–1901) war noch ganz in der Tradition der Klassik aufgewachsen, habilitierte sich 1868 in Berlin und erhielt 1872 die für ihn eingerichtete o. Professur der neueren Kunstgeschichte. Im Wintersemester 1874/75 begann er seine Vorlesungen über Goethe, Ende des Sommersemesters 1875 beendete er sie. Sie waren „ein Ereignis in Berlin; mancher, der sie hörte, hat entzückt davon gesprochen. Junge Studenten und ergraute Männer saßen nebeneinander auf der Hörbank“ (Reinhold Steig). Steinthal stand offensichtlich seit je in großer Distanz zu dieser Art der Goethe-Überlieferung, obwohl ihm Grimms Darstellung der schöpferischen Gesamtpersönlichkeit näher gewesen sein muß als die beiden im folgenden genannten positivistischen Goethe-Forscher. Grimms erste Bearbeitung der Vorlesungen für den Druck erschien 1876 unter dem Titel „Goethe. Vorlesungen, gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin“. 2) Wilhelm Scherer (1841–1886), der seit 1877 als o. Professor der Literaturwissenschaft in Berlin lehrte, war Mitbegründer des Goethe-Archivs in Weimar und der sog. Weimar- oder Sophien-Ausgabe von Goethes Werken. Ein Beispiel seiner streng philologischen Interpretationsarbeit ist seine Schrift „Aus Goethes Frühzeit“ (1879). 3) Erich Schmidt (1853–1913) war ein Schüler Scherers. Er wurde 1885 Direktor des Goethe-Archivs in Weimar und lehrte seit 1887 als Professor der Literaturwissenschaft in Berlin. Auch er hatte entscheidenden Anteil an der Sophien-Ausgabe.

[204] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 15. Mai 1890

Lieber Steinthal

Dir und den Deinen sende ich zu Deinem Geburtstage die allerherzlichsten Glück- und Segenswünsche von mir und den Meinen. Möge der Frühling und Sommer in alter Weise wieder gut machen, was der Winter verschuldet und möge die Geschichte der Sprachwissenschaft Dir nicht allzuvielen Skrupel und Sorge machen: was da ist, ist gut; kleine Verbesserungen und Ergänzungen dürfen doch nicht durch ganz unverhältnißmäßige Mühsal errungen werden! Die Kunst, seines Lebens froh zu werden, verstehe ich freilich selber sehr wenig; je älter man aber wird und je mehr die Illusionen schwinden, desto mehr schätzt man das Nahe und Kleine, den Moment, der in sich selbst eine Ewigkeit bietet. Möge Dein reiner und heitrer Sinn, Deine stille Genügsamkeit Dir im Schoße Deiner Familie dies nahe Glück im neuen Lebensjahre, ungetrübt von schmerzlichen Unglücksfällen, reichlich gewähren. Im Winter wird dann die Bibel und Deine Lebensgeschichte die innersten Schichten Deines Geistes heraufheben und beleben, und wir alle, die Dich lieben, die das Ursprüngliche, Schlichte und Echte zu fassen wissen, werden dankbar daran zu zehren haben.

Mir will es oft scheinen, wenn ich heute zu wählen hätte, würde ich einen festgeregelten praktischen Beruf vorziehen. Die Philosophie ist gut, um den innern Frieden, die Läuterung sich zu erringen; sie gleich oder ähnlich Bedürftigen lehren, mag herrlich sein. Aber sein Brod von ihr zu essen, wo man es mit unempfindlichen Examenmenschen zu thun hat, ist eine Last, die immer schwerer drückt, je länger sie drückt. Noch übler ist es mit der Schriftstellerei. 1¼ Jahre nach Erscheinen des zweiten Bandes meiner philos[ophischen] Grundwissenschaften theilte mir Koebner mit, er habe 51 Exemplare abgesetzt.<sup>1</sup> Davon kommen, wie ich nachrechnen kann, 6 und mehr auf rein persönliche Connexionen, circa 30 auf die Bibliotheken des In- und Auslandes: die ungeheure Mühsal für die Herstellung einer Ware zu übernehmen, der Niemand nachfragt, ist, wenn man mit sich selber in's Klare gekommen, eine rechte Zumuthung, die einem sauer wird.

Das ist nun, scheint es, kein Geburtstagsbrief. Und doch ist mir dies Bekenntniß nicht zufällig gekommen, denn solche Erfahrungen haben mich Dich erst verstehen lehren; ich habe durch sie Dir wegen des Stockens in Deiner Bahn erst gerecht werden können. Schwerlich wärest

<sup>1</sup> Wilhelm Koebner in Breslau war der Verleger von Glogaus „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften“.

Du bei der „Einleitung“ und einem ersten Bande stehen geblieben, wenn die gespannte Erwartung eines dankbaren Zeitalters Dich angefeuert und getragen hätte. Aber mit seinem Schicksal muß man zufrieden sein, und die weisen Beurtheiler sollten es bei ihren Wahrsprüchen mit hübsch in Rechnung ziehen.

Die angeführte Goethe-Stelle „die Idee des Reinen, die sich auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme“ findet sich im Tagebuche von 1779 kurz vor der großen Reise mit dem Herzog. Sie ist angeführt bei Schaefer, Goethes Leben, I, S. 306;<sup>2</sup> dem Sinne nach ganz gleiche Aussprüche finden sich häufig in den Briefen.<sup>3</sup>

Nun laß Dir und den Deinen der morgende Tag ein recht gemüthlicher sein. Mögest Du schon beim Genuß des weichen Eis beim Frühstück unser aller gedenken, die wir im Geiste bei Euch weilen werden. Auch Lazarus und seiner nun hoffentlich wieder gesunden Frau Gemahlin unsre besten Grüße. Einliegenden Brief an Irene hat mir meine Tochter gegeben, die sich sehr erholt hat.

In Liebe

Dein treuer Glogau

<sup>2</sup> Glogau bezieht sich hier auf Johann Wilhelm Schaefers Monographie „Goethes Leben“, 2 Bde., Bremen 1858<sup>2</sup>.

<sup>3</sup> Glogau endete hier mit einem Semikolon; wahrscheinlich wollte er noch ein, zwei Belege nachtragen.

[205] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 17. Mai 1890

Lieber Glogau, herzlichen Dank für Eure Wünsche. Zusammenleben beglückt. Mein Befinden ist nicht schlecht, und wenn ich mir mehr Ausdauer der Kraft wünschen könnte, so ist dies jetzt vielleicht nicht mehr der Fall als überhaupt in meinem Leben. Schon als Student im 3. oder 4. Semester fühlte ich mich einmal unglücklich, als ich persische Vocabeln lernen wollte und schnell ermattete. Durch Ökonomie und Zurückgezogenheit habe ich bisher alles erreichen müssen. Über die Geschichte der Sprachwissenschaft denke ich wie Du. Aber mein Helfer Guggenheim sitzt mir auf dem Nacken, und *ihm* kann ich es nicht verdenken.<sup>1</sup>

Für den Winter habe ich die beste Aussicht, und ich will im Sommer

<sup>1</sup> Vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 195.

schon einiges mir Aufgeladene abschütteln, um dann recht frei zu sein. – Was Du über Philosophen-Profession sagst, scheint mir richtig. Spinoza und Mendelssohn waren weise und klug.<sup>2</sup> Wir brauchen aber *heute* notwendig mehr Geld als sie, und wir Deutschen sind arm. Was ein reicher Engländer kann, darf ich keinem Deutschen raten. – Siehst Du, nun muß ich abbrechen, mein Kopf will nicht mehr; ich habe allerdings schon einiges heute getan, war auch gestern angestrengt.

Montag, den 19. [Mai 1890]

Und nun habe ich gestern diese Zeilen wegen eines Besuches von Verwandten aus Paris liegen lassen müssen.

Ein praktischer Beruf! ja er ist schön, heute aber, wo jede Disciplin und jedes Geschäft so hoch und so weit entwickelt ist, strengt die Berufstätigkeit unsre Kräfte derartig an, daß wenig Zeit und froher Mut zur Philosophie bleibt. Wenn Du nun Gymnasial-Director wärst! oder Naturforscher! oder Journalisten-Slave! Von allen älteren Männern habe ich gehört, daß das Leben in ihren spätern Jahren schwerer war, als in ihrer Jugend. Das Leben, so scheint es, wird immer aufreibender; und doch kommt es mir vor, als würden die Leute jetzt durchschnittlich älter als sonst, und namentlich sind sie im Alter rüstiger, als sonst die Greise waren. Haben wir mehr Energie als die früheren Geschlechter?

Die Schriftstellerei ist in Deutschland eine wenig erfreuliche Tätigkeit. Als Fichte's gesammelte Werke gedruckt werden sollten, war keine einzige Schrift Fichte's ausverkauft: das hat mir ein Buchhändler gesagt, mein Harrwitz<sup>3</sup>. Die Leute in Deutschland, für welche man eben schreiben möchte, die akademisch Gebildeten, sind fast sämtlich Beamte mit dürftigem Gehalt. Es fehlt uns eine reiche Aristokratie des Geistes.

Was mich betrifft, so weiß ich bestimmt, ich hätte, wäre man mir entgegengekommen, andre Bücher geschrieben, z. B. wenn mich die Akademie zu ihrem Mitgliede ernannt hätte, oder wenn die Münchener Commission *mich* mit der Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland beauftragt hätte. Und dann hätte ich geglaubt, so recht mich ausgelebt zu haben. Dasselbe glaube ich aber jetzt erst recht. *Das* Glück hatte ich allerdings, um den Buchhändler nie in Verlegenheit zu sein; und die Kunst, mich nach der Decke zu strecken, habe ich immer geübt, und meine Frau versteht diese Kunst mit Eleganz.

Die Vorlesungen eines Professors, der nicht zum Examen vorbereitet,

<sup>2</sup> Spinoza verdiente sein Geld als Linsenschleifer, Moses Mendelssohn als Buchhalter.

<sup>3</sup> Über Julius Harrwitz vgl. die Briefe Nr. 261–268 mit der vorausgeschickten Einführung.

werden kläglich besucht. Ich habe in diesem Sommer *zehn*, oder vielleicht nur *neun* Zuhörer, und davon wird wo[h]l einer oder zwei um Wiedererstattung des Honorars bitten – Bitten, welche ich niemals abschlage.<sup>4</sup>

Du wirst in diesen Tagen wieder eine Kleinigkeit aus meinem intimsten Denken erhalten: „Das auserwählte Volk. Juden und Deutsche.“<sup>5</sup>

Hier war ich abermals durch das Gesuch eines jungen Mannes unterbrochen. Das ist meine Zurückgezogenheit! Und übermorgen zwei Sitzungen.

Meine Frau befindet sich im allgemeinen wohl; aber es ist schrecklich wechselnd, und von heute auf morgen, von Vormittag auf Nachmittag keine Sicherheit.

Irene endlich ist durchaus munter. In diesen Tagen ist sie durch den Pariser Besuch, mit dem sie mehr als wir verkehren muß, besonders in Anspruch genommen. Durch Mariechens Brief war sie sehr erfreut und wird nun nächstens antworten; fürs erste läßt sie durch mich danken.

Die Goethe-Stelle habe ich nicht gefunden; ein Tagebuch von 1779 ist in meiner Sammlung nicht enthalten.

Lazarus beide sind von schwacher Gesundheit; in etwa 8 Tagen wollen sie auf ihren Land-Besitz in Schönefeld. Sie sind Dir dankbar und lassen herzlich grüßen.

Ich bin nun wieder matt. Lebe mit Deiner l[ieben] Frau und Deinem Kinde recht wohl. In wie weit es möglich ist, unfreundliche Stimmungen zu bekämpfen, brauche ich Dir nicht zu sagen; ich weiß aber auch freilich aus eigener Erfahrung, wie es nicht immer möglich ist, sich unmittelbaren Eindrücken zu entziehen.

Leb wohl!

Dein Steinthal

<sup>4</sup> Die Studenten hatten für ihr Studium neben der pauschalen Semestergebühr noch „Kollegengelder“ zu zahlen, deren Höhe nach der Anzahl der Wochenstunden bemessen wurde.

<sup>5</sup> Steinthal, Das auserwählte Volk oder Juden und Deutsche, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, Nr. 17 (1890), und in: Über Juden und Judentum – Vorträge und Aufsätze, hrsg. von Gustav Karpeles, Berlin 1906, S. 12–17.

[206] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42  
zum 6. Juni 1890

Lieber Glogau, es geschieht wohl heuer zum ersten Male, daß wir Dir zu Deinem Geburtstage gratuliren;<sup>1</sup> aber es geschieht nun auch mit der angesammelten Wärme eines Viertel-Jahrhunderts. Dieser Rückblick erinnert mich auch daran, daß die Juden jedes Fest mit dem Segensspruche einleiten: „Gelobet sei Gott, der uns am Leben erhalten und diese Zeit hat erreichen lassen.“ Diesen Spruch sprechen sie auch, so oft sie im Jahre eine neue Frucht genießen, und im Frühjahr beim Anblick der Baum-Blüten. Dies ist ein Optimismus, der mich oft gerührt hat. Man hatte den Leuten die Natur genommen; aber sie sprachen kurze Danksprüche für den Wo[h]lgeruch, für Donner und Blitz, Stern-Schnuppen, Regenbogen, und ferner beim Anblick eines Freundes, den man nach länger als einem Jahre wiedersieht, oder der von einer Krankheit genesen ist, beim Anblick eines regierenden Fürsten und eines jüdischen oder nicht-jüdischen *Weisen*. Wenn ein Jude kein dankbares Gemüt hat, so ist wenigstens seine Religion daran nicht schuld.

Wir hoffen, daß es Euch zusammen recht wohl geht, und daß Ihr das Familien-Fest mit ungestörtem Frohsinn feiert, und wünschen, daß Ihr es noch oft so feiern möget.

Wir sind munter. Ich tue Tag für Tag das Meinige, und so wird immer etwas fertig.

Bezüglich einer Ferien-Reise sind wir in so weit entschlossen, daß wir uns drei in diesem Sommer nicht trennen; aber wohin wir geraten werden, wissen wir noch nicht.

Meine Frau ist es ja, welche sich Deinen Geburtstag gemerkt hat und mich an denselben erinnert: sie hat die lebhaftesten und besten Wünsche. Auch Irene gratulirt. Nächstens wird sie Mariechen antworten.

So denn zum Schluß: alles Gute! Lebe wohl!

Dein Steintal

<sup>1</sup> Glogau war am 6. Juni 1844 geboren.

[207] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 13. Juli 1890

Lieber Glogau, ich habe gerade keine Correcturen zu besorgen, und so will ich die freie Stunde Dir widmen, was übrigens öfter geschieht, als Du erfährst. – Die Aussicht, die Du uns eröffnest, uns in Schönefeld

zu besuchen, hat uns sehr erfreut. Was Du dazu bemerkst, daß man die Gelegenheit, zusammen zu sein, nie versäumen sollte, habe ich mit meiner Frau öfter besprochen, und wir haben uns vorgenommen, uns nie mehr auf längere Zeit zu trennen, namentlich werde ich keine Sommerreise mehr ohne sie machen. Wir beabsichtigen also den 4. August spätestens nach Schönefeld zu reisen, dort bis zum 13. zu bleiben und Dich in diesen Zwischen-Tagen in Schönefeld zu sehen. Dann wollen wir mit Irene (die schon den 22. Juli nach Schönefeld fährt, um ihren Geburtstag dort zu verbringen) nach der Schweiz; den Ort haben wir noch nicht bestimmt. Natürlich haben wir nun daran gedacht, daß Du uns in der [sic!] Schweiz nachkommst und uns so viel Zeit schenkst, als Dein Plan ermöglicht.

Einen kleinen Artikel, wieder für die Judentums-Zeitung,<sup>1</sup> lege ich mit diesem Briefe zugleich auf die Post. Ich denke, die Kleinigkeit kann Dich interessiren, weil sie von mir kommt.

Übrigens habe ich nur einen Gedanken, mich für den Winter vorzubereiten. Fürs erste habe ich für 80 M[ark] Bücher gekauft, die ich für die Einl[eitung] brauchen will oder zu müssen glaube. Nebenbei aber sind mir schon wieder zwei Aufgaben gestellt: ein Vortrag und ein Programm. Für letzteres habe ich als Thema gewählt: die Geschichte Sauls, Kritik der betreffenden Stücke der Bücher Samuel.<sup>2</sup>

So oft ich höre, daß Einer gestorben ist, ohne 70 Jahre alt geworden zu sein, bekomme ich einen Schrecken. Wenn ich mit meiner Einleitung fertig bin,<sup>3</sup> will ich sagen: „Nun Herr, wie *Du* willst.“

Paulsen hat sich in einem Briefe über meine Gesch[ichte] der Sprachwissensch[aft] und namentlich die Vorrede recht hübsch geäußert, sehr entschieden gegen das Specialisten-Wesen.

Liest Du denn „Erkenntnistheorie“? Sagst Du darin den Jungen, was Wesen, was inneres und äußeres, was Gesetz und Notwendigkeit und Bedingung ist? Ich las neulich eine Expectoration eines (jungen?) Litterar-Historikers über „Shakespeare“ mit einer Einleitung über die vergleichende Litteratur-Geschichte, welche eine Unfähigkeit der Begriffsbildung beweist, die mich betrüben kann; und mit einer Süffisance geschrieben!

Nun lebe recht wohl! mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Dein St.

<sup>1</sup> Steinthal, Wort über den Lebenszweck, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jg. 54 (1890), S. 333.

<sup>2</sup> Die Abhandlung Steinthals „Zur Geschichte Sauls und Davids“ wurde vor dem Bericht 9 der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums abgedruckt (Berlin 1891).

<sup>3</sup> Wahrscheinlich eine geplante größere Einleitung zur 2., von Misteli bearbeiteten Auflage von Steinthals „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“, d. h. zu Teil II vom „Abriß der Sprachwissenschaft“.

[208] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 3. August 1890

Liebster Steinthal

Da Du wohl, wie ich, in den nächsten Tagen schon schließen wirst, habe ich ein schlechtes Gewissen, Deinen Brief noch nicht beantwortet zu haben.

Nach der Schweiz, wo ich erst vor zwei Jahren gewesen, gehe ich diesmal nicht und kann überhaupt nur mit leisen Skrupeln an einen größeren Ausflug wegen des Standes meiner Finanzen denken. Immerhin wird mich wohl meine Frau dahin bringen, mit einem Nachbar, der gegen Ende des Monats nach England geht, diese Reise zu machen. Eine Bereicherung meiner Anschauungen ist mir ein immer stärker sich meldendes psychol[ogisches] Bedürfnis. So müssen wir ein hoffentlich längeres Wiedersehen wohl auf das nächste Jahr verschieben. Dir und den Deinen wünsche ich in Schoenefeld wie in der Schweiz recht gutes Wetter und eine nachhaltige Erholung. Mögen die neuen Bücher und die Vorträge nur gelegentliche Musestunden [sic!] absorbieren.

Auf die Geschichte Saul's, wo doch wohl im Ganzen historischer Boden unter den Füßen liegt, bin ich sehr gespannt; für die Winterarbeit aber wünsche ich von ganzem Herzen rechte körperliche Frische und glückliche Stimmung. Mir ist das alte Testament, zumal ich grade Religionsphilosophie gelesen habe, in lebendigem Interesse und möchte ich gelegentlich fragen, ob Du Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi kennst und ev[entuell] ob Du es empfehlen kannst.<sup>1</sup>

Dein Wort über den Lebenszweck hat mich und ebenso sehr meine Frau recht erquickt. Auch die Geschichte der Sprachwissenschaft habe ich stellenweise wiedergelesen und den alten Eindruck, den das Widmungsschreiben meines II. Bandes Dir ausgesprochen hat, in ungeschwächter Stärke empfunden, wenn mir freilich auch hier und da die Ausführung jetzt nach Färbung und innerer Begrenzung der Gedanken dem *jungen* Steinthal anzugehören schien. Die Vorrede glaube ich mindestens so sehr wie Paulsen zu würdigen.<sup>2</sup> Mögen Dich aber in der Schweizer Zeit die Correcturbogen nicht allzu heftig verfolgen! Übri-

<sup>1</sup> Mit der „Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi“ (1. Theil, Leipzig 1889; 2. Theil, Leipzig 1890) lieferte der protestantische Neutestamentler Emil Schürer (1844–1910) der Wissenschaft vom antiken Judentum ein Standardwerk. Es entstand aus der gründlichen Neubearbeitung und Erweiterung seines Werkes „Lehrbuch der neutestamentlichen Zeitgeschichte“ (Leipzig 1873).

<sup>2</sup> Glogau (ebenso Steinthal im vorigen Brief) spielt hier auf das Widmungsschreiben an August Boeckh an, das in der Tat sehr bezeichnend für Steinthal ist.

gens habe ich gestern die Correctur einer kurzen Anzeige Deiner 4. Auflage des Ursprunges der Sprache für die Ulrici'sche Zeitschrift besorgt, die ich vor etwa 2 Jahren geschrieben und sonst vergessen hatte. Bis zum Erscheinen derselben werden wohl wieder noch mehrere Monate hingehen.<sup>3</sup>

Ich lebe und webe in den Gedanken meines 3ten Bandes, der aber 2–3 Jahre noch ausreifen muß.<sup>4</sup> Dazu kommen mancherlei Kämpfe, in denen ich die „Sachlichkeit“ der Gelehrten reichlich kennen zu lernen Gelegenheit habe. Meine philos[ophischen] Vorlesungen bin ich gezwungen immer mehr inhaltlich zu beschränken, denn wie völlig der Zeitgeist, der in unserer Jugend sich darstellt, jeder eindringenden Beschäftigung mit philos[ophischen] Begriffen entgegen ist, das stellt sich mir von Jahr zu Jahr deutlicher dar. Ich spreche packend, anschaulich, aus dem Horizonte der Zuhörer – aber ich will sie nicht amüsiren, sondern ernstlich anstrengen und sie wollen das Gegentheil. Immerhin gelingt es mir immer mehr, alle Übel des Daseins an mir abprallen zu lassen, je mehr mich die ewige Bedeutung des Lebens und die Anschauung der Geschichte der Menschheit durchdringt und hinnimmt.

Leb' wohl, lieber Steinthal, den Meinigen geht es gut und sie grüßen mit mir Euch alle von Herzen

Dein treuer Glogau

<sup>3</sup> Die Anzeige erschien in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, N. F., Bd. 98 (1891), S. 82f.

<sup>4</sup> Der geplante dritte Band, der Glogaus Religionsphilosophie enthalten sollte, wurde nicht mehr ausgeführt. Erhalten ist nur das Stenogramm eines Studenten, Hans Clasen, der Glogaus „Vorlesung über Religionsphilosophie“ mitgeschrieben und veröffentlicht hat (Kiel und Leipzig 1898).

[209] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 2. October 1890

Liebster Steinthal

Vor einigen Tagen bin ich von meiner Reise heimgekehrt und hoffe, daß auch Du und die Deinigen Euch nun wieder frisch und gekräftigt in Berlin befindet. Ich hatte große Pläne gehabt, aber ein Brief meiner Schwägerin aus Tilsit, deren mir innig befreundeter Mann im Januar auf den Tod krank gewesen war, rief mich dorthin. Da ich nun weiß, wieviel ich durch einen Besuch diesen Lieben sein kann, da ferner auch meine alte Mutter und andere Verwandte in Tilsit leben, so war mit

einem Schlage, so zu sagen ohne mein Zuthun, der alte Reiseplan umgestoßen. Und ich bereue es nicht. Tief im Innersten erfrischt und gekräftigt, bin ich heimgekehrt. Mit *Menschen* zu leben, das ist es, wonach man in dieser conventionellen Welt des Scheines dürstet. Wo man aber seit dem vierten Lebensjahre gelebt hat, da spricht jeder Stein, jede Straßenecke, da leben zu Dutzenden Menschen, deren Sein und Wesen man durch 40 Jahre verfolgen kann, denen man in Begegnung und Gespräch schleierlos gegenübersteht. Was die Dichtung uns im Phantasiebilde leistet, das erfährt man hier in der Wirklichkeit. Auch die äußere Scenerie in diesem Verwandtenbummel war anregend und vielseitig, denn in Tilsit war ich nur 2 von 5 Wochen. Zur See fuhr ich bis Königsberg hin, eine Woche lebte ich auf einem großen Gute bei Königsberg und bereiste von da mit einem 70jährigen vortrefflichen Onkel das herrliche Samland und den Ostseestrand, der bei Warnicken u.s.w. wild und romantisch ist. Dann Enzuhnen bei Trakehnen, Braunsberg, zuletzt Coeslin mit seiner reizenden Umgebung, die wir in tüchtigen Touren genossen. Ein Hauptgenuß war mir der Besuch der Fabrik sog[enannter] schwedischer Zündhölzer in Zanow: kein industrielles Etablissement hat mich je in dem Maße überrascht und belehrt. Kurz, auf dieser Reise hat sich mir die Wahrheit des Wortes von dem Guten, das so nahe liegt, bewährt. Namentlich sind mir die menschlichen Verhältnisse über die gelehrten noch um einen Schritt weiter herausgehoben.

Vielleicht hängt es hiemit zusammen, daß ich Deine schöne Abhandlung über Nathan den Weisen,<sup>1</sup> die ich auf der Reise erhielt, erst nun ich wieder heim bin, zum zweiten Male und mit Muße gelesen habe. Nicht nur ist der hohe Sinn der Einleitung ganz der Deine, auch in der Auffassung muß ich Dir zustimmen, wenn mir auch nicht alles ganz deutlich ist, da ich Werders Aufsätze in der Vossischen Zeitung nicht gelesen habe.<sup>2</sup> Aber was Du aus Werder anführst, scheint mir den Sitz der heutigen Juden-Frage von der *einen* christlichen Seite her sehr richtig zu bezeichnen; und ganz stimme ich Dir darin bei, daß ihre Lösung allein in der Höhe liegt, daß der „Mensch“ sie vollzieht, den es unter Juden und Christen geben *kann*, unter beiden aber nur in geringer Zahl tatsächlich giebt.<sup>3</sup> Unter *beiden* – ich habe namentlich von Lazarus

<sup>1</sup> H. Steinthal, Nathan der Weise, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, 54. Jg. (1890), S. 444, und in: Steinthal, Zu Bibel und Religionsphilosophie, Vorträge und Abhandlungen, Neue Folge, Berlin 1895, S. 211–215.

<sup>2</sup> Die Aufsätze des Germanisten Karl Werder über Lessings „Nathan der Weise“ erschienen in der Wochenendbeilage der Vossischen Zeitung am 8. Juni (Nr. 23), am 22. Juni (Nr. 25), am 29. Juni (Nr. 26) und am 6. Juli 1890 (Nr. 27).

<sup>3</sup> „Daß es unter den Juden Menschen geben kann, wie der Tempelherr unter den Christen, und Saladin unter den Muselmännern ein Mensch ist, und daß man also, um ein

Äußerungen gelegentlich den Eindruck erhalten, daß er die „Schuld“ von den Juden ganz abwälzen möchte. – Darin ferner hast Du im Hinblick auf die Dinge, wie sie heute liegen, vom historischen Gesichtspunkte aus, meine volle Zustimmung: um ein Mensch zu sein, hat man nicht nötig, ein Nicht-Christ, Nicht-Muselman, Nicht-Jude zu sein. Anders aber denke ich über den Satz: „daß die Religion der Humanität entspreche, ist Sache des Religiösen“, sofern er allgemein gelten will – ich glaube an gewaltige Umwälzungen und Erschütterungen im religiösen Gebiete, welche die bestehenden Formen (*natura naturata*] und das schöpferische Gemüthsbedürfnis (*natura naturans*) nicht für immer erst durch einen subjektiven, persönlichen Ausgleich des Einzelnen ihre Congruenz und Deckung werden suchen lassen. Doch solche Zukunftsmusik ist nicht dieses Ortes; denn Dir ist ja, ganz nach Analogie der Lessing'schen Ringe, alle „Religion“ ein unveränderlich Gegebenes. Ich aber glaube, daß in naher Zukunft, in 50 Jahren vielleicht, die Nathan u. s. w. eine umschmelzende Macht auf ihr Volkssystem gewinnen werden, der Guß aufs neue sich vollziehen wird. Dafür sehe ich auf dem Gebiete der christlichen Theologie mächtige Vorbereitungen sich vollziehen, noch größere in den Gemüthern der Menschen.

Ich bin neulich von unserem Privatdocenten E. Wolff<sup>4</sup>, der ein neues literarisches Unternehmen in Szene setzt, gebeten worden, mich über die Judenfrage öffentlich zu äußern – in einem Briefwechsel mit ihm oder etwa mit Lazarus. Ich habe es abgelehnt, weil dazu meine Studien nicht ausreichen. Wie denkst Du darüber? Da wir doch nächstens nun auch von Euch und Eurer Reise zu hören hoffen, schreibst Du wohl auch über diesen Punkt eine Zeile. Du sollst ja auch Deine religionsphilos[ophischen] Aufsätze gesammelt haben – bekomme ich diesmal kein Exemplar?

Lebe wohl, lieber Steinthal, und sei mit Frau und Tochter von Herzen von uns begrüßt. Auch Lazarus und Frau Gemahlin grüße bestens! Wir wünschen und hoffen, daß Eure Gesundheit zufriedenstellend und Euer Gemüth froh und frisch ist. In Liebe und treuer Verehrung

Dein Glogau

Mensch zu sein, nicht nötig hat, ein Nicht-Christ, Nicht-Muselman, Nicht-Jude zu sein . . . denn daß sie (= die Religion) der Humanität entspreche, ist Sache der Religiösen.“ So argumentiert Steinthal in dem genannten Aufsatz, aaO, S. 214.

<sup>4</sup> Gemeint ist wahrscheinlich der Literaturhistoriker Eugen Wolff (1863–1929), Privatdozent, seit 1904 Professor an der Universität Kiel. Er gründete in Kiel auch die „Wissenschaftliche Gesellschaft für Literatur und Theater“ und das Kieler Theatermuseum. Vgl. auch S. 1, Anm. 1.

[210] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 3. October 1890

Lieber Glogau, heute Mittag habe ich ein Exemplar meiner „Abh[andlungen] und Vorträge“<sup>1</sup> für Dich auf die Post gebracht. Da Du meine Cigarren geraucht hast, mußt Du von allem haben, was ich herausgebe. Daß Du jenes Exemplar etwas später bekommst, liegt daran, daß ich mit solchen Sendungen immer etwas säumig bin. Nun hätte ich es Dir durch den Buchhändler schicken können; aber dann hätte die Widmung gefehlt. Du hast doch auch jedesmal einen Abzug der kleinen Artikel bekommen, die ich für die „Allg[emeine] Zeit[un]g des Judentums“ geschrieben habe, und sollst sie immer haben, soviel ich auch noch schreiben werde.

Wenn Du aus Lazarus Reden „gelegentlich den Eindruck erhalten“ hast, „daß er die Schuld von den Juden *ganz* abwälzen möchte“, so muß ich sagen, daß das durchaus nicht Lazarus' wirkliche Meinung ist. Die Juden sagen am Versöhnungstage: „wir und unsre Väter haben gesündigt“; und bei jedem öffentlichen Unglück heißt es, „um unsrer vielen Sünden willen“ ist uns das gekommen.

Daß jemals eine Zeit kommen könne, wo nicht „erst durch einen subjectiv persönlichen Ausgleich“ die gegebene Religion und das Gemüt ihre Deckung und Congruenz finden werden, ist mir ganz undenkbar, weil mir in allen geistigen Richtungen Persönlichkeit und objectiver Geist als die beiden untrennbaren Momente notwendig erscheinen für geistige und ideale Wirklichkeit. Ich weiß nicht, wie Du meinst, daß ich alle „Religion“ „als unveränderlich gegeben“ ansehe. Mir ist die Religion so historisch werdend, wie Sprache, Sittlichkeit und Wissenschaft und Kunst. Welcher Umschwung und welche Erhöhung nun auch der religiöse Sinn der an der Spitze stehenden Männer und des ganzen Volkes gewinnen mag: für immer bleibt es die erste, niedrigere Aufgabe der Persönlichkeit, sich mit der Religion der Gesamtheit auszugleichen, und dann, wo möglich, zur weitem Entwicklung beizutragen.

Von den Bewegungen auf dem Gebiete der christlichen Theologie habe ich mir sagen lassen. Unser Harnack<sup>2</sup> und Kaftan<sup>3</sup>, in Jena

<sup>1</sup> H. Steinthal, Zu Bibel und Religionsphilosophie – Vorträge und Abhandlungen, Berlin 1890.

<sup>2</sup> Der evangelische Theologe und Kulturhistoriker Adolf (seit 1914: von) Harnack (1851–1930) hat an den Universitäten Leipzig (1876), Gießen (1879), Marburg (1886) gelehrt und wurde 1888 an die Universität Berlin berufen. Die Tätigkeit Harnacks war sehr vielseitig: Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit, u. a. der „Geschichte der altchristlichen Literatur“ (3 Bde., 1893–1904), leitete er (nebenamtlich!) als Generaldirektor von

Nippold<sup>4</sup>, haben ja hohe Pläne, über die ich hoffnungsvoll denke. Die Juden werden ja sehr natürlich in die allgemeine Strömung des Geistes der Nation, unter der sie leben, mit fort gerissen. Jeder Fort- und jeder Rückschritt der christlichen Theologie erzeugt einen analogen im Judentum. Lasse Dich nicht auf die Judenfrage ein. Eine Juden-Frage wäre eine Christen-Frage, und eine solche kann unter uns existieren: Das ist eine Frage der Metaphysik und Religions-Philosophie. Was man aber in der Welt Judenfrage nennt, das gehört in die gemeine National-Ökonomie, auch Jurisprudenz, das ist Magen- und Ehren-Frage. Du glaubst mir, wenn ich Dir sage: diese Frage, weil sie so ganz und gar praktisch ist, verstehe ich nicht, und Du wirst sie auch nicht verstehen, und also ist sie mir gleichgültig. Der Jude kann nicht Unter-Officier sein, sagt der Major; – nun, denn nicht. Er kann nicht Ordinarius sein, sagt Treitschke<sup>5</sup>; – nun, denn nicht. Was *kann* er denn sein? Nun, niemand kann ihm wehren, ein tüchtiger Mensch zu sein. So mag er streben, ein solcher zu werden. Ich denke hierüber kühler als die meisten Juden. Berthold Auerbach, stolz darauf, von Jacob Grimm als *deutscher* Dichter anerkannt zu sein, ertrug es höchst schmerzhaft, daß man ihn von antisemitischer Seite nicht als Deutschen, sondern als Semiten ansah. Mir kann das gleich sein. Welcher *Race* ich angehöre, und ob es Racen

1905 bis 1921 die Preußische Staatsbibliothek, gründete 1911 die „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften“ und stand dieser als Präsident vor. Dem politischen Liberalismus gegenüber kritisch, setzte er sich für die Lösung der sozialen Probleme ein und wurde Mitbegründer und Leiter des Evangelisch-sozialen Kongresses. Theologisch gehörte er zu den sogen. Ritschlianern: Durch eigene gründliche Arbeiten versuchte er, mit Hilfe der historisch-kritischen Methode die zentralen Wahrheiten der Evangelien freizulegen (u. a. „Grundriß der Dogmengeschichte“, 3 Bde., 1886–1890); im übrigen bemühte er sich darum, Evangelium und Kultur miteinander zu versöhnen und damit auch „der Theologie wieder Achtung innerhalb der deutschen Wissenschaft zu erwerben“.

<sup>3</sup> Auch der evangelische Theologe Julius Kaftan (1848–1926), 1873 o. Professor in Basel, seit 1883 in Berlin, kam aus dem Kreis der Ritschlianer; sein Interesse galt vorwiegend der Religionsphilosophie. Wie Harnack („Das Wesen des Christentums“, 1900) veröffentlichte auch Kaftan eine grundsätzliche Schrift über „Das Wesen der christlichen Religion“ (1881; 2. Aufl. 1887), die in weiteren Kreisen Resonanz auslöste und – zusammen mit Harnacks Schrift – auch die jüdische Theologie beeinflusste.

<sup>4</sup> Der Kirchenhistoriker Friedrich Nippold (1838–1918), zunächst Professor in Heidelberg und Bern, lehrte seit 1884 an der Universität Jena. Er war ein scharfer Gegner des Ultramontanismus, bekundete aber große Sympathie für die Altkatholiken. Sein „Handbuch der neuesten Kirchengeschichte“ (3. Aufl. in 5 Bdn., 1880–1906) spiegelt die nationalliberale Position des Kirchenpolitikers Nippold und liefert reiches, noch heute interessantes Material für die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts.

<sup>5</sup> Heinrich von Treitschke (1834–1896) hatte als einflußreicher Professor der Geschichte den Antisemitismus an der Berliner Universität hoffähig gemacht (vgl. Bd. I, bes. S. LXI–LXXIII). Steinthal gehörte zu den Betroffenen: Da er Jude war, wurde er nie ordentlicher Professor.

gibt, das möchte[n] Virchow<sup>6</sup>, Joh[annes] Ranke<sup>7</sup> u. s. w. entscheiden, welcher *Nation* ich angehöre, das ist ganz und gar meine Sache. Und was mir leid tut, wenn man mich nicht als Deutschen anerkennen will, das ist bloß, daß sich darin völlig undeutsche Gesinnung kund gibt.

Lessing war Christ; er selbst hätte sich entschieden als Christ bekannt. Mendelssohn war Jude. Beide waren sie echt deutsch.

Ich weiß nicht, ob dies das war, worüber Du meine Meinung hören wolltest.

Unsre Ferien waren durch das Leiden der Schwägerin Lazarus sehr getrübt. Sie ward den Tag vor Irenes Geburtstag (u[nd] Ir[ene] war zur Feier ihres Geburtstages nach Schönefeld gereist) plötzlich sehr krank. Ich, der ich zum Geburtstage ebenfalls nach Sch[önefeld] wollte, ward abtelegraphirt. Die erste Woche des August waren wir alle drei doch in Sch[önefeld] zusammen. Meine Frau war so besorgt, daß sie meinte, nicht reisen zu dürfen. Ein befreundeter Arzt erklärte uns, daß wir getrost reisen könnten, für die nächste Zeit sei nichts zu fürchten; die Krankheit sei langwierig, unheilbar, und von Zeit zu Zeit würden die höchst schmerzhaften Anfälle wiederkehren. So reisten wir und gingen auf Falkenfluh bei Thun.<sup>8</sup> Günstig war das Wetter nicht. Wir hatten viel Nebel und Tage mit + 4°. Aber der Berg ist schön; und die Gesellschaft war ausgesucht. Zuerst Windelband, der meine Vorwürfe nicht abwartete, sondern sich sogleich entschuldigte.<sup>9</sup> Ferner ein Prof[essor] der deutschen Sprache an der Sorbonne. Engländer, Holländer, Schweizer. Irene übte sich besonders in der französ[ischen] Conversation; auch etwas englisch sprach sie. Wir waren noch nicht 14 Tage oben, da erhielten wir so betrübende Nachrichten von Lazarus, daß wir nun doch am ersten schönen Tage hinabfahren und nach Schönefeld. Seit Mittwoch ist die Schwägerin hier, ihr Befinden unverändert, d. h. mit guten Intervallen im ganzen leidend. Wir drei sind munter. Irene hat die

<sup>6</sup> Der Mediziner und freisinnige Politiker Rudolf Virchow (1821–1902), seit 1849 o. Professor in Würzburg, seit 1856 an der Universität Berlin und dort auch Direktor des Pathologischen Instituts, wurde berühmt als Begründer der Zellulärpathologie. Er wurde überdies Mitbegründer und nach 1870 mehrfach Präsident der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte und war auf diesem Gebiet durch eigene Forschung über Rassekriterien, Schädelmessung u. a. aktiv.

<sup>7</sup> Der Physiologe und Anthropologe Johannes Ranke (1836–1916) war ein Neffe des Historikers Leopold von Ranke. 1886 hatte er in München den ersten deutschen Lehrstuhl für Anthropologie erhalten und war dort auch Direktor der Anthropologisch-Prähistorischen Staatssammlung. Wie Virchow und Steinthal zählte er zu den Mitgliedern der in Berlin ansässigen „Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ und war Herausgeber von deren „Korrespondenzblatt“.

<sup>8</sup> Der Berg im Norden des Thuner Sees ist 1080 m hoch.

<sup>9</sup> Vgl. dazu die Briefe Nr. 131 (Text zu Anm. 5) und 159 (Text zu Anm. 2).

beiden Seen, Interlaken, Gießbach besucht<sup>10</sup> und die Berner Alpen-Kette mehrere male sehr schön gesehen.

Lebe wohl. Grüße die Deinen von mir und den Meinen, die auch Dich grüßen wie ich

Dein St.

<sup>10</sup> Thuner und Brienzer See; Gießbach liegt am Brienzer See.

[211] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 17. October 1890

Liebster Steinthal

Zuerst möchte ich doch die Hoffnung aussprechen, daß es bei Euch und namentlich mit Frau Lazarus, einigermaßen befriedigend geht. Sie hat sich so oft wieder herausgemacht, hoffentlich ist es auch diesmal bereits geschehen und Ihr feiert den 27. Hochzeitstag<sup>1</sup> mit frohem und leichtem Herzen. Meine Frau ist heute, um sich einmal herauszumachen, nach Berlin gereist und wohnt bei Prof. Müller, Luisenstraße, Thierarzenei-Schule. Sie bleibt, denke ich, etwa zehn Tage in Berlin. Sei so gut, sie unter dieser Adresse zu benachrichtigen, ob und wann ihr Besuch Euch gelegen ist. Mindestens möchte sie zu gelegener Zeit doch auf ein halb Stündchen vorsprechen, paßt es aber, so kommt sie auf länger.

Da Ihr alles Nähere mündlich erfahren werdet, so beschränke ich mich darauf, für Deinen lieben Brief und die schöne Zusendung<sup>2</sup> herzlich zu danken. Die Sammlung ist eine vortreffliche Vorbereitung Deiner Bibel-Arbeit, sofern sie die Continuität mit all' Deinen früheren Ansätzen hergestellt und Dich hoffentlich in frischen Fluß bringt. Ich habe bisher die mir noch unbekanntem Nummern gelesen: Die Erzählkunst der Bibel, die Schöpfung der Welt etc., über religiöse und nationale Vorurtheile. Da ist ja vortreffliches Material für die allgemeine Charakteristik, die das neue Werk wohl eröffnen muß, fast fertig zugehauen und der Aufbau kann nicht sehr schwer sein. Mir scheint nach Deiner Darlegung, in den historischen Stücken sei der prophetische Geist fast völlig zur Ruhe, zu sicherem Besitz gekommen – nach dem machtvollen Ringen die gesättigte Anschauung, die sich in der

<sup>1</sup> Steinthals Hochzeitstag am 20. Oktober.

<sup>2</sup> H. Steinthal, Zu Bibel und Religionsphilosophie – Vorträge und Abhandlungen, Berlin 1890.

Umgestaltung der überlieferten Weltanschauung ohne Spannung und Riß auseinanderlegt. Woher aber der prophetische Geist selbst? Wo liegt sein Quell, liegen die Hebel zu seiner Entfaltung? Darauf giebt, wie ich mich von früher her besinne, „Zum Ursprung und Wesen des Monotheismus. Ein Dialog“ die Antwort im Keime. Wenn also hier die allgemeine Charakteristik des biblischen Geistes ausbauend ansetzt, dieselbe dann den ringenden, endlich den erzählenden Prophetismus betrachtet, so scheint mir doch, müsse man dabei den monotheistischen Geist selbst deutlich von seinem Widerpart abscheiden. Gewiß theile ich die Ansicht Deines Greises S. 113f., bin ich Darwinschen Ideen in Deiner Fassung sehr geneigt, da „der Leib des Affen der *höchst* organisierte Stoff“ ist.<sup>3</sup> Aber die „Wissenschaft“ hat heut’ einen materialistischen Zug; die Übereinstimmung des Monotheisten mit ihr enthält allemal ein Mehr, jenen Sonderbesitz des prophetischen Geistes, der aus anderer Quelle, als es die äußere Beobachtung ist, seine felsenfeste Gewißheit hat. Daher steht die Bibel in ihrer Naivität nach der einen Seite hoch *über* der Wissenschaft, wie Du in beglückender Weise zur Anschauung bringst. Aber in den allgemeinen Darlegungen Deiner Ethik hast Du das monotheistische Apriori ganz fortgelassen. In der Einleitung Deines neuen Werkes, der allgemeinen Charakteristik der biblischen Grundimpulse, deren genau deckender Ausdruck ihr Stil in seinen Verschiedenheiten ist, werden sich jene Darlegungen Deiner Ethik eben nun nachträglich ergänzen können. Schließlich aber muß ich doch sagen: Der stille Glanz Deiner Humanität hat mich bei der Lectüre mit der alten Zaubermacht so völlig umfassen, daß mir vieles, ja das meiste einer wesentlichen Ergänzung oder Erhöhung nicht mehr fähig erschien. Du wirst das Vorhandene nur zusammenfassen und ausbauen und damit dasjenige, was zu sagen Du noch keine Gelegenheit hattest, verbinden müssen.

In meinem Entschluß, auf Wolff’s Vorschlag mich nicht einzulassen, hat mich Dein Brief nur bestärkt. Nochmals danke ich Dir für denselben.

Lebe wohl und seid alle herzlich begrüßt! Bitte, behalte lieb

Deinen dankbaren Glogau

<sup>1</sup> Glogaus Bemerkungen beziehen sich auf Steinthals Aufsatz „Die Schöpfung der Welt, des Menschen und der Sprache nach der Genesis“, in: Zu Bibel und Religionsphilosophie, aaO, S. 97–114. Steinthal läßt dort (S. 113) den Philosophen im Sinne Darwins fragen, ob der Ursprung des Menschen aus Lehm edler sei als der aus Affen, einem „höchst organisierten Stoff“.

[212] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 1. Februar 1891

Liebster Steinthal

Ich muß Dir doch für Deine schöne Zusendung danken.<sup>1</sup> Mich hat Dein Aufsatz sehr erfreut, ähnlich wie einst der über die Vorurtheile. Mag er kräftig wirken – namentlich kommt er besonnenen Christen zu Hilfe, die in Deinem Sinne die Sache der Juden führen. Daß uns alle irgendwo der Schuh drückt und die Juden es sehr gut wußten, daß es und wo es auch bei vielen der Ihrigen der Fall ist: Dies liegt nun actenmäßig vor aller Sehenden Augen. So etwas aber wirkt auf die menschlichen Gemüther weit mehr, als eine noch so treffende Aufreihung und Widerlegung der Vorurtheile. Wo findet sich denn Dein Aufsatz gedruckt? Ich kann dies aus dem Abzuge nicht entnehmen und es ist doch wesentlich. Es ist dies doch nicht die Rede, von deren Vorbereitung Deine Frau der meinigen berichtete.

Und was macht die Bibel? Ist der 2. Band der Geschichte der Sprachwissenschaft noch nicht abgewälzt? Ist der 1. Band doch schon lange erschienen! Wie geht es Frau Lazarus? Bitte ihr gelegentlich unsre Theilnahme auszusprechen und Herrn und Frau Prof[essor] Lazarus herzlich von uns zu grüßen. Das mildere Wetter wird sich hoffentlich angenehm geltend gemacht haben.

Ich bin von Arbeiten und allerhand andern Pflichten fast erdrückt, befinde mich aber, sobald ich zwei oder drei Nächte einmal gründlich ausgeschlafen habe, sehr gut dabei. Meine Frau hingegen hat mit socialdemokratischen Dienstmädchen viele Noth und ist oft ganz herunter. Marien, die mancherlei mitmacht, geht es befriedigend. Wir alle grüßen Euch alle auf das Herzlichste!

In inniger Verehrung und Dankbarkeit

Dein alter Glogau

<sup>1</sup> Wahrscheinlich handelt es sich um Steinthals Aufsatz „Bescheidenheit“, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, 1890, Nr. 50, wieder abgedruckt in: H. Steinthal, Über Juden und Judentum, aaO, S. 18–24.

[213] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., den 22. Februar 1891, Schöneberger Ufer 42

Lieber Glogau, mit diesen Zeilen zugleich lege ich einen Separat-Abzug meines Vortrags<sup>1</sup> auf die Post für Dich. Der Schluß dürfte Dir unverständlich sein. Derselbe bezieht sich auf eine jetzt unter Juden einreißende Sitte, daß die Eltern Juden bleiben, aber die Kinder taufen lassen. Abgedruckt ist der Vortrag wie der frühere Aufsatz in der „Allg[emeinen] Zeit[ung] des Judentums“, welche vor mehr als 50 Jahren von dem Rabbiner Dr. Ludwig Philippsohn (Vater des Brüsseler Historikers Martin Ph.) gegründet ist und nach seinem vor einem Jahre erfolgten Tode *hierher* in Verlag gekommen ist unter der Redaction des Dr. Karpeles<sup>2</sup>, mit dem ich befreundet bin. Ich will jetzt auf die Masse wirken (wer lacht da?). Nein, ich bilde mir nicht ein, ich könne was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren.<sup>3</sup> Aber man tut das Seinige, seine Pflicht. Habe ich Dir denn die Aufsätze „über den Lebenszweck“ und über „Nathan“ geschickt?<sup>4</sup> Wenn nicht, so stehen sie Dir noch zu Gebote.

Augenblicklich bin ich nun mit einer Arbeit beschäftigt, welche als Programm in dem Bericht der Lehr-Anstalt für die Wissensch[aft] des Juden[tums] im April erscheinen soll: „Zur Geschichte Sauls. Beitrag zur Kritik der Bücher Samuel“.<sup>5</sup> Du siehst, ich bin immer bei der Bibel, aber noch nicht bei dem eigentlichen Werke. Ich werde zu viel abgezogen. Von der Gesch[ichte] der Sprachw[issenschaft] sind vom 2. Bande 11 Bogen fertig und 11 fehlen noch. Guggenheim macht mich auf die Arbeiten aufmerksam, welche seit 25 Jahren erschienen sind, bezeichnet die Stellen; aber ich muß doch alles erst ansehen, inwieweit ich davon Gebrauch machen kann. Dann habe ich immer noch Lust zu psychologischen Studien, und ich muß im Sommer wieder „allg[emeine] Didak-

<sup>1</sup> Wahrscheinlich Steinthals Vortrag „Glaube und Kritik“, den er am 10. Februar 1891 vor der Gesellschaft der Freunde gehalten hat und der abgedruckt wurde in Nr. 8 (1891) der Allgemeinen Zeitung des Judenthums vom 19. Februar 1891.

<sup>2</sup> Über den Literaturhistoriker und Heine-Kenner Gustav Karpeles (1848–1909), der 1890 die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums“ übernommen hat, vgl. Bd. I, bes. S. 117f., Anm. 1.

<sup>3</sup> Zitat aus dem großen Faust-Monolog (J. W. v. Goethe, Faust I, Vers 371 ff.): „Bilde mir nicht ein, was Rechts zu wissen, / Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren, / Die Menschen zu bessern und zu bekehren.“

<sup>4</sup> Steinthal, Über den Lebenszweck, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jg. 54 (1890), S. 333, und ders., Nathan der Weise, in: Allg. Zeitung des Judenthums, Jg. 54 (1890), S. 444.

<sup>5</sup> H. Steinthal, Zur Geschichte Sauls und Davids. Abhandlung vor dem Bericht Nr. 9 der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judenthums, Berlin 1891. Aufgenommen auch in: Steinthal, Zu Bibel und Religionsphilosophie, . . ., Berlin 1895, S. 78–108.

„tik“ lesen, die ich, da alle unsre Pädagogen gar nichts von Psychol[ogie] verstehen, gern einmal psychologisch bearbeiten möchte; aber meine Psychologie ist auch noch zu schwach. Kannst Du mir dafür etwas Brauchbares nachweisen?

Bei meiner Schwägerin Lazarus geht es gut, aber sehr schwach und wechselnd.

Wenn Du gut schlafen kannst, sei froh. Ich kann nur sagen, daß ich „genügend“ schlafe, „im Ganzen gut“, befinde mich aber wirklich im Ganzen gut. Meine Frau ebenso. Irene ist gerade seit vorgestern leidend, aber sonst munter und froh und genießt Gesellschaften und Bälle. Ich verstehe Eure Not mit Dienst-Mädchen. Wir sind seit October wieder recht glücklich daran.

Irene ist von einer uns recht lieben Freundin nach Frankfurt/Main eingeladen, und im März wird sie diese „Tante“ besuchen und wird dann in Leipzig eine andre gute „Tante“ besuchen. Auf etliche Wochen werden wir sie entbehren müssen. Euer Mariechen, wenn ich eine Andeutung Deines Briefes recht verstehe, soupirt und tanzt auch ganz gehörig. Du lieber Gott! wie lange dauert denn die Jugend eines Mädchens? Drei Jahr! Wie bald sind die um! und wer kann wissen, was dann?

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Dein Steinthal

[214] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 10. März 1891

Liebster Steinthal

Zur Beantwortung Deiner freundlichen Zeilen vom 22. II. giebt mir erst der Anfang der Ferien die Muße. Es thut mir in tiefster Seele wohl, wenn Jemand den Gelehrtenzopf und das logische Gespinnst der „Fachwissenschaft“ zu durchbrechen und mit seinen Anschauungen vor alle zu treten sucht, die es angeht – und die sind zahlreich vorhanden in allerlei Volk! So ist mir Deine Thätigkeit an der Allg[emeinen] Zeitung des Judenthums, trotz meiner Wünsche für die Bibel-Arbeit, höchst willkommen; ich gehöre nicht zu den: Wer lacht da? Ja, Deine Arbeit über die Bescheidenheit hatte mich ganz entzückt: das war ein Wort zur rechten Zeit und an der rechten Stelle. Ob und wie weit nun „Glaube und Kritik“ von Altgläubigen verstanden wird, das könnte nur ein Kenner des Leserkreises entscheiden, und weiter ist dies zum guten Theil Sache des Vertrauens, das man dem Verf[asser] entgegenbringt.

Ich habe haarsträubende Urtheile über Deine Arbeiten in der Nationalzeitung von „Gelehrten“ gehört, die ich sonst mir nahe weiß. Aber über dergleichen bin ich stets ganz unbekümmert. Du weißt ja: mein Pfeil flog ab, sehr schön befiedert, der ganze Himmel stand ihm offen – er hat wohl irgendwo getroffen!<sup>1</sup> Und nun meine ich, daß die Himmelsrichtung für Treffer besonders glücklich ist, in der diejenigen sich befinden, welchen wir durch die Bande der Natur, des Glaubens und der Geschichte am nächsten stehen – also Glück auf zu Deiner Arbeit an der Allg. Zeitung des Judenthums! Mir persönlich ist das Wort S. 8 des Abzuges aus der Seele gesprochen: „der Mythos dagegen ist ein Bild der Wahrheit, welches tausend gute Thaten erzeugt.“<sup>2</sup> Es löst eine Spannung, einen Gegensatz gegen Dich, der durch einen Brief vom Jahre 1873 geschaffen wurde.<sup>3</sup> Ich hatte nach Deinen Vorlesungen über Religionsphilosophie gefragt, und Du gabst als ihren Inhalt an: alle Religion ist klein für den, der Kritik und Wissenschaft besitzt. Ich aber meine: alle Wissenschaft ist klein, für den der Religion besitzt. Wissenschaftliche Thätigkeit ist Werkzeug, ein Mikroskop oder Makroskop, das sich auf das Seiende richtet, nichts andres. Da kommt es denn ganz auf das Auge an, das man gebraucht, und die Richtung, die man dem Werkzeuge giebt – daher die Resultate der Wissenschaft sehr verschieden ausfallen und immer wechseln. Das ewige Auge aber liegt in dem Grunde der Seele, uns allen angeboren, meist von Schlamm überdeckt und verschüttet. In dem religiösen Seher allein hat es die volle Energie gewonnen. Mag also der Stoff, in welchem er seine Schau verkörpert, einfältig und unvollkommen sein: er schafft das Seiende im Bilde, nach Steinthal „ein Bild der Wahrheit, das tausend gute Thaten erzeugt“. Dagegen kommen die Haeckel u. s. w. und auch Steinthal Ethik, Theil IV nicht auf. Und so ist auch die Kritik der Bibel, die Kritik Platon's nur fruchtbar, wenn man, voll in diesen Schöpfungen aufgehend, das ewige Auge durch sie sich erwecken und stärken läßt. Dir aber, Deinem frommen Gemüthe, verdanke ich das beginnende Verständniß der Bibel, seit ich vor einem Vierteljahrhundert *Z[e]itschr[i]ft f[ür] V[öl]k[er]ps[ychologie und Sprachwissenschaft Bd.] I S. 328ff.* gelesen habe, jetzt „Zu Bibel und Religionsphilosophie“ S. 180ff., bes. S. 188.<sup>4</sup> Du

<sup>1</sup> Es handelt sich um ein Goethe-Zitat, das mit dem Vers beginnt: „Hat man das Gute dir erwidert?“ und dessen Fortsetzung Glogau hier vollständig wiedergibt; vgl. Sophien-Ausgabe, I. Abt., Bd. 2 (Weimar 1888), S. 247 (unter: „Sprichwörtliches“).

<sup>2</sup> Aus Steinthals Vortrag „Glaube und Kritik“, gehalten am 10. Februar 1891 in der Gesellschaft der Freunde, abgedruckt in der Allg. Zeitung des Judenthums, Nr. 8 (19. Febr. 1891), S. 90.

<sup>3</sup> Steinthals Brief vom 5. Juli 1873 (Nr. 11).

<sup>4</sup> Der hier erwähnte Beitrag von Steinthal, „Zum Ursprung und Wesen des Monotheismus“, erschienen in: „Zu Bibel und Religionsphilosophie ...“, Berlin 1890, S. 180–188,

kannst danach ermessen, wie sehr mich die Übersendung der Aufsätze: „Über den Lebenszweck“ und „Über Nathan“ erfreuen würde, die ich noch nicht erhalten habe. Und „Zur Geschichte Saul's“ erhalte ich doch ebenfalls?

Um zu beweisen, daß ich nicht blos „in Worten krame“, will ich den bleibenden Raum benutzen, um von meiner praktischen Thätigkeit zu erzählen.<sup>5</sup> Überall, wo man an mich herantritt, benutze ich die Gelegenheit, öffentlich für das Gute zu zeugen – so habe ich vorgestern in Nortorf eine Schlacht gegen die Socialdemokratie, die jetzt auf die Dörfer geht, mit schlagen helfen. Vor 20 und vor 2000 Menschen habe ich in den 7 Jahren, die ich in Kiel bin, wohl 20, 30 Male öffentlich gesprochen. Mag es der Verein deutscher Studenten sein, der mir Gelegenheit giebt, gegen den blöden Antisemitismus, der diese gutmeinenden Jünglinge verdummt, aufzutreten, mag es eine Bismarck-, eine Moltke-Feier, das Fest zur Einweihung einer neuen Kirche, ein Abend zur Volksunterhaltung, ein Kommers, eine politische Wahlversammlung sein – überall bin ich, so wie ich dazu aufgefordert wurde, bereit gewesen, das Schwert zu ziehen; und dem äußern Anschein nach stets mit gutem Erfolge. So ist auch mir die Wirksamkeit für das Volk unentbehrlich, eine nothwendige Ergänzung der geringen Wirksamkeit, die man als Gelehrter und Universitäts-Lehrer hat. Anfangs hat man in der Universitätswelt mich angestarrt und verhöhnt – aber ich habe mir einen festen Platz und auch hier eine Hochachtung erworben, die von Monat zu Monat im Steigen ist. Eben erhalte ich die Aufforderung, einen der officiellen Toaste zu übernehmen, die bei einem großen Feste des akademischen Gesamtkörpers zu Ehren des scheidenden Curator Mommsen<sup>6</sup> zu halten sind.

Im Hause geht es jetzt befriedigend, hoffentlich bei Euch ebenso. Frau Lazarus und Euch allen meine besten Wünsche und Grüße.

In herzlicher Liebe  
Dein treu ergebener Glogau

ist Teil einer großen Rezension, die Steinthal 1859 über Ernest Renans Schrift „Nouvelles considérations sur le caractère général des peuples sémitiques, et en particulier sur leur tendance au monothéisme“ geschrieben und in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft Bd. I (1860), S. 328–345, veröffentlicht hat.

<sup>5</sup> Glogau war in Kiel in den konservativen Verein eingetreten und betätigte sich als Redner mehrfach für dessen Ziele.

<sup>6</sup> Der Jurist Friedrich Mommsen (1818–1892) war im Winter 1848/49 Chef des Justizdepartments in Kiel und wurde 1851 vertrieben. Seit 1858 lehrte er als Professor der Jurisprudenz an der Universität Göttingen; 1864 kehrte er, zum Appellationsgerichtsrat in Flensburg ernannt, nach Schleswig-Holstein zurück. Seit 1879 fungierte er als Kurator der Universität Kiel, und 1884 wurde er Mitglied des Staatsrats. Von diesen Pflichten ließ er sich 1891 entbinden.

[215] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 5. April 1891  
[Postkarte]

L[ieber] St[einthal]

Neulich vergaß ich die Frage nach einer Didaktik zu beantworten. Die beste mir bekannte ist die Deines Zuhörers O. Willmann, Braunschweig 1882 und 1889, von welchen 2 Bänden der erste historische wohl der werthvollere sein mag.<sup>1</sup> Die Zusendung habe ich s[einer] Z[eit] erhalten.

Herzliche Grüße von Haus zu Haus  
Dein Glogau

<sup>1</sup> Otto Willmann (1839–1920) lehrte als Professor der Philosophie an der deutschen Universität in Prag und vertrat einen thomistischen Standpunkt. Sein Buch, „Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung“, 2 Bde., Braunschweig 1882/89, erlebte mehrere Auflagen.

[216] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 19. April 1891  
[Postkarte]

Liebster Steinthal

In diesem Sommer-Semester will ich Platon's Kratylos interpretiren. Ich las dazu Deine Sprachwissenschaft, 2. Aufl. – mit derselben Bewunderung Deiner Historie wie vor 25 Jahren, als ich die erste Auflage las.<sup>1</sup> Zugleich aber möchte ich fragen, ob resp. welche Ausgabe Du empfiehlst, ev[entuell] ob es eine Art Schulausgabe giebt? Hast Du doppelte Exemplare, oder sind sie Dir unnütz, da Du nun doch kaum mehr an den Kratylos gehen wirst, so erbitte ich Übersendung. Ev[entuell] kann ich die Bücher gerne zurückschicken. Uns geht's befriedigend, ich war am 14. mit dem Vorstand des konserv[ativen] Vereins mehrere Stunden bei Bismarck.<sup>2</sup> Herzlichste Grüße von Haus zu Haus

Dein Glogau

<sup>1</sup> H. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik, Erster Teil, 2. Aufl., Berlin 1890, S. 41 ff.

<sup>2</sup> Da Glogau ein großer Verehrer Bismarcks war, hatte ihm dieser Besuch in Friedrichsruhe sehr viel bedeutet.

[217] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 15. Mai 1891

Liebster Steinthal

Wie in jedem Jahre, so drängt es mich auch in diesem, Dir und den Deinen meine und der Meinigen herzlichste Glück- und Segenswünsche zu Deinem Geburtstage auszusprechen. Möge das 69. Lebensjahr wenigstens nicht schlechter sein als seine Vorgänger, Deine Lieben Dir alle und womöglich alle bei guter Gesundheit erhalten bleiben, die körperliche und geistige Frische vorhalten, so daß Du gerne und froh uns allen, die wir Dich verehren und lieben, zum Vorbilde und zur Freude auf Deiner Bahn rüstig weiter schreiten kannst. Mit herzlichem Dank habe ich Deine Zusendungen erhalten und aus der letzten bei meiner Ungelehrsamkeit wenigstens so viel ersehen, wie verwickelt und schwierig die Aufgaben der Kritik in den historischen Schriften des alten Testaments liegen. Mögen denn diese Vorarbeiten recht bald so weit gefördert sein, daß sie die allgemeinen Gesichtspunkte, die hier obwalten, Dich genügend erkennen lassen. Mehr wäre ja für die allgemeine Darstellung schwerlich nöthig, zumal Du von früher Jugend in der allgemeinen Charakteristik geübt und Meister bist; ich will nur an die Typen erinnern! Wenn aber erst das Werk selbst in Fluß kommt, dann wird mich die Sorge verlassen, Du könntest in dem Meere von ungelösten Fragen durch den Reiz der Sache ganz oder doch zu lange festgehalten werden. Ein Jüngling bist Du ja nicht mehr und sicherlich wird die Arbeit zu ihrer Vollendung Jahre erfordern.

Meine Frau hat immerfort ohne Mädchen wirthschaften müssen und ist dadurch etwas stark abgemattet. Auch Mariechen, die pflichttreu der Mutter zur Seite steht und für den Papa um  $\frac{1}{2}$ 7 Uhr den Kaffee stets schon fertig bereitet hat, ist etwas blaß. Doch soll es, nun wir seit gestern ein Mädchen haben, hoffentlich besser werden. Ich lese jeden Morgen um 7 Uhr 4mal Logik und Einleitung, 2mal Pädagogik bei ausreichender Hörerzahl, dann Dienstag und Freitag Nachmittag 5–6 interpretire ich bei etwa 12 Theilnehmern Kratylos.<sup>1</sup> Selbst höre ich preußische Verwaltung bei Haenel<sup>2</sup> und ein kleines chemisches Practi-

<sup>1</sup> In Platons Dialog „Kratylos“ geht es vornehmlich um das Verhältnis der Dinge zu den Wörtern, zu ihren Namen. Kratylos vertritt darin die Ansicht, daß sich die Namen unmittelbar aus dem Wesen der Dinge ableiten ließen.

<sup>2</sup> Albert Hänel (1833–1918), 1860 a. o. Professor der Rechte in Königsberg, war 1863 als o. Professor für deutsches Privatrecht, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte an die Kieler Universität berufen worden. Von 1867 bis 1893 und von 1903 bis 1908 war er Mitglied des Reichstages (Fortschrittspartei; seit 1893 Freisinnige Vereinigung) und von 1867 bis 1882 des preußischen Abgeordnetenhauses. Große Verdienste hatte sich Hänel

cum bei Curtius<sup>3</sup>. Eben ist eine politische Brochure im Druck, die ich Dir s[einer] Z[eit] senden werde, auf die Gefahr hin, daß sie Dir nicht gefällt.<sup>4</sup> Du bist doch gesund und munter? Es hat mich weniger beunruhigt, daß ich auf Brief und zwei Karten keine Erwiderung erhielt, als die Thatsache, daß die Adresse des neunten Berichtes mit Deiner wissenschaftl[ichen] Beigabe<sup>5</sup> nicht von Deiner Hand war. Das ist mir in den vielen Jahren zum ersten Male begegnet.

So lebt denn alle wohl und freut Euch am morgenden Tage von Herzen. Vergeßt nicht, daß sich mit freut und mit dabei ist

Deine Familie Glogau

durch seine berühmt gewordene Petition vom 13. November 1880 gegen die Benachteiligung jüdischer Staatsbürger erworben.

<sup>3</sup> Der Chemiker Theodor Curtius (1857–1928) hatte sich 1886 in Erlangen habilitiert und machte schon dort als Leiter der Analytischen Abteilung des Chemischen Laboratoriums die für die Chemie grundlegende Entdeckung des Hydrazin. 1889 wurde er ordentl. Professor der Chemie in Kiel, 1897 wurde er nach Bonn, ein Jahr später nach Heidelberg berufen.

<sup>4</sup> Gustav Glogau, Die Ideale der Socialdemokratie und die Aufgabe des Zeitalters, Kiel und Leipzig 1891 (erschieden innerhalb der Reihe „Deutsche Schriften für nationales Leben“, 1. Reihe, Heft 5).

<sup>5</sup> H. Steinthal, Zur Geschichte Sauls und Davids. Abhandlung vor dem Bericht Nr. 9 der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums, Berlin 1891.

[218] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 20. Mai 1891

Lieber Glogau, zu meinem Geburtstage erwarte ich Deinen Brief so sicher wie irgend eine Gratulation der Meinigen. Munter aber war ich weder in den Oster-Ferien, noch bin ich es jetzt in den Pfingst-Tagen. Damals hatte ich mich überarbeitet, jetzt bin ich erkältet. Ich habe die Widerstandskraft gegen äußere Einflüsse verloren und bin nervös. Meine letzte Arbeit ist Dir von dem Secretär der Verwaltung unsrer Anstalt auf meine Angabe zugeschickt worden, wie einem Dutzend Bibel-Forschern. Von überall her höre ich „Zustimmung mit Dissens“. Doch stehen einige Antworten noch aus.

Mir ist, als würde ich nicht eher ruhig und behaglicher Stimmung, als bis ich ungeteilt bei meiner Bibel-Arbeit sitze; und das wird, fürchte ich, nicht anders möglich sein, als wenn ich wieder nach Nizza ginge, wo ich Humboldt und den größten Teil der Ethik gemacht habe. Doch ist dazu gar keine Aussicht. Wahrscheinlich schaffe ich mir im nächsten Winter in andrer Weise Ruhe. Denn daß ich bald anfangen muß, sehe ich klar.

In Deinem vorigen Brief schreibst Du mir von Deiner Tätigkeit für das öffentliche Leben. Man *muß* das tun, und ich tue es ja auch; aber Freude hat man nicht daran. Die Dummheit sitzt zu dick; da dringt man nicht durch. Auf Deine politische Brochure bin ich begierig, gleichgültig, ob ich mit dem Inhalt übereinstimme oder nicht. Alle Verfassungen taugen nichts ohne gute Menschen; und woher soll ich letztere nehmen? Und wie traurig, daß die großen Männer am wenigsten, hätte ich fast gesagt, auch gut sind. Das sind so Neben-Schmerzen. Und in Parenthese, läßt der liebe Gott einen Staat, wie den russischen, von der Sonne bescheinen, so muß ich es mir gefallen lassen.

Du *hörst* ja noch sehr fleißig. Denkst Du nicht auch einmal an Mathematik? Diese Menschen operiren ja mit dem Begriff des Endlosen oder Unendlichen, und mir ist derselbe ein wahrer Abgrund. Im All ist soviel Harmonie, nur in unsrem Denken ist keine – dieses schrecklich Endlosen wegen. Raum, Zeit, *Zahl* und alles, was auf Zahl gebracht werden kann, ist endlos: eine endlose Kälte, eine endlose Glut, eine endlose Kleinheit und Größe u.s.w.

Frau und Kind sind gesund und munter, namentlich Irene ist von Frankfurt a. M. recht kräftig und heiter zurückgekehrt. Nächstens reist sie zu einer Freundin nach Leipzig, kommt aber vor dem August zurück. Bei Lazarus geht es gut.

Lebe mit den Deinen recht wohl und seid zusammen von mir und den Meinen herzlich begrüßt.

Dein Steintal

[219] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 5. Juni 1891

Lieber Glogau, mein Fest-Kalender ist meine Frau; die hat alle Geburtstage, die wir feiern, im Kopfe; ich würde zehnmal vergessen, auch wenn ich behielte. Nun also wünsche ich Dir, wie fortwährend, Gesundheit und Kraft unter den gesunden Deinigen und Gelingen Deiner Arbeiten.<sup>1</sup> Meine Frau gratulirt wie ich Dir und den Deinigen.

Ich fühle mich recht abgemattet und komme, wie ich Dir wo[h] schon neulich schrieb, vor lauter Arbeiten nicht zur Arbeit. Zum Herbst wirst Du wieder eine Kleinigkeit von mir bekommen, eine Interpretation des 92. Psalms. Ich arbeite noch daran und schicke sie nach Paris

<sup>1</sup> Zum Geburtstag Glogaus am 6. Juni.

zum 80. Geburtstag des Herrn Derenbourg, eines sehr verdienstvollen Orientalisten, Juden.<sup>2</sup>

Lebe recht wohl! Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Dein Steinthal

Irene ist vergnügt in Leipzig.

Ich hatte diese Woche drei Tage hinter einander Sitzungen von 7–9 Uhr.

<sup>2</sup> H. Steinthal, Herrn J. Derenbourg zum 21. August 1891 (Über Psalm 92), in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jg. 55 (1891), S. 399–401.

[220] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 19. Juni 1891

Liebster Steinthal

Durch ein stärkeres Unwohlsein war ich bisher verhindert, Dir und Deinem hochverehrten „Fest-Kalender“ für die mir zu meinem Geburtstage erwiesene freundliche Aufmerksamkeit in drei Zeilen zu danken. Dein Brief hat mich sehr erfreut, mögen Eure Wünsche in volle Erfüllung gehen. Die unsrigen begleiten Dich und die Deinen auf allen Euren Wegen. Von Herzen hoffe ich, daß Du nun bald an das neue Buch zusammenhängend herangehen kannst. Die „Sprachwissenschaft“ muß doch nun endlich im Drucke vollendet sein?

Hast Du Zeit und Laune, so bitte ich um einige Worte über meine „Ideale der Socialdemokratie“.<sup>1</sup>

Mit besten Grüßen von Haus zu Haus

Dein Glogau

<sup>1</sup> Vgl. Anm. 4 von Brief Nr. 217 und Einleitung, S. 20f.

[221] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 20. Juni 1891

Lieber Glogau,

Du bittest „um einige Worte“ über Deinen Vortrag.<sup>1</sup>

Hier hast Du meine *Erkenntnis*:

In Betracht, daß

<sup>1</sup> Gustav Glogaus Schrift „Die Ideale der Socialdemokratie und die Aufgabe des

1) jeder wirklich gebildete Mensch seine Ideale von Sittlichkeit, Religion und Politik hat;

2) daß alle Ideale gut sind;

3) daß diese trotz der Verschiedenheit übereinstimmen; daß folglich:

4) die wissenschaftliche Discussion der Ideale ihren ruhigen Fortgang nehmen muß;

5) daß, weil die Ideale sich mit den vorhandenen Parteien niemals decken,

6) jeder die Pflicht hat, innerhalb der Partei, in welche ihn der Zufall oder Gott gestellt hat, die Vernunft und seine Ideale zur Geltung zu bringen, d. h. zur Anerkennung und zur Ausführung:<sup>2</sup>

in Betracht alles dessen erkenne ich, daß

Dein Vortrag alles Lob verdient, und wünsche, daß derselbe Deinen damit verbundenen Zweck völlig erreiche.

Ich bin sehr matt und arbeite doch, so viel ich kann, um für den Winter völlig frei zu sein. Von der Geschichte sind noch 4 Bogen zu drucken; bei der Umständlichkeit, daß alles von hier nach Zürich und zurück geht, die Correctur mühselig ist, kann es nicht schneller gehen.<sup>3</sup> Gern wäre ich ja bis zum 1. Aug[ust] fertig; aber das wird kaum auszuführen sein.

Meine Frau ist munter, Irene kommt übermorgen zurück. Das war für sie ein glückliches Jahr. Ich freue mich, daß sie die kurze Zeit, in welcher sie ein Mädchen und unbefangen und ungezwängt leben kann, so froh verbringt.

Grüße die lieben Deinen und empfanget die Grüße meiner Frau.

Dein Steinthal

Mein lebendiger Fest-Kalender erinnert mich an den Geburtstag deines Mariechens.<sup>4</sup> Ihr, dem Kinde, und Euch, den Eltern, die herzlichsten Wünsche. Habet Freude mit und durch einander!

D. O.

Zeitalters“ (Kiel und Leipzig 1891) enthielt eine scharfe ablehnende Kritik an der Sozialdemokratischen Partei.

<sup>2</sup> Dadurch daß Steinthal an Glogaus persönliche Ideale appellierte, brachte er seine eigenen Zweifel zum Ausdruck. Glogau selbst sei sehr bald aus der konservativen Partei ausgetreten, „weil“ – wie Marie Glogau schrieb (aaO, S. 148) – „5 und 6 unausführbar blieben“.

<sup>3</sup> Da der Bearbeiter Moritz Guggenheim in Zürich lebte, mußten die Umbruchbogen von Steinthals „Geschichte der Sprachwissenschaft“ nach Zürich gesandt werden.

<sup>4</sup> Marie Glogau war am 25. Juni 1873 geboren.

[222] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 20. October 1891

Lieber Glogau, wir haben heute einen Brief von Dir vermißt. Schon seitdem wir wieder hier sind, erinnerte mich meine Frau daran, daß ich auf Deine leider schon vor unserer Rückkehr gemachte Anzeige, Du seiest hier und wollest uns besuchen, Antwort geben müsse, gerade weil wir kein Zeichen vorgefunden haben, daß Du wirklich zu uns gegangen wärest. Also so war's: wir lebten noch in Schönefeld und erhielten dort Deinen Brief natürlich zu spät; hier angelangt, fanden wir weder eine Karte von Dir vor, noch auch etwa eine mündliche Anzeige des Portiers.

Von meinen Arbeiten hast Du den Herbart-Artikel<sup>1</sup> und den Gratulations-Psalms<sup>2</sup> erhalten. Nun habe ich außerdem einen Bopp-Artikel geschrieben, der im „Magazin für Litteratur“, Nr. 38, 19. Sept[ember] erschienen ist, mit dem ich aber das Pech hatte, daß meine Anweisung um Separat-Abzüge nicht ausgeführt worden ist, so daß ich Dir keinen Abzug schicken kann und Dich nur auf das Blatt verweisen kann. – „Israel-Juda's Eintritt in die Geschichte“<sup>3</sup> habe ich Dir doch wo[h] geschickt. Die Fortsetzung dieses Artikels „Über den Ursprung des Monotheismus“<sup>4</sup> habe ich schon gearbeitet, ja sogar schon corrigirt, aber noch nichts weiter davon gesehen. Wenn ich nur dabei nicht auch wieder Pech habe.

Seit etwa 8 Tagen sitze ich nun auch schon wirklich an der großen (wirklich recht großen) Arbeit über die Bibel; dieselbe wird Jahre kosten. So viel Commentare und Übersetzungen, die ich anzusehen habe, machen die Sache nicht leichter, sondern bedenklicher. Außerdem ist ein Corpus inscriptionum Semitivarum durchzuarbeiten und viel Arabisches zu lesen. Da kann einem im 69. Jahre des Lebens schon bange werden.

Die Vorlesungen an der Universität habe ich gestern begonnen und figurire im Universitäts-Buche wirklich als No. 1. Ich war der erste, der

<sup>1</sup> H. Steintal, Der Philosoph Johann Friedrich Herbart, in: Beiblatt zum Berliner Tageblatt, „Der Zeitgeist“, Jg. 1891, Nr. 33; wieder abgedruckt in: Pädagogische Studien, N. F., Jg. XIII, hrsg. von W. Rein (Dresden 1892), S. 86–93.

<sup>2</sup> H. Steintal, Herrn J. Derenbourg zum 21. August 1891 (Über Psalm 92), in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jg. 55 (1891), S. 399–401, und wiederabgedruckt in: Steintal, Zu Bibel und Religionsphilosophie . . ., Berlin 1895, S. 154–161.

<sup>3</sup> H. Steintal, Israel-Judas Eintritt in die Geschichte, abgedruckt in: Steintal, Zu Bibel und Religionsphilosophie . . ., Neue Folge, Berlin 1895, S. 17–24.

<sup>4</sup> H. Steintal, Die Frage vom Ursprung des Monotheismus, abgedruckt in: Steintal, Zu Bibel und Religionsphilosophie . . ., Neue Folge, Berlin 1895, S. 25–34.

begonnen hat, mein Schwager der 2., alle übrigen, selbst der alte Zeller<sup>5</sup> und der Nestor Kirchhoff<sup>6</sup> fangen erst Donnerstag an! Ich fand diesmal mindestens 20 Zuhörer vor, in einem kleinen Auditorium, sodaß ich ordentlich erschrak. Ich lese Sprachphilos[ophie] und allg[emeine] Grammatik. Ich werde bald sehen, ob ein paar tüchtige Menschen darunter sind.

Ich hoffe bald von Dir und Euch zu hören, und zwar Gutes.

Meine Frau und Irene, wie ich, sind munter und wir alle grüßen Dich und die lieben Deinen.

Lebt allesamt recht wohl!

Dein Steinthal

Benno Erdmann hat mir vor fünf Tagen sein neues Buch, eine Logik, angekündigt;<sup>7</sup> leider habe ich dieselbe bis heute noch nicht. Was da vorliegen mag? Ich verspreche mir viel von Erdmann.

D. O.

<sup>5</sup> Eduard Zeller (1814–1908) lehrte seit 1872 als o. Professor der Philosophie an der Universität Berlin. Bekannt wurde er vor allem als Historiker besonders der griechischen Philosophie („Die Philosophie der Griechen“, 3.–5. Aufl. in 6 Bänden, 1879–1909).

<sup>6</sup> Der klassische Philologe Adolf Kirchhoff (1826–1908) hatte 1865 den Lehrstuhl August Boeckhs an der Berliner Universität erhalten.

<sup>7</sup> Benno Erdmann (1851–1921) war Schüler Steinthals, der zur Zeit dieses Briefes als o. Professor in Halle lehrte. Er widmete sich besonders der Kant-Forschung. Die offiziell 1892 erschienene „Logik“ (Bd. 1) sollte sein Hauptwerk werden.

[223] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 23. October 1891

Liebster Steinthal

Habe herzlichen Dank für Deine freundlichen Zeilen und Eure lieben Grüße und gestatte, daß wir drei noch nachträglich zum Hochzeitstage gratuliren.<sup>1</sup> Dieser Tag ist zugleich der Geburtstag unseres verstorbenen Kindes, den wir das letzte Mal nicht mit ihr feierten: Eure Silberhochzeit hatte uns zum ersten Male im Leben an diesem Tage von Else getrennt, und wir freuten uns der reizenden Briefe, die wir in Berlin von ihr empfangen. Sechs Wochen später war sie heimgegangen. So besorgen wir nun in jedem Jahre am Tage vor ihrem Geburtstage eine Blumen-guirlande für ihr großes Bild und fahren oder gehen am 20. gemeinsam auf das Grab. Darüber ist mir Euer Hochzeitstag aus dem Sinne

<sup>1</sup> Der Hochzeitstag Steinthals war am 20. Oktober.

gekommen. Ich habe aber ferner das Unglück, daß ich Deine Arbeiten über Herbart und den Psalm *nicht* erhalten habe. Meine Frau glaubt mir die Sache nachgeschickt zu haben, jedenfalls sind sie nicht in meine Hand gekommen, sonst würde ich natürlich längst dafür gedankt und darüber geschrieben haben. Ist es nicht denkbar, daß ich sie noch einmal erhalten kann? Im anderen Falle bitte ich recht dringend um Angabe, wo die beiden Arbeiten zu finden sind. Aber auch „Israel-Juda's Eintritt in die Geschichte“ habe ich nicht erhalten, das für mich von der allergrößten Wichtigkeit ist. Diesen Artikel und den „Ursprung des Monotheismus“ erhalte ich doch jedenfalls, wenn auch von letzterem nur einen Correcturabzug.

Von Herzen freut es mich, daß Du nun wirklich in die große Arbeit eingemündet bist. Meinerseits wünschte ich dringend, daß Du, nach so langjähriger Vertrautheit mit dem Gegenstande, Dich nicht allzuweit auf Commentare und Übersetzungen einlässest. Jedenfalls müßte alle Gelehrsamkeit in die nicht zu zahlreichen Anmerkungen verwiesen werden, denn das Buch soll und muß dem deutschen Volke Sinn und Augen für die Bibel eröffnen. Dazu darf es 35 Bogen<sup>2</sup> kaum überschreiten und muß doch alle biblischen Schriften ohne Ausnahme betreffen. Wenn Du Dir das stets gegenwärtig hältst, wirst Du manchen unnötigen oder doch wenig fruchtbaren Umweg vermeiden. Auch die Freude und der Fluß der Production wird so eher eintreten.

Meine Vorlesung über Psychologie habe ich gestern, Donnerstag, wie die meisten hier, begonnen. Es waren 7, heute 8 Leute da, während ich schon circa 40 gehabt habe. So freut es mich, daß es Dir so gut geht und hoffe ich von Herzen, daß Du ein paar tüchtige Leute findest. B. Erdmanns Logik hat mir der Buchhändler gestern geschickt. Für meine Auffassung und meine Zwecke scheint sie nichts zu enthalten.

Nach Beendigung meiner höchst erfrischenden und genußreichen Verwandten-Reise nach Ost-Preußen war ich Mitte September in Berlin und natürlich bei Euch. Der Portier sagte, Ihr würdet erst in einigen Tagen kommen. Da ich Dir schriftlich meinen Besuch angemeldet, hielt ich die Abgabe einer Karte nicht für nöthig. Meine Frau und Tochter traf ich dann in Malente am Kellerssee<sup>3</sup>, wo wir 1885 zusammen gewandert sind. Mariechen sollte sich hier erholen und sie hat in den fast drei Wochen ihres Aufenthaltes auch gute Fortschritte gemacht, zumal uns das Wetter in der großen Hälfte unseres Aufenthaltes begünstigte. Wir sehen sie jetzt für gesund an, aber schwach ist sie immer noch.<sup>4</sup> Meiner Frau und mir geht es zur Zufriedenheit. Ich bin augenblicklich bei

<sup>2</sup> Das entspricht also 560 Seiten.

<sup>3</sup> Malente liegt, nicht weit von Kiel entfernt, in der Holsteinischen Schweiz.

<sup>4</sup> Glogaus Tochter Marie hatte im Sommer Typhus gehabt.

meinem dritten Bande, der immer noch nur sehr langsam in Fluß kommt.

Lebt allesamt herzlich wohl und seid von uns dreien aufs beste begrüßt!

Dein Glogau

[224] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 16. November 1891

Liebster Steinthal

Herzlichen Dank für Deine freundlichen Zusendungen! Gewiß ist ein schwerer Berg durch die Fertigstellung der Geschichte der Grammatik Dir von der Seele gewälzt, und nun mag die Genugthuung rein hervortreten, daß der Zeitgeist doch ein solches Buch in zweiter Auflage überhaupt zuläßt. Auch Guggenheim kann sich freuen. Kaum würde er sich anderswo die Sporen in solcher Weise verdient haben.<sup>1</sup>

Den Psalm, den Monotheismus, den Herbartaufsatz habe ich mit Anregung und Dank gelesen.<sup>2</sup> Der letzte freilich ist sehr populär gehalten. Da ich von Dir ausging, auf Deinen Schultern stehend zu Herbart kam, so habe ich seine Errungenschaften indirekt und in verbesserter Form aufnehmen müssen. Mir persönlich ist Herbart nicht angenehm, ich habe eben die segensreiche Fermentation, die er in die Naturphilosophie und Hegelei brachte, nicht miterlebt. So fühle ich mich wesentlich polemisch gestimmt und war auf Deine Darstellung sehr gespannt. Gegen das von Dir Gesagte habe ich keine Einwendungen, eben weil es bei ganz Allgemeinem stehen bleibt.

Möge ein gnädiges Geschick in Deiner Bibelarbeit vor allzu großen Umwegen Dich bewahren. Wenn die sehr große Zahl der wirklich Gebildeten, welche sich ernstlich über die Bibel orientiren wollen, ihre Rechnung finden soll, so darf weder die gelehrte Analyse allzu viel getrieben werden noch auch der Apparat überwiegen. Was Du im 69. Jahre weißt und hast, ist mehr wie genügend, es gilt, Deine Schätze zu zeigen, wobei das Einzelne vielfach recht gut sehr unbestimmt bleiben kann. Und ich meine, solches „Zeigen“ würde Dir auch selbst erst die Arbeit freudereich machen.

<sup>1</sup> 1892 war der 2. Band der zweiten, vermehrten und verbesserten Auflage von Steinthals „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern“ erschienen, zu der Moritz Guggenheim einzelne Verbesserungen und Zusätze geliefert hatte.

<sup>2</sup> Vgl. dazu Brief Nr. 222 und die Anmerkungen Nr. 1–4.

Ich habe in der letzten Zeit empfindliche Schmerzen. Sonst ist der III. Band in dauernder intensiver Gährung,<sup>3</sup> sichtbar aber wird nur erst sehr wenig. Ich hoffe freilich auch, daß die endliche Leistung für lange Zeit grundlegend bleiben soll.

Meiner Tochter geht es ziemlich gut, nur kann sie noch nicht viel vertragen. Sie grüßt mit meiner Frau und mir Euch alle auf das herzlichste

Dein Glogau

<sup>3</sup> Wie schon vermerkt, hatte Glogau noch einen dritten Band seines Hauptwerkes geplant, der den religionsphilosophischen Abschluß seines Lehrgebäudes bilden sollte.

[225] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 26. December 1891

Liebster Steinthal

Mein und der Meinigen herzlichste Grüße und Segenswünsche Dir und den Deinen zum Fest und zum Jahreswechsel! Gleichzeitig besten Dank für den schönen Artikel in der Nation über das junge Deutschland,<sup>1</sup> dem man den „Greisen“ nicht anmerkt. Der ganze Gesichtspunkt, von dem aus Du diese Literaturbewegung ansiehst und würdigst, sie als das „kindliche“ Deutschland bezeichnend, scheint mir höchst treffend. Im Einzelnen aber merkt man das frische Interesse des Mitlebenden; wir 20 Jahre Jüngeren stehen da anders. Deine Milde gegen das enfant terrible Jungdeutschlands begreife ich, ohne sie selbst zu fühlen, Deine Stellung gegen Hegel aber regt meine Opposition auf. Was W. v. Humboldt, Du selbst und viele Beste, entgegen dem Rationalismus des 18. Jahrh[underts] gethan habt [sic!]: in der *wirklichen* Sprache, der *wirklichen* Sitte, dem *wirklichen* Geschehen Vernunft aufzusuchen, statt sie in ein abstractes System zu verflüchtigen und damit die Empirie ihrer ganz zu entleeren – dasselbe hat Hegel am *wirklichen* Staat versucht. Wenn nun der constructive Tick ihn zu weit führt und seine methodischen Mittel der Aufgabe überhaupt nicht genügen, so ist das historisch zu begreifen. Hegel's Stärke, daß er der Wirklichkeit in Religion, Ästh[etik], Philos[ophie], u.s.w. aller Orten ihren Wahrheitsgehalt zu sichern sucht, ist ja unlöslich mit seiner Schwäche, der absoluten dialektischen Methode, verquickt. Ich würde das nicht Sophi-

<sup>1</sup> H. Steinthal, Das junge Deutschland, in: Die Nation (Berlin 1891), Nr. 10.

stik nennen, wie mir auch nicht jede Kritik herrschender Unsittlichkeit der Sophistik entnommen scheint. Z[um] B[eispiel] erscheint mir Heine's Kritik vielfach stark sophistisch. – Doch hier kommt alles auf die besondere Stellung an. Die Mitlebenden der 30er, 40er Jahre haben ein anderes persönliches Empfinden als wir Nachgeborenen, denen dies verklungene Laute sind.

Hoffentlich steht es bei Euch und bei Lazarus mit der Gesundheit einigermaßen befriedigend. Bei uns geht es augenblicklich nach manchen Fährlichkeiten ganz gut. Krankheit und Tod haben unter den uns näheren in der letzten Zeit stark aufgeräumt. So ist mein Freund und Nachbar Propst Jeß vor 14 Tagen gestorben, der uns mit seiner Familie am nächsten stand.<sup>2</sup> Dazu bin ich nicht recht in der Arbeit, auch von Schmerzen vielfach geplagt. Ich helfe mir da mit der Ablenkung, die eine rege Theilnahme an den öffentlichen städtischen Dingen giebt.<sup>3</sup>

Zum Schluß: Herzlichste Geburtstagsgrüße an Deine liebe Frau. Ein schönes Familienleben und ungetheilte Hingabe an die Bibel möge Dir und Euch allen das kommende Jahr zu einem recht gesegneten machen!

Beiliegende Zeilen meiner Tochter bitte ich Irene zu übergeben.

In inniger Liebe und Verehrung

Dein Glogau

<sup>2</sup> Theodor Wilhelm Jeß, geb. 1839 in Itzehoe, seit 1879 Propst der Jakobigemeinde in Kiel, war am 12. Dezember 1891 gestorben.

<sup>3</sup> An den Freund Hermann Siebeck berichtete Glogau am 4. Dezember 1891 ausführlicher darüber: „In städtischen und sonstigen öffentlichen Angelegenheiten bin ich ununterbrochen thätig und stehe so ganz in Goethe'scher Anschauung. Kürzlich hielt ich 180 Volksschullehrern einen Vortrag über ‚Wissenschaft und Religion‘; am 14. December spreche ich in Altona über die innere und äußere politische Lage. Im Bürgerverein bin ich Vorstandsmitglied; in Angelegenheiten eines Neubau's unseres Bahnhofes Vorsitzender des Komitees.“ (Nachlaß Glogau).

[226] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 7. Januar 1892

Lieber Glogau,

Es freut mich natürlich jedesmal, auch wenn [sic!] meine kleinen Arbeiten gefallen. Deine Ansicht über Hegel weicht von der meinigen principiell nicht ab. Eine Apologie der *Philosophie* Hegels könnte ich selbst schreiben; denn meine Kritik derselben, wie ich sie vor 40 Jahren im Sinne hatte, würde eine Apologie werden. Also um Hegels Ansicht vom Staat handelt es sich nicht. Bedenke nur, daß das junge Deutschland (z. B. Gutzkow) Hegels Schüler war; sie kannten Hegel's Staat und

waren damit zufrieden, aber sie dachten wie der Entspecker Bräsig<sup>1</sup>: Klöße mit Pflaumen ist ein schönes Gericht; aber wir bekommen es nicht zu essen. Wer gibt uns den hegelschen Staat! Ob Dich manche Zeitungs-Nachricht (wie neulich die Beschlag-Nahme der National-Zeitung) über unsre Polizei in Empörung versetzt, mag gleichgültig sein. Die damalige Polizei aber war noch ganz anders als die heutige. Auch *Goethe* fand die Polizei seiner Zeit störend, Entwicklung des Charakters hemmend, nicht bloß, als er *Werther* schrieb, sondern auch als er in Weimar als Geheim-Rat lebte.

Die ganze Weltgeschichte wird keinen zweiten Fürsten aufzuweisen haben, wie Friedr[ich] Wilh[elm] III, dem soviel ausgezeichnete Kräfte zu Gebote standen und der dieselben von sich abwies und der das Gute, das er auf den Rat einsichtsvollster Männer getan hat, es doch mit solchem Widerwillen getan hat.<sup>2</sup> Wie sich hier Schwäche der Intelligenz und des Charakters einander unterstützt haben mögen! Wenn ich nun bedenke: was wäre wo[h]l geworden, wenn nach Stein's und Humboldt's Rat etwa 1820 eine ständische Verfassung, nur so etwas wie der vereinigte Landtag von 1847 zu Stande gekommen wäre! Wenn die franzö[sichen] Februar-Tage 48 in Preußen eine seit 25 Jahren bestehende Volksvertretung und darin gereifte Politiker gefunden hätte! wäre dann auch ein tolles Frühjahr in Preußen und Deutschland aufgetreten? Hätte der *leere* Herwegh mit seinen gedankenlosen Gedichten, mit denen er Jung-Deutschland begeistert hat, den geringsten Erfolg gehabt?<sup>3</sup> Das ist die *Schuld* der Machthaber jener Zeit. Ob sie schließlich auf Nikolaus<sup>4</sup> zurückgeht? Welche Rücksicht dem Habsburger und Metternich geboten war? und was Österreich Deutschland anging? Das alles weiß ich nicht, und wird schwer zu entscheiden sein.

Mit der Gesundheit steht es bei mir so, daß ich nicht auszugehen wage, also auch nicht lese; meine Frau geht nur bei ruhigerem, hellerem

<sup>1</sup> Der Inspektor (plattdeutsch: „Entspecker“) Zacharias Bräsig ist eine der komischen Hauptfiguren in dem plattdeutsch geschriebenen Romanwerk „Ut mine Stromtid“ (Aus meiner Stromerzeit; ersch. 1862–64) von Fritz Reuter (1810–1874).

<sup>2</sup> Steinthal urteilt hier sehr richtig, daß die Politik Friedrich Wilhelm III. von Preußen (1770–1840) verhängnisvoll gewesen sei. Die Reformpolitik, die er vor allem aufgrund der Pläne und Initiativen des Freiherrn vom Stein, von Hardenbergs, W. v. Humboldts, von Scharnhorsts und Gneisenaus einleitete (kommunale Selbstverwaltung, Gewerbefreiheit, Judenemanzipation, Heeresreform), wurde im Zeichen der Metternichschen Restaurationsbestrebungen wieder eingeschränkt bzw. ganz rückgängig gemacht.

<sup>3</sup> Der politisch-revolutionäre Lyriker Georg Herwegh (1817–1875) wurde durch seine 1841 erschienenen „Gedichte eines Lebendigen“ berühmt. Steinthal hat wahrscheinlich das martialische Pathos mancher Verse nicht gefallen, zumal es der persönlichen Lebensweise Herweghs so wenig entsprach.

<sup>4</sup> Der russische Zar Nikolaus I. (1825–1855) wurde allgemein als der „Gendarm Europas“ bezeichnet.

Wetter aus; nur Irene ist munter und freut sich in dem Gedanken: wie schön wär's, wenn ich in dem Schnee-Gestöber auf der Straße wär! Bei Schwägerin Lazarus schleppt sich das Leben hin, und er ist sehr leidend, liest zwar, aber mit großer Anstrengung.

Neulich habe ich einen Vortrag gehalten über die Geschichte des täglichen Gebetes der Juden.<sup>5</sup> Den 15. Febr[uar] werde ich einen Vortrag halten „über die ältesten schriftstellernden Propheten“.<sup>6</sup> Beide werden gedruckt werden.

Lebe recht wohl! Herzliche Grüße von Familie zu Familie!

Dein Steinthal

<sup>5</sup> H. Steinthal, Der Juden tägliches Gebet, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums (Berlin 1892), Nr. 21 und 22, und in: Steinthal, Über Juden und Judentum, aaO, S. 250–263.

<sup>6</sup> H. Steinthal, Die ältesten schriftstellernden Propheten, in: Vossische Zeitung (Berlin 1892), Sonntagsbeilage Nr. 14 und 15.

[227] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 5. Mai 1892

Lieber Glogau, Dein Vortrag „Die Schönheit“ hat uns wo[h]lgefallen<sup>1</sup> – uns, auch meiner Frau und Irene. Ich hätte einige Ausdrücke vorsichtiger gewünscht. Wie sehr ich Dir darin beistimme, daß Du auf das Innere hingewiesen hast, das in der Schönheit liegt, konntest Du ja aus der Zeitschr[ift] f[ür] Völkerpsych[ologie] VI 301 ff. ersehen.<sup>2</sup> Ich fürchte aber, daß bei Dir die Scheidung von Ethik und Ästhetik nicht bestimmt genug hervortritt. Das erinnert mich aber bloß, daß ich nun endlich, da ich nun doch freier geworden zu sein hoffe, Deine systematischen Bücher gründlich vornehmen und durcharbeiten muß. Metaphysische Neigung ist überhaupt in mir wo[h]l niemals eingeschlafen, regt sich aber seit einiger Zeit wieder stärker und immer stärker. Mich quält der Gedanke, daß die Mathematiker mit dem „Unendlichen“ sehr bestimmt operiren, nicht bloß in ihrer speculativen Theorie, sondern auch in der Praxis. Kennen lernen möchte ich dies; denn für meine

<sup>1</sup> Glogau hatte den Vortrag „Die Schönheit“ im Saal der höheren Mädchenschule in Kiel „Zum Besten des Gustav-Adolf-Vereines“ am 4. Februar 1892 gehalten. Er erschien als selbständige Broschüre – übrigens mit der Widmung „Meiner Tochter zugeeignet“ – bei Lipsius & Tischer, Kiel 1892.

<sup>2</sup> Steinthal verweist hier auf seine Abhandlung „Poesie und Prosa“ in der ZfV VI (1869), S. 285–352.

Ansicht vom Ding an sich (nicht Dingen an sich), Erkennen und Mensch, *fürchte* ich keine Erschütterung.

Von meinen beiden Vorträgen werde ich Dir nächsten Sonntag den einen schicken können; der andre liegt immer noch beim Redacteur, und ich weiß nicht, wann er denselben bringen wird.

Wir sind alle drei in der letzten Zeit recht munter gewesen. Ich muß allerdings doch daran denken, das schöne Wetter, das wir jetzt haben, zur Erholung anzuwenden, damit ich mit voller Kraft an die Bibel gehen kann. Wie Du vorschlugst, daß ich nur aus mir heraus schreiben solle, das wird nicht gehen. Ich muß arbeiten. Du glaubst nicht, wie oft ich, wenn ich einen Bibel-Vers zu übersetzen habe, nachdem die Commentare gelesen sind, das *deutsche* Wörterbuch nachschlage, um mich des Sinnes des deutschen Wortes zu vergewissern. Vergleiche einmal meine Übersetzung mit andren, da wirst Du sehen. Ich bin kein Rückert<sup>3</sup>; mir steht solche Sprach-Gewalt nicht zu Gebote.

Ich sagte schon, daß wir jetzt alle drei munter sind. Meine Frau aber hat üble sechs Wochen an der Influenza und deren Nachwirkungen zu leiden gehabt. Wir haben oft genug von Euch gesprochen. Hoffentlich geht es Euch wo[h]l. Meine Damen lassen Euch herzlich grüßen; sie sind mit den Vorbereitungen zur Sommer-Garderobe und zum Osterfeste sehr in Anspruch genommen. Unser Ostern erfordert mancherlei besonderes, z. B. Rosinen-Wein, prosaisch Rosinen-Wasser genannt, einen wunderbaren Saft, in welchem gewisse Herren auch im Reichstag Christen-Blut vermuten. Kennst Du Heinrich Heine's Rabbi von Bacharach?<sup>4</sup>

Lebe recht wohl!

Dein St.

<sup>3</sup> Friedrich Rückert (1788–1866) hatte zunächst Jura und Philologie studiert und sich in Jena habilitiert. Unter dem Einfluß der romantischen Philologie von J. Grimm und G. F. Creuzer, vor allem aber durch Vermittlung Hammer-Purgstalls in Wien wurde sein Enthusiasmus für die orientalische Literatur geweckt. Er lehrte seit 1826 als Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Erlangen, seit 1841 in Berlin und erregte beträchtliches Aufsehen durch seine Übersetzungen aus der persischen, türkischen und arabischen Literatur. Über seine freundschaftlichen Beziehungen zu Moritz Lazarus vgl. Band I, S. XXXIII und S. 85 ff.

<sup>4</sup> Heine begann die Fragment gebliebene Erzählung „Der Rabbi von Bacharach“ mit der Schilderung des Pessachfestes: „Sobald es Nacht ist, zündet die Hausfrau die Lichter an, spreitet das Tafeltuch über den Tisch, legt in die Mitte desselben drei von den platten gesäuerten Bröten, verdeckt sie mit einer Serviette und stellt auf diesen erhöhten Platz sechs kleine Schüsseln, worin symbolische Speisen enthalten, nämlich ein Ei, Lattig, Mairettigwurzeln, ein Lammknochen, und eine braune Mischung von Rosinen, Zimmet und Nüssen.“

[228] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 15. Mai 1892

Liebster Steinthal

Unser aller herzlichste Glückwünsche zum morgenden Tage, an welchem wir mit den Deinen aus der Ferne in Treue Deiner gedenken. Du trittst in das 70ste Lebensjahr ein. Möge es den Segen eines langen arbeitsamen Lebens Dich schmecken lassen, daß Dir in Frische und guter Gesundheit das zur vollen Klarheit kommt, was Dein ganzes Leben, von den frühesten Tagen der Kindheit an, durchtönt hat. Und Du bist ja in gutem Fahrwasser. Mit tiefer Befriedigung und wahren Dankgefühl hat mich die letzte Probe Deiner Bibel-Studien erfüllt. Der Mittelpunkt einer Bibel-Forschung, die Deiner würdig ist, ist die Herausstellung des einen fundamentalen Impulses, der alles geschaffen hat, die Erhöhung des Gewittergottes Jahve zum Schöpfer und Herrn in rein sittlicher Auffassung, und d. h. des Prophetismus. In ihm gipfelt die spec[ielle] Entwicklung Israels, er ist der Sauerteig, der die vor-monotheistische Sage zur einheitlichen weltgeschichtlichen Entwicklung der *Menschheit* umgebildet hat, als die sekundäre Folge dieser Grundconception. Wenn nun aus dem Grundwesen des Menschen her, bei allen großen Kulturvölkern der Zug dahin ging, aber nur Israels gewaltiger sittlicher Schwung die sinnliche Phantastik und damit den Pantheismus hinter sich ließ, so gilt es zu zeigen, wie Israel *allein* sich in die „Welt“ nicht verstrickte; wie es von keinen politischen, keinen auf Handel, Schiffahrt, Industrie gerichteten Bestrebungen in seinem innersten Streben gebändigt wurde und damit davor bewahrt blieb, unlöslich in das Diesseitige zu verwachsen. Die Opposition gegen ein irdisches Sichzufriedengeben *ist* der Prophetismus, diese innerste Lebensregung von Israel. So denke ich mir Deine Arbeit beginnend mit einer scharfen Skizze der ältesten Geschichte des Volkes, die seine Eigenart verständlich macht. Dann kämen „die ältesten schriftstelernden Propheten“, d. h. diejenigen, von denen wir schon ausdrücklich wissen. Dann die nähere Darlegung der prophetischen Litteratur und als deren Seitenschößlinge in der Zeit der Reife einerseits die historische, andererseits die lyrische Literatur der Bibel. Den Ausklang bildete die spätere lehrhafte Dichtung. In diesen Stadien entfaltet sich die siegende Selbstgewißheit des von „Weltlichem“ nicht gebrochenen und getrüben metaphysischen Selbst, das mehr *dargelebt*, als wie im Griechenthum durch verwickelte logische Thätigkeit aus der entfalteteten „Welt-Anschauung“ erst herausgebrochen wurde und so nur *mittelbar* gewonnen wird. – Ich sehe nun in Deinem letzten Vortrag das Fundament für den ganzen Bau fest mit graniteneu Quadern gelegt. Gott gebe Deinem

70sten Lebensjahre den jugendlichen, selbstvertrauenden Schwung, der, ohne rückwärts und seitwärts zu sehen, nur vorwärts sehend den Bau selbst Stein für Stein zu schichten die Kühnheit und die Kraft hat. Was Deine Arbeit bedeutet, kann ich daraus ermessen, *daß ich trotz mancher Versuche mit meinen Mitteln mit der Bibel nicht zu Stande komme*. Das vermag nur ein Philologe von Deinem Kaliber, von Deiner unermüdlischen Kraft und philologischen Kenntniß und Kunst.

Hoffentlich geht es den Deinen und der Familie Lazarus gut. Wir sind gesund, Mariechen ist noch für weitere acht Tage bei meinem Bruder in Oldenburg. In einem heute eingetroffenen Briefe bittet sie mich, Dir auch ihre Glückwünsche auszusprechen und Deine Irene zu grüßen.

Wie geht es denn mit den Vorlesungen? Ich bin in diesem Semester ziemlich zufrieden, stehe gerade bei Heraklit<sup>1</sup>, der mir immer gewaltiger erscheint. Auf die Zusendung Deines zweiten Vortrages habe ich leider bis heute umsonst gehofft.

Nochmals: ein schönes Fest morgen und ein schönes Jahr Euch allen!  
In herzlicher Liebe bin ich mit den Meinen wie immer

Dein treu ergebener

Glogau

<sup>1</sup> Der griechische Philosoph Heraklit von Ephesos lebte um 500 v. u. Ztr.; erhalten sind nur Fragmente eines Werkes, dem Spätere den Titel „Über die Natur“ gegeben hatten. Seine Themen umfassen das weite Spektrum von kosmologischen Problemen bis zu der Frage nach den Quellen menschlicher Erkenntnis.

[229] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 27. Mai 1892

Für Deinen und der Deinigen Glückwunsch, lieber Glogau, meinen innigen Dank, d. h. also für Deine Teilnahme an allem, was mein äußeres und inneres Leben betrifft, und darüber brauche ich wo[h] niemals mehr Worte zu machen. Gewisse Gedanken kann man in einem Dank-Gebet denken, sonst nirgends und nirgends aussprechen.

den 31. [Mai]

Siehst Du, so steht es mit meiner Freiheit; erst heute kann ich diesen Brief fortsetzen. Wegen der mannichfachen Abhaltungen bin ich auch in dem Studium Deiner „philos[ophischen] Grundwiss[enschaften]“ noch nicht weit gekommen. Ich habe, wie ich immer bei solchen Studien verfare, mit dem Inhalts-Verzeichnis begonnen, bin aber damit noch nicht fertig geworden. Also Dein ganzer Plan ist mir noch nicht

durchsichtig. Um ein Einzelnes herauszuheben: Ist das, was Du I,16 sagst von einem dritten Teil identisch, d. h. sachlich übereinstimmend, mit dem, was Du II,14 sagst?

Ganz so wie Du klagst, daß Du mit der Bibel nicht zu Rande kommst, klagt auch Bruchmann<sup>1</sup> und Erhard<sup>2</sup> [sic!]. In etwas werde ich Euch wo[h]l zu Hülfe kommen können, und vielleicht wirklich im Wesentlichen. Die politische Geschichte spielt für die Propheten eine große Rolle; aber ich werde wenig darauf eingehen, während es für unsre Interpreten das Steckenpferd bleibt.

den 7. Juni

Meine Karte von gestern wirst Du heute erhalten haben. Und nach der doppelten Unterbrechung dieses Schreibens weiß ich wirklich nicht mehr, was ich Dir hatte schreiben wollen. Ich habe während des Semesters zu viel sporadisch zu tun. Ich lese jetzt an der jüd[ischen] Lehranstalt Religionsphilos[ophie] und Kritik des Pentateuchs. Mit ersterer werde ich wo[h]l mein Lebtage nicht fertig werden, und letztere kann ohne Mikrologie nicht getrieben werden. Beides kostet mir viel Zeit, und für den Augenblick scheine ich mir allemal in beidem gefördert, aber mehr in Hoffnung als in Wirklichkeit; und wie oft wird die Hoffnung durch die darauf erfolgende Kritik gestört oder gar zerstört! Aber man muß vortragen, was man weiß, zu wissen meint, oder auch sagen, daß man nicht wisse.

Du siehst, ich bin nicht in guter Stimmung und will lieber schließen. Und ich kann dies mit der Versicherung, daß wir drei uns wohl befinden: Irene immer heiter und glücklich, meine Frau munter mit manchen Stunden plötzlicher Ermattung, ich allerdings in beginnender Abgespanntheit.

So lebe wohl! in Gedanken wiederhole ich alle guten Wünsche zu Deinem Geburtstage, lauter Wünsche, wie ich sie auch in analoger Weise für mich hege. Sei mit allen Deinen begrüßt

Dein Steinthal

Von Lazarus und Frau kann ich leider nicht Befriedigendes melden. Sie verbringt nun schon Monate teils im Bett, teils auf dem Sopha, froh

<sup>1</sup> Über Kurt G. Bruchmann vgl. Brief Nr. 124, Anm. 2.

<sup>2</sup> Gemeint ist wahrscheinlich der Historiker Dr. Louis Erhardt (geb. 1857), der in Berlin als Gymnasiallehrer tätig war. Ihn interessierten offensichtlich die Anfänge der Kulturen; seine erste selbständige Veröffentlichung behandelte die gegenseitigen Kontakte und Abgrenzungen der „Kelten, Belger und Germanen“ (1878), und in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft veröffentlichte er einen Beitrag „Zur homerischen Frage“, Bd. XIX (1889), S. 1–40.

wenn schmerzlos, und er ist ganz nervös, im Kopf, im Magen, in den Beinen.

Meine Frau und Irene grüßen Euch alle herzlich.

D. O

[230] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 24. Juli 1892

Lieber Glogau, ich habe in den letzten Wochen arg viel zu tun gehabt, z. B. sechs Prüfungs-Arbeiten oder Bewerbungen durchgelesen. Dagegen habe ich freilich in diesem Semester auch manches gearbeitet, was mir für meine Bibel-Erklärung zu gute kommen wird. Ich werde mich freilich mäßigen müssen; die Commentare häufen sich schrecklich. Aus allem aber was ich in diesem Semester erfahren, sehe ich, daß das Alter nicht dazu angetan ist, zu *lernen*; oder ich müßte lediglich Akademiker sein. Und doch fühle ich jugendlichen Reiz für Metaphysik, auch Psychologie. Mich quält die Dummheit des Endlosen in Raum, Zeit, Schnelligkeit, Grad u. s. w.

Nun möchte ich eine an mich gerichtete Bitte erfüllen, Dir eine Bitte vorzutragen. Ein junger Mann, Dr. math. Georg Landsberg, hat die Absicht, sich in Kiel als Docent zu habilitiren.<sup>1</sup> Ich kenne den jungen Mann selbst nicht; aber er wird mir von einem treuen Freunde empfohlen, dem ich gern einen Dienst erweise, als „bescheiden, wo[h]lanständig und liebenswürdig“. Ich soll Dir denselben empfehlen, was hiermit angelegentlichst geschehen sein mag. Ich weiß nicht, wie Du ihm nützlich sein kannst; das aber wird sich ja finden, und vor allem wird ihm Deine freundliche Gesinnung und Aufnahme erwünscht sein.

Meine Frau grüßt Dich und die Deinen herzlich wie ich, und wie ich bedauert sie, daß wir uns gerade diesmal, wo wir Euch in der Schweiz hätten begegnen können, nicht nach der Schweiz gehen. Meine Frau hat in diesem Winter viel an Rheumatismus gelitten und hat dann in diesen Monaten bald an Hexen-Schuß, bald an Ischias heftige Schmerzen gehabt. Nun schickt sie der Arzt nach Wiesbaden, wohin ich sie mit Irenen begleite. Das kann aber erst im September geschehen. Den August verbringen wir in Schönefeld bei meinem Schwager. Auch mir

<sup>1</sup> Georg Landsberg hatte sich dann doch nach Heidelberg gewandt und sich an der dortigen Universität mit der Abhandlung „Zur Theorie der Gauss'schen Summen und der linearen Transformation der Thetafunktionen“ (Berlin 1893) habilitiert. 1897 wurde Landsberg in Heidelberg a. o. Professor der Mathematik, folgte aber 1904 einem Ruf als a. o. Professor nach Kiel und erhielt dort 1911 eine ordentliche Professur für Mathematik.

soll Wiesbaden nach Meinung des Arztes gut tun, und er stimmt nicht recht dafür, daß ich ferner auf die Rigi-Höhe reise; dazu sei ich zu alt.

Irene war durch Mariechens Brief und Geschenk sehr erfreut.<sup>2</sup> Sie wird in den nächsten Tagen selbst antworten und trägt mir einstweilige Grüße auf. Sie hat für die nächsten Wochen nach allen Seiten hin für Glückwünsche zu danken; selbst ihre hiesigen Freundinnen sind ja jetzt zu allermeist in alle Welt zerstreut.

Was ich während der Ferien arbeiten werde und ob überhaupt etwas, weiß ich noch nicht bestimmt; wahrscheinlich werde ich den Jesaja lesen.

Lebe mit den Deinen recht wohl! erhole und kräftige Dich und amüsire Dich auch durch Genuß der Natur und Menschen.

Dein Steinthal

<sup>2</sup> Marie Glogaus Brief zum Geburtstag von Irene Steinthal am 23. Juli 1892 ist nicht erhalten.

[231] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 25. Juli 1892

Liebster Steinthal

Deine freundlichen Zeilen erinnern mich daran, daß ich Deinen Geburtstagsbrief bis heute nicht beantwortet habe. Ich stecke tief in der griech[ischen] Philos[ophie], die ich lese und bin immer aufs neue erquickt und belehrt durch die Einfalt und Tiefe der Erscheinungen selbst 2ten und 3ten Ranges – aber, um nur einigermaßen fertig zu werden, komme ich nur selten zum Aufatmen, nicht einmal zu einem Spaziergang.

Herr Landsberg wird von mir, soweit es irgend in meiner Macht steht, gefördert werden und ich besitze allerdings in der Fakultät Einfluß. Unser vorzüglicher mathematischer Privatdocent Fricke<sup>1</sup> siedelt eben nach Göttingen über – da ist es Zeit, daß er sich daran hält, ehe ein anderer ihm zuvorkommt. Denn bei der geringen Zahl von mathem[atischen] Studenten – der Ordinarius liest vor 2 Leuten – sind *mehrere* Privatdocenten bei uns undenkbar. Laß er *recht bald* seine Meldung mit

<sup>1</sup> Karl Emanuel Robert Fricke (1861–1930) hatte sich am 21. November 1891 an der Universität Kiel habilitiert und dort seitdem als Privatdozent gelehrt. 1892 wurde er nach Göttingen berufen, 1894 als o. Professor der Mathematik an die Technische Hochschule in Braunschweig.

den nöthigen Papieren etc. einreichen, und womöglich persönlich sich vorstellen. Aber um den 5. August herum ist bei uns das Semester zu Ende, ich selbst werde den 8. oder 9. abreisen. Ist ihm das nun zu schnell, so rathe ich circa den 20. October die Meldung einzureichen, damit schon in der ersten Sitzung der Fakultät die Commission zur Prüfung der Sache gewählt werden kann.

Sehr erfreut mich Deine Bemerkung, Du werdest Dich mäßigen müssen, das Alter sei nicht zum *lernen* da. Liebster Steinthal, wer so viel in sich gesammelt und verarbeitet hat, wie Du, der muß *gestalten*. Absolute Leistungen giebt es nicht – ich sehe aber fast angstvoll Deinen Vorbereitungen und Bedenklichkeiten zu. Du stehst im 70sten Jahre, entschlossene Kühnheit allein kann eine so große Aufgabe in Fluß bringen. Den Reiz der metaphysischen Fragen begreife ich wohl – aber die Dummheit des Endlichen und Endlosen läßt sich mit der ewigen Wahrheit schwerlich anders als mittels des Schöpfungsbegriffes vermitteln. Plato's ὁμοιώματα<sup>2</sup> führen zu Plotin und zur Theosophie; die dürfte aber schwerlich nach Deinem Geschmack sein. Mir persönlich ist seit Jahrzehnten Dein Wort Mandeneger<sup>3</sup> S. IX „Vor der Schwierigkeit dieses Unternehmens wäre ich zurückgewichen, wenn ich nicht meinte: arbeite so gut Du kannst, und ein gewisser Erfolg wird Dir nicht fehlen“, ein Leitstern. Er lockt und ruft nun Dich selbst! Deine Aufsätze über die ältesten Propheten, das Gebet der Juden beweisen, daß Du den rothen Faden besitzest. Nun heißt es „bedenken, daß man nur im Wasser schwimmen lernt“, Mandeneger S. X. Lies nur den ganzen Abschnitt! Du selbst wirst Dich selbst am ehesten dazu antreiben, Dich nun definitiv in das Meer Deiner vielleicht höchsten und bedeutendsten Aufgabe zu stürzen.

Von Herzen wünschen wir Euch in Schönefeld und in Wiesbaden gute Erholung und bedauern lebhaft, daß wir auch diesmal uns nicht treffen können. Marie freut sich sehr auf Irene's versprochenen Brief. Wann werdet Ihr denn voraussichtlich in Berlin sein? Möglicherweise sind wir zwischen dem 20. und 25. September dort. Natürlich würden wir Euch oder Lazarus aufsuchen, wenn Ihr zu Hause wäret.

In inniger Liebe

Dein Glogau

<sup>2</sup> Ὅμοιώματα [griech.], die Abbilder, die nach Platon (Phaidros 250 a) nur eine Ahnung vom Seienden vermitteln können.

<sup>3</sup> Glogau zitiert aus Steinthals Schrift „Die Mande-Neger-Sprachen. Psychologisch und phonetisch betrachtet“, Berlin 1867.

[232] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 28. September 1892

Lieber Steinthal

Frau Lazarus haben wir am Sonntage alle drei aufgesucht, wurden aber nicht vorgelassen, weil sie leidend sei. Hoffentlich ist es vorübergegangen. Ebenso hat die Besserung Deines Zustandes, von welcher Irene berichtet, hoffentlich angehalten. Wenn Ihr in Wiesbaden dauernd so schönes Wetter wie wir gehabt habt (während es in Kiel die ganze letzte Woche soll geregnet haben), so wäre das ja außerordentlich günstig. Wir haben Wiesbaden am 19. August berührt, als Ihr noch nicht dort wart, und im Kurgarten das Concert und die wundervolle Beleuchtung genossen, so haben wir eine Vorstellung von Eurer dortigen Umgebung.

Unsere Reise war diesmal besonders lang und durch Umstände und Wetter recht sehr begünstigt. Nach einer Rheintour waren wir 14 Tage bei Freunden in Zürich,<sup>1</sup> dann 3 Tage am Vierwaldstätter See, besuchten den Rigi und Axenstein, dann machten wir 14 Tage lang von Gießen aus, wo wir bei Siebeck wohnten, Partien nach Wetzlar, ins Lahnthal und auf die zahlreichen Burgen der näheren und ferneren Umgebung. Es ist einem eigenthümlich zu Muthe, wenn man überall auf die Erinnerungen eines Jahrtausends stößt. In Berlin waren wir 6 Tage, besuchten die Sammlungen, Theater und sahen alte Freunde und nahe Verwandte. Auf der Rückreise nach Kiel nahmen wir Schwerin, das ich noch nicht kannte, und Lübeck mit, das wir beide vor nun schon mehr wie 7 Jahren zusammen uns ansahen. Gestern Abend sind wir wohlbehalten hier eingetroffen und haben alles in bester Ordnung gefunden. Ich habe heute bereits die Arbeit begonnen, eine Anzeige des 1. Bandes von Bergmann's Geschichte der Philosophie für die philosophischen Staatshefte [sic!].<sup>2</sup>

Wir drei wünschen Euch allen von Herzen einen recht guten und milden Winter. In Deinem Alter macht sich unser nordisches Klima ja doppelt fühlbar. Meine Reise hat mich eben so recht den Gegensatz gegen die gesegneten Fluren des Südens fühlen lassen. Meine ergeben-

<sup>1</sup> Seit dem 20. August waren Glogaus zu Besuch bei dem befreundeten Consul Rudolf Schoeller, Zürich (Zur Falkenburg), und wurden dort mit ungewöhnlicher Gastfreundschaft verwöhnt, worüber Gustav Glogau am 24. August auch an Hermann Siebeck berichtete.

<sup>2</sup> Julius Bergmann, Geschichte der Philosophie, Bd. 1 (= Die Philosophie vor Kant), Berlin 1892, wurde von Gustav Glogau besprochen in: Philosophische Monatshefte, Bd. 29 (1893), S. 76–87.

sten Grüße bitte ich auch Lazarus zu sagen und Irene für ihre liebenswürdigen Zeilen zu danken.

In alter Treue und alter warmer Verehrung

Dein Glogau

[233] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 14. November 1892

Liebster Steinthal

Schon längst drängt es mich, Dich zu fragen, wie es bei Euch im allgemeinen und mit Deiner Gesundheit im besonderen steht und Euch nachträglich zum Eintritt ins 30ste Ehejahr Glück zu wünschen, da Eure Ehe nun, so zu sagen, ins Mannesalter getreten ist. Da erhalte ich Deine schöne Abhandlung<sup>1</sup>, die mir, wie alles, was von Dir kommt und mich Dich schärfer verstehen lehrt, hochwillkommen ist. Ich möchte nun meine Eindrücke über dieselbe aussprechen; denn auch Du wirst gern hören, wie Dein Sein und Thun sich in anderen spiegelt, namentlich, was sie vermissen.

Ein Atheismus, der den „Satz vom Dasein der Gottheit“ als das anerkennt, „ohne dessen Anerkennung alle Wahrheit schwinden müßte“, kann freilich „niemals so verkannt werden, daß er mit der rohen Leugnung oder blasirten Verleugnung der Ideale zusammengestellt würde“. Es wäre lediglich Verzicht auf eine Fassung der Gottheit in menschlichen Erkenntnißformen, entsprungen aus ihrer *tiefsten* Fassung, der lebendigen Erkenntniß nämlich: *denn Er allein ist hoch erhaben*. Das aber wäre die Religion an sich: *aus* Religion mag ich keine gestaltete, das Unendliche verendliche *besondere* Religion! So weit verstehe ich Dich und Du kannst so sprechen, weil Dir Religionen wesentlich etwas Historisches sind, in vergangenen Zeitaltern gebildet. Denn dabei liebtest Du Deine Religion als das Ur-Erbe der Väter: Diese Pietät als bloße Pietät besteht widerspruchslos neben jenem Atheismus. Dagegen scheint es mir, daß Du auch von der Wissenschaft an sich, nicht von der besonderen, wirklichen, heutigen redest, wenn Du sie zur Religion sprechen läßt: „ich erhalte Dein Blut reiner in mir.“ Ich *leugne* es, daß in der besonderen, heutigen Wissenschaft das Unendliche lebt; leugne es von der Philologie und Historie sowohl wie von der Naturwissenschaft, und – davon hab’ ich so viel Erfahrung!! Und so frage ich Dich

<sup>1</sup> H. Steinthal, Über den Atheismus, in: Vossische Zeitung, am 6. November 1892, Sonntagsbeilage Nr. 45.

zunächst: wo steht Dein Aufsatz gedruckt? Das ergibt sich aus meinem Abdruck nicht. Es kommt ja aber ganz auf die Begriffe an, die das lesende Publikum heranbringt; es kann nur *seine* Wissenschaft gepriesen finden; das was der Leser bisher Wissenschaft zu nennen pflegte. Mir aber ist der höchste Trumpf, den man täglich ausspielen sieht: „Die Wissenschaft lehrt!“ geradezu längst zum Ekel geworden. Ist nun „wissenschaftlicher“ Atheismus „Klarheit über die Grenzen unserer Erkenntniß“; kann ferner der Forscher als solcher, wie Du klar zeigt, niemals mit spec[ifisch] religiösen Elementen operiren, – so rollt eben in der positiven Wissenschaft als solcher gar kein religiöses Blut, geschweige ein reineres: es sei denn, daß man zu ihr als wahrsten Satz das Dasein der Gottheit *im Gemüthe schon mitbringt*. Hast Du das Recht, bei Deinen vorausgesetzten Lesern, darauf zu rechnen, dann werden sie Dich verstehen und gefördert werden. Sind aber auch Deine Leser, so wie ich unsere „Leser“ zu kennen meine, wesentlich gottlos, dann werden sie Dich erst unbewußt fälschen und dann in die Hände klatschen. Die sehr menschlichen Erkenntnißformen, in denen die „Wissenschaft“ lebt, sind *kein* Surrogat für die ebenfalls in menschlicher Erkenntnißform verendlichte Religion. Wahrheit „an sich“ ist ebenso sehr wie Religion „an sich“ unmöglich – aber deswegen doch wohl nicht zu verschmähen? Plato faßt sie in mythische Formen – in reiner Gestalt aber würde sie mit der reinen Religion zusammenfallen, die wir *beide* nicht erreichen können.

Demgemäß wende ich gegen Dich ein, daß „atheistische Philosophie als Widerspruch in sich *eigentlich* undenkbar“ sein mag – *faktisch* dagegen beherrscht sie die Massen der Leser! Und wenn allerdings „für die Physik der Materialismus ohne Anstand zugelassen wird“, wenn ferner ebenso richtig die Geschichtsforschung „Gott nicht als handelnd“ einführen darf – so vermag „die Wissenschaft“, die positive, exacte (denn eine platonische kennt und will unser Zeitalter nicht) das ganz und gar nicht zu leisten, „worauf es schlechthin ankommt“, ohne daß ihr als solcher ein Vorwurf erwächst. So bleibt es der Religion nun als *besondere* Aufgabe, die Menschen aus dem Schlummer zu stören, „die Erhebung des Menschen, Verfeinerung des Gefühls, Veredelung der Triebe zum Handeln, Reinigung der Gedanken“ durch andächtige Versenkung in die Gottheit zu fördern, als das Gewisseste, „ohne dessen Anerkennung alle Wahrheit schwinden müßte“. *Mir* ist die Religion gar nicht etwas wesentlich Historisches, sondern etwas Gegenwärtiges und Nahes, ohne daß ich nicht leben und athmen kann – auch ihre äußeren Formen sehe ich in einer Häutung und Entwicklung, die Gutes verspricht, ohne freilich Absolutes zu erreichen zu hoffen, das eben dem Menschen hienieden versagt ist. Nicht als bloßer Forscher, als *Mensch* muß ich sein und leben; und die sind nicht zwei, sondern Eins, obzwar sie sich in

*verschiedener* Richtung mit Nothwendigkeit bethätigen. „Das Glauben, vom Denken unbezähmt, wird gar oft zum Wahn“ – ganz sicher! Aber das Denken ohne Glauben, ohne das Allergewisseste?! *Vide* F. H. Jacobi!<sup>2</sup> Wir gehen aber immer auf Krücken, und ich halte nicht für richtig, uns dieselben zu nehmen.

In meinem Hause geht es befriedigend, auch die Arbeit gedeiht, wenn auch sehr langsam, und die Vorlesungen, Geschichte der neueren Philosophie, Pädagogik, Platons Phaedon, sind gut im Gange. Hoffentlich hören wir bald von Dir und den Deinigen ebenfalls Befriedigendes.

Herzlichst

Dein Glogau

<sup>2</sup> Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819) hatte sich gegenüber der Aufklärung für die Rechte des Gefühls, der Anschauung, der unmittelbaren Erkenntnis ausgesprochen, durch die wir Gott und das Ideale erfahren.

[Postscriptum vom 1. Dezember 1892]

Vorstehende Zeilen l[ieber] St[einthal], waren, wie das Datum zeigt, längst geschrieben. Meine Frau aber fand sie so unleserlich, daß ich sie abschreiben müsse, und da ich sie durchsah, schien mir auch der Inhalt scharfer Fassung zu bedürfen. Nun bin ich dazu – von Arbeit fast erdrückt – bisher nicht gekommen. Da beschämen mich Deine lieben Zeilen vorgestern. Da muß ich denn aus der Noth eine Tugend machen und sie doch verschicken – vor 12 bis 14 Tagen würde ich keinen Augenblick freier Muße finden.

Bei uns geht es leidlich gut, heute ist meiner Frau Geburtstag und dennoch muß sie an diesem Tage Verkäuferin spielen. Von Herzen wünschen wir Deiner verehrten Gattin baldige bessere Zeit: Versichere sie unserer regen, dauernden Theilnahme. Dann wirst auch Du, was ich so sehnlich erflehe, allein in der Bibel-Arbeit Dich verankern. Bestrebungen, die aus so vagen, heterogenen Elementen hervorgehen wie die „ethische Kultur“<sup>3</sup>, vermag ich – wie Du – nicht zu theilen.

Herzlich

Dein getreuester Glogau

<sup>3</sup> Vgl. dazu den folgenden Brief Steinthals vom 29. November.

[234] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 29. November 1892

Lieber Glogau,

wir haben lange nichts von Euch gehört. Hoffentlich seid Ihr alle munter gewesen und seid es noch.

Bei mir ist es nicht so gut gegangen. Ich selbst kann allerdings nicht eben klagen. Zwar ohne besondere Kräftigung von den Ferien zurückgekehrt, und dann bald mit einem vierwöchentlichen Schnupfen behaftet, konnte ich doch immer das Meinige tun, wie viel oder wenig und was es nun auch sein mag; und jetzt fühle ich mich ganz behaglich. Auch Irene ist munter und vergnügt und übt Wo[h]ltätigkeit nach Hamburg und für hier zu Weihnachten – was eben ein Mädchen mit seinen Fingern leisten kann. Aber mit meiner Frau ist es recht schwach gegangen, die ganze Zeit über, und nun hat sie sich noch einmal gründlichst erkältet, leidet an Schmerzen im ganzen Körper und auch im Kopf. Es wird vorüber gehen. Sie ist frei von Fieber, das ist die Hauptsache, und darum bin ich ruhig.

Über meine Arbeiten und wie schwer ich zum ruhigen Sitzen an der Bibel komme, habe ich Dir wo[h]l schon geschrieben. Dabei meide ich alle öffentlichen und Commissions-Sitzungen, wenn es irgend angeht. Du hast doch von der Gründung der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur gehört, an deren Spitze hier der Astronom Förster [sic!] steht, ein ganz vortrefflicher Mann.<sup>1</sup> Doch konnte ich ihm den Gefallen nicht tun, Mitglied der Gesellschaft zu werden. Cohen in Marburg ist beigetreten; Du bist es wo[h]l nicht?

Lebt recht wohl und laßt bald von Euch hören.

Dein Steinthal

<sup>1</sup> Der Astronom Wilhelm Foerster (1832–1921), Professor an der Berliner Universität und Leiter der Berliner Sternwarte am Enckeplatz, und der Philosoph Georg von Gizycki (1851–1895) riefen zusammen mit einigen anderen Persönlichkeiten die deutsche „Gesellschaft für Ethische Kultur“ ins Leben. Die 1. Gründungsversammlung hatte vom 18. bis zum 21. Oktober 1892 in Berlin stattgefunden. Die Gründungsmitglieder, u. a. Sanitätsrat Dr. S. Kristeller, Bartholomäus Ritter von Carneri, Professor Dr. Hermann Cohen, Reichstagsabgeordneter und Berliner Stadtverordneter Dr. Paul Langerhans, Professor Dr. Alois Riehl, Professor Dr. Ferdinand Tönnies, wurden öffentlich in der Zeitung bekanntgegeben. Die Mitglieder der „Ethischen Gesellschaft“, die sich auf angelsächsische Vorbilder beriefen, wollten den nach der Aufklärung etwas in Vergessenheit geratenen Gedanken von der Autonomie der Ethik wiederbeleben und sich um eine Neubegründung der sittlichen Normen bemühen, unabhängig von religiösen Dogmen und politischen Parteien. Die Vereinigung hat weit über ihre relativ begrenzte Anhängerschaft auch auf andere, ähnliche Reformbestrebungen gewirkt.

## [235] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 27. December 1892

Lieber Glogau, Du tatest recht, nicht damit Zeit zu verwenden, Deinen letzten Brief erst noch einmal abzuschreiben, um ihn deutlicher, leichter lesbar zu machen. Denn in Betreff Deines *pingere*<sup>1</sup>, so wird es Dir wo[h]l kaum gelingen, dasselbe zu bessern, und in Betreff des *scribere*<sup>2</sup>, so werden nicht bloß Briefe immer, als Ergüsse, an Schärfe zu wünschen lassen, sondern auch Publicationen werden sich dem Einflusse des Augenblicks niemals gänzlich entziehen können. Das sage ich aus langer Erfahrung an mir selbst und an Andren.

Und das gilt namentlich auch von meinen kürzern Aufsätzen für Wochen-Blätter. Diese kommen sämtlich aus sehr erregtem Gemüt, was man ihrer Form wo[h]l anmerken wird – zu Lob und Tadel. Der Aufsatz über Atheismus stand in der Sonntags-Beilage der Vossischen. Gerichtet war er nicht sowo[h]l gegen Caprivi<sup>3</sup>, als vielmehr gegen die Ultramontanen<sup>4</sup>. Des Ersteren „entweder christlich oder atheistisch“ hätte mich durchaus ruhig gelassen; aber man konnte ja bald sehen, welch ein Schlachtwort die Letztern aus jenem Worte gemacht haben. Das hat wochenlang in mir gewühlt, bis ich es aus mir herausgesetzt habe. Nun war ich's los.

Wie mein Aufsatz auf die Leser gewirkt hat? Sobald erfährt kein Schriftsteller die volle Wirkung seiner Arbeit, wenn überhaupt jemals. Aber Mancher ist davon ergriffen worden und hat mir gedankt: mein Bruder, Dr. Holzman<sup>5</sup>, Paulsen<sup>6</sup> u. A[ndere]. So bin ich befriedigt.

Darin hast Du recht, daß ich zwischen Wissenschaft und Religion Licht und Wind ungleich verteilt habe: dazu glaubte ich mich berechtigt; denn es handelt sich nicht um ein Duell, sondern um eine Schlacht. Ich spreche von der Wissenschaft an sich, der reinen, und von den Religionen in ihrer Verkommenheit. Dazu bin ich berechtigt, verpflichtet. „Entweder Christentum, oder Atheismus“ hieß die Parole. Von welchem Christentum ist hier die Rede? von Deinem? Du wirst von diesen Christen verbrannt, früher als ich; mag man mich als Juden oder als

<sup>1</sup> Pingere (lat.), malen, zeichnen; hier im Sinne von „schönschreiben“.

<sup>2</sup> Scribere (lat.), schreiben; hier im Sinne von „stilistisch vorbildlich formulieren“.

<sup>3</sup> Georg Leo Graf von Caprivi (1831–1899), preußischer General; deutscher Reichskanzler von 1890 bis 1894 und preußischer Ministerpräsident (bis 1892); in religiösen Angelegenheiten vertrat er den streng protestantisch-konservativen Standpunkt.

<sup>4</sup> Ultramontane (lat.: „jenseits der Berge“): Im 19. Jahrhundert die Vertreter streng päpstlicher Gesinnung (im Gegensatz zu den Altkatholiken).

<sup>5</sup> Über den Pädagogen und Schriftsteller Michael Holzman (1841–1929) vgl. Brief Nr. 66, Anm. 1.

<sup>6</sup> Über Friedrich Paulsen vgl. Brief Nr. 78, Anm. 3.

Atheisten verbrennen, erst kommst Du, der Ketzer. So kommt denn auch die Frage, welche Art von Atheismus vertilgt werden soll, nicht in Betracht. *Jede* Art. Dir misfällt die heutige Wissenschaft; mir auch. Das ist nicht die Kritik, welche ich an den deutschen Idealismus angelegt wünschte. Mir widersteht es, unter „gut“ immer weiter nichts zu denken, als gut *für* jemand, *zu* etwas. Indessen mir mit Paulsen und Gysizki [sic!] ein Bild einer bestgestalteten Gesamtheit zu denken: das liefert immerhin ein objectiv schönes Bild, das auch sittliche Befriedigung gewährt. Ich kenne keine menschlich beschränkte Ethik, Philosophie, der man Unsittlichkeit vorwerfen könnte, weil sie Unsittlichkeit lehrte und empfehlen wollte. Solcher Vorwurf träfe Epikur<sup>7</sup> gewiß nicht, auch nicht einmal Aristipp<sup>8</sup> und Max Stirner<sup>9</sup>; aber die verkommene, verschrobene menschliche Religion lehrt allerdings geradezu das Böse, sie ist blinde Leidenschaft.

Daß Religion nur historisch gegeben sein kann, schadet ihr nicht; aber die historische Religion muß lebendig atmende Religion erzeugen, wie sie aus letzterer entstanden ist. Habe ich Dir einmal einen Aufsatz „Heilig und profan“ zugeschickt? Mir ist Religion Heiligkeit des Gemüts, Vertilgung des Profanen im Menschen. Ob die pfäffische Religion das vermag? Die Jesuiten-Religion, welche nur aus der Unsittlichkeit der Menschen ihren Bestand zieht? Die Unsittlichkeit fördert, um zu bestehen? Da fällt mir tausendmal des Jahres ein: *écrasez l'in-*

<sup>7</sup> Der griechische Philosoph Epikur(os), geb. 341 v. u. Ztr. in Samos, kaufte nach längerem Wanderleben als philosophischer Lehrer im Sommer 306 in Athen einen Garten, nach dem seine zahlreichen Anhänger auch „Philosophen des Gartens“ genannt wurden. Dort starb er hochverehrt im Jahre 270. Ihm ging es – wie Aristipp – kaum mehr um die Suche nach der Wahrheit, die unerkennbar sei, sondern um die Frage nach einem besonnenen, glücklichen Leben, in dem das Leid auf ein Minimum reduziert ist. Feind eines solchen Lebens der Freude und der Freundschaft ist die Furcht – Furcht vor den Göttern, Furcht vor einem zukünftigen Jenseits, vor dem Tod. In den erhaltenen „Kernsätzen“ bilden die „Ataraxia“, die ausgeglichene Ruhe des Geistes, und die unheilvolle Wirkung der unbeherrschten Affekte daher die Leitthemen. Die Nachwelt hat die epikureische Philosophie des Individualismus und Glücksstrebens vorwiegend negativ bewertet, ohne ihre Verdienste zu würdigen.

<sup>8</sup> Aristipp(os), Schüler des Sokrates aus Kÿrene, der etwa von 430 bis 360 v. u. Ztr. lebte. Seine Lehre war bestimmt von einem „konsequenten Agnostizismus gegenüber den Dingen der Außenwelt“ (A. Lesky) und der Einsicht, daß unser ganzes Handeln vom Vermeiden des Schmerzes und der Sehnsucht nach Glück geleitet werde.

<sup>9</sup> Max Stirner (Pseudonym für Joh. Caspar Schmidt; 1806–1856) gehörte zunächst zum Kreis der Linkshegelianer, entwickelte aber dann unter dem Einfluß Fichtescher und Feuerbachscher Ideen einen extremen Individualismus, dem nur das Ich real ist: „Mir geht nichts über mich.“ Kein Wert und keine Wahrheit, weder Allgemeinwohl noch irgendeine Macht können nach Stirner diesem Ich irgend etwas verbieten. Steinthal respektierte wohl die Konsequenz von Stirners Denken, für das er mit Armut und Nichtachtung teuer bezahlen mußte.

fame!<sup>10</sup> Was ist das für eine schmäbliche Geschichte mit Harnack? Ihn lehrte sorgfältige Forschung, was das Symbolum Apostolicum ist, wie es lautete, was es sollte; und nun schreit die Meute: macht ihn stumm! Heißt das nicht: verbrennt ihn!<sup>11</sup>

In der Wissenschaft ist der Materialismus immer nur eine vorübergehende Krankheit; diese Epidemie kommt immer einmal auf einige Zeit wieder; und weil sie als Mode erscheint, macht sie Lärm. Wie viel Geister sie beherrscht und wieviel *nicht* beherrscht, erfährt man nicht. Neulich hat sich unser Astronom Förster als gottgläubig öffentlich bekannt. Der Mann hat sich gewiß nicht erst jetzt als gläubig gefunden; er war es sicherlich immer, aber fand keine Veranlassung, es öffentlich zu bekennen. Aber in der Religion, da sitzt der Materialismus in einer festen Burg – der Buchstaben-Glaube. Freilich sagt *die Religion*: der Geist belebt, der Buchstabe ist tot. Aber der Pfaff[e] lehrt *seine* Religion, er lehrt den toten Buchstaben, weil er geistig tot ist. *Ecrasez l'infame* ist gegen *keine* Religion gerichtet, sondern sagt nur zu den Bekennern *jeder* Religion: seid wach, hütet euch vor dem Absterben, seht zu, ob ihr nicht schon gestorben seid.

Lebe wohl!

Dein Steinthal

Nun habe ich ganz vergessen, Dir und den [lieben] Deinen zum Neuen Jahr Glück zu wünschen. Wenn ich mich denkend verhalte, schwindet mir die Zeitlichkeit und – ich bin selig. Also: meine Frau und ich wünschen, daß Euch das neue Jahr nur Gutes und recht viel Gutes bringen möge.

Beiliegend ein Brief von Irene an Mariechen.

<sup>10</sup> „Ecrasez l'infame!": „Rottet den niederträchtigen (Aberglauben) aus!“, Schlagwort Voltaires gegen die katholische Kirche.

<sup>11</sup> Der Sturm der Entrüstung wurde ausgelöst durch die Schrift des evangelischen Theologen Adolf Harnack „Das apostolische Glaubensbekenntniß. Ein geschichtlicher Bericht nebst einem Nachwort“, die 1892 im Verlag von A. Haack erschien. In dieser kirchenhistorischen Studie hat Adolf Harnack (1851–1930), seit 1888 o. Professor der evangelischen Theologie an der Universität Berlin, die Entstehung und allmähliche Umdeutung des apostolischen Glaubensbekenntnisses dargestellt. Es sei in seiner heutigen Form das Taufsymbold der südgalischen Kirche seit dem 5. Jahrhundert. Vorher hatte die römische Kirche ein um die Mitte des 2. Jahrhunderts entstandenes Symbol, das sie im 8. oder 9. Jahrhundert gegen das gallische vertauscht habe. „Kann ihm“, schrieb Harnack, „auch nach den allgemein anerkannten Grundsätzen der evangelischen Kirchen eine *selbständige* Autorität zukommen, geschweige eine unfehlbare, rührt es ferner trotz seines hohen Alters aus einer Zeit her, aus der sehr vieles stammt, was die Reformationskirchen abgelehnt haben, so verdient doch die Frage: Was wollte das Symbol bekennen und sagen? die genaueste Untersuchung.“ Diese Darlegung löste heftige und diskriminierende Angriffe gegen Harnack persönlich und gegen dessen theologischen Standpunkt aus. Steinthal, auf Seiten des Verfolgten, erinnert hier an das Schicksal, das seit Jahrhunderten sowohl den Juden als auch den Häretiker getroffen hat.

[236] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 28. December 1892

Liebster Steinthal

Ich möchte doch diesmal meine Neujahrswünsche so rechtzeitig senden, daß sie zugleich die herzliche Theilnahme an dem Geburtstage Deiner Frau Gemahlin mit herübernehmen, welcher nach meiner Rechnung morgen ist. Hoffentlich ist sie nun einigermaßen wieder wohl auf und kann Dir die theilnehmende Gefährtin und Stütze sein, als welche sie nun schon im dreißigsten Jahre Dein Leben theilt. An frohem Sinn fehlt es ja nicht; so wünschen wir alle drei von Herzen gute Gesundheit, und namentlich auch, daß wie bisher im Herzen des Geburtstagskindes ein kleines Plätzchen für uns drei gewahrt bleibt.

Dir nun und Deinem ganzen Hause möge das neue Jahr ein gesegnetes sein. Der Winter ist ja jetzt wieder mäßig, das wird Euer aller körperlichem Befinden zu Gute kommen. Und dann bin ich immer der frohen Gewißheit: Wenn Du erst alle weiteren peripherischen Vorarbeiten zu Deiner Bibel-Arbeit wirst bei Seite geworfen haben und in medias res<sup>1</sup> gegangen sein, so wird Dich für lange Zeit das Gefühl, daß Du uns allen etwas geben kannst, was kein anderer an Deiner Stelle vermöchte, ordentlich in Schwung setzen. Je einfacher und schlichter die Sache herauskommt, je mehr wird ein Grundton Deines ganzen langen und gesegneten Lebens in ihr ausklingen.

Und wie geht es Lazarus und seiner Frau? Die dumme letzte Judenhetze, bei der er als Zeuge fungirt hat, hat ihn gewiß mitgenommen. Das wird nun wohl für lange noch nicht aufhören.

Wir sind zufrieden und im Ganzen in guter Gesundheit. Mariechen ist jetzt meist frisch und sieht jedenfalls viel besser aus. Auf ihrem neuen Pianino macht sie jetzt auch in Musik gute Fortschritte. Sie hat ja kürzlich, denke ich, selbst an Irene geschrieben. Mit meiner Frau geht es wechselnd, aber doch nicht schlecht. Ich bin in der Universität zufrieden, daneben mit der letzten Hand an einer Arbeit über den Grafen Leo Tolstoj beschäftigt, den Romanschriftsteller und religiösen Reformator.<sup>2</sup> Der dritte und letzte Band meines Abrisses, die Religionsphilosophie, reift sehr langsam; er wird frühestens 94 erscheinen. Dafür aber wächst Platon heran.<sup>3</sup> Sollte ich noch zehn frische Arbeitsjahre vor mir

<sup>1</sup> „In medias res“ (lat.), „mitten in die Dinge hinein“, d. h. ohne lange Vorbereitungen und Vorreden.

<sup>2</sup> Glogaus Abhandlung „Graf Leo Tolstoj, ein russischer Reformator – Ein Beitrag zur Religionsphilosophie“ erschien ebenfalls bei Lipsius & Tischer, Kiel 1893.

<sup>3</sup> Die Arbeiten über Platon veröffentlichte Glogau als Zeitschriftenaufsätze, zunächst

haben und daran wenden können, so glaube ich diesen Heros vor den Blicken der Menschen so hinstellen zu können, wie ihn noch Niemand vor mir gesehen hat. Auch dazu hat Deine Geschichte der Sprachwissenschaft den fundamentalen Anstoß gegeben.

Nochmals: ein gesegnetes neues Jahr und gute Freundschaft wünschen wir drei Euch allen!

In Liebe Dein

Glogau

den „Gedankengang von Platons Phaedon“, in: Archiv für Geschichte der Philosophie, Bd. 7 (1893), S. 3ff.

[237] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 21. Februar 1893

Liebster Steinthal

Dein letzter Brief vom 27. December hatte sich mit dem meinigen gekreuzt und, da ich damals mit der letzten Redaction des Tolstoj beschäftigt war, schien mir, die Übersendung dieser Schrift werde die klarste Antwort auf Deine Bemerkungen sein. Denn die Religion, die ich dem Menschen für unentbehrlich und keineswegs mit der „Wissenschaft“ schon gegeben halte, bezieht sich weder auf Caprivi noch die Ultramontanen, die mich beide gleichgültig lassen.<sup>1</sup> Sie schließt vielmehr ein lebendiges Innesein des Unendlichen und seiner ewigen Forderungen ein, welche nach meiner Erfahrung den Menschen thatsächlich fast durchgängig fehlt. Daher diente mir Tolstoj als Vehikel, dies meinen Collegen – zwölf hiesigen ordentlichen Professoren, die monatlich einmal zusammen kommen und der Mehrzahl nach Mediciner und Naturforscher sind – objektiv zu verdeutlichen.

Unser scheinbarer Gegensatz beruht also zum guten Theile darin, daß wir nach ganz verschiedenen Seiten hinschauen. Tolstoj's und ev[entuell] mein Christentum sollte doch auch Deinem oder Lazarus' Judenthume nicht so ferne stehen. Der Crystallisationspunkt und damit die bleibende Seele des christlichen Dogma ist und bleibt ein Rabbi, der nur aus dem inneren Ringen und den äußeren Schicksalen des jüdischen Volkes heranwachsen konnte. Und die Frage, wer wohl ev[entuell] zuerst verbrannt werden würde, Du, der Jude, oder ich, der Ketzer, hat mir zu allen Zeiten ganz ferne gelegen. Wenn verbrannt werden soll –

<sup>1</sup> Vergleiche dazu Steinthals Brief vom 27. Dezember 1892, Nr. 235.

ich habe nicht das geringste einzuwenden, daß man mich zuerst und allein verbrenne. Sind wir aber soweit, hoffe ich, im wesentlichen einig, so kann ich Deinen Geschmack für Gysizki und Paulsen entfernt nicht theilen: Wassersuppen widerstehen meinem Gaumen. Übrigens habe ich Deinen in Aussicht gestellten Aufsatz: Heilig und profan, immer noch nicht erhalten.<sup>2</sup> Du weißt aber, welchen Werth für mich alles hat, was von Dir kommt.

Hoffentlich ist es Deiner Frau Gemahlin und Herrn und Frau Lazarus doch wieder einigermaßen leidlich gegangen und sitztest Du selbst tief in der Bibel. Meine besten und innigsten Gedanken begleiten Euch stets. Uns geht's recht passabel, wir haben auch gesellschaftlich viel mitgemacht, darunter vor 8 Tagen ein Kostümfest, das an Großartigkeit wohl seines Gleichen sucht und doch einen sehr netten harmlosen Ton zeigte.

Mit den allerbesten Grüßen von Haus zu Haus und dem Wunsche, bald von Euch zu hören, bin ich

Dein treuer Glogau

<sup>2</sup> Steinthals Aufsatz „Heilig und Profan!“ war nicht zu finden; in der Allgemeinen Zeitung des Judenthums erschien allerdings ein Aufsatz „Profan!“ (Jg. 1891, Nr. 38, S. 447 f.); möglicherweise ist der Titel geändert worden und dieser Beitrag gemeint.

In diesen Wochen erlitt Steinthal einen Schlaganfall,<sup>1</sup> von dem er sich nur sehr langsam erholte. Noch am 16. Mai 1893, seinem 70. Geburtstag, war er nicht imstande, die ihm zugedachten Ehrungen persönlich in Empfang zu nehmen. Da auch Jeannette Steinthal krank war, vertrat ihn seine Tochter Irene und der Schwager Moritz Lazarus. Wenn sich Steinthal auch in den folgenden Monaten physisch wieder erholte, so kehrten doch seine Arbeitskraft und geistige Frische nie wieder ganz zurück.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Friedrich Paulsen ist der einzige Zeitgenosse, der etwas Genaueres über Steinthals schwere Erkrankung in seinen Lebenserinnerungen mitteilt. Allerdings handelt es sich dabei um den zweiten Teil seiner autobiographischen Aufzeichnungen, die nur in englischer Sprache vorliegen: Friedrich Paulsen, *An Autobiography*, übersetzt und hrsg. von Theodor Lorenz, mit einem Vorwort von Nicholas Murray Butler, New York 1938, S. 386.

<sup>2</sup> Friedrich Paulsen schreibt darüber (zitiert nach der angegebenen Übersetzung ins Englische): „It was very painful to see him, always a busy man, still trying to get this or that done and always having to give it up in painful resignation, his mind being no longer willing to do his bidding.“ (Friedrich Paulsen, *An Autobiography*, aaO, S. 386.)

[238] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 25. April 1893

Liebster Steinthal

Ich muß Dir doch sagen, daß ich das nun seit reichlich fünf Wochen – mit Ausnahme weniger kalter Tage – unveränderlich schöne Wetter immer mit dem dankbaren Gefühle ansehe, daß es Deiner vollen Wiederherstellung und der Erholung Deiner von der Angst und der Pflege erschöpften lieben Frau die beste Heilkraft entgegenbringt. Die vielen Freunde, die in ernster Sorge um Dich gestanden, athmen wieder auf. Bald wird, so denke ich mir, Schönefeld Euch alle aufnehmen und nach einem schönen Frühling und Sommer die alte Kraft wieder dasein. In der zweiten Hälfte des September hoffe ich Euch, so Gott will, in Berlin alle zu sehen.

Deine liebe Irene ist mir durch ihre freundlichen Mittheilungen sehr viel näher getreten.<sup>1</sup> Ich bitte Dich, ihr recht herzlich zu danken: aus Deinem Munde wird mein Dank ein doppeltes Gewicht für sie erhalten.

Uns geht es befriedigend, angenehmer Logirbesuch von Freunden und Verwandten hat uns erfreut. Neben einer scharfen Kritik Paulsens in Harnack-Schürer's Theologischer Litteratur-Zeitung, welche diesen Sonnabend erscheint,<sup>2</sup> habe ich in diesen Ferien die erste Frucht fünf- und zwanzigjähriger – natürlich von Dir, Deiner Gesch[ichte] der Sprachwissenschaft zuerst angeregter – Plato-Studien in einer Zergliederung des Phaedon fertig gebracht. Letztere Arbeit halte ich noch für das Beste, was ich geschrieben habe: sie soll in Stein-Zeller's Archiv erscheinen.<sup>3</sup> Erstere Kritik wird Dir nicht zusagen. Fast zum Glück, könnte ich sagen, erhalte ich keinen Abzug dieses Artikels, den ich Dir daher auch nicht senden kann. Außerdem habe ich in diesen Ferien für meine Verhältnisse sehr gründliche orientalische Studien getrieben und mich tüchtig angestrengt.

Das führt mich auf mein *ceterum censeo*.<sup>4</sup> Möge Deine wiederhergestellte Kraft zwar in erster Linie den Deinen und Deinen Freunden, in zweiter aber einer Stimmung zu gute kommen, die Dich unbekümmert

<sup>1</sup> Diese Mittheilungen Irenes über das Befinden des Vaters sind leider nicht erhalten.

<sup>2</sup> Glogaus Besprechung von Friedrich Paulsens „Einleitung in die Philosophie“ (Berlin 1892) erschien in: Theologische Literaturzeitung, hrsg. von Adolf Harnack und Emil Schürer, 18. Jg. (1893), Spalte 233–236.

<sup>3</sup> Vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 236.

<sup>4</sup> In Anlehnung an die stereotype Mahnung des römischen Staatsmannes und Feldherrn M. P. Cato, die dieser vor dem dritten Punischen Krieg im Senat immer wieder geäußert haben soll: „*Ceterum censeo Carthaginem esse delendam*“ (im übrigen bin ich der Meinung, daß Karthago zerstört werden muß).

und ohne Skrupel an die Gestaltung Deiner Bibel-Arbeit führt, so gut Du sie nun eben machen kannst. Das Bessere ist der Feind des Guten.

Meine Frau und Tochter grüßen Dich und die Deinen mit mir auf das herzlichste.

Es grüßt Dich  
Dein treuer Glogau

[239] Gedrucktes Dankschreiben HEYMANN STEINTHALS:

Berlin, Schöneberger Ufer 42,  
den 17. Mai 1893

P. P.

Für die mir zur Vollendung des 70ten Lebensjahres freundlich erwiesene Aufmerksamkeit sage ich Ihnen hierdurch meinen innigsten Dank.

Hochachtungsvoll  
Prof. H. Steintal

IRENE SEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

[auf der Rückseite der gedruckten Danksagung]

Hochgeehrter Herr Professor,

Ich will nicht noch wenige Tage vergehen lassen, ehe ich Ihnen vom 16ten ein klein wenig erzählt habe. Ich muß mich kurz fassen, denn ich habe schrecklich viel zu thun und bin der alleinige Sekretair meines Vaters. G[ott] s[ei] D[ank] ist ihm der schöne, aber aufregende Tag gut bekommen, denn er hat *Niemanden* – außer der engsten Familie – gesprochen. Und leider konnte auch meine Mutter nicht beim Empfang dabei sein, da sie noch immer leidend ist. So haben mein Onkel Lazarus und ich alle Gratulationen, Geschenke und Adressen entgegengenommen und nach hinten meinen Eltern überbracht. Es war ein aufregender Tag und auch die folgenden brachten und bringen noch Trubel genug. Jetzt nun geht es an's Dankeschreiben. Mein Väterchen ist doch noch nicht so weit, um die Feder selbst in die Hand zu nehmen, und auch meine Mutter kann ihren rechten Arm noch nicht gebrauchen. So soll *ich* Ihnen sagen, verehrter Herr Professor, wie sehr meinen Vater die herrliche Adresse seiner Schüler und Freunde erfreut hat, und daß er Ihnen vielmals dankt für Ihren Brief! Wissen Sie schon, daß er jetzt

täglich ausfährt, viel auf dem Balcon sitzt und ohne Schwierigkeiten gehen kann? Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen schon mitgeteilt.

Meine Eltern und ich senden viele Grüße für die werten Ihrigen.

Verehrungsvoll Ihre Irene Steinthal

[240] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

[Berlin], den 4. Juni 1893

Lieber Glogau, für Deinen innigen Brief wollte ich Dir eigenhändig danken: das kann ich erst heute, aber nur kurz. Die Schreiberei, die durch Beantwortung der Gratulationen und Adressen notwendig geworden war, hat Irene besorgt. Mir geht es *nach Urteil der Ärzte* und aller Freunde und Freundinnen, die mich sehen, *sehr gut*; ich aber bin noch fern davon, in meinem Zustande zufrieden zu sein. Schwächen und Abnormitäten zeigen sich überall in meinem Körper.

Zu Deinem Geburtstage wünsche ich Dir alles Gute!

Lebe wohl mit den Deinen und seid alle herzlich begrüßt.

Steinthal

Meine Damen können nicht anschreiben, sie sind schrecklich mit Packen geplagt. Denn übermorgen, Dienstag, wollen wir nach „Schönefeld bei Leipzig“ fahren, wohin Du nun auch Deine Worte richten kannst.

D. O.

[241] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 9. Juni 1893

Liebster Steinthal

Hoffentlich ist beim Eintreffen dieser Zeilen der nicht ganz kleine Stoß annähernd wieder überwunden, den die Übersiedlung nach Schönefeld, welche sich an meinem Geburtstage vollzogen hat, sicher wird zur Folge gehabt haben. Als ich vor bald dreißig Jahren Dich kennen lernte, erschienst Du mir zart und die Reaktionskraft Deines Körpers gering. So wundere ich mich gar nicht, daß der Siebenzigjährige nur sehr langsam die Rückkehr der Gesundheit selber empfindet. Wenn nur die Ärzte zufrieden sind und der Sommer so schön bleibt, wird der Herbst uns hoffentlich ein freundliches Wiedersehen bringen. Hoffentlich erholt sich auch Deine Frau in dem ruhigen Schönefeld, das für Irene ja so wie so ein El dorado sein muß.

Wir feierten meinen Geburtstag durch einen Nachmittags-Spaziergang in dem nahen Hafenort Heikendorf. Es geht uns gut und die kleinen täglichen Übel wissen wir zu ertragen. Dein Brief aber hat uns alle gleich sehr erfreut.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Dein Glogau

[242] IRENE STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, den 28. October 1893

Verehrter Herr Professor,

Gleich nachdem mein Vater Ihre Recension<sup>1</sup> gelesen, wollte er Ihnen darüber schreiben. Doch fühlte er sich in der letzten Woche nach einer Vorlesung, die er gehalten, etwas matt, und hat nun für diesen Winter die Vorlesungen überhaupt aufgegeben.

Jetzt dictiert mir mein Vater folgendes:

Lazarus wünschte Deine Recension zu lesen und hat mir gesagt, er finde dieselbe gründlich, und in so fern man über ein Portrait urteilen könne, ohne das Original zu kennen, glaube er, daß die Recension auch treffend sei. Denn gelesen hat er Paulsen nicht.

Dieser Ansicht stimme ich bei. Ich habe allerdings Paulsen etwas gelesen. Bemerken will ich nur noch, daß ich fürchte, Du könntest dahin mißverstanden werden, als wolltest Du sagen, Paulsen habe sich ohne feste, selbständig gewonnene Ansicht von Mode-Gedanken hin- und hertreiben lassen. Ich denke, daß dies nicht Deine Absicht war. Paulsen hat sich seit seiner ersten Verheirathung,<sup>2</sup> wohl durch Einfluß seiner Frau, immer mehr zu einer conservativeren Richtung gewendet. Auch das steigende Alter für sich erzeugt größere Ruhe dem Bestehenden und Üblichen gegenüber, so daß ich mich überhaupt über geänderte Ansichten nicht ohne besonderen Grund wundere. An Deine andre Abhandlung über Plato habe ich mich bei meinem Befinden noch nicht wagen dürfen. –

Wir alle drei grüßen Sie, verehrter Herr Professor, und die lieben Ihrigen herzlich!

Ihre Sie verehrende

Irene Steinthal

<sup>1</sup> Vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 238.

<sup>2</sup> Paulsen hatte nach dem Tode seiner Frau im Juni 1883 Anfang August 1892 seine Schwägerin geheiratet.

[243] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 31. December 1893

Liebster Steinthal

Ein dreifacher Anlaß zum Glückwunsch hat sich nachgerade zusammengefunden: der dreißigjährige Hochzeitstag, das Weihnachts- und Neujahrsfest, der Geburtstag Deiner Frau.<sup>1</sup> Darf ich als vierten die sich wieder einfindende neue Kraft hinzuhoffen? Es wäre mir ein schönes Weihnachtsgeschenk, wenn ich darüber könnte beruhigt sein. Das Wetter war ja dauernd milde und das, denke ich, wird Dir zu statten gekommen sein.

Ich hoffe also, Ihr habt bisher in erträglichem Wohlsein weiter gelebt. Daß Du nicht gelesen, ist wohl für Dich etwas drückend – ich habe mich dessen gefreut. Die Leere zu überwinden, wird Irene gerne durch Vorlesen und treue Gesellschaft beigetragen haben – was anderes erwartet man von einer dekorierten Ordensritterin? Dir aber ist es einstweilen noch sehr zu wünschen, daß sich nicht auf ganz bestimmte Stunden ganz bestimmte Pflichten konzentriren. Abgesehen von der Anstrengung ist wohl auch das Bewußtsein beunruhigend: nun soll ich dann das und das leisten und fühle mich jetzt doch gar nicht kräftig!

Uns ist es jetzt ganz mäßig weitergegangen. Am meisten Freude macht mir ein Kränzchen von Freundinnen meiner Tochter, mit denen ich wöchentlich einmal zwei Stunden Goethe oder andre bedeutende Werke, gegenwärtig die Odyssee, eingehend behandle. Lauter frische, geistig hungernde und dazu blühende, ja schöne Mädchen, deren Eifer und gleichmäßiges Interesse etwas Entzückendes und tief Erfrischendes hat. Das dauert nun fast zwei Jahre und, so Gott will, soll es noch lange dauern. Sonst lebt man nur unter Druck und Ärger. Ich beschäftige mich viel mit dem Orient und bin wohl fleißiger, als ich sollte. Den Meinen, wie gesagt, geht es wohl.

Und wie steht's in Berlin? Was machen Lazarus'? Euch allen möge das neue Jahr nur Gutes und Heilsames bringen. Wir aber hoffen mit Bestimmtheit, daß sich zu Pfingsten unser Haus zu Euer aller Empfange schmücke. Es sollen schöne Tage werden! In dieser Hoffnung schließe ich mit nochmaligen Geburtstags- und Neujahrswünschen von uns allen an Euch alle.

Herzlichst

Euer Glogau

<sup>1</sup> Der 30jährige Hochzeitstag war schon am 20. Oktober 1893.

[244] HEYMAN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

[Berlin] W., Schöneberger Ufer 42, den 12. Januar 1894

Lieber Glogau, es freut mich zu lesen, daß es Euch „ganz mäßig“ ergangen ist, indem ich wünsche, daß es Euch immer besser und besser ergehe, wozu doch wo[h]l noch Veranlassung sein wird. Euer Lese-Kränzchen, das Dir so viel Freude macht, möge weiter dauern, was nicht ausschließt, daß einige Hochzeiten innerhalb desselben gefeiert werden mögen. Ich sehe ja, wie junge Frauen und junge Mädchen mit einander freundschaftlichst und auch mit Bildungs-Zwecken verkehren können.

Und so: ein voll befriedigendes neues Jahr!

Mir geht es so, daß ich werde sagen müssen: besser *kann* es unter Umständen nicht gehen. Fast die Hälfte des 24stündigen Tages bringe ich im Bett, mit und ohne Schlaf. Zusammenhängend arbeiten ist noch nicht möglich. Schon nach einem Briefe, wie dieser, oder nach einem Besuche eines intelligenten Menschen mit anregendem Gespräch bin ich erschöpft. Aber wirklich, wenn ich nicht irre, habe ich dieser Tage einen Fortschritt verspürt. Der Kopf! der Kopf! ohne den geschieht nichts; sonstige Kraft macht's nicht.

Bei meiner Schwägerin Lazarus geht es traurig; und auch Lazarus ist vielfach leidend, stark nervös. Kein Wunder!

Meine Frau und Irene sind munter und sind mir ein großes, ein ganzes Glück.

Meine Frau oder wir alle drei denken ernstlich daran, Dich recht bald zu besuchen. Ob zu Pfingsten? Das ist fraglich; aber doch *vor* unserer Sommer-Reise und wahrscheinlich in Verbindung damit. Ich will nicht weiter davon reden, *wie gern* wir zu Euch reisen, und welche Hindernisse obwalten: von ersterem bist Du, denke ich, überzeugt; und letztere sind wo[h]l allemal zu überwinden, sollen aber doch das Vergnügen weder vorher noch nachher stören.

Lebt mit einander recht wohl!

Dein Steintal

[245] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 30. März 1894

Liebster Steinthal

Zunächst herzlichen Dank Dir und Deinem lieben Sekretär, Irene, für die schöne Gabe<sup>1</sup>, der man es nicht ansieht, daß sie von einem Reconvallescenten kommt. Dein Vortrag, der als solcher nur in einer Anrede gegen den Schluß hin sich kenntlich macht, zeugt ja dafür, daß neben der geistigen auch die physische Kraft wiederhergestellt sein muß, daß Du denselben hast halten können. Er hat mich mächtig interessirt und gerne hätte ich auch das verstanden, was mir naturgemäß entgehen mußte; auch die Provenienz vieler Stellen, z. B. gleich auf der ersten Fahne das Gebet des Vorbeters, wäre mir äußerst wichtig. Das ist ja die directe Veranschaulichung des ursprünglichen – z. B. des indischen – Priesterthums; nur daß ganz andre ethische und sociale Mächte es im Ursprunge unterbinden. Überhaupt athmet das Ganze eine solche Unmittelbarkeit eines gesammelten und doch nicht schematisch-hierarchisch organisirten Gemeinde-Cultus, daß es das Verständniß von Zuständen allgemeingiltig erschließt, welche *vor* der intellectuellen (Hyper-)Kultur und *vor* allem Kirchenwesen liegen. Das Aufgehen in die Liturgik, in Wechselgesang und Geberde, vor und ohne alle Predigt ist mir in seiner sättigenden Wirksamkeit für solche Gemüther sehr deutlich geworden. Wie gesagt, ich wünschte wohl, Du oder ein anderer, der dessen fähig ist, gäbe uns andern auch die in der hebräischen Andeutung unverständlich bleibenden Zwischenglieder. Da fließt unabgelenkt und ungebrochen ein Born lebendiger religiöser Empfindung. Und die Quelle kommt nicht aus stickiger, stinkender Oberschicht, sondern aus den Tiefen des Geistes, welche hinter der Erscheinungswelt in dem ewigen Ursprung der Seele sich gründen. Wie immer dieser jüdische Geist historisch incrustirt ist und ohne daß ich seine Welten-Fremde mir aneignen möchte; weiter ist auch Plato, der Göttliche, nicht vorgedrungen.

Darf ich nun hoffen, daß dies ein Zeichen einer dauernden Wendung in Deinem Befinden ist? Daß wir zu Pfingsten nun wirklich auf Euch rechnen dürfen und können? Wir alle wünschten recht sehr, daß wir *bald* darüber etwas Näheres erführen. Wie herzlich Ihr drei willkommen seid: das nochmals zu betonen, halte ich nicht für nöthig. Haben wir doch seit 9 Jahren auf den zugesagten Besuch von Jahr zu Jahr warten müssen.

<sup>1</sup> H. Steinthal, Die jüdischen Melodien, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jg. 1894, Nr. 12 und 13.

Uns hier geht es im Ganzen recht gut. Meine Frau freilich ist in den letzten Tagen unpäßlich gewesen, erholt sich aber bei dem schönen Wetter schon wieder. Ich bin sehr fleißig, nächstens soll eine Logik erscheinen.<sup>2</sup> Mit Mariechens Gesundheit sind wir zufrieden.

Möge Euch allen die schöne Frühlings-Sonne wohlgethan haben – Lazarus' Herr und Frau und Fräulein nicht zu vergessen. Wir grüßen herzlich und hoffen recht bald einmal auf nähere Nachricht.

In alter Ergebenheit  
und Dankbarkeit  
Dein Glogau

<sup>2</sup> Gustav Glogau, Die Hauptlehren der Logik und Wissenschaftslehre – Für den Selbstunterricht dargestellt, Verlag von Lipsius & Tischer, Kiel und Leipzig 1894. – Diese Schrift trägt die Widmung: „Meinen Kollegen an der Kieler Universität – Den Herren Dr. J. Reinke, ordentl. Professor der Botanik, Dr. Th. Curtius, ordentl. Professor der Chemie – In freundschaftlicher Gesinnung zugeeignet.“

[246] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, den 3. April 1894  
[diktiert]

Lieber Glogau,

Deine günstige Voraussetzung über mein Befinden ist leider nicht ganz zutreffend; den Vortrag habe ich nicht selbst gehalten, sondern von einem Studiosus lesen lassen. Das Interesse, welches Du an den „Jüdischen Melodien“ genommen hast, hat meine Erwartung übertroffen.

Dein Brief traf uns in großer Bangigkeit um die Schwägerin Lazarus; sie hat seit Sonnabend ausgelitten – längst gefürchtet und doch unerwartet. –

Über meine Sommerreise muß ich erst noch den Arzt fragen; aber Pfingsten können wir noch nicht zu Euch kommen.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Dein Steintal

Mit meinem besonderen Gruß wollte ich auch noch sagen, daß Onkelchen, außer der Nachricht in den Zeitungen keine Anzeigen geschickt hat.

I[rene] St[eintal]

[247] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 5. Mai 1894

Lieber Glogau, nachdem es mir im März und den ersten drei Wochen des April weniger gut gegangen war als im eigentlichen Winter, bin ich jetzt wieder ganz zufrieden (natürlich beziehungsweise) und habe vergangenen Mittwoch mein Publicum über Classification der Sprachen begonnen, wöchentlich *eine* Stunde, und die Vorlesung hat mich nicht übermäßig angestrengt. Ich war nach der Univ[ersität] halb gegangen, halb gefahren, in Begleitung von Frau und Kind. Es war ein Festtag für uns, und ich hoffe, diese geringe Tätigkeit durch das Semester fortsetzen zu können. Allerdings kommt nun doch noch eine Stunde Ethik an unsrer Anstalt<sup>1</sup> hinzu. Aber ich hoffe, beides wird ganz gut gehen.

Nun unser Besuch, Ja, lieber Freund, materiell muß ich rechnen. Pfingsten können wir nicht bei Euch sein. Ich muß die Reise zu Euch mit meiner Sommer-Reise zusammen nehmen. Anfangs hatte ich die Absicht, von Euch in ein Seebad zu gehen: das hat der Arzt entschieden abgewiesen. Diese Luft der Küsten und Inseln sei mir nicht tauglich. Südlich müsse ich jedenfalls. Nun wohin? Noch steht nichts fest. Doch eben dies, daß wir *Ende Juli* nach Kiel reisen. Kommen wir Euch um diese Zeit gelegen, wir drei? Ist Euch das recht, so kommen wir von Hamburg auch nach dem Süden; und weiter als höchstens bis in den Schwarzwald gehen wir nicht, aber wahrscheinlich nicht so weit.

Mit Mühe und Not habe ich mir die Recension meiner Schrift „Bibel und Rel[igions]philos[ophie]“ von Deussen verschafft.<sup>2</sup> Ich kann ja mit derselben sehr zufrieden sein. Die Hauptsache ist, daß er, wie ich sogleich vorausgesetzt hatte, den principiellen Unterschied der Weltanschauung hervorgehoben hat: Optimismus und Erlösungs-Bedürfnis, um nicht zu sagen, Pessimismus, und ich bin der Meinung, daß hierüber sich schwerlich debattiren läßt, daß es aber immer erhebend wirkt, sich über solchen Gegensatz auszusprechen. – Wenn aber D[eussen] diesen Principienstreit mit der Racen-Frage, indogerm[anisch] und semitisch, verquickt,<sup>3</sup> so hoffe ich, daß er den Widerspruch, den so-

<sup>1</sup> An der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums.

<sup>2</sup> Paul Deussen hat die Besprechung von Steinthals Aufsatzsammlung „Zu Bibel und Religionsphilosophie“ veröffentlicht in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, N. F., Bd. 103 (Leipzig 1893), S. 292–303. – Über Paul Deussen, dessen weltanschaulicher Standpunkt in dieser Rezension deutlich hervortritt, vgl. Brief Nr. 199, Anm. 3.

<sup>3</sup> Deussen behauptet in dieser Besprechung, daß nur die indogermanische „Rasse“ zum Idealismus tendiere, die semitische dagegen zum Realismus. Da den Semiten angeblich die „metaphysische Anlage“ fehle, glaubten sie auch nicht an die Unsterblichkeit der Seele und begriffen das Verhältnis Gott – Mensch nur als ein solches von Herr und Knecht.

wo[h]ll die Geschichte wie die Anthropologie (Virchow) erhebt, noch hören wird.

Zwei Punkte aber tun mir leid. Wo hätte ich „ästhetische Schönfärberei“ getrieben?<sup>4</sup> Schlecht beraten war D[eussen] durch Ed[uard] Meyer. Denn daß in der Bibel „durch spätere Zusätze der Sachverhalt mehr und mehr entstellt und schließlich völlig und bewußt gefälscht“, hat meines Wissens weder Wellhausen noch Stade gesagt,<sup>5</sup> ist auch nicht einmal für den Chroniker zu billigen; auf Sätze dieses naiven Chronikers hat Wellhausen seine Entdeckung der Zusammensetzung des Stammes Juda gemacht. Insofern jeder, welcher die positive Seite einer literarischen Arbeit heraushebt, apologetisch genannt werden kann, bin ich es auch der Bibel gegenüber; habe ich dabei jemals Ergebnisse der Kritik verleugnet? z. B. in dem Vortrage über die Schöpfung? Daß ich vom „Suchen“ der Wahrheit rede und nicht vom „Besitzen“ ist echte rabbinische Ansicht. Man besitzt nur die Wahrheit, die man durch Suchen gefunden hat. In der Bibel suche man endlos, heißt es in den Sprüchen der Väter. – Meine Abh[andlung] aber über nationale und religiöse Vorurteile sollte niemand apologetisch nennen, ohne sich zuvor zu fragen, ob er nicht aus Vorurteil so urteilt. Diese Abh[andlung] ist in einer Spinoza-Ruhe geschrieben. Sollte der „Zusatz“ weniger ruhig geschrieben sein, so ist es ja erklärlich, daß der specielle Fall mehr erregt als die allgem[eine] Betrachtung.

Das mag alles hingehen, und über „Verstand“ und „Vernunft“ will ich gar nicht reden.<sup>6</sup> Was mich aber verdrießt, ist das *wo[h]llwollend gemeinte* „maßvolle und mit Milde geübte Einschränken des semitischen Elementes usw.“<sup>7</sup> Darf ich denn nun Professor an der Universität sein?

<sup>4</sup> AaO, S. 294 (unten).

<sup>5</sup> Steinthal gibt hier ein Zitat wieder, das Deussen in seiner Rezension in größerer Ausführlichkeit aus Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, Bd. I (1884), S. 194, anführt. Julius Wellhausen (1844–1918) war zunächst Professor der evangelischen Theologie, wechselte aber dann zur philosophischen Fakultät über: 1882 wurde er a. o. Professor der orientalischen Sprachen in Halle, 1885 o. Professor in Marburg und seit 1892 in Göttingen. Grundlegend wurde seine „Geschichte Israels“ (Erster Teil, 1878). Auch der evangelische Theologe Bernhard Stade (1848–1906), seit 1875 o. Professor für alttestamentarische Theologie in Gießen, schrieb eine „Geschichte des Volkes Israel“ (2 Bde., 1887/1888). Beide Gelehrte trugen wesentlich zur Entwicklung der historisch-kritischen Methode in der protestantischen Bibelexegese bei.

<sup>6</sup> Deussen hat Steinthal (aaO, S. 302) den Vorwurf gemacht, daß dieser – hierin Kant folgend – nicht richtig zwischen Vernunft und Verstand unterscheidet. Deussen argumentiert hier vom Standpunkt Schopenhauers aus.

<sup>7</sup> Deussen bemerkt auf der vorletzten Seite seiner Besprechung (S. 302): „[. . .] man wird vielen humanen Anschauungen des Verf. gern zustimmen, auch wenn man ein maßvolles und mit Milde geübtes Einschränken des semitischen Elementes und seiner Einflüsse als das für das Gedeihen unserer Kulturersprießlichste erachtet.“ Steinthal mußte erkennen, daß die vorangegangene pseudowissenschaftliche Differenzierung zwischen der indogermanischen und der semitischen „Rasse“ auf eine Diffamierung der

Aber ich werde keine Antikritik schreiben; denn ich muß mein geringes Maß von Leben aufsparen für wichtigere Dinge.

Nun lebe mit den Deinen recht wohl und hoffentlich sehen wir uns alle zusammen noch in diesem Sommer bei Euch.

Dein St.

deutschen Juden hinausläuft, daß eine kritische Antwort daher auch nicht viel ausrichten würde.

[248] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 10. Mai 1894

Liebster Steinthal

Dein eigenhändiger Brief hat große Freude ins Land gebracht. Einmal, daß Du ihn schreiben konntest und daß Du sogar liest, war uns eine große Genugthuung. Dann aber fürchteten wir fast, es könne Euer Besuch uns doch entgehen. Ich hätte *sofort* erwidert, wenn ich nicht die Wahl der Deputation zum Jubiläum der Universität Halle-Wittenberg<sup>1</sup> in den ersten August-Tagen hätte abwarten wollen. Die ist gestern Abend gewählt worden. Da ich mit einer Stimme Majorität von einem andern geschlagen bin, bin ich also jedenfalls in der bezeichneten Zeit um den ersten August herum hier und durch Nichts abgelenkt. Richtet Euch aber auf recht lange ein, damit wir einander recht nahe treten.

Die betr[effende] Recension hat mir Deussen s[einer] Z[eit] gegeben – ich habe sie aber nur durchgesehen, nicht gelesen, auch kein Wort zu Deussen darüber gesagt, so empört sie mich. Hören thut dieser Mann überhaupt auf *gar nichts*.<sup>2</sup> Was er sich als unreifer junger Mensch vor fast 20 Jahren zurechtgemacht hat, das wiederholt er wörtlich heute. Er kennt nur quantitative Anlagerung, nicht inneren Fortschritt, ohne jedes Gefühl für geistige Individualität, ja für alle Humana. Was ich – unter

<sup>1</sup> Die vom König von Preußen, Friedrich I., 1694 eingeweihte Universität von Halle wurde 1817 mit der Universität Wittenberg verbunden und nannte sich dann „Vereinigte Friedensuniversität Halle-Wittenberg“. Im Jahre 1894 feierte sie also ihr 200jähriges Bestehen.

<sup>2</sup> Von dieser Kritik Glogaus hat Deussen offensichtlich kaum etwas wahrgenommen; jedenfalls hielt er nach dessen Tod die Gedächtnisrede an der Christian-Albrechts-Universität in Kiel am 11. Mai 1895, die im Verlag von Lipsius & Tischer noch 1895 veröffentlicht wurde. Dort erzählte Deussen, daß ihm Glogau „lange Jahre so nahe gestanden hatte“ und daß er am vorletzten Abend vor dessen Griechenlandreise noch über Einzelheiten dieser Reise mit ihm beraten habe.



### Heymann Steinthal mit seiner Familie

Photographie: Friedrichroda (um 1895/96)

Von links nach rechts: Sigmund Saller, Jeanette Steinthal,  
Amalie Saller (geb. Lazarus, Schwester von M. Lazarus),  
Irene Steinthal, Heymann Steinthal; die Kinder gehören  
zu anderen Feriengästen



Anderem – an ihm zu tragen habe, mag ich weiter nicht sagen. Unter solchem Druck hab ich einmal vor einigen Monaten Dir geschrieben und gesagt, mein Goethe-Kränzchen bilde eigentlich die einzige wirkliche Freude. Deine Antwort darauf, war, schien mir, aus dem Standort des 70ers gegeben. Du wirst als fünfziger ähnlichen Druck auch noch erst überwinden zu lernen gehabt haben. Auch ich werde gegen alle Enttäuschungen immer ruhiger; ich bin aber 21 Jahre jünger als Du und kann mich der Erbitterung oft nicht erwehren. Ich könnte jedenfalls über eine mit so niederträchtigem Hochmuthe geschriebene Kritik nicht so milde und maßvoll denken, wie Du es thust. Deine Zeilen sind wieder ein Muster einer so edelen Gesinnung wie der Kritiker keine Ahnung davon in sich findet.

Meine Frau behält sich vor, zu Deinem Geburtstage der Deinigen zu schreiben. Bis dahin allseitig herzlichste Grüße!

In alter Treue

Dein Glogau

[249] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 25. Mai 1894

Lieber Glogau, herzlichen Dank für Deinen Brief zum 16. d[ieses] M[onats]. Ich habe nun schon mehrere male meine Vorlesungen gehalten, und es ist mir gut gegangen, so daß ich deren Fortsetzung durch das Semester hoffen darf. Den 19. Juli würde ich schließen und am 20. würden wir zu Euch kommen. Folgte ich meiner Frau, so sollten wir schon 8 Tage früher kommen. Natürlich schreibe ich Euch erst noch einmal; denn so voraus lassen sich die Pläne nicht festsetzen. Und dann hoffe ich auf schöne Kräftigung für den Winter, da ich doch jetzt noch an mancherlei Kleinigkeiten leide, während es freilich auch nicht an Zeichen der Besserung fehlt. Natürlich langweile ich mich jetzt ziemlich viel. „So lange es Tag ist, rastlos zu schaffen“, denke ich freilich; aber oft frage ich im stillen: „Wächter, wie steht es um die Nacht?“ Die Langeweile hat das Schlimme, daß sie Pläne erzeugt, z. B. den Plan zu einer Metaphysik, ohne Dialektik, genetisch, also mit Hegel zu reden, mehr eine Phänomenologie. Dergleichen scheint unschädlich, stört aber.

Habe ich Dir schon gesagt, daß ich neulich Veranlassung fand, den

130. Psalm zu commentiren? Du wirst das Elaborat zu lesen bekommen, *wenn* es angenommen und *wann* es gedruckt sein wird.<sup>1</sup>

Ethik geht mir natürlich auch durch den Kopf. Was kann der Satz für einen Sinn haben: der Zweck heiligt das Mittel? und wodurch ist derselbe so verrucht geworden?

Ich habe schon genug geschrieben.  
Lebe mit den Deinen recht wohl!

Dein Steinthal

<sup>1</sup> Steinthals Aufsatz „Der 130. Psalm“ erschien in: Steinthal, Zu Bibel und Religionsphilosophie, Vorträge und Abhandlungen, Neue Folge, Berlin 1895, S. 162–165.

JEANNETTE STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

[25. Mai 1894]

Verehrte liebe Frau Professor!

Ihre warmen entgegenkommenden Worte über unsre Reise zu Ihnen, haben mir sehr wohl gethan!<sup>1</sup> Wir freuen uns ungemein, ein paar Tage mit und bei Ihnen verbringen zu können. Man tritt sich in einem engen Zusammenleben doch viel näher, und ich hoffe, unsre Kinder werden sich gegenseitig ergänzen und Gefallen aneinander finden. – Wenn wir auch brieflich wenig mit einander verkehren, ich weiß doch, daß im Herzen wir die innigsten Freunde sind. Ich bin so schrecklich schwerfällig geworden, daß selbst eine Zeile zu schreiben mir eine Arbeit ist und nicht aus der Feder fließt; nur im gemüthlichen Verkehr bin ich noch die Alte. So lasse ich auch jedes Mittheilenswerthe, was mir auf dem Herzen liegt, bis wir – heil bei Ihnen sind. Wenn der liebe Gott Alles gesund erhält, soll es reizend werden. Grüßen Sie bitte Ihren lieben Gatten und Mariechen herzlich und leben Sie alle denn recht wohl nach dem Wunsche

Ihrer herzlich ergebenen  
Jeannette Steinthal

<sup>1</sup> Der Brief Marie Glogaus ist nicht erhalten.

[250] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 5. Juni 1894

Lieber Glogau, zu Deinem morgenden Geburtstage schicke ich Dir meinen, meiner Frau und Tochter, unser aller drei, herzlichen Glückwunsch: Kraft zur Arbeit, behagliche Stimmung dazu und Gelingen derselben. Du meinst, es sei ein Unterschied zwischen einem 50- und einem 70jährigen. Das ist gewiß wahr. Ich habe aber sehr früh angefangen, mich vor Verbitterung zu hüten und vor harter Beurteilung. Das rate ich Dir auch. Ich habe Gelegenheit gehabt zu sehen, wie die Verbitterung den fröhlichen Genuß des dargebotenen Guten hindert. Wo ich es nicht brauche, urteile ich lieber gar nicht. Die Menschen sind nicht bloß verschieden, sondern auch mehr oder weniger eitel und nährisch. Aber es gibt gute Torheiten, d. h. guten Charakter mit Narrheit; tut jener alles, was er kann, nehme ich diese mit in Kauf. Wirkliche Verschiedenheiten aber wollen vor allem *erkannt* sein und werden dann auch relativ *anerkannt*. Wenn Dir diese Bemerkungen für Deine Stimmung nützen können, so soll es mich freuen.

Lebe also mit allen Deinen recht wohl! und herzlichen Gruß von Haus zu Haus.

Dein Steintal

[251] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 13. Juni 1894  
[Postkarte]

Liebster St.!

Um nicht gar zu lange den Dank für Deine lebenswürdigen Zeilen aufzuschieben, muß ich mich wohl oder übel mit einer Postkarte begnügen. Es ist nicht abzusehen, wann ich einmal eine volle Stunde Zeit für mich finden könnte.

Wie immer hat Dein Brief mir sehr wohl gethan. Habe herzlichen Dank, ebenso Frau und Tochter für Ihre [sic!] Wünsche. Wir alle freuen uns *sehr* auf die versprochenen Juli-Tage.

In Liebe

Dein Glogau

[252] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 29. Juni 1894

Lieber Steinthal

Eben übergibt mir Marie den beiliegenden Brief an Irene. Da wir uns bald sprechen, so sage ich nur: das Gewebe menschlicher Individualitäten schlingt die starken und die Schatten-Seiten unlöslich in Eins. Ohne die tiefe Abneigung gegen das, was mir dem Beruf des Menschen entgegengesetzt scheint, hätte ich niemals die Kraft gewonnen, dem Gesamtsinn des Zeitalters mich dauernd entgegenzusehen.

Meine Frau ist gegenwärtig bei ihrer Schwester in Tilsit, kommt aber mehrere Tage vor Eurem Eintreffen zurück. Es wäre sehr freundlich, wenn wir durch Irene *recht bald* den annähernd *genauen* Termin Eurer Abreise erfahren könnten. Es gebe [sic!] meiner Frau ein erhöhtes Gefühl, nichts zu versäumen, wenn ich ihr schon jetzt diesen Termin mittheilen könnte.

Mit allseitigen, allerherzlichsten Grüßen

Dein Glogau

[253] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Herrenalb im Württ. Schwarzwald, Haus Beutter, den 6. Juli<sup>1</sup> 1894

Lieber Glogau, wir sind nun in voller Ruhe. Die Unruhe der Reise aber hat mir nicht oder nicht merklich geschadet; das Wetter war uns günstig. Hier fanden wir sogar eine größere Kühle als uns lieb war; heute indeß ist es heiß. Wir sind zwar in einer andren Wohnung als im vorigen Jahr, aber in einer durchaus gefälligen, sodaß wir ein frohes Hiersein erwarten dürfen. Irene freilich, die noch etwas andres verlangt als wir, hat bis jetzt noch wenig Aussicht, ihre Rechnung zu finden; es gibt diesmal wenig reifere Jugend hier.

Wir reden immer noch, lieber Freund und liebe Freundin, von den schönen Tagen in Kiel. Wir versuchen die schöne Luft von dort mit der hiesigen zu vergleichen; unvergleichlich aber bleibt, was wir in Eurem

<sup>1</sup> Wahrscheinlich irrtümlich statt „August“; vgl. Brief Nr. 249.

Hause erlebt haben, und wofür wir Euch ewig in Dankbarkeit verbunden bleiben.<sup>2</sup>

Wie gesagt, ich hoffe, es soll mir hier wohl tun, und wünsche, daß Du auf Deiner Reise volle Erholung findest, alle Deinen recht munter bleiben und daß Ihr alle zusammen glücklich durch einander lebet!

Dein St.

<sup>2</sup> Über die Freude, die Steinthals Besuch in Kiel auslöste, schreibt auch Marie Glogau rückblickend (aaO, S. 72): „Es war wundervoll zu sehen, wie der starke, kräftige Glogau den kleinen zarten Steinthal fürsorglich leitete und hütete, wie seine und der Seinen Wünsche sorgfältig abgelascht und freudig erfüllt wurden. Wie nur ein Sohn für seinen Vater sorgen, ihn mit Liebe umgeben kann, so tat Glogau es Steinthal.“

#### JEANNETTE STEINTHAL AN MARIE UND GUSTAV GLOGAU

[6. August 1894]

Meine verehrten lieben Freunde, wenn wir ein paar Tage unsres Hierseins hingehen ließen, ohne Ihnen eine Nachricht zu schicken, lag es daran, daß wir nicht gleich unser Logis gefunden und auch durch die veränderte auffallend kühle Luft uns etwas unbehaglich gefühlt haben. Heute ist es wieder warm, wir sind eingelebt, und da ist unsere erste Beschäftigung, an Sie, meine lieben Freunde, zu schreiben.

Gedacht haben wir in all den Tagen sehr oft Ihrer, die schönen Tage bei Ihnen sind uns dankbar in Erinnerung, es war Alles angethan, sich wohl bei und mit Ihnen zu fühlen, ja selbst der Himmel meinte es gut mit uns. –

Ihr liebes gütiges Kind hat sich unser Herz gewonnen, und ich wünschte wo[h]l, wir könnten sie einmal bei uns in Berlin haben.

Am Ende treffen diese Zeilen den verehrten Herrn Professor gar nicht mehr zu Hause, Sie sind dann, liebste Freundin, wo[h]l so freundlich und übermitteln ihm noch einmal unsern herzlichen Dank.

Ich denke Sie mir, drei Damen, jetzt im größten Fleiß, aber hoffentlich genießen Sie auch die schönen Tage und Sie, liebster Freund, thun etwas für Ihre Gesundheit.

Von unsrem Aufenthalt kann ich noch nichts berichten. Hoffentlich holt sich mein Mann die gewünschte Kräftigung. –

Ich schließe mit herzlichen Grüßen für die beiden jungen Damen und bitte mit recht guten Nachrichten bald zu erfreuen

Ihre herzlich ergebene  
Jeannette Steinthal

## IRENE STEINTHAL AN MARIE UND GUSTAV GLOGAU

Verehrter Herr und Frau Professor,

Schöner als meine Eltern Ihnen über unsren Aufenthalt bei Ihnen geschrieben haben, weiß ich mich nicht auszudrücken; so bitte ich Sie, mir zu glauben, daß auch meine Gefühle ganz die Gleichen sind, nur meinen Dank will ich Ihnen selbst noch einmal wiederholen. An Mariechen werde ich nächstens einmal schreiben, so bald unser Tagewerk geregelt sein wird. Bis dahin sende ich ihr und Fräulein Hildchen<sup>2</sup> meine herzlichsten Grüße.

Ich hoffe, Sie verzeihen mir meine viele Schreiberei bei Ihnen; aber noch nicht einmal jetzt habe ich Alles erledigt.

Ich grüße Sie verehrungsvoll  
Ihre Irene Steinthal

<sup>2</sup> Hilde ist eine Nichte Gustav Glogaus.

## [254] MARIE GLOGAU AN JEANNETTE STEINTHAL

Kiel, den 25. September 1894

Verehrte Frau Steinthal

Auf Ihre Karte von heut früh,<sup>1</sup> beeile ich mich Ihnen mitzutheilen, daß mein Gatte schon wieder 2 Wochen, glücklich von seiner Reise heimgekehrt, in Kiel weilt. Er hat sich recht erquickt, doch kann ich nicht sagen, daß er körperlich sehr wohl war. Er hatte sich – in diesem Jahre das allgemeine Loos – schrecklich erkältet und ist noch jetzt nicht wieder ganz ohne Husten. Sehr leid that es uns, daß Sie einen Theil der schönen Ferientage im Bett verbringen mußten und der hochverehrte Herr Professor unter der bösen Erkältung so sehr gelitten hat. Hoffentlich merken Sie Alle nun recht dauernd nachträglich die Folgen der schönen Luftcur. Mir und meinen Mädclchen geht es ganz leidlich. Ja denken Sie nur, daß Marie und Hilde noch im Hafen drei mal wöchentlich baden, so auch heut noch. In den Zimmern frieren wir zwar so, daß wir energisch an's Heizen denken, aber draußen ist's sonnig und milde und das Wasser bei 12<sup>o</sup> ganz herrlich. So schwimmen meine zwei Fische auf und unter dem Wasser lustig darauf los. Ich finde, daß Maries Farbe bedeutend rosiger geworden, weiß aber wohl, daß sie immer geschont werden muß. Mit Begeisterung singt sie jetzt im Gesangverein die „Schöpfung“ mit und wird dieselbe Ende Oktober aufgeführt. Hilde ist nach wie vor frisch und thätig, sie hatte mit uns die außerordentliche Freude, ihre jüngere Schwester fünf Wochen hier sehen zu dürfen. Die

<sup>1</sup> Die Karte von Jeannette Steinthal ist verlorengegangen.

dreizehnjährige Grete ist ein süßes Mägdelein, das jeder lieb haben muß. Wir haben in diesen Wochen recht herumgebummelt, nun wird's wieder ernst. Wintersorgen – als Einkochen, Reinmachen etc. sorgen dafür. Und wie geht's Irenchen? Wir denken gar viel an sie und sprechen oft von ihr, wie von Ihnen Allen und den schönen acht Tagen Ende Juli.<sup>2</sup> Nun leben Sie wohl, verehrte Frau, und lassen Sie Sich einen herrlichen Herbst und gemüthlichen Winter wünschen; auch bitte herzlichste Grüße von Haus zu Haus zu bestellen.

Ihre Marie Glogau

<sup>2</sup> Auch diese Angabe bestätigt die irrtümliche Datierung von Brief Nr. 253.

[255] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Kiel, den 26. September 1894

Liebster Steinthal

Da ich vor dem 16. September Berlin passirte, habe ich einen Besuch bei Euch nicht machen können, weiß auch nicht, ob Euch mein Gruß durch Lazarus erreicht hat. Es ist mir trotz des schlechten Wetters recht befriedigend gegangen, denn alte Freunde sieht und spricht man ja auch im Zimmer; und darauf sind meine ostpreußischen Reisen wesentlich abgezweckt. Meiner Mutter 80. Geburtstag haben wir am 24. August in der Familie froh gefeiert. Sie ist frisch und rüstig und schon wieder auf Reisen.

Euer Besuch ist uns allen eine tiefe und nachhaltige Freude. Wohl wünschte ich, daß ich damals frischer gewesen wäre – zu wünschen aber läßt ja das Leben immer! Wenn Du und die Deinen nur nicht so sehr durch das schlechte Wetter zu kurz gekommen wäret! Im 72. Lebensjahre thun die äußeren Umstände sehr viel und der Herbst und Winter sind einer nachhaltigen Erholung nicht günstig. Um so mehr wirst Du Dich schonen und das Arbeiten noch lange bei Seite lassen müssen. Auch ich komme nicht in Fluß. Ich greife dies und das an, aber ohne rechten Erfolg und ohne Behagen. Man muß eben mitten darin sein und das wird ja wohl allmählig auch kommen. Die rechte Freudigkeit, das Vertrauen zum täglichen Ringen und Streben, will mich oft fast gänzlich verlassen. Gewiß, das ist Schwäche. Völlige Resignation, dann wird man den noch bleibenden Weg des Lebens auch noch hindurchfinden.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Von Gefühlen der Verzagtheit oder gar Verzweiflung wurde Glogau zeit seines Lebens immer wieder heimgesucht. Zu keiner Zeit aber hatte er sich so lebensmüde geäußert wie an dieser Stelle – ein halbes Jahr vor dem tödlichen Unfall in Griechenland! – und zu niemandem so direkt wie am 4. Januar 1894 an den befreundeten Konsul Schoeller:

Meiner Frau, Tochter und Nichte geht es befriedigend. Die beiden letzteren haben heute noch im Hafen gebadet, was nun aber auch wohl das letzte Mal gewesen sein wird. Wie lebhaft bedauern wir, daß es Deiner verehrten Gattin so wenig gut gegangen und daß auch Du wieder zurückgekommen bist. Da wird Irene's fröhliche Zauberkunst ja recht an der Stelle sein. Grüße sie herzlich: ich sehe fortwährend ihr frohes Gesichtchen.

Nochmals: möge es Euch allen recht wohl gehen!

Ich bin in Liebe

Euer Glogau

„In einer einstündigen Vorlesung über Faust sind wohl 100 Zuhörer, sonst aber sind die Erfolge recht mäßig. Daher fehlt es mir an der rechten Freude am Dasein. Wesentlich ist es die Hoffnung, daß doch dies irdische Dasein mit schnellen Schritten seinem Ende entgegengeht, die mir die Kraft giebt, in Zufriedenheit weiter zu wirken.“ (Die Briefe an und von Rudolf Schoeller befinden sich im Glogau-Nachlaß, Universitätsbibliothek Kiel.)

[256] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 30. December 1894

Lieber Glogau, aus Euren Briefen vom 22. und 27. ersehe ich freudig Euer aller Wo[h]lbefinden, auch das Deinige, über das wir nicht sicher waren.<sup>1</sup> Besonders freut mich auch Deine Arbeits-Lust. Ein Bild von Platons Höhle dürfte schwerlich existiren. Doch will ich einmal bei Amsler & Ruthart [sic!] nachfragen.<sup>2</sup> Also eine Geschichte der Philosophie, „von allem Entbehrlichen entlastet“, d. h. die reine Dialektik der Entwicklung, aber mit Rücksicht auf die allgemeine Lage der Cultur jeder Zeit. Und wie denkst Du über Indien? Deussen beglückt uns ja mit

<sup>1</sup> Die Briefe vom 22. und 27. Dezember 1894 sind offensichtlich verlorengegangen. Glogau hatte darin mitgeteilt, daß er von einer Berliner Verlagsbuchhandlung den Auftrag erhalten hatte, eine Philosophiegeschichte zu schreiben; dieser Auftrag hatte Glogau neue Arbeitsfreude gegeben.

<sup>2</sup> Amsler & Ruthardt war eine sehr angesehene Kunsthandlung mit Kupferstichantiquariat und einer permanenten Kunstausstellung in Berlin W., Behrenstraße 29a. Die Inhaber waren zu jener Zeit Louis Gerh. Meder und Albert Meder.

Eine bildliche Darstellung von Platons Höhlengleichnis ließ Glogau später nach seinen Anweisungen zeichnen; sie ist abgebildet in: Gustav Glogau, Das Vorstadium und die Anfänge der Philosophie. Eine historische Skizze, Aus dem Nachlaß hrsg. von Hermann Siebeck, Kiel und Leipzig 1895.

einer großartigen Geschichte der Philosophie.<sup>3</sup> Kennst Du die Gesch[ichte] von Strümpell?<sup>4</sup>

Mein Befinden ist wesentlich nicht anders als im Sommer. Von Arbeit ist nur wenig die Rede; die Kraft entschwindet zu schnell. Meine Lust drängt mich hierhin und dorthin, und wie ich Dir auch wo[h] schon sagte, selbst die Metaphysik werde ich nicht los. Nun kommt Dein Buch.<sup>5</sup> Fürs erste habe ich doch das Inhalts-Verzeichnis angesehen. Kennst Du die Geschichte von dem Jungen, der einen Pfeffer-Kuchen in der Tasche trägt, dann aber die eine Ecke nach der andren abbeißt, bis er das Ganze in den Mund steckt? Jean Paul beschreibt es ganz ergötzlich. Ich glaube mich überzeugt zu haben, aus der Sprachwissenschaft noch viel mehr lernen zu können, als ich davon bis jetzt gelernt habe.

Aber nun genug!

Dein Steintal

<sup>3</sup> Deussens umfangreiche „Allgemeine Geschichte der Philosophie“ begann damals gerade zu erscheinen; die drei Bände der ersten Abteilung sind der indischen Philosophie gewidmet.

<sup>4</sup> Der Herbartianer Ludwig Strümpell (1812–1899) hatte noch bei Herbart in Königsberg studiert und promoviert. Seine zweibändige „Geschichte der Philosophie der Griechen“ war schon 1854 und 1861 erschienen, als er noch als o. Professor der theoretischen und praktischen Philosophie und Pädagogik in Dorpat lehrte.

<sup>5</sup> Von Glogau waren 1894 im Verlag von Lipsius & Tischer, Kiel, „Die Hauptlehren der Logik und Wissenschaftslehre – Für den Selbstunterricht dargestellt“, erschienen. Der Band enthält die Widmung: „Meinen Kollegen an der Kieler Universität, den Herren Dr. J. Reinke, ordentl. Professor der Botanik, Dr. Th. Curtius, ordentl. Professor der Chemie, in freundschaftlicher Gesinnung zugeeignet.“

#### JEANNETTE STEINTHAL AN MARIE UND GUSTAV GLOGAU

Meine verehrten lieben Freunde!

Heute noch etwas ermüdet von meinem Geburtstag gestern, den wir glücklich im Kreise der Familie und Freunde gefeiert haben, will ich in nur wenigen Zeilen meinen herzlichen Dank für Ihre treuen Wünsche ausdrücken. Die wunderbare Süßigkeit verzehren wir auf Ihre Gesundheit und gedenken herzlich Ihrer.

Haben Sie schon einen Entschluß gefaßt, wohin Sie die liebe Marie schicken? Vielleicht fällt Ihre Wahl auf Berlin; dann würden wir uns freuen, das gute Kind recht oft verwandtschaftlich bei uns aufnehmen zu können. Ich bin überzeugt, daß ein Luftwechsel für mehrere Monate entschieden vortheilhaft nach allen Seiten auf Ihr Töchterchen wirken wird. Wir haben es bei Irene beobachtet, als sie in Frankfurt war.

Grüßen Sie, meine verehrten Freunde, die jungen Mädchen freundlichst und seien Sie allesamt zum neuen Jahr innigst begrüßt. Möge es Ihnen nur Gutes bringen. In alter Herzlichkeit

Ihre Jeannette Steinthal

IRENE STEINTHAL AN MARIE GLOGAU

Liebes Mariechen,

Auch ich will meine herzlichen Wünsche für das neue Jahr anfügen für Dich, Deine verehrten Eltern und Cousine Hilde! Mir ist ganz wirr im Kopf von der vielen Schreiberei, wie stets am Jahres-Schluß; bitte Dich deshalb, mir zu verzeihen, wenn ich Dir nur noch kurz sage, daß auch für mich der [!] Weihnachten prachtvoll war und ich jetzt sehr viel eingeladen bin.

Nimm Du mit allen lieben Deinen tausend Grüße von

Deiner Irene

[257] HEYMANN STEINTHAL AN MARIE GLOGAU

Berlin W., Schöneberger Ufer 42, den 25. März 1895

Verehrte Freundin,

Die Nachrichten, welche Sie uns in Ihrem Schreiben vom 14. d[ieses] M[onats] gegeben haben, haben unsre lebhafteste Teilnahme in Freude und Leid geweckt. Daß Ihr Gatte Sich für seinen winterlichen Fleiß einmal gründlich belohnen will, daran tut er recht.<sup>1</sup> Mag er finden, was er sucht, vor allem Erholung. Daß die heitere Hilde erst erkrankt ist und nun abgereist, daß dann auch Ihr gutes Mariechen so hart angegriffen ward, das war ja recht schlimm. – Und nun muß ich Ihnen offenherzig sagen, und meine Frau stimmt mir bei, Sie hätten Mariechen auf einige Zeit von Sich lassen sollen. Wir begreifen nicht, was Ihr Gatte dagegen haben konnte; wir sind vielmehr überzeugt, daß ein paar Wochen oder Monate aus dem elterlichen Hause heraus (natürlich unter günstigen Bedingungen) Mariechen körperlich und geistig sehr wohl tun müßten.

<sup>1</sup> Glogau war am 10. März zu einer längeren Reise – über Prag, Wien, Triest – nach Griechenland aufgebrochen.

Bei uns war der verflossene Winter auch kein Frühling, worüber Ihnen die Meinigen schreiben werden.

Mit herzlichem Gruße für Sie und Marie und meinen lieben Glogau

der Ihrige

Steinthal

Steinthal hatte offenbar sehr spät von Glogaus Tod erfahren; denn als er am 25. März an Marie Glogau schrieb, lebte der Freund schon nicht mehr. Am 22. März hatte Marie Glogau abends das Telegramm aus Athen erhalten, am 24. stand in der Sonntagsausgabe der Kieler Zeitung (MA) die Nachricht, daß Glogau tödlich verunglückt sei. Am 26. brachte der Kieler Bürgerverein im gleichen Blatt einen Nachruf auf den Verstorbenen, der ihr aktives Mitglied war und zeitweise auch dem Vorstand angehört hatte.

Glogau wollte mit seinen beiden Begleitern, Dr. Buresch und Dr. Korn, mit der Eisenbahn von Laurion nach Athen zurückfahren. Bei diesen griechischen Sekundärbahnen konnte jeder auf- und absteigen, ohne vom Personal aufgehalten zu werden, selbst wenn der Zug sich bereits in Bewegung gesetzt hatte, wie das hier der Fall war. Die drei Passagiere, die etwas spät kamen, stiegen in verschiedene Wagen ein, weshalb sie, die Nichtbetroffenen, das Unglück auch erst bemerkten, als der Zug nach ca. 100 Metern zum Stillstand gebracht wurde. Als die beiden Begleiter zur Unglücksstelle kamen, war schon der Arzt der französischen Minengesellschaft bei dem Verunglückten – jedoch zu spät: Glogau starb sehr schnell an den hohen Blutverlusten, die er durch die Verletzungen an beiden Beinen erlitten hatte, wahrscheinlich ohne große Schmerzen und ohne das Empfinden, daß es zu Ende gehe.

Der Tote wurde einbalsamiert und mit großen Ehren – auch der deutsche Gesandte folgte – auf dem Athener Friedhof beerdigt.

[258] HEYMANN STEINTHAL AN MARIE GLOGAU

Berlin W., Schöneberger Ufer 42, den 28. Mai 1895

Verehrte Freundin, es ist nun doch schon vielleicht eine Woche, daß ich von unsrem herben Verlust weiß.<sup>1</sup> So sehr ich die Pflicht fühlte, zu Ihnen sprechen zu müssen, so wenig fühlte ich bisher die Kraft dazu in mir. Jedes Schicksal, das gegen die Natur eintritt, trifft uns doppelt hart. Dem Alten, welcher scheidet, weint der Jüngere eine Träne nach; aber wenn der Alte dem Jüngern nachtrauern soll – Nun Sie sind Gottergeben, wie Glogau es war, unser Glogau, und ich bin es auch. Wir kommen hoffentlich bald so weit, daß wir uns des Dahingeshiedenen in Heiterkeit erinnern, und sein Bild in den echten glänzenden Farben vorhalten und uns des Glückes erfreuen, ihn so lange besessen zu haben, und auch des Glückes, das er in einem arbeitsreichen Leben doch mit seinen Nächsten genossen hat. Am tiefsten lag sein Glück in seinem eignen Innersten, in seinem Streben in die Höhe.

Wenn Glogau mein „Anhänger“ war, wie man sagt, so war er es wahrlich nicht wegen gewisser „Formeln“. Die volle Selbständigkeit seines rastlos forschenden Geistes wird wo[h]l nie verkannt werden und ist von mir immer anerkannt worden; und darum war mir seine Liebe so lieb.

Bleiben Sie mit dem Töchterchen recht gesund. Sie beide herzlich grüßend

in alter Freundschaft

Steintal

Meine Damen lassen herzlich grüßen. Nächstens werden sie selbst schreiben.

D. O.

<sup>1</sup> Es ist kaum verständlich, weshalb Steintal so spät von Glogaus Tod erfahren hat. Auch ein Irrtum im Briefdatum ist ziemlich unwahrscheinlich.

[259] HEYMANN STEINTHAL AN MARIE GLOGAU

Berlin W., Schöneberger Ufer 42, den 22. Juni 1896

Liebe Freundin,

Anbei erhalten Sie die mir gütigst anvertrauten Briefe zurück. Ich möchte dieselben eine selbstverfertigte Photographie seines Geistes nennen. Es sind die mir wohlbekanntesten Züge in kleinem Format,

welche ich vor mir hatte. Es sind Zeugen seiner Klärung, also der wichtigsten Entwicklungs-Jahre. Wie wirr es noch kurz zuvor in seinem Kopfe gährte, mag Ihnen eine kleine Geschichte zeigen, die Sie vielleicht nicht kennen, die er Ihnen wo[h] nicht mitgeteilt hat, weil er selbst nicht mehr daran gedacht hat. Gleich zu anfang unsrer Bekanntschaft schenkte er mir doch sogleich das Vertrauen, mich zu fragen, was ich zu seinem Plane denke, *Theater-Kritiker* zu werden – in Schillers hohem Fluge, nach Lessings Muster. Ich hatte keine Mühe, ihn hinter die Coulissen sehen zu lassen. Nun, unser Glogau ist in der Fülle der Kraft gestorben, auf der Höhe der ihm auf Erden erreichbaren Entwicklung. Er hätte wohl noch manche Freude erlebt, sicherlich auch noch manchen Schmerz. „Sein Andenken zum Segen.“

Nun noch herzliche Wünsche für Sie und Ihr Mariechen, zu ihrem Geburtstage!

Der Ihrige

Steinthal

[260] IRENE STEINTHAL AN MARIE GLOGAU

Berlin, den 17. November 1896

[Postkarte]<sup>1</sup>

Verehrte Frau Professor,

Es ist schon so lange her, daß wir von Ihrem und Mariechens Ergehen nichts gehört haben, daß ich Sie in Muttchens Namen bitte, uns doch bald ein wenig von Ihnen zu erzählen. Muttchen schreibt nicht selbst, da sie wieder drei Wochen leidend war und sich noch recht schwach fühlt. Wir müssen uns Mühe geben, sie schnell wieder kräftiger zu machen. Uns andern geht es G[ott] s[ei] D[ank] gut, und hoffentlich sagen Sie uns bald dasselbe von Ihnen Beiden.

Wir grüßen Sie mit dem lieben Mariechen herzlichst

Ihre Irene Steinthal

<sup>1</sup> Die Karte war nach Frankfurt am Main gerichtet, wo sich Marie Glogau nach dem Tode ihres Mannes zumindest vorübergehend niedergelassen hatte.

